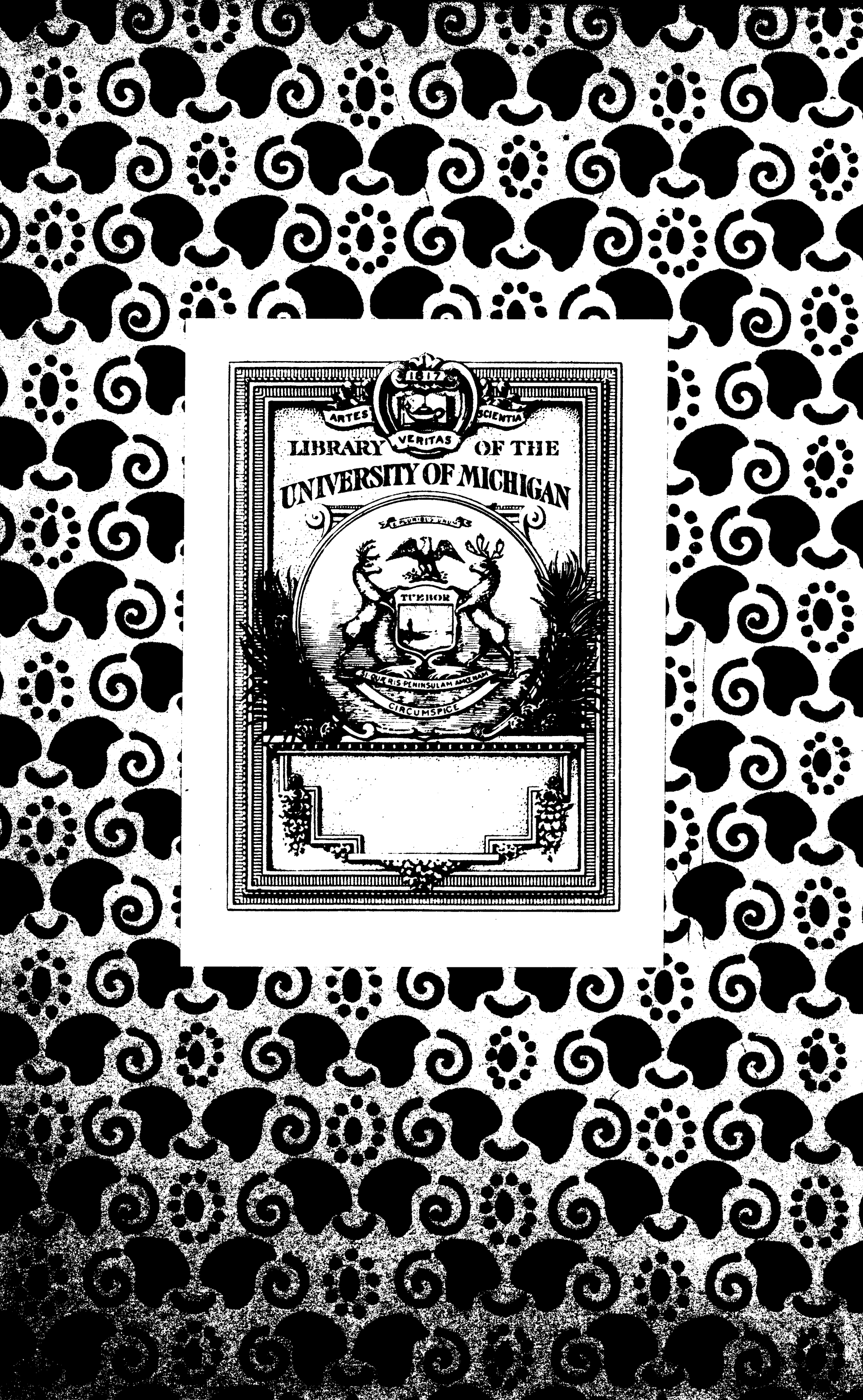
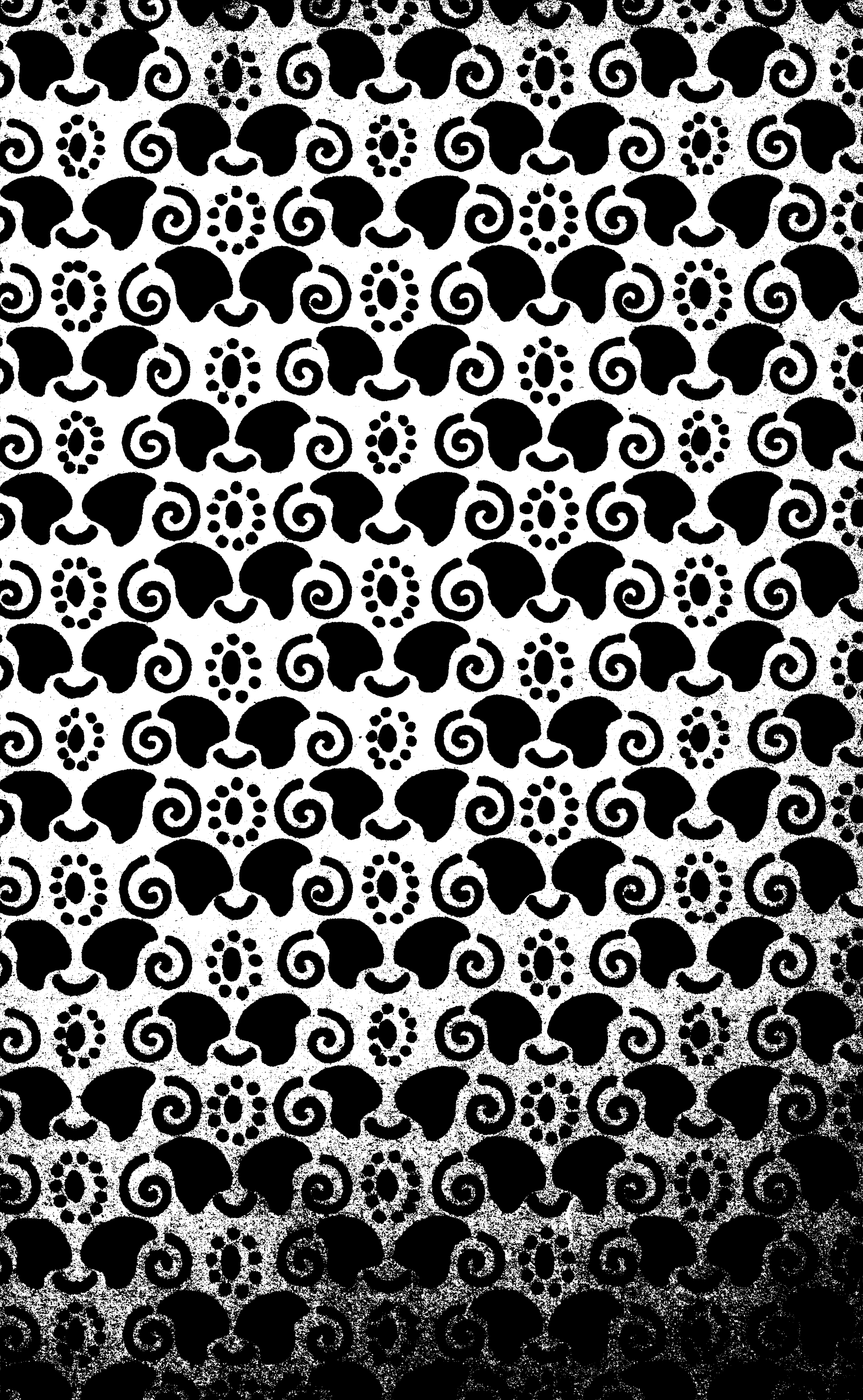




1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Der Fluch der Halbheit von Germanicus

Naumann hat für das deutsche Volk den Anspruch erhoben, daß es die Fähigkeit habe, die Wahrheit zu hören. Die sogenannte Kühlmann-Krise hat solche stolze Forderung nicht ohne weiteres bestätigt. Während einiger Tage gab es eine Krise des deutschen Volkes, nicht zuletzt eine Krise des Parlaments und der Presse. Erst nach achtundvierzig Stunden hatten sich die Verblüfften wieder zurecht gefunden, waren sie wieder so weit zur Vernunft gekommen, um zu begreifen, daß Kühlmann eigentlich nur das Selbstverständliche gesagt hatte, und daß der Sturm, der ihm entgegengebraust war und noch an ihm rüttelt, nichts andres bedeutet als ein den Augenblick geschickt nutzender Versuch, den aus dem Sattel geworfenen Konservativen und Alldeutschen wieder auf die Beine zu helfen. Die Regie der Andern ist wieder einmal außerordentlich gewesen. Schon während der Rede setzte sie ein. Als erster Effekt der Uebung kam die Entrüstung des Grafen Westarp. Und dann folgte Schlag auf Schlag. Nicht unwesentlich waren die Fanfarenstöße, von denen, nachdem inzwischen Erkenntnis und Besinnung in das Reichshaus zurückgekehrt waren, der Sozialdemokrat Noske berichten mußte. Fanfaren, deren Verstopfung zu den wichtigsten Aufgaben nicht nur des deutschen Parlaments, sondern auch der Reichsregierung gehören wird, die sich aber wesentlich leichter vollbringen ließe, wenn diese Reichsregierung selbst — nicht nur der Kanzler, auch der Staatssekretär — sich nicht hätte ins Bockshorn jagen lassen, sondern vom ersten Augenblick an den Fluch gebannt hätte, unter dem Deutschland während des ganzen Krieges, und zwar in zunehmendem Maße, beinahe mehr leidet als unter allen Anstrengungen der Feinde: den Fluch der Halbheit, der schließlich erreicht hat, daß man nicht mehr weiß, ob Deutschland überhaupt noch als zentrale Gewalt eine Reichsregierung besitzt. Es wäre nicht grade ein erbauliches, aber ein sehr wertvolles Unternehmen, wollte man die Liste all der hierher gehörenden Vorfälle zusammenstellen. All der Uebergriffe, vor denen die Reichsregierung zurückgewichen ist, und all der Schäden, die aus solcher Flucht sich ergeben haben. Wenn die Kühlmann-Krise dazu hilft, daß endlich einmal dieses Gift der politischen Schwäche aus dem deutschen Volkskörper ausgeschieden wird, so wird sie zu den erfreulichsten Tagen des neuen, sich gegen die halbe Welt erfolgreich wehrenden, aber im eigenen Hause nicht recht zur Ordnung kommenden Deutschlands gehören. Wenn nicht alles täuscht, wird solcher Gesundungsprozeß sich diesmal tatsächlich vollziehen; sicher ist, daß die erforder-

lichen Anstrengungen, die keine geringen sein können und die sehr leicht, ja sogar wahrscheinlich das eine oder das andre Opfer fordern werden — vielleicht nicht die eigentlichen Schuldigen, dann aber doch zum mindesten die Werkzeuge — im besten Gange sind. Es ist an sich nicht überraschend, daß während eines so langen Krieges und bei so unerhörten Leistungen der Heere die politische Leitung zurückgedrängt wird; es ist aber unbedingt nötig, daß das Gleichgewicht der Zuständigkeit zwischen den Gewalten wiederhergestellt wird, nicht nur aus Gründen der Verfassung, sondern vor allem um der geschichtlichen Erfahrung willen. In solchem Sinne eben ist es allerdings richtig, daß die Kühlmann-Krise eine Kanzlerkrise ist und darüber hinaus eine Krise des Parlaments und der deutschen Demokratie. Wir werden sie bestehen müssen, wenn sich nicht schließlich ergeben soll, daß die deutschen Siege nicht einen Aufstieg, sondern eine Zerrüttung des deutschen Volkes bedeuten. Wollen wir diese Krise aber bestehen, so werden wir an erster Stelle alle Die abtun müssen, die unter der Maske, Vertreter des Volkswillens zu sein, nichts andres sind als Agenten der einen Partei. Es kann jetzt keine Schonung mehr geben; je härter die Gegensätze aufeinanderprallen, desto gründlicher wird die Klärung sein. Alles, was der ‚Vorwärts‘ und die ‚Frankfurter Zeitung‘ und mit ihnen die immer noch vorhandenen unabhängigen, wenn auch gezählten Zeitungen hierzu während der letzten Woche geschrieben haben, darf nicht so leicht vergessen werden. Den Fluch der Halbheit gilt es zu brechen, damit der Sieg, den wir uns erkämpfen, nicht nur im Zeichen flatternder Fahnen steht, sondern wirklich ein Sieg des deutschen Volkes ist. Soll dies geschehen, dann ist unbedingt erforderlich, daß die Männer der Regierung, die zwar noch keine parlamentarische ist, aber doch im Parlament ihren starken Unterbau hat, Rücken an Rücken Das verteidigen, worauf es jetzt beinah mehr ankommt als auf irgendwelche Grabenstücke und Brückenköpfe: die durch nichts zu beirrende Selbständigkeit der politischen Leitung. Es ist dies umso wichtiger, als Kühlmanns Hinweis immerhin recht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat: der Krieg kann, wie wir dies hier stets angedeutet haben, noch längere Zeit dauern. Es wäre ein Unheil sondergleichen, wenn die Möglichkeit bestünde, daß die peinliche Entwicklung, die durch die Kühlmann-Krise wieder einmal grell beleuchtet worden ist, sich durch Jahre forterbt und nicht im geeigneten Augenblick abgedrosselt wird. Dagegen ist alles Andre so gut wie gleichgültig. Ob die Entente noch immer vom Frieden nichts wissen will; ob die englischen Arbeiter unter allen Umständen den Niederbruch Deutschlands anstreben; ob Amerika des Glaubens ist, daß jetzt eine neue, zugleich die entscheidende Phase des Krieges beginnt: das alles wird sich finden. Das alles werden wir erledigen — vorausgesetzt freilich, daß wir das Eine sicherstellen: die durch nichts zu beirrende Autonomie des deutschen Volkes.

Von der tierischen Grundlage

von Gustav Landauer

Unter Vorstellungskraft versteht man die Fähigkeit, sich Objekte, die an andern Orten sind oder in der Vergangenheit waren, oder wohl auch Kombinationen, die möglich wären, aber nicht wirklich sind, vorzustellen. Mir fehlt aber in unsrer Sprache ein Wort für die ohne Zweifel vorhandene und wichtige Gabe, sich in etwas Vorhandenes, das uns durch Sinnenwahrnehmung bekannt ist, so hineinzuversetzen, als ob wir es selbst wären. Diese Form der Phantasietätigkeit, die uns cum grano salis das gegenständliche Objekt in ein seelenhaftes Subjekt verwandelt, will ich hier Ich-Phantasie nennen. Mir scheint diese Ich-Phantasie, die uns ermöglicht, uns vorzustellen, wie man lebt, gleichviel, ob man ein Mensch ist oder sonst was, und die auf der andern Seite große und wichtige Gebiete unsres eigenen Daseins als unrealisierbar bezeichnen muß, wichtig für die Erkenntnis dessen, was wir unser Menschenleben heißen, und für unsre Stellung in der Natur. Eine Rose oder ein Lindenbaum zu sein, kann ich mir, wenn ich die Wahrheit sage und nicht Märchen affektiere, nicht vorstellen. Ich weiß nicht, wie ich blühen und die Blätter abwerfen und Augen ansetzen soll, weiß nicht, wie man das macht, und was man dabei empfindet. Bei dieser puren Negation aber merke ich etwas, was mich, mein sogenanntes Ich angeht. Mit einiger Mühe und Ungenauigkeit kann ich mir, besonders wenn ich auf diesen Gebieten an Störungen leide, vorstellen, wie mein Herz schlägt, wie ich verdaue, wie ich atme. Ich atme — nun ja, für eine Weile kann ich es lassen und auch sonst mit dem Willen ein wenig eingreifen; schön, ich tue es. Ich verdaue; an der vordern und hintern Leibesöffnung spielt der Wille, der tun und lassen kann, etwas mit; auf dem langen Weg dazwischen sehr wenig. Ich herzschlage — das behauptet auch die Sprache nicht. Aber sie erlaubt mir wieder, zu sagen: ich wachse, wiewohl sie nicht so weit geht, das Wachsen transitiv zu machen. Ich bin eben wirklich nicht dabei, wie ich meine Haare und Nägel wachse und den Samen meiner Hoden erneuere und bei noch gar vielem der Art nicht. Es liegt ein guter Sinn darin, wenn die Sprache der Nord- und Mitteldeutschen zwischen „mir schwitzt" und „mich schwitzt" schwankt, aber durchaus nicht schriftdeutsch lügen will: ich schwitze. Dem Wissenschafter zugegeben: ich weiß auch nicht in den Einzelheiten, wie das vor sich geht, wenn ich sage: ich gehe, ich esse, ich denke, ich fühle, ich will, ich spreche. Aber hier geht es garnicht um wissenschaftliche Analyse unsrer Funktionen, sondern um die Tatsachen unsres Selbstbewußtseins. Es geht grade darum, daß ich nicht in demselben Sinne, wie ich von meinem Denken und Fühlen und Tun rede, sagen kann, daß ich schwitze. Wenn man sich mit seinem Willen und Lassenkönnen nicht selber dabei weiß (oder glaubt), kann man nicht behaupten, man tue etwas. Ich

kann das auch so ausdrücken, daß ich sage, mein Schwitzen sei mir kaum etwas andres als eine irgendwie nachträgliche Sinnenwahrnehmung eines objektiven Vorgangs am eigenen Leib; mein Fühlen und solche subjektive Betätigungen sind für mein Selbstbewußtsein etwas andres, eben das, wofür wir das Wort Ich brauchen.

Nun mache man mir aber einmal den folgenden Versuch nach; das Ergebnis kann nicht zweifelhaft sein. Ich lag im Wald und hörte den Vögeln zu: die Drossel flötete, der Pirol schmetterte sein Signal, der Specht hämmerte mit seinem Kopf. Von dem, was ich hörte, gingen mir die Gedanken zu dem, was ich sonst gesehen hatte und aus Mitteilungen wußte. Wie das Weibchen brütet, wie die Eltern dann hin und her fliegen, wochenlang unermüdlich, und den Kindern ins Nest täglich Hunderte von Fliegen und anderen Kerbtieren sorgsam im Schnabel lebendig zutragen. Ich behaupte nun: all das ist Leben und Tätigkeit einer Art, die ich mir unmittelbar in der Ichphantasie vorstellen kann. Ich brauche keinerlei Wissenschaft und keine Lösung der Gartenlaubenfrage: Instinkt oder Ueberlegung? um mir in lebendiger Verwandlung aus dem Sinnenmäßigen ins Innerliche vorzustellen, ich wäre der Pirol, der von Erlenwipfel zu Wipfel fliegt und sein Signal ruft, hunderte Male an einem Nachmittag; ich weiß, daß das in mir Pirol eine überindividuelle Nötigung unüberwindlichen Zwanges wäre, und welch Glücksgefühl überkommt mich Menschen bei diesem Wissen, daß es Ueberindividuelles in der Welt gibt, das ganz individuell und nur individuell ist; mir ist geboten, zu rufen und zu singen, ich muß; aber dies Gebot lebt nur in mir, und diese Zwangsgewalt ist meine Freiheit, wie es uns Claudius so herrlich eingeprägt hat:

> In dir ein edler Sklave ist,
> dem du die Freiheit schuldig bist.

Liebe Gottnatur, wie danke ich dir, daß du beim Instinkt nicht den Umweg über Staat und Bureaukratie gemacht hast; daß das Tier ohne Gesetze das Gebot ausführt, und daß der Zwang, den ein Ganzes aufs Einzelwesen ausübt, da nicht der Vermittlung des Schutzmanns bedarf! Unterricht der Kleinen zur Erweckung und Ausbildung der ererbten Befehlsgewalten ist zwar da, mehr, glaube ich, als bisher beobachtet worden ist; aber wiederum danke ich, daß dieser Unterricht in den Instinkten nicht die Form der sexuellen Aufklärung angenommen hat, zu der die Menschheit jetzt, wie es scheint, greifen muß. Etwas Lebendiges aber von dieser Gewalt und Freiheit des Instinkts muß noch in uns erhalten sein, denn, wie gesagt, die Ichphantasie des Menschen kann sich einbilden, der Specht zu sein, der nicht einen Hammer als Werkzeug in der Hand schwinge, sondern mit dem Kopf und dem weit vorgewachsenen Schnabel drauf los schlage; die Schwalbe zu sein, die im allgemeinen gewohnt ist, die Fliegen, die sie schnappt, im Flug zu verzehren, auf einmal zu einer bestimmten Jahreszeit aber die Leiden-

schaft verspürt, sie sorgsam lebendig im Schnabel durch die Lüfte zu tragen und sie den Jungen ins Nest heimzubringen.

In seinen eigenen Funktionen also hat jeder unter uns Geschehnisse, die ihm viel fremder und unbegreiflicher sind als zum Beispiel der ekstatische Gesang eines Singvogels oder das Familienleben irgend eines Tiers. Daß ich das Schwänzchen hochhebe und ein Häufchen fallen lasse, kann ich mir viel leichter vorstellen, als daß ich mit der Tätigkeit meines Dickdarms oder der Gallenblase oder der Milz und Leber oder gar des Hirns persönlich zu tun habe. All solche Tätigkeiten und Organismen nun, in die ich mich hineinversetzen kann, als ob ich es wäre, haben — die Vorstellungskraft der Ichphantasie ist nur eine andre Nuance — etwas mit Sympathie oder Liebe zu tun. Ich kann nicht leugnen, daß ich das Hasenpaar, das ich auf einer Wiese um einen Baum herum tanzen sah, während das kleine Häslein zuschaute, recht innig in mein Herz geschlossen habe; und zu dem wilden Schwan, der ein paar Meter über dem Wasser eines graden Flusses mit mächtigem Ausgreifen der Flügel ganz allein, wie von einer unsichtbaren Schnur gezogen, einem fernen Ziele zuflog, habe ich eine Neigung, der Ehrfurcht und Pathos gesellt sind.

Am nächsten in der Natur also steht uns die tierische Selbstbetätigung, in deren Innerlichkeit wir uns hineinversetzen können. Für die Welt, in die wir nicht so unmittelbar eingehen können, fehlt es uns aber durchaus nicht an Empfindung. Sie offenbart sich uns, indem wir sie schauen oder sonst mit den Sinnen aufnehmen, durch Schönheit und Erhabenheit. Wenn wir die Rose und den Lindenbaum schauen, regt sich unsre Herzlichkeit, und wir erkennen nicht bloß die Notwendigkeit und den Sinn dieser Funktionseinheiten an, sondern auch ihre Aehnlichkeit mit dem, was uns als tierische Lebenstätigkeit wie etwas eigenes vertraut ist. Das Wachsen der Gesteine, die chemischen Prozesse, das Fallen der Meteore, die Bahnen der Gestirne sind mir fremd; aber doch nicht so fremd, daß die dichtende Phantasie sich nicht auch in diese Bewegungen versetzen könnte; ja sogar die Ahnung der Möglichkeit einer Liebe auch zu diesen Tätigkeiten lebt in mir; so, wie wir ahnen, daß da Funktionen zu einer geschlossenen Einheit, zu etwas wie einem Organismus zusammengeballt sind, so haben wir die Gabe der Sympathie zu diesen Weltverkörperungen; wir sind schon so geschaffen, daß wir für unsre Liebe zum Ganzen Exemplare und Repräsentanten brauchen, die ihrerseits Ganze sind; auf Stufen der Mikrokosmen steigen wir zum Makrokosmus oder Himmel empor; und der Sohn ist liebend zu uns herabgekommen, daß wir in einem einzelnen ein Gleichnis des Ganzen, im Sohn den Vater lieben lernen.

Es hat aber seinen überaus einfachen und allernächstliegenden Grund, daß im christlichen Mythus der Repräsentant der allumfassenden Liebe ein Menschensohn ist: ziehen uns Fäden der Sympathie zu Tieren und schließlich zu aller Welt hin, so muß das

Band, das mich Menschen mit dem andern Menschen verbindet, überaus stark sein. Sympathie ist ja doch die Kenntnis oder Witterung von einem Gleichen, das in den mannigfachst verschiedenen Gestalten der Natur waltet, und wo könnte für den Menschen mehr von diesem Gleichen sein als in der Menschheit?

Man macht Einwendungen und sagt, die Sache verhalte sich ganz anders. Grade weil uns das Leben der Tiere nur ungenau, nur ahnungsweise bekannt sei, könnten wir eine Art spielerische Sympathie zu ihnen empfinden, die nur so lange gelte, wie wir praktisch nichts mit ihnen zu tun hätten. Aber im Menschlichen kennten wir uns gut aus, und da kämen neben der unleugbaren Sympathie auch starke Antipathien von Natur aus vor. Eine Antipathie bestünde zwischen der weißen und der gelben Rasse, den Neger könnten wir im wahrsten Sinn des Wortes nicht riechen, Juden und Nichtjuden vertrügen sich im Grunde nicht und ähnliches mehr.

Aber das ist ja nur ein andrer Ausdruck für das, was ich sage! Daß, sowie das Praktische, das heißt: der Kampf um Leben und Behaglichkeit, der Egoismus ins Spiel kommt, alle Ichphantasie und Sympathie ausgespielt haben, wird keiner leugnen. Ein Franziskus oder ein russischer Muschik kann Sympathie noch zu seinen Läusen aufbringen; von mir muß ich gestehen, daß ich, ähnlich wie man es von Silvio Pellico und andern Gefangenen weiß, einmal im Staatskloster eine Art Freundschaftsverhältnis zu einer Stubenfliege hatte, die in der peinlich saubern Zelle herangeflogen kam, wenn ich den Daumen mit etwas weichem Brot darauf ausstreckte, und so auf meiner Hand ihre Nahrung holte; daß ich noch jetzt eine oder zwei Winterfliegen gern im Zimmer hege, daß ich aber im Sommer einen unerbittlichen Kampf gegen die ekelhafte Plage führe. Ekelhaft — da haben wir den stärksten Ausdruck der Antipathie; die Sympathie aber ist unvoreingenommene Wahrheit; ich empfinde sie, wenn ich mich in das fremde Leben hineinversetze, ohne daß die Tierchen mir irgendeinen Nutzen bringen; bei der Antipathie hat sich der Egoismus eingemischt. Genau so ist es mit den fremden Völkern. Wie groß ist unser Staunen und unsre Rührung, wenn wir an primitiven Völkern, die wir unbeteiligt in ihrem Leben beobachten, in dem Grundlegenden des Lebens bei aller Verschiedenheit der äußern Formen und meinetwegen auch der Hautgerüche unsre Gefühle vorfinden; und je gelber der Chinese ist und je schwärzer sein glattes Haar, um so inniger ist unsre Sympathie für ein Volk, das Laotse und die chinesische Lyrik und die chinesische Malerei hervorgebracht hat, und das Jahrhunderte lang das Schießpulver gekannt, aber es nur zu Feuerwerken benutzt hat. Für das Verhältnis der Juden zu den Christen ist ewig der echte Ausdruck das Gespräch des Klosterbruders mit Nathan. „Daß unser Herr ja selbst ein Jude war": liegt in dieser Besinnung nicht unsägliche Sympathie? Und wie kann der Christ den Juden für einen Christen, der Jude den

Christen für einen Juden erklärt: ist das nicht die Erkennung und Umarmung der nach der Erscheinung Ungleichen im wesenhaft Gleichen?

Die Menschen haben es noch nicht gelernt, so mit einander zu tun zu haben, als ob sie nichts mit einander zu tun hätten. Die Kunst und Einrichtung des gegenseitigen In-Ruhe-Lassens muß gelernt und geschaffen werden; eher wird es keinen Völkerbund und keine Menschheit geben.

Der Ausdruck aber, daß die Antipathie, sagen wir ruhig: der Haß in Zusammenhang steht mit den praktischen Beziehungen der Lebensgier, ist mir noch zu unbestimmt. Ich glaube, auf dem Wege der Ichphantasie oder des Hineinversetzens auch Sicherheit über den Ursprung des Hasses in der Natur zu gewinnen. Lasse sich also der Leser noch eine Tiergeschichte gefallen!

Wir haben eine Katze, welche eine echte Katze ist. Ich habe noch nicht bemerkt, daß sie eigentliche Liebe zu uns Menschen hätte oder sich anders als egoistisch um uns kümmerte. So führt sie im Haus und ums Haus herum ihr eigenes Leben, und unsre Anwesenheit stört sie dabei nicht sonderlich; das ist der Grad des Familiensinns, zu dem sie es uns gegenüber gebracht hat. Oefter hat sie am hellen Tag in unsrer Gegenwart eine Maus gefangen und dann stundenlang mit der Lebenden ihr bekanntes Spiel getrieben, bis das Spielzeug tot war. Jetzt hat die Katze ein kleines Kind; vier waren es erst, zwei haben wir verschenkt und eines hat ein fremder Kater, der lange ums Haus gestrichen war und dann in einem unbewachten Augenblick wie ein Räuber einbrach, geholt und ohne Zweifel aufgefressen. (Ich bin überzeugt, daß das Entartung im Zusammenhang mit der Domestikation ist und in der wilden Natur nicht vorkommt. Dagegen kommt ein andrer Kater, den wir für den Vater halten, manchmal zu Besuch und spielt sehr nett mit Mutter und Kind.) Dies einzige Kind, das sie noch hat, ist jetzt etwa sieben Wochen alt. Vor einigen Tagen, nachdem die Alte stundenlang unbeweglich auf einem Rasenfleck gesessen und gelauert hatte, kam sie aufgeregt herein und brachte ihrem kleinen Kätzchen eine Maus, eine tote Maus; sie hatte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, ohne die Spur eines Spiels sofort nach dem Fangen totgebissen. Und nun legte sie die Maus vor das Katzenkind hin, und kaum war das mit dem Mäuseschwänzchen in Berührung gekommen, als es allerliebst mit der kleinen Leiche zu spielen anfing. Die Alte saß daneben und sah zu. Nach einer Weile, etwas mehr als einer halben Stunde, hatte sie offenbar genug von dem Spiel des Kindes mit dem toten Ding; sie nahm die Maus und tat mit ihr, was sonst das Ende vom Lied war, wenn sie selbst so ein Tierchen zu Tod gespielt hatte: sie fraß es auf. Am Tag darauf sahen wir außen vor dem Haus eine andre totgebissene Maus liegen, konnten aber nicht feststellen, was damit geschehen war. Wieder ein Tag, und die Alte kommt nachmittags in die Stube und bringt wieder eine Maus mit: diesmal aber

lebte das Tierchen, allerdings nicht mehr sehr kräftig. Sie brachte es wieder ihrem kleinen Kind und sah ruhig und vertrauend zu, wie das sofort nach Katzenart mit der Maus spielte, sie hie und da laufen ließ, wieder einfing und so weiter. Das Ende habe ich, da es nicht zu meiner Gewohnheit gehört, Artikel über Tierleben zu schreiben, nicht mitangesehen.

Aber ich kann versichern: niemals, weder früher noch bei diesen Gelegenheiten, habe ich im Verhältnis der Katzen zu den Mäusen das Geringste gesehen, was wie Haß der Katze gegen die Maus ausgesehen hätte. Wenn ich mich dagegen, was ich durchaus kann, in die Empfindung der kleinen Maus oder etwa der Vögelchen versetze, die sich in Scharen gegen einen Raubvogel zusammentun, um ihn mit Geschrei und Geflatter zu vertreiben, worauf sie, wenn er wirklich flieht, ihn verfolgen und hetzen, so habe ich ein Nachahmungs-, Mitlebensgefühl, das aus Furcht und Haß zusammengesetzt ist.

Das geht, ich zweifle nicht daran, so durch die ganze Natur und durch die Menschheit mit: kein Haß ohne Furcht. Ich glaube nicht, daß der Löwe die Antilope haßt, ich glaube nicht, daß der Habicht den Hasen haßt, Haben und Fressenwollen kann mit zärtlichem Spieltrieb und Gefühlen der Sympathie verbunden sein, das ist nicht bloß so von der Katze zur Maus hin, sondern bis zum Menschen das Verhältnis des Jägers zur Beute; aber ich glaube, daß in der Furcht der Kleinen vor den Großen, der Schwachen vor den Starken etwas sitzt, was Haß erwecken kann oder ihm benachbart ist. Die Unterlegenheit, die Schwäche, die Furcht, überflügelt oder in die Enge getrieben oder irgendwie geschädigt und unterdrückt, am freien Leben verkürzt zu werden, erzeugt den Haß und die Taten des Hasses.

Auf die Kompliziertheiten unsres Gesellschaftslebens, wo Furcht und Haß zwischen Einzelnen wie Völkern mit der Ungleichheit der Lebensbedingungen, mit Armut und Furcht vor Armut zusammenhängen, will ich in dieser Betrachtung, die auf tierisch-natürliche Grundlagen hinweisen will, nicht eingehen. Ich weiß sehr wohl, daß vieles einen anderen Schein bekommt, sowie die Natur Menschengestalt annimmt. Ich weiß, daß zwischen uns Menschen längst Taten des Hasses geschehen, ohne daß Haß empfunden wird, so wie ja auch umgekehrt der verwichene Herr Lissauer und die Gummistempelhelden, die mit ihm fühlten, Haß empfinden konnten, ohne sich nach eigenen Taten des Hasses zu sehnen. Ich weiß, daß wir uns Organisationen und mechanisch-bureaukratische Apparate erfunden haben, deren Funktionieren uns jede Empfindungsnotwendigkeit abnimmt; ich weiß auch, daß bei uns Menschen sich die Furcht in das Machtgefühl, der Stärkere und zur Herrschaft Berufene zu sein, maskieren kann, wie es ja auch in einer Gegend des Menschlichen, die der Natürlichkeit näher liegt, vorkommt, daß weiche weichende Angst sich in sehr starken, protzenhaft forzierten Tönen äußert; ich weiß, daß es unter Menschen für

jede Tat des Hasses eine Ideologie und mehrere Oberlehrer gibt, sie zu rechtfertigen.

Das und noch einiges weiß ich. Ich weiß aber auch, daß wir Menschen alle unter unsern Kleidern, unsern Uniformen und mannigfachen Maskierungen wirkliche und nackte Menschentiere sind. Ich weiß, daß in der Zeit, die man die Renaissance nennt, in Wahrheit so etwas wie Wiedergeburt unterwegs sein wollte, weil in der Gegend von Giordano Bruno ein hinreißendes, mit Mythos trächtiges Christ-Heidentum den göttlich beflügelten Geist enthusiastisch der tierisch schönen Leibesnatur vermählen wollte; daß aber die Reformation alles verpfuschte und verheuchelte, weil sie schließlich nur an unsern Kleidern und sogar nur an den Sonntags- und Staatskleidern herumflickte. Ich weiß, daß eben das die Gefahr auch der besten Unzufriedenen und nach der Menschheit Begierigen ist: im Gesellschaftlichen, Formalen, Maskenhaften zu bleiben und nicht zu wissen, daß wir froh und zuversichtlich bei unsrer Tierheit einkehren müssen, um unser echtes, vom Geist der Gattung gebundenes und daher freies Menschentum zu finden.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XX.

Lothar Persius

„Ich begreife den Mann nicht! Im Dienste ergraut, Kapitän zur See und nun Pazifist!"

„Ja, Herr Hauptmann, haben Sie nicht wenigstens ein Mal versucht, eine psychologische Konstruktion aufzustellen, um das Wesen dieses Mannes zu ergründen? Mit Psychologie pflegt sich allerdings Der nicht abzugeben, der nur zu befehlen hat. Darum sind Offiziere und Schuldirektoren meist die schlechtesten Psychologen."

„So? Das bestreite ich ernstlich. Grade wir, die wirs mit Leuten aus allen Bevölkerungsschichten zu tun haben, müssen täglich, stündlich tiefe Einblicke in die menschliche Seele tun. Und Persius, sehen Sie, um das rund heraus zu sagen, ist nichts weiter als Einer, der verärgert, erbittert, erbost ist darüber, daß er als Kapitän zur See, dicht vor dem Kontreadmiral den blauen Brief bekommen hat. Das ist meine psychologische Analyse. Nur keine Künsteleien, wo alles so klar auf der Hand liegt."

„Sie machen sich die Sache allerdings sehr einfach, Herr Hauptmann. Sie kommandieren sich selber die Zurechtlegung und verlangen dann, daß ich bloß: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!" dazu sage. Aber da ich in keinem Subordinationsverhältnis zu Ihnen stehe, muß, will ich widersprechen. Gehen wir, ruhig und gelassen, an die Sezierung dieses eigenartigen Menschen.

Er stammt aus einer alten, sehr angesehenen Familie, der die preußische Tradition etwas wie Kulturkonservatismus ist: Bürgerliche potsdamer Atmosphäre. Eine Reihe von Gliedern dieses

Geschlechtes haben dem Staate Beamte und Offiziere gestellt. Der Großvater war Königlicher Oberbaurat, Konservator der Kunstdenkmäler. Der älteste der vier Söhne brachte es zum Wirklichen Geheimen Rat, zur Exzellenz, und stand sechsundzwanzig Jahre lang als Präsident an der Spitze des Oberverwaltungsgerichts in Berlin. Eine Zeitlang war er auch Mitglied des Reichstags, und das Vertrauen des Königs berief ihn ins Herrenhaus und in den Staatsrat. Ein durchaus konservativer Mann in seinen Grundanschauungen, aber in seinem Wesen von einer liberalen Umgänglichkeit. Er verschanzte sich nicht hinter verstaubten Aktenschränken wie hinter einer chinesischen Mauer und hatte Sinn und Verständnis für Menschliches und eine Schwäche für die Kunst. Die Erkenntnisse, die er als Gerichtsherr geschmiedet hat, lassens immer wieder erkennen. So gab er dem breslauer Lobe-Theater Gerhart Hauptmanns ‚Weber' frei, und die Allerhöchste Stelle runzelte mißliebig darüber die Stirn.

Das war der Vater von Lothar Persius. Von der Mutter gingen ähnliche Wesenszüge in sein Blut über. Sie, eine geborene von Zander, war die Tochter eines Geheimen Oberregierungsrates, die Nichte des Kanzlers von Zander, und wo man auch in ihre Familie blickt: stets stößt man auf Beamte und Offiziere. Ists drum ein Wunder, wenn Lothar in seiner äußern Gestalt gradezu den Typ eines forschen, fein und doch kantig geschnittenen preußischen Offiziers darstellt? Trotz seinen fünfundfünfzig Jahren ist er noch geschmeidig und sehnig wie der jüngsten Einer. Man glaubt fast, daß er jeden Augenblick schneidig loswettern könnte: ‚Richt' euch!'

Als er das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin absolviert hat und sich für einen Beruf entscheiden soll, drängt es ihn zur Marine. ‚Du magst Kavallerie-Offizier werden, wenn du nicht Lust zum Studium hast; aber geh doch nur nicht zur See', bat die Mutter. Denn damals spukte noch in den Hirnen ehrbarer Väter und Mütter der Gedanke, daß nur ‚verlorene Söhne' zur Marine gehörten. Schiffsjungenromantik.

Aber er setzt seinen Willen durch. Grade zur rechten Zeit kommt er in die weite Welt, in den Jahren, da Deutschland den Arm streckt, um sich in Uebersee Kolonien zu erwerben. Als Seekadett umsegelt er auf der ‚Elisabeth' die Erde und ist Zeuge der Kolonialgründungen in Afrika, Neu-Guinea und Polynesien. Als Offizier führt ihn das Schiff ins Mittelmeer, nach Süd- und Nordamerika und läßt ihn während des spanisch-amerikanischen Krieges als Zuschauer an der Beschießung und Einnahme von Manila auf den Philippinen teilnehmen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts sitzt er als Erster Offizier und Kommandant der Kreuzer ‚Hansa' und ‚Seeadler' vor Ostasien. Jahrelang. Kiautschou vor sich.

Bis dahin ist sein Leben glatt und gefällig verlaufen. Das Schicksal schien ihm nur die Sonnenseite zu zeigen. Wenn es ihn in den Kampf stellte, wars nur die Stätte fröhlichen Sports. Wie

er die Segel zu straffen wußte, wie seine Yacht über die Wasser flog gleich einer Möwe, wie ein Siegespreis ihm nach dem andern wurde: Pokale, Becher, Schreibzeuge und dergleichen Silber- und Goldtand mehr! Mit dem Prinzen Heinrich war er häufig zusammen, mit dem Kaiser, und S. M. lächelte vergnügt, als Persius einmal, aus dem Sporttemperament heraus, übermütig sagte: ‚Ach was, die verheirateten Seeoffiziere haben nur halben Gefechtswert. Die denken immer an Frau und Kinder und sind in jedem Tun und Handeln vorsichtig, übervorsichtig. Wir Junggesellen aber . . .'

In Ostasien gibts den ersten Konflikt. Persius beginnt, nach belletristischen Ausflügen ins Sportleben, kritisch zu schriftstellern. Natürlich, als Offizier, zunächst unter irgendeinem Pseudonym. Der ‚Ostasiatische Lloyd' bringt verschiedene, sehr freimütige Artikel von ihm, die sich beißend scharf mit der militärischen Kolonisationsmethode in Kiautschou beschäftigen. Der Autor wird bekannt. Ein Rüffel von oben. Und noch einmal macht er sich mißliebig. Die vorgesetzte Kommandostelle fordert ihn auf, einen Bericht zu verfassen und darin für höhere Tafelgelder der im Auslande stationierten Offiziere und Beamten einzutreten. Persius ist aber andrer Ansicht. ‚Die Tafelgelder sind jetzt bereits überreichlich hoch', schreibt er und belegt diese Behauptung durch seine eigenen, peinlich genau geführten Bücher.

Von Ostasien wird er schließlich in die Heimat versetzt und bekommt eine Landstellung in Kiel, wird Vorstand der Munitionsdepots in Dietrichsdorf bei Kiel. Seine Marinelaufbahn nähert sich dem Ende. Im Oktober 1908 wird er verabschiedet, und in Zivil siedelt er nach Berlin über. Ein frischer, völlig unverbrauchter Mensch, der nach neuen Zielen auf neuen Wegen strebt, der nun erst, der engen beklemmenden Beschränkungen ledig, ins Weite wirken will. Sein Interessenkreis ist nicht gering: Segelsport, Belletristik, Musik und Malerei. Dazu Marinetechnik und Politik. Die Zeitungen öffnen dem Manne, der über ungewöhnliche Spezialkenntnisse und über eine gewandte Feder verfügt, gern und oft ihre Spalten. In den ‚Jahrbüchern für Armee und Marine' untersucht er die schiffsbaulichen Leistungen des Herrn v. Tirpitz, Staatssekretärs des Reichsmarineamts, und kommt zu wenig günstigen Schlüssen. Das war noch in seiner Kieler Stellung und hatte seine Konsequenzen. Nun aber, da er frei war, frei auch von parteipolitischer Voreingenommenheit, schrieb er für die Tägliche Rundschau, für die Berliner Neuesten Nachrichten, für die Deutsche Zeitung, für den roten Tag. In allen diesen Aufsätzen wies er, immer von neuen Gesichtspunkten aus, auf die verfehlte Flottenpolitik des Herrn v. Tirpitz hin. Der frühere (und inzwischen verstorbene) Chefredakteur der Kreuzzeitung, Ministerialdirektor a. D. Hermes, bat ihn ausdrücklich, an seinem Blatte mitzuarbeiten, um der verhängnisvollen Politik des Herrn v. Tirpitz entgegenzuwirken; bis sich unter den Lesern und Anhängern des

Staatssekretärs der Widerstand regte und Herrn Hermes zwang, sich einen andern Marine-Mitarbeiter zu suchen. Persius schrieb dann eine Zeitlang die Flottenrundschau des roten Tag. Erst 1912 kam er ans Berliner Tageblatt, das ihm den eigentlichen Resonanzboden für seine im In- und Auslande vielbeachteten marinekritischen Arbeiten bot.

Selbst dem Flottenverein hat Persius angehört. Wenigstens einige Jahre. Damals, als General Keim an der Spitze stand und gegen Tirpitzens Baupolitik wetterte. Keim forderte größere Geschütze, mehr U-Boote, wie überhaupt eine ‚modernere' Verwertung des Geldes, das der Reichstag für Marinezwecke bewilligt hatte. Als dann nach dem Knalleffekt des Rücktritts von Keim die Admirale von Koester und Weber die Leitung des Flottenvereins übernahmen, stellte sich bald heraus, daß sie nur Werkzeuge des Reichsmarineamts waren. Die Mitarbeit eines Mannes wie Persius war nun in diesem Verein nicht mehr möglich, und langsam zog er sich aus diesen Kreisen zurück.

Indessen war es nicht bloß die Verschiedenheit der Auffassungen über die rein schiffsbautechnischen Fragen, was ihn zum Austritt aus dem Flottenverein zwang. Es war noch was andres. Er begann mehr und mehr die unheilvollen Nebenwirkungen der geräuschvollen Flottenvereinsagitation zu erkennen. Er, der England und die Engländer wie nur Einer kennt, mußte sich schließlich sagen, daß diese Flottenhetze zum Kriege mit England führen müsse, und so wurde er nach und nach zu einem Pazifisten, weil er die Schrecken voraussah, die über die ganze Menschheit hereinbrechen würden, wenn nicht rechtzeitig auf eine gegenseitige Verständigung hingearbeitet werde. Auf diese Linie stellte er deshalb nach und nach seine ganze Marinepolitik ein. Er begrüßte den englischen Vorschlag eines ‚Flottenfeierjahres' und wandte sich gegen den zu raschen Ausbau der Großkampfschiffe, während er, in richtiger Witterung der Bedeutung der U-Boot-Waffe, den Bau von U-Booten predigte. Denn er hoffte, daß vielleicht auf diesem Wege die Flottenrivalität am ehesten beseitigt werden könne. 1912 schrieb Persius das Buch: ‚U-Boote an die Front!', das ihn rasch in den weitesten Schichten bekannt machte. Fast alles, was er hier vorausgesagt, hat der Krieg jetzt bestätigt.

Seitdem ist der Drang in ihm, pazifistisch zu wirken, immer stärker geworden. Er wurde Mitarbeiter der ‚Friedenswarte', veröffentlichte im Auftrage Andrew Carnegies ein Buch über die ‚Rüstungsrivalität und die Möglichkeit ihrer Ausschaltung' und seine ständigen Artikel im Berliner Tageblatt erfreuten sich der besondern Teilnahme und Fürsorge des Rotstifts im Zensurzimmer des Reichsmarineamtes . . ."

„Sind Sie jetzt endlich fertig mit ihrer reichlich ausgedehnten Biographie des Herrn Persius?"

„So ziemlich, Herr Hauptmann. Aber kommen wir nun zum Schluß. Läßt sich Ihre Behauptung noch aufrechterhalten, daß

Persius bloß aus Verärgerung über seine Verabschiedung als Kapitän zur See zur Feder gegriffen und Herrn v. Tirpitz mit Gift bespritzt habe? Dagegen scheinen die Tatsachen zu sprechen, daß er schon als aktiver Offizier das Messer der Kritik, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen, einmal und öfter gewetzt hat, dagegen spricht vor allem, daß er mit seiner Kritik und mit seinen positiven Schiffsbauvorschlägen nach den Erfahrungen dieses Krieges recht behalten hat gegen Herrn v. Tirpitz, der von den ‚scheußlichen U-Booten' nichts wissen wollte und sich erst nachher, da man ihm diese Baupolitik vom Reichstage aufgezwungen hatte, und da sich die besten Resultate ergaben, als U-Boot-Heros feiern ließ. Wer so unbeirrt und folgerichtig Marinepolitik verfolgt hat wie Persius, den muß doch wohl etwas mehr als persönliche Gehässigkeit, nämlich Sachlichkeit getrieben haben, der innere Druck, das auszusprechen, was ist und was sein muß, und was man selbst als richtig erkannt hat. Erinnern Sie sich des Bismarck-Wortes: ‚Wie eine Pistole zielt es auf mein Gewissen'?"

„Aber die Antwort auf Eine Frage sind Sie in Ihrem Plaidoyer für Herrn Persius doch schuldig geblieben."

„Welche, Herr Hauptmann?"

„Wie er parteipolitisch zu rubrizieren ist."

„Das ist allerdings nicht leicht zu sagen. Er gehört zu jenen Naturen, die aristokratisch fühlen, aber demokratisch denken, denken müssen, weils der klare Verstand ihnen befiehlt. Das gibt mitunter Konflikte. Aber schließlich siegt doch immer der geistige Aristokrat, der der bessern Einsicht des Verstandes das unkontrollierbar ‚unbestimmte Gefühl' unterordnet."

„Aber noch einen Einwand. Das Ausland saugt Gift aus seinen Artikeln."

„Wieso? Bloß weil die englische, die französische Presse auf seine Kritik etwas gibt?"

„Gewiß, und darum . . . "

„Und darum soll Einer seine Meinung nicht mehr sagen dürfen, soweit es ihm die Zensur überhaupt gestattet? Ich weiß freilich, daß auch andre Leute derselben Ansicht wie Sie sind, Herr Hauptmann; Männer an leitenden Stellen. Der Abgeordnete Gothein hat das bei der Zensurdebatte am fünften Juni dieses Jahres im Reichstag also charakterisiert: ‚Wie der Vertreter des Reichsmarineamtes sagte, müssen die Artikel von Persius ganz besonders unter die Lupe genommen werden, weil der Kapitän zur See Persius als Fachmann in England gelobt wird. Deshalb seien seine Artikel gefährlich."

„ . . . Ich glaube, wir können die Unterhaltung abbrechen. Mein Urteil über Persius werden Sie nicht erschüttern. Ueberdies läuft der Zug bereits in Potsdam ein. Wir sind am Ziel. Ich muß rasch in die Kaserne. Ich empfehle mich . . . "

„Und ich gehe zum alten Fritz nach Sanssouci. Das alte Potsdam ist mir sympathischer."

Zu diesem Krieg von Christian Morgenstern

Aus dem herrlichen Buche: ‚Stufen, Eine Entwickelungsgeschichte in Aphorismen und Tagebuch-Notizen‘ (das bei R. Piper & Co. in München erschienen ist).

1905

Augenblicklich gibt es nur einen Feind des europäischen Friedens: England. Mit ihm ist nicht zu paktieren; darum muß es isoliert werden.

Das macht den Deutschen von heute so unbeliebt: Er beruft sich bei jeder Gelegenheit auf seine „Geistesheroen“, die doch fast immer nur im Gegensatz zu ihm gelebt haben, und ist dabei genau so auf seinen Vorteil bedacht wie der Nachbar.

1906

Eure Todesstrafe, noch mehr Euer Kriegführen, Ihr Menschen, ist nicht mehr und nicht weniger als — Selbstmord.

Tief unten schlachten sich noch die Völker, es raucht das Blut, und in Selbstzerfleischung fällt noch-Blindes sich selber an. Warum tue — Ich das. Ich weiß es nicht. Die Menschheit ist noch eine Kreatur, der heilige Geist hat das Tier erst zur Hälfte verwandelt.

Ein Volk würde ein andres Bild bieten, wenn es wirklich ein Volk, eine einzige große Familie wäre. In einer Familie fühlt sich jedes Mitglied für das andre verantwortlich. Alle für jeden, jeder für alle. Statt dessen lebt man in unsern großen Völkerfamilien nach dem geheimen Grundsatz: Jeder für sich. Alle für mich. Was kümmert den Bürger auf seinem Wege zum Reichtum der Mitbürger auf seinem Wege der Armut? Nichts. Aber sofort erinnert er sich dieses Mitbürgers, wenn seine Ruhe und sein Besitz bedroht werden. Dann ruft er ihn auf „zum gemeinsamen Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind“. Dann zieht er plötzlich den Bruder, den Blutsverwandten, den armen Verwandten aus seinem Dunkel hervor. Und seine plötzliche Begeisterung wirkt ansteckend, — mein Gott, gewiß, zwar, freilich, allerdings, indessen, gleichwohl — kurz, man ist kein Unmensch. Vergessen wir das Vergangene! Auf in den fröhlichen Krieg! Schulter an Schulter! Ein Volk, Ein Herz, Ein Schwert . . .

1907

Einen Krieg beginnen, heißt nichts weiter, als einen Knoten zerhauen, statt ihn auflösen.

Man kann ein halbes Leben lang den Krieg verwerfen — bis man eines Tages erkennt: nein, der Krieg gehört vielleicht noch immer unter die tragischen Selbstzuchtmittel der Menschheit. Und furchtbarer als der Krieg bleibt, daß selbst dieses schreckliche Mittel dem Menschen nicht mehr nützt, als es geschieht; daß es ihn wohl tüchtig erhalten mag, im gegebenen Augenblick in den Tod zu gehen, aber daß es ihn nicht tüchtiger

dazu macht, in sich zu gehen und damit in den Tod seines bisherigen Lebens.

1908

Frage dich nur bei allem: „Hätte Christus das getan?" Das ist genug.

1909

Oh, wenn erst die Leidenschaft für die Planeten als solche uns ergriffen haben wird, der große amor nostro, dann wird es auch keine Kriege mehr geben, dann werden ungleich gewaltigere Unternehmungen diese armseligen Kraftproben einer noch dunklen Periode überflüssig machen! Denn freilich: das bittere Zuchtmittel des Krieges durch philanthropische Mahnungen nur einfach abschaffen zu wollen, geht nicht an. Zuerst muß der Geist der Völker den neuen Aufgaben, den neuen, höheren Ambitionen gewachsen sein, zuerst muß ihn der Furor jener neuen Anstrengungen, Wagnisse und Opfer anfallen, ehe er den alten furor bellicus entlassen darf, ehe er von sich sagen darf: ich habe den Krieg wahrhaft — überwunden.

1910

Was das Fazit der europäischen Rüstungen sein wird? Der möglichst vollkommene déluge après nous.

1911

Mein Gott, mein Gott, in jeder Sekunde geschieht irgend etwas andres Unsägliches auf Erden — und die Menschen wollen es nicht anders und die Menschen wollen es nicht anders. Denn sonst würden sie ihr Leben anders einrichten, sonst würden diese Schmetterlinge endlich Ernst zu machen versuchen.

Auf welcher Stufe steht noch der Mensch! Wie noch viel furchtbarer wird er leiden müssen, damit er nicht als Mumie im Weltall bleibt, damit Gott in diesem gefährlichen Schöpfungsabenteuer nicht zu Schaden kommt.

Als ich noch jung war, da dachte ich, die Zeiten des Leidens lägen mehr hinter uns als vor uns. Jetzt sehe ich fast nicht ein Ende. Zu viele Seelen gibt es, zu viele. Der Fall in die Materie war zu tief.

Wenn jemand gegen etwas vorgeht, so geht er nicht gegen das ganze Etwas vor: denn das sieht er dann gar nicht mehr. Sondern er sieht dann nur noch das „rote Tuch" in dem Etwas. Nie wird gegen „etwas" vorgegangen, immer nur gegen rotes Tuch. Und wenn zwei Völker gegen einander ziehen, so stürzt ein jedes bloß gegen rotes Tuch: denn wie könnte ein Volk wider ein andres sein, wenn nicht die Helden vom roten Tuch wären, wenn nicht unaufhörlich von hüben und drüben auf rotes Tuch aufmerksam gemacht würde, so daß die Völker, die armen Stiere, zuletzt wild werden und einander anrennen.

Judith von Alfred Polgar

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist in diesem Trauerspiel nur ein Raubkatzensprung. Holofernes macht ihn mühelos. Er ist eifersüchtig auf sein Echo und belästigt von seinem Schatten. Daß er jenem nicht das Maul stopfen und diesen nicht wegputzen kann, daran müßte er doch schließlich zugrunde gehen, auch wenn er sonst alles, was um ihn leben will, vertilgt hätte. Er ist ein kosmischer Querulant von unheimlichen Maßen. Und leidet an Elephantiasis des Spintisierens. Die Bewegung der Erde, auf der dieser gewundene Riese lastet, wird zum planetarischen Dreh'. Durch das Netz von Verfänglichkeiten, das um den Holofernes gespannt ist, kommt kein Mann hindurch: ob er nun Ja oder Nein sagt, so oder so tut. Und wenn er selbst das Richtige täte oder sagte, würde ihn Holofernes doch hinrichten lassen, weil es eine Frechheit wäre, vor Holofernes nicht zu irren. Sein Hirn zermalmt, was es denkt. Diese überstarke Gedanklichkeit, die nichts greifen kann, das ihr nicht augenblicks zerbricht, wirkt so tragikomisch wie ein Gesäß, dem kein Möbel fest genug. Großartig ist trotz allem das psychische Sich-Recken — man hört fast seine athletische Seele knacken — des Holofernes; nicht ad astra, sondern ad terram, denn er hängt gewissermaßen mit dem Haupt in den Sternen (wie Absalon im Gezweig) und strampelt nach der Erde.

Neben diesem überlebensgroßen Kraftunmenschen scheint das sonstige Personal der Dichtung klein, dürftig, Gulliver-zwergisch. Auch Judith reicht ihm kaum bis zum Knie. Aus diesem Größenmißverhältnis kommt Burleskes. Um Holofernes wird alles püppchenhaft, neben seinem Gebrüll klingen andre Menschenstimmen wie Gepieps und Gezwitscher. Und wenn er unter die Leute tritt, ist es der Bär im Porzellanladen. Darum hat auch die Dichtung ihre reinsten und stärksten Augenblicke nicht in des Holofernes Zelt, sondern in Bethulien, wo der Wilde nur draußen an den Mauern tobt. Hier glückte auch, im Burgtheater, der Regie des Herrn Heine das Wenige, was ihr glückte. Die Durst- und Hungerverzeiflung kam nicht übel heraus. Und die Volksszenen hatten eindrucksvolle Staubfarbe. Der Drill der Massen, das Sich-Erheben aufs Kommando, das a-tempo-Niederfallen und das taktmäßige Gejeier störte. Ebenso die offenbare Regie-Unsicherheit: sollen die Ebräer jüdeln oder nicht? Wenn ja, warum nicht alle? Warum spielt dann zum Beispiel Herr Marr einen biedern tiroler Laienbruder statt eines Rabbi? Wenn aber nein: warum hat dann das bethulische Volk gebogene Stimmen? Und geht einher, die Daumen wie in unsichtbare Gilet-Armlöcher eingehakt, mit Knie und Ellbogen lebhaft singend?

In des Holofernes neuem Burgtheater-Lager und nachher in seinem Zelt sieht es drollig aus. Landschaft und Mobiliar sind im seltsamen Stil der Bieder-Kraftmeierei gehalten. Allenthalben

ergötzt eine künstlich wildgewordene Zahmheit durch barbarische Faxen. Zu ihnen gehört auch die Holofernes-Maske des Herrn Heine. Er trägt zwei pechschwarze Vollbärte: einen unterm Kinn, einen auf dem Haupt. Um den Mund dräuen mephistophelische Furchen, die Augenbrauen sind Triumphpforten der Finsternis. Was für ein schwarzer Kerl!

Von den Linien des Charakters prägt Herr Heine am schärfsten die Wüterich-Linie aus. Sein Holofernes ist in einem beständigen Paroxysmus des Zornes. Die Rede fährt wie Donnerkeil aus seinem Mund, die Gebärde zuckt wie Blitz aus seinem Leib. Er ist zum Platzen voll mit Grimm. Daß ihm kein Feuer aus den Nüstern sprüht, liegt offenbar nur an technischen Hindernissen. Dieser Holofernes schnaubt Grübeleien und wirft Gedanken-Trotz in so kühnem Bogen aus wie ein Amerikaner Spucke. Es ist ein Holofernes von ein paar tausend HP. Aber eigentlich käme es nicht auf die an.

Auch Fräulein Rosar geht nicht unter in Zartheiten. Ihre Judith ist vom Fleck weg ein Ueberweib, laut und robust. Fleißigstes, derbstes, absichtsvolles Theater. Schon an dem konventionellen Gebärdenspiel merkt man das. Nie gelingt die Vortäuschung von Unwillkürlichem. Fräulein Rosar „untermalt" ihre Rede. Sie sagt niemals „beten", ohne die Hände zu falten und niemals „schaudern", ohne etwas Schüttelfrost aus den Schultern zu lassen. Sie kann schluchzen und tonlos werden und im bittersten Diskant hohnlachen. Sie kann hoch und tief wie Frau Niese. Im Zelt des Holofernes ersetzt sie, was an wahrer dramatischer Kraft fehlt, durch Beweglichkeit. Sie fährt mit kerniger Hysterie die Wände entlang; und zickzackt Seelenkrämpfe; und macht auch sonst allerlei. Fertige Kunst? Nein, aber immerhin stark tönende Leere.

Die große Seele der Judith, das zerreißend zwiespältige gewaltige Empfinden glaubt dem Fräulein Rosar kein Mensch. Aber den Fleischhauerhieb, der ein Haupt vom Rumpfe trennt, glaubt man ihr. Wie überhaupt alles Muskulöse, Gewaltsame, Brutale. Sie sollte vielleicht den Holofernes spielen.

Briefbeilagen von Peter Panter

Was wäre, wenn . . . ?

Im Mai 1914 kritzelte ich diesen Titel in mein Notizbuch — ich wollte eine Phantasie schreiben, wie es aussähe, wenn ein Krieg ausbräche. Das glaubst du wohl nicht, aber es ist doch gewißlich wahr; es war Zufall (wenn du willst, kannst dus auch Ahnung nennen), ich hatte keinen Schimmer von politischem Instinkt und wußte auch gar nichts; es war ein Einfall, aber schade, man hätte davon hinterher viel Freude gehabt.

Nun, heute ist es schon wesentlich leichter, den Titel da oben auf den Frieden anzuwenden; wir haben ja bereits einen Kom-

missar für Uebergangswirtschaft und Demobilisationsoffiziere, und was so in jedem Lande der Kriegführenden getan wird, der Vorsicht halber. Aber wie wird das, zum Beispiel, literarisch enden? Was wäre, wenn . . . ?

Auf Frieden reimt sich viel. (Siehe Steputats Reimlexikon, Seite — ich habe meines noch nicht aufgeschnitten, aber dann wirds wohl sein müssen.) Und man wird sehr viel darauf reimen. Alle werden darauf reimen. (Leider auch Gerhart Hauptmann.) Rudolf Herzog in der ‚Woche' mit einer unsagbaren Zeichnung, Ludwig Thoma im ‚Simplicissimus' mit einer sehr hübschen Zeichnung (und wenn das letzte Jahr nicht gewesen wäre, hätte man das gerne gesehen); wem Ullstein die zweihundert Mark zukommen lassen wird, ist noch nicht heraus. Aus Prag her wird der dortige liebe Gott, dieses Weltenwunder an weicher Güte, die Hände segnend über die reklamierte Erde strecken und sprechen: „Habe ichs nicht gleich gesagt? Ja, es ist schon ein Paradeis hienieden, und alles, alles ist gut!" Und die ältesten Chefredakteure werden die jungen Dichter zur Verzweiflung bringen, weil sie — lächelnd, schmunzelnd, und in freundlicher Erinnerung an dunnemals, als sie noch jung waren oder doch wenigstens so taten — weil sie diesmal denn doch selbst zur Feder greifen werden, um dem Frieden aber mal ordentlich eins auszuwischen. Und alle Leitartikel an jenem Tage werden mit einem ganz kurzen Satz anfangen: „Wir stehen am Ende." Es wird Allegorien und Symbole regnen: ich denke nur an Palmen, Täubchen, die Pflugschar (ich glaube, dieses Wort ist nur für diese Gelegenheit erfunden), eine hehre Frau in weißem Gewande — es wird sehr fein zugehen. Und jeder wird sich mit der gepumpten Größe des geschichtlichen Ereignisses nach der Melodie schmücken: Wißt Ihr noch, wie lange Ihr an den Friedensschlüssen der drei peloponnesischen Kriege gepaukt habt? An so einem komplizierten Ding dürft Ihr nun selbst teilnehmen, und ich verkünde es euch. „Ja," werden dann die Leute sagen, „Friede ist, der Mann hat recht, noch ein Gedicht!"

Und man wird die neu entdeckten feldgrauen Lyriker hören, weil die's doch wissen müssen, und Märchen Jungnickel — den kennst du nicht, das ist auch nicht nötig; hast du mal das Zeug gegessen, das man so in alten Zeiten an den Weihnachtsbaum hängte? ja, das ganz süße — Jungnickel wird ein Lebkuchenmärchen auf den Frieden dichten, und die Andern werden in markigen Rhythmen ihrer Muse kommandieren: „Das Gewehr — ab!" Und es wird ein ganz gemeiner Griff werden . . .

Und die Illustrierte Zeitung wird auf der ersten Seite den Einzug der Truppen durchs Brandenburger Tor abgebildet bringen, und ich habe die Schriftleitungen — mußt du bei dem Wort auch immer an ‚Wasserleitung' denken? ich auch — heimlich im Verdacht, daß alle Lokalberichte und Gedichte bereits fix und

fertig vorliegen, und kaum ist der Friede da — wupp, heraus mit euerm Flederwisch!

Und Ganghofer — schrieb ich schon von Ganghofer? Also daß der Lokalanzeiger den Frieden interwieven läßt und beim Nachschreiben kleine Fehler unterlaufen, und daß die Tante Voß eine Beilage bauen wird: Was wünschen wir dem jungen Frieden? (wenn ich Friede wäre, ich kehrte glatt um) — das ist ja selbstverständlich . . . aber Ganghofer!

Stell dir vor, sie graben dir das Wasser ab. Nun, du bist ein Mädchen, du kannst dir das vielleicht nicht so vorstellen; also dann denk dir, alle deine Felle seien weggeschwommen. Auch nicht? Na, dann imaginier' dir, wie das ist, wenn Ganghofer keine Kriegsberichterstatterartikel mehr schreiben kann, die Zeile um achtzig Batzen — stell dir vor, wie er dann — noch einmal sattelt mir den Hieroglyphen! — noch einmal, noch einmal alle Kraft und auch den Schmerz zusammennimmt und ein Gedicht veröffentlicht, ein Gedicht —! Es wird anfangen: „Nun, Deutschland, stoß die Scheide ins Schwert —!"

In der Ecke aber sitzt ein gebrochener Mann, Ernst Lissauer, und weint. Heile, heile, Segen! auch deine Konjunktur wird wiederkommen.

Wünsche von Theobald Tiger

Die gnädige Frau ist hell und blond,
von sommerlichem Licht durchsonnt —
sie scheint sich schlechtgeraten.
Braun will sie sein, das dumme Kind,
braun, wie Zigeunerweiber sind —
und läßt am Strand sich braten.

Jung-Deutschlands Dichter gehn zur Zeit
in Fritz von Schillers Schülerkleid —
(der war nicht so behende).
Vom Recken wird man noch nicht groß;
bleibt ruhig noch auf Mutterns Schoß:
sie hat die klügern Hände.

Alt-Deutschland macht in Politik
und zieht Bilanz aus diesem Krieg:
Indien muß badisch werden!
Aegypten her! die Ostsee auch!
Wir treten alle vor den Bauch
mit sieghaften Gebärden.

Und so hat jeder was zu schrein.
Der Neger will ein Weißer sein,
der Fußfantrist ein Reiter . . .
Wir wollen aufrecht stehn, mein Kind,
und bleiben, was wir selber sind!
Ich glaub, das ist gescheiter.

Bank-Parerga von Alfons Goldschmidt

Am siebenundzwanzigsten Juni sollte die Generalversammlung der Deutschen Erdöl-A. G. (Petroleum-Konzern der Disconto-Gesellschaft) einem Antrag auf Kapitalserhöhung um viereinviertel Millionen Mark zustimmen. Mit dem Gelde wollte die Verwaltung ein holländisch-rumänisches Petroleum-Unternehmen erwerben, um sich von fremden Rohölen unabhängig zu machen. Der Antrag wurde von Vertretern der Deutschen Bank abgelehnt. Entrüstet sprach der Vorsitzende von Bevormundung und Wettbewerbsinteressen und drohte mit Abschüttelung der Deutschen Bank. Die Deutsche Erdöl-A. G. kann nicht grade ein sanftes Unternehmen genannt werden. Um 1912 strebte die Gesellschaft heftig einen Petroleum-Trust oder ein Petroleum-Monopol nach amerikanischem Muster an. Es gab eine ganze Anzahl Angliederungen und Zusammenschweißungen, und es gab auch eine Affaire mit politischem Anstrich. Die Deag hatte Lieferungsverträge mit dem Oil-Trust abgeschlossen zu einer Zeit, da ein deutsches Petroleum-Monopol unsre Petroleum-Versorgung von Amerika loseisen sollte. Der preußische Handelsminister als Börsenkontrolleur griff ein, und im Reichstag mußte eine kleine Anfrage beantwortet werden, die, unter Andern, Herr Paasche gezeichnet hatte. Damals war das Problem: Petroleumhandelsmonopol mit oder ohne Amerika. Darüber wurde mit Statistiken, politischen Wallungen und Ueberzeugungen diskutiert. Das Petroleumgroßkapital wird an der Alternative wohl nur ein sekundäres Interesse gehabt haben. Die Hauptsache war ihm Ueberdenhaufenrennen der Konkurrenz und Verdienen. So wenigstens legten Nachdenkliche und Schmunzelnde, Zornige und Angewiderte den Kampf Deutsche Bank gegen Disconto-Gesellschaft aus. Im Kriege hat man zwar den Burgfrieden proklamiert, aber die Großkapitalien kämpfen weiter. Der Sieg über Rumänien hat uns einen äußerst günstigen Petroleumvertrag eingebracht. Einen Vertrag mit fabelhaften Lieferungsmöglichkeiten. Hier ist des Pudels Kern. Es ist ein Reißen um die Beute. Wie früher, so gönnt auch jetzt der Eine dem Andern nichts, und wenn der Eine einen Kuchen ißt, so will der Andre wenigstens mitessen. Es geht um die Belieferung des geplanten deutschen Petroleummonopols. Es ist immer dieselbe Sache. Die Ufa will ein Kinogesetz für sich, die Petroleumriesen wollen ein Petroleummonopol für sich. Es ist wie früher und auch jetzt noch mit den Privatverbänden, es ist wie mit der Kriegswirtschaftsorganisation. Monopole und Organisationen sind dem Großkapital nur Mittel zur Macht und zur Rentabilitätssteigerung. Man lese irgendeine nationaloekonomische Abhandlung über Monopole und Verbände. Die Auguren lachen darüber. Gerechtigkeit, Verteilungsbilligkeit, Allgemeininteresse? Es gibt zwei Arten Sozialismus. Den einen wollen die Arbeiter, den andern das Großkapital. Und es besteht die Gefahr, daß die Arbeiter die Geschäfte des Großkapitals besorgen, ohne es zu wollen. Die Monopolschwärmer sollten hinter die Kulissen sehen, sollten Personalkenntnisse erwerben, Expansionspsychologie treiben. Hier ist eine Grundfrage der modernen Sozialwirtschaft. Auch bei uns gibt es noch immer einen Gott Mammon.

*

An dem ekelhaften Börsenrummel haben sich auch Bankangestellte beteiligt. Die Folge war ein Entrüstungssturm gegen die Angestellten-

spekulation, eine Vertragsreform bei der Berliner Handels-Gesellschaft und ein offiziell veranlaßter Bekämpfungsbeschluß. Die Bankangestelltenverbände wehren sich, polemisieren gegen Vorwurfsverallgemeinerungen und empfehlen höhere Gehälter. Ich bin immer für höhere Angestelltengehälter. Aber glaubt man damit das Uebel auszurotten? Die Bankdirektoren und die Bankaufsichtsratsmitglieder, die Hunderttausende, ja Millionen verdienen, spekulieren doch auch. Je höher die Einkünfte, umsomehr wird gespielt. Sie begnügen sich nicht mit dem Fixum und der Tantieme: sie nutzen die Effektenkenntnisse weidlich aus. Das ist eine sehr hübsche Nebeneinnahme, die häufig zur Haupteinnahme wird. Der spielende Bankdirektor: das war schon immer das Beispiel für die Angestellten. Allerdings ein gefährliches Beispiel. Denn wenn eine Großbank ihren verrittenen Direktor vom Debitor zum Kreditor durchhielt, so bekam im gleichen Falle der Angestellte einen Tritt. Die Herren haben das Beispiel gegeben, ihre Aufträge wirkten ansteckend in den Börsenbüros der Banken. Sie verursachten das Tuscheln, die Spekulationsgerüchte, die die Angestellten wild machten. Sie zuerst müßten das Spiel aufgeben, sie müßten für Soliditätsehre sorgen. Dann dürften sie mit Fug streng sein, rigoros Entlassungen aussprechen und durch den Verband die Moralentrüstung austrompeten lassen. Gewiß sind die faulen Jungens nicht zu entschuldigen. Sie handeln gegen ihre Pflichten, sie verwirren das Geschäft, sie geraten in Kriminalgefahr. Aber sie sind doch mehr die Gepeitschten als die Peitschenden. Es ist ein toller Sumpf. Verwalter fremden Geldes, auf Handelsobjektivität und Kommissionsarbeit eingeschworen, wirtschaften mit Tendenzberatungen, mit Kreditschludereien, mit Ausnützung von Verwaltungsgeheimnissen, mit Ritt auf dem Kundenrücken. Mit dem Daumen in der Achselhöhle dirigieren sie das Glück in ihre Taschen aus den Taschen der Andern. Sie machen schiefe Emissionssachen, sie drücken ein Auge zu, wenn die Genossen durch die Tür schleichen und sind entrüstet über jeden Angriff. Das wird nie besser werden. Die Luderei wird weiter wüten, solange es Effektenbörsen gibt. Und immer wird der Gehaltsschäbige das Karnickel sein.

Antworten

Adolf Braun. Sie fügen einer Theaterkritik Karl Brögers im ‚Fränkischen Kurier' ein paar Sätze hinzu, die garnicht genug zu rühmen sind. Sie verwehren dem Autor — einem nürnberger Theaterkritiker —, sein Stück einer nürnberger Bühne einzureichen, über die er zu berichten hat. Sie nennens mit Recht einen Schulfall von Inkompatibilität. Was ist besser: daß jeder in seinem kleinen Kreise so auf Sauberkeit sieht, oder daß er sich geräuschvoll und großzügig um die deutsche und teutsche Kultur bekümmert? Kultur: das sind tausend sauber gefegte Schwellen.

Karl Scheffler. Sie sind einer der besten Schriftsteller Deutschlands, also gewiß kein Bürger. Aber was Sie in der Vossischen Zeitung gegen ‚Organisierte Kunst' zusammengewettert haben, das klingt verblüffend bürgerlich. Warum ist eine Organisation künstlerisch denkender und arbeitender Menschen schrecklich? Wollen Sie von der Vossischen Zeitung für Ihre Arbeit nicht angemessen und pünktlich bezahlt werden? Haben Sie Zeit und Lust, sich dauernd mit Redaktionen

ums Honorar herumzuschlagen? Das allein wäre schrecklich. Seien Sie froh, daß ein Verband existiert, ders Ihnen abnimmt: der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, der fast immer mit Erfolg ein- und durchgreift. Das Buch ist — auch — eine Ware. Es ist nicht nur eine, aber es ist auch nicht nur ein Geistesprodukt. Durch die Beachtung des wirtschaftlichen Moments in der geistigen Leistung wird keiner bürgerlicher, als ers nach seiner Veranlagung ist. Es hätte Wedekind gar nichts geschadet, wenn er nicht durch drei deutsche Verlage mit Aerger und Stank hindurch gemußt, und wenn der große dänische Humorist Gustav Wied einen geschickten Verleger in Deutschland gehabt hätte: wer weiß, ob er nicht noch am Leben wäre. Nein, wir wollen das säuberlich trennen: geistige Leistung und Ware. Dann wird es uns wohl ergehen auf Erden.

Jenny Tr. Das sei ferne von mir. Den ‚Faust' zu mißhandeln, indem man Sätze aus dem Zusammenhang reißt, die Wilson oder die Entente oder sonstwer gesagt haben könnte: das ist so dumm, daß man schon Witzblatt-Redakteur sein muß, um daran Gefallen zu finden. Uebrigens leider ein Zeichen, daß der ‚Faust' unpopulär zu werden beginnt. Was einem über wird, damit fängt man an, zu spielen. Aber freilich: wie ich Goethen kenne, ist er nicht ungern unpopulär in einer Zeit, wo Otto Ernst und Ernst Lissauer populär sind oder soeben noch gewesen sind.

Leutnant A. V. Nein, eine ausführliche Besprechung der Rede des Reichstagsabgeordneten Haas gegen die Kriegsberichterstatter werden Sie nirgends finden. Die abhängigen Zeitungen können nicht gegen sich selber wüten — und die unabhängigen wollen lieber erscheinen als über Herrn Scheuermann stolpern. Nach dem Kriege — gedulde dich fein . . .

Theodor L. Wie immer das Zeug nun heißen mag, ob ‚Klar zum Gefecht' oder ‚Unsre Blaujacken' oder ‚Im Unterstand zur fidelen Gasmaske' — wobei ich erfahre, daß solche Titel keine Erfindung sind —: erlassen Sie mirs, dergleichen zu „geißeln". Es ist doch nun wieder an dem, daß mitten in Blut und Tränen der Weltkrieg auf das Niveau des Kriegervereins gebracht wird: so ungefähr, wie sich im Sommer 1914 die Schaufensterdekorateure den Krieg vorstellten — mit Glühbirnen im Schützengraben und lebfrischem Hamur und schlichten deutschen Volksliedern und den Franzosen, die eigentlich gar nicht so waren, sondern nur Lumpenhunde in roten Hosen. Was geht das uns an, wenn dieser Unfug sich in den Kriegervereinen und auf den Dilettantenbühnen breit macht! Der Verfasser ist in den meisten Fällen ein arms Hascherl, das sich mit der Begeisterung ein paar Groschen verdient. Gott gesegne das Handwerk, Bruder! Als Motto schlage ich einen Satz aus der schönsten Regiebemerkung eines dieser Theaterstücke mit „prächtigen Rollen" vor: „Das Feuer läßt sich täuschend und dabei vollständig gefahrlos nachahmen."

Unteroffizier S. H. Ihre Abhandlung gegen die Deutsche Vaterlandspartei kann ich aber nicht abdrucken. Sie sind ein junger Korporal und ermangeln durchaus der politischen Reife für solche Themen. Um gegen diese Partei wirksam — und lebendig — zu arbeiten, muß man ein gewisses Alter erreicht haben: fünfundvierzig Jahre. Das heißt: man mußte es schon am ersten August 1914 erreicht haben.

Theaterbesucher. Am Schluß einer einigermaßen sinnvoll geordneten und ausgefüllten Spielzeit hättet Ihr über den ‚Wirrwarr' des Deutschen Künstler-Theaters ungehalten sein dürfen; meinetwegen. Aber für eine, deren Eingang ‚Madame d'Ora', deren Ausgang Herr ‚Bibikoff' verflucht hat, ist dieser Ausklang eher zu gut als zu schlecht. Was wollt Ihr denn von dem alten Kotzebue? Wickelt er seine Verwechslungen ungeschickter ab als sein Urenkel Fulda? Er disponiert sie höchstens nicht so pedantisch. Und wenn er den Unruhestifter Hurlebusch nennt, so ist er nur unschuldiger als seine Sippe bis ins dritte und vierte Glied, deren Produkte nach hundert Jahren wahrscheinlich keinen Coupletverfertiger Brennert und keinen Tondichter Berman mehr inspirieren werden, alldieweil die Spur von ihren Erdentagen selbst für den Archäologen endgültig zugeweht sein wird. Nein, wie gewöhnlich richtet Ihr euern Tadel an die falsche Adresse. Dieser Aufführung wäre kein Aristophanide gewachsen gewesen. Besetzung der Hundstage, aber der echten, wo der Schweiß wirklich rinnen muß, auf daß das Machwerk den Macher und seine schauspielerischen Mitmacher lobe. Bei dieser Kälte, die den Blick zur Erbarmungslosigkeit schärft, ist es Selbstmord eines Theaterunternehmers, den ohnehin gereizten Großstädter an die Bedeutung zu erinnern, die der Sonntag Palmarum für die gesegneten Täler der Provence hat. Sie schienen von ihrem Inhalt ein paar kräftige Hamsterbacken voll gen Berlin gespien zu haben. Dieses immerhin knickerte auch nicht: es steuerte sich selber bei, sein Wahrzeichen, sein Inkarnation, den Ur- und Erz-Berliner Max Adalbert, der es in dem Grade ist, daß ein Wiener, ja schon ein Rheinländer überhaupt nicht versteht, was unsereins an ihm find't. Was? Seinen Ton, der allerdings schwer vor ein Kunstgericht zu stellen ist, diesen Tonfall von hundeschnäuzigster Rauhbeinigkeit, von Freude an frecher Fopperei, sogar an einer so unberlinisch unvernünftigen Sache wie Gespenstern, sobald auf andre Weise nicht zum Ziel, nämlich zur Verlobung der richtigen Paare zu kommen ist. Und wenn man ihn ausfragt, was er beim Anblick eines Gespenstes zu tun gedenke, dann erwidert er: „Ich pieke ihm mit zwei Fingern in die Nasenlöcher", wozu die entsprechende Geste erfolgt; und wenn er einmal — man hätte es nicht für möglich gehalten — gar keine Antwort mehr weiß, dann greift er beherzt zu der Verlegenheitsfloskel der berlinischen Schnoddrigkeit: „So siehste aus!"; und wenn er sie nicht im gewohnten Hurlebusch-Tempo herausnuschelt, sondern als feiner Mann, die Hand bonapartisch auf die Kante des Tisches gestützt, den feierlich langsamen hochdeutschen Ruf erschallen läßt: „So siehst du aus!", dann — ja, dann bleibt keen Ooge drocken, dessen Jugend der Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz, der Sternecker in Weißensee und Brockmanns Affentheater im Süden der Friedrich-Straße gelabt haben. Wäre Adalbert nicht von der Bühne gewichen, oder hätte er seinesgleichen zu Partnern gehabt: man hätte sich bis übers Jahr um den einen der beiden Musenställe Barnowskys nicht mehr zu kümmern brauchen. So wird leider schon Anfang September wieder in die Nürnberger Straße geblasen werden. Und damit ich die Kraft habe, diesem Signal zu folgen, darf ich nun endlich wohl in meinen reichlich verdienten Sommerschlaf fallen. Ich gedenke, aus dem Schlaf über alle möglichen Dinge, aber mit Gottes Hülfe nicht über berliner Theater zu sprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Oesterheld & Co. Verlag, Berlin W 15.

Das Jahr der Bühne

von

Siegfried Jacobsohn

I. 1911/12	II. 1912/13	III. 1913/14	IV. 1914/15	V. 1915/16	VI. 1916/17
216 Seiten	184 Seiten	232 Seiten	184 Seiten	206 Seiten	210 Seiten

Broschiert je 4,— Mark, gebunden je 6,— Mark

Alle sechs Bände zusammen bezogen:
broschiert 20 Mark, gebunden 30 Mark

Urteile über den sechsten Band:

19. **Oesterreichische Morgenzeitung.** Jacobsohns ‚Jahr der Bühne‘, das nun zum sechsten Male Bericht und Kritik über die theatralischen Ereignisse der deutschen Reichshauptstadt gibt, wird allmählich zum unumgänglichen Besitztum aller Derer, denen Sein und Werden, Streben und Wachsen der deutschen Schaubühne am Herzen liegt. Die sechs Bände, die heute schon vorliegen, und die ungezählten, die hoffentlich noch folgen werden, werden an Treffsicherheit des Urteils, an reproduktiver Kunst der Darstellung und Vollständigkeit des Inhalts ein Werk darstellen, das einzigartigen Wert und Reiz in der Weltliteratur besitzt. Daß Siegfried Jacobsohn ein Enthusiast seines Metiers ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; gesagt zu werden, verdient aber, daß seine starke Leidenschaft an keinem einzigen Tage des Jahres schwächer ist, daß es in seinem starken Buch keine schwachen Stellen gibt und so das Wunderbare zum Ereignis wird, daß vierzig an vierzig verschiedenen Tagen geschriebene Wochenartikel sich am Jahresende zu einer geistig wie künstlerisch voll geschlossenen Einheit verbinden.

20 **Leipziger Abendzeitung.** Zum sechsten Mal bringt der Verlag von Oesterheld & Co. in Berlin das ‚Jahr der Bühne‘ heraus, die Spielzeitbilanz, die, nun regelmäßig, Siegfried Jacobsohn in Buchform zu ziehen pflegt, und die mit Spannung selbst von Denen erwartet wird, die diese Theaterkritiken schon einzeln, in ihres Verfassers Zeitschrift, aufmerksam gelesen haben. Den Grund für eine so ausnehmende Beachtung von Jacobsohns Aufsätzen gibt des sammelnden Berichterstatters (der eben mehr ist als ein Berichterstatter) Sonderstellung an: hier wirkt einmal ein hervorragend begabter, in hohem Maß seiner Materie Kundiger, ebenso tapferer wie vernünftiger, höchst vielseitig geschulter, äußerst witziger Schriftsteller ausschließlich als Richter über Eine Materie, die Bühnen-Kunst, und vermag das derart erfolgreich und für Viele gewinnbringend zu tun, weil er, von frühester Jugend auf, sich auf diesen einzigen Sektor des Weltgetriebes zu beschränken und seiner eindringlichsten Bewertung die ganze Fülle von Leidenschaft, fruchtbarem Wollen und geistig-sittlichem Vermögen, die in ihm ist, hinzugeben entschlossen und befähigt war. Jacobsohn schafft, aus brandender Gegenwart heraus, bewußt Bühnen-Geschichtsschreibung und -deutung, und mag noch so oft und noch so heftig im einzelnen seines Lesers Ansicht von der seinigen abweichen, dessen Weltbild und Kunstauffassung von seiner noch so verschieden sein: gebannt und erregt, in fruchtbarster Weise aufgereizt, folgt er, Jahr vor Jahr, seinem treuen Wegweiser durch die Niederungen und auf die Höhen der Bühnengeschichte (leider nur der berlinischen!), ringt er, mitbelustigt bald und bald miterbittert, mit ihm um die Erkenntnis der soziologischen, aesthetischen, kulturpsychologischen und rein theatralischen Probleme und scheidet, endlich, von ihm mit tiefem Dank für reiche Belehrung und starken Genuß.

Die Schlacht geht weiter von Germanicus

Als neulich Herr von Kühlmann, nicht in der Absicht, daß es wörtlich verstanden sein möge, aber immerhin um einen Maßstab zu geben, den Krieg der sieben und der dreißig Jahre als Requisit vor die erstaunten Augen der Wahnschläfer hinstellte, gab es Schreien und Fluchen: ein Defaitist! Inzwischen haben sich die Ereignisse überstürzt und heute dürften in Deutschland die halbwegs verständigen Menschen zu zählen sein, die nicht der Meinung sind, daß an eine Beendigung des Krieges, wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen, in absehbarer Zeit kaum zu denken ist. Neue Kriegsschauplätze von ungeheurer Ausdehnung werden sichtbar. Der große asiatische Krieg, mit dem wir eine Zeitlang so nebenbei kokettiert haben, scheint herbe Wirklichkeit zu werden. Kontinente bewegen sich.

Die Rumpf-Entente hat den Frieden von Brest nicht anerkannt. Bei ihrem Protest hat sie sich nicht sonderliche Mühe gegeben, zu verheimlichen, daß ihr nicht so sehr die Vernichtung des einstigen Zarenreichs Schmerzen bereitet als vielmehr die Furcht, daß die Mittemächte auf das neue Rußland einen zu starken Einfluß bekämen, und daß so nicht nur die einst dem alten Rußland dargeliehenen Milliarden verloren gehen, sondern auch die Wahrscheinlichkeit groß würde, die unermeßlichen Bodenschätze und Erntemöglichkeiten des gewaltigen Reiches den Mittemächten gesichert zu sehen. Während bisher nun die Entente noch vorgab, hinter der Maske des verletzten Selbstbestimmungsrechts das russische Volk gegen die deutsche Vergewaltigung in Schutz zu nehmen, hat sie sich jetzt enthüllt: sie schlägt ihre Pranken in den Leib des Bären, den sie zu Tode wund glaubt, und für dessen Niederbruch sie, wenn sie nur ehrlich sein dürfte, den Mittemächten fast dankbar wäre. Man darf nicht vergessen, daß England Indiens wesentlich sicherer geworden ist, seitdem weder von Persien noch von Afghanistan her die russische Gefahr mehr droht. Nun soll verhindert werden, daß aus der russischen Gefahr eine deutsche Gefahr wird. Ehe das neue Rußland noch recht zur Besinnung gekommen ist und in der Annahme, daß es den Mittemächten unmöglich sein wird, die neue gigantische Aufgabe zu lösen, hat sich der angloamerikanische Imperialismus gemeinsam mit dem Japans entschlossen, die Einkreisung Asiens anzulegen. Ein besonderer Grund zu solcher eigentlich nicht ganz klugen Fixigkeit war für England ohne Zweifel der drohende deutsche Angriff auf die indischen Glacisländer, auf Palästina und im Anschluß daran auf Aegypten, auf Mesopotamien und Persien. Diesen Angriff will England ablenken; es will die Heere, die ihm dort unten gefährlich werden könnten, nordwärts und ostwärts locken und rechnet dabei wohl auf die ungeheure Ausdehnung des Gebiets, das es hier zu durchqueren und zu schützen gilt. Unendliche Etappen-

straßen sollen die Kräfte Deutschlands, soweit irgend möglich, verdünnen. Darum wird im Umkreis der halben Weltachse Feuer angelegt: am Jordan, im Zweistromgebiet, im östlichen Sibirien, im Murman. Konnte man die deutsche Organisation bisher nicht zerbrechen, so möchte man sie nunmehr zersplittern. Die Strategie solcher Politik ist ohne Zweifel genial; die taktische Absicht erstrebt wohl nicht zuletzt auch eine Entlastung der schwer bedrohten englisch-französischen Front. Asien wurde Mitteleuropas östlicher Brückenkopf. Der dieses Bollwerk umspannende Aufmarsch ist gewiß nicht leicht zu nehmen; er müßte uns schrecken, wäre Rußland, wie einst in Napoleons Zeiten, auf Englands Seite. Es wäre furchtbar, würde es der Rumpf-Entente gelingen, das neue an bildungsfähigen Kräften jedenfalls noch überreiche Rußland uns wieder zum Feinde zu machen. Schon jetzt bewährt sich also die Voraussicht unsrer brester Unterhändler, kein vernichtetes, kein unversöhnliches Rußland zurückzulassen. Zugleich ergibt sich als Tagespflicht die Notwendigkeit, die Regierung der Sowjets, einerlei, ob uns die Methode und überhaupt die Couleur der Bolschewiki (einbegriffen die über die Grenze westwärts fließende Infektionsgefahr) behagt oder mißfällt, angemessen zu unterstützen. Die Reise des Herrn Kerenski oder seines Doppelgängers, der, kurz entschlossen, den preußischen Junkern nicht ganz unähnlich, die weltpolitischen Notwendigkeiten Rußlands aus kurzsichtigen Gründen der Klassenpolitik zu opfern bereit ist, der moskauer Gesandtenmord und der in dem tschecho-slowakischen Abenteuer aufflackernde Panslawismus sind hinreichende Symptome für die Unbequemlichkeiten, die uns ein neues imperialistisches Rußland zum mindesten in diesem Augenblick bereiten könnte. Wir werden also die rote Fahne der Bolschewiki verteidigen helfen. Wir haben den Eindruck, als ob die Erledigung solches Kampfes die Voraussage des Herrn von Kühlmann, was die Dauer des Weltkrieges betrifft, nur allzusehr bestätigen wird. Und wir glauben, daß schließlich die kriegerischen Vorgänge so sehr zur zweiten Natur des Weltzustandes werden müssen, daß zum Aufstieg aus der Ebene des Dauerkrieges ein politischer Entschluß unumgänglich nötig sein wird. Dieser Entschluß aber heißt, solange die englische Flotte nicht auf dem Grunde des Meeres ruht: Verständigung mit England. Ob er heute bereits denkbar ist, möchten wir nicht bejahen. Aber er wird denkbar sein, wenn sich in England die Einsicht einzustellen beginnt, daß bei diesem Weltkesseltreiben Japan und Amerika als die Jüngern weit größere Chancen haben denn Old England. Wir haben hier schon des öftern darauf hingewiesen, daß die Dauer des Krieges nicht zuletzt davon abhängt, ob England einsieht, um wieviel größer die Vorteile sind, die Amerika aus einem langen Kriege für sich gewinnen muß. Ein vollständig fertig gerüstetes und auf dem europäischen Kontinent einmanövriertes Amerika ist eine dauernde Bedrohung Kanadas, und daß der militärisch gefestigte Imperia-

lismus der Union für Australien nicht grade harmloser wird, dürfte einleuchten. Amerika hat sich auf den Azoren angesiedelt, und, wenn nicht alles täuscht, scheint es stark auf Island zu spekulieren. Das aber würde bedeuten, daß der Union Jack nördlich und südlich vom Sternenbanner flankiert wird: eine keinesfalls behagliche Schicksalswende. Amerika streckt die Fangarme gegen Europa aus. Und mögen auch immer zahllose Bindeglieder, sowohl politische wie wirtschaftliche und kulturelle, die anglo-amerikanische Einheit prädestinieren: in absehbarer Zeit muß sich in England das Bedürfnis herausstellen, in Europa zum mindesten ein Instrument der Rückversicherung zu suchen. Und dies umsomehr, als ein amerikanisches Island, auch dann, wenn England zu solchem Prozeß nassen Auges seine Zustimmung gegeben haben sollte (dann vielleicht erst recht), zwangsläufig die skandinavischen Reiche an den europäischen Block herandrängen muß.

So sehen wir blutige Perspektiven ringsum. Immer wieder — während fleischlose Wochen angekündigt werden — neue Möglichkeiten, neue Notwendigkeiten, den Krieg von einem Jahr ins andre greifen zu lassen. Was auch immer uns an Siegen reifen wird: die Ernte kann nur durch einen politischen Entschluß eingebracht werden. Freilich noch scheint der Unterbau des militärischen Erfolgs nicht stark genug zu sein, als daß es an der Zeit wäre, den politischen Hebel anzusetzen. So bleibt in der Tat keine andre Parole als die, an der abermals hunderttausende von Herzen brechen und ungezählte Mütter und Frauen in unheilbares Unglück hineingeraten müssen: die Schlacht geht weiter. Grade darum aber braucht das deutsche Volk einen Luftkreis von Freiheit und Selbstbestimmung, einen Luftkreis, den die letzte Reichstagsrede Scheidemanns schaffen helfen wollte, dessen Entwicklung aber, der Einsicht abgewandt, die preußischen Wahlrechtsgegner verhängnisvoll zu verhindern trachten.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXI.

Adolph Hoffmann

Im preußischen Abgeordnetenhause gehts heute sehr lebhaft zu. Ein großer Tag. In den Diplomaten- und Ministerlogen wimmelts von Neugierigen. Auch die Zuschauertribünen sind überfüllt. Ein leuchtender „Blütenkranz" von Damen gibt den Platzreihen dort oben einen farbenfrohen Ausdruck. Unten im Sitzungssaal schwirren die Abgeordneten durcheinander. Hier bilden sich Gruppen und da. Ueberall wird lebhaft diskutiert und gestikuliert. Die Vorhänge, die die Türen zu den Regierungstischen verhüllen, werden fortwährend auseinandergefaltet, da immer neue Regierungskommissare zuströmen. Zwischenein tropft ein Minister nach dem andern herein: die Breitenbach, Hergt, Schmidt, Spahn. Diener schleppen Akten hinterher. Jetzt kommt

auch Herr Drews, der Minister des Innern, und mit ihm der Vizepräsident des Staatsministeriums, Herr Doktor Friedberg. Und nun weichen die Herren an der hohen Regierungspforte alle ehrerbietig ein wenig zur Seite: der Herr Ministerpräsident Graf Hertling tritt ein. Sofort greift der Präsident des Hauses, der würdige Graf Schwerin-Löwitz, zur Glocke, schwingt sie ein paar Mal und verkündet mit seiner knittrigen, schwachen Stimme, daß die Sitzung eröffnet sei. Auf der Tagesordnung steht die Wahlrechtsreform.

Der Kampf der Geister setzt ein. Die Debatte nimmt einen erregten Verlauf. Oft gibts spannende, dramatische Momente. Alle kämpfen sie wie die Löwin, die ihre Jungen verteidigt: die Rechte, die Linke, das Zentrum, die Regierung. Und das Parkett der Zuhörer macht, unter der starken Suggestion der bedeutungsvollen Stunde, aus seinen Gefühlen keinen Hehl. Abneigung, Zustimmung, Zischen und Beifall wirbeln durcheinander. Die meisten Abgeordneten haben sich von ihren Plätzen erhoben und sind dicht an das Rednerpult geströmt, um das sich nun die dicken Massen geschart haben, da sie sich kein Wort, keine Miene entgehen lassen wollen. Einige, in Zivil oder, wie der Zentrumsgraf Spee, in Uniform, haben sich auch unmittelbar hinter den Redner aufgepflanzt, und aus diesem wirren Gestrüpp von Menschen prasseln die pointierten Worte des Redners nun wie die Leuchtkugeln und Fontänen eines Feuerwerks heraus. Der Ministerpräsident hat seinem Stellvertreter, Herrn Doktor Friedberg, den Rücken zugekehrt, hat den Körper und das Gesicht ganz zum Sprecher gewendet, ein wenig den Rumpf nach vorne gebeugt und den Kopf aufgestützt, und Herr Drews, der Reformminister, ist von seinem Platz aufgestanden, hat sich zum Rednerpult begeben und folgt nun, die Hand ans Ohr gelegt, interessiert den Darlegungen des Parteimannes. Auf der Linken hat sich ein wenig unterhalb des Katheders Einer aufgestellt, der bald die allgemeine Aufmerksamkeit hervorruft, da er alle Augenblicke gepfefferte Zwischenrufe wie Raketen in die Versammlung schleudert, seine Bemerkungen mitunter wie Hürden vor den rhetorischen Husarenritt des Wahlrechtsgegners am Pult stellt, ihn zum Halten, zu Widerrede und Antwort zwingt und oft stürmische Heiterkeit erregt. Manche Pointe ward durch einen solchen Zwischenruf vernichtet, in ihr Gegenteil gekehrt, manches persönlich zugespitzte Zwiegespräch hat sich daraus zwischen dem Redner und ihm, dem Manne da unten, entwickelt und die Debatte auf uferlose Abwege geführt. Ein Mensch mit einer wahren Löwenmähne. Strahlend weißes Haar. Ein Henriquatre von derselben aufdringlich weißen Farbe in einem blühend roten Gesicht unterstreicht noch dessen Besonderheit. Die Haltung dieses Herrn ist ein bißchen nachlässig wie seine Kleidung, wenigstens nicht besonders gepflegt, und sieht man ihn sich näher an, so macht er, trotz seinem martialischen Auftreten, eigentlich einen urgemütlichen Eindruck. In

einer berliner Weißbierkneipe (ich weiß nicht, obs die heut überhaupt noch gibt), müßte sich, meint man, mit Dem da ganz gemütlich plaudern.

Das ist Adolph Hoffmann, Repräsentant der Unabhängigen Sozialdemokratie im Dreiklassenparlament. Wenn er so dasteht, den Rücken meist dem Redner halb verächtlich zugekehrt, wenn er sich den Spruch seines redenden Gegners gewissermaßen langsam in die Ohren träufeln läßt, hat er gewöhnlich die eine Hand gelassen in die Hosentasche gesteckt und gurgelt alle paar Minuten so von ganz unten aus der Tiefe heraus im Baß seinen behäbigbissigen Zwischenruf heraus. Alles im berliner Jargon: „So siehste aus!" „So 'n Quatsch." Oft aber sitzt sein Hieb, und der also angegriffene Redner muß atemschöpfend innehalten und sich zur Wehr setzen. Die Glocke des Präsidenten greift wie ein Polizist ein und verhaftet die Zwischenbemerkung. Es setzt einen Ordnungsruf nach dem andern, und wenn Adolph Hoffmann sie alle registrieren wollte: sein Notizbuch hätte bald keinen weißen Fleck mehr. Mit den Vorgängern des Grafen Schwerin-Löwitz, mit Herrn Jordan von Kröcher und dem Freiherrn von Erffa, hat er böse Sträuße zu bestehen gehabt, weil die leicht gereizt waren. Herr von Kröcher revanchierte sich einmal, indem er herablassend sagte, Herr Adolph Hoffmann komme niemals als Subjekt, immer nur als Objekt der Gesetzgebung in Betracht. Als seinerzeit, noch vor dem Kriege, nach dem Einzug der ersten Sozialdemokraten in dieses bis dahin sozialistenreine Parlament die Hausordnung verschärft wurde und es zum Eingreifen der Polizei kam, die den Abgeordneten Borchardt packte, um ihn, der nach so und so vielen Ordnungsrufen nicht gutwillig den Sitzungssaal verlassen wollte, mit Gewalt an die Luft zu setzen: da stellte sich Adolph Hoffmann mannhaft an die Seite des Renitenten.

Ja, so war Adolph Hoffmann, so ist er, und so wird er bis an sein Lebensende bleiben: in den Augen aller Ordnungsgrößen ein infamer Bursche. Und wenn er selbst die Rednertribüne besteigt, dann gibts ein radikales Hagelwetter. Ein Kraftausdruck sucht den andern zu übertrumpfen. Wie Knallerbsen fahren sie dazwischen. Die Rechte verläßt gewöhnlich fluchtartig, zur Demonstration, den Saal. Das Zentrum schließt sich an, und die peniblen Nationalliberalen schreiten im Gänsemarsch hinterdrein. Wenn sie aber abends, allein oder im engsten Kreise unter sich, in ihrer Zeitung die Rede Adolph Hoffmanns nachlesen, müssen sie selber über dieses antithesenreiche Wortbombardement schmunzeln: Immer Derselbe! Der Freikonservative Wolyna hat jüngst einmal gesagt, man müsse das alles garnicht so ernst nehmen: in Wirklichkeit sei Herr Hoffmann der Urtyp des berliner Philisters, der sich gern satt schimpft.

Adolph Hoffmann hat eben das sechzigste Lebensjahr überschritten. Geboren ist er zu Berlin, am einundsechzigsten Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten, das ist: am zweiundzwanzigsten

März 1858, als in Preußen, nach der reaktionären Aera, eine neue Zeit unter dem Prinzregenten Wilhelm heraufzudämmern begann. In den bescheidensten Verhältnissen wuchs er heran und besuchte sieben Volks- oder Armenschulen an vier verschiedenen Orten. Mit vierzehn Jahren wurde er in die Lehre geschickt, wollte zuerst Graveur werden, mußte aber, eines Augenleidens wegen, seinen Beruf wechseln. So wandte er sich dem Vergoldergewerbe zu. Jedoch auch da blieb er nicht bei der Stange, arbeitete, nacheinander, als Bursche im Buchhandel, in der Textil-, in der Metallbranche und verdingte sich als Maler und Vergolder. Anfang der neunziger Jahre berief ihn die Partei als Redakteur nach Halle an der Saale und dann nach Zeitz. Von 1893 an ließ er sich als Buchhändler in Berlin nieder und begann zu schriftstellern und agitatorisch zu wirken. Die zehn Gebote, die Moses einst vom Berge Sinai dem Volke Israel überbrachte, schmiß er um und setzte zehn eigene Gebote an ihre Stelle. Denn er war ein Atheist vom reinsten Wasser und warb für seine freireligiösen Ideen Tag und Nacht bei Jung und Alt in seiner burschikos-draufgängerischen Art. Er hielt meist jahrelang ein- und dieselbe Rede; und als er sich einmal so recht in feurigen Zorn wider die Bourgeoisie, den Kapitalismus, die Klassenherrschaft und die Pfaffenwirtschaft geredet hatte, machte er auf eine Zuhörerin einen ganz besonders tiefen Eindruck. Sie wurde bald seine Frau und brachte ihm einiges Vermögen in die Ehe, sodaß er fortan materiell unabhängig war. Ein ander Mal schmetterte er eine flammende Broschüre gegen die kompakte reaktionäre Masse mit dem einschüchternden Drohtitel: ‚Die Sozialdemokraten kommen!' und ließ diesem literarischen Produkt einen ‚Warnungsruf an die Frauen und Mädchen aller Stände' folgen.

Mit der Zeit hatte er sich also einen gewissen schriftstellerischen Ruf erworben, und da er, als gelernter Buchhändler, sich auch aufs Geschäftliche verstand, so ward ihm im Pressewesen der Partei bald eine führende Stellung eingeräumt. Immer hatte er, auch schon als es noch die eine große sozialdemokratische Partei gab, zu jenen Leuten gehört, die in der Opposition standen, zu den Querköpfen. Mit Stadthagen, dem ellenlangen Dauerredner, verband ihn enge Freundschaft. Desgleichen mit Rosa Luxemburg, der Unentwegten, der fanatischen Dogmatikerin. Sie war sein „Röschen", und als einst auf dem internationalen sozialistischen Kongreß zu Stuttgart bei einem Gartenfest die rote Parteifreude sich zu einem menschlichen Weinenthusiasmus steigerte, soll, in diesem gemütlichen Bacchanal der Jakobinermützen, gleich andern Parteigrößen auch Adolph Hoffmann sein Röschen in artiger Kavalierkunst zum wirbelnden Tanze geführt haben.

M. d. R. ist er nur kurze Zeit gewesen. Von 1904 bis 1906. Zwei Jahre lang. Dann wars damit vorbei. Aber im berliner Stadtverordneten-Kollegium und in der Zweckverbandsversammlung spielte er mit die erste Flöte unter seinen Partei-

genossen, oder richtiger: die Pauke. Das preußische Abgeordnetenhaus ziert er, seit es dort überhaupt Sozialdemokraten gibt, also seit dem Juni 1908. Die Moabiter im sechsten berliner Wahlkreis entsandten ihn, allerdings mit nur geringer Mehrheit, in das Haus der Prinz-Albrecht-Straße. Für den Reichstag hat er indessen immer wieder von neuem kandidiert. Unablässig im mansfelder Wahlkreis, den er dem Freikonservativen Arendt vergebens streitig zu machen trachtete. Sein parlamentarisches ‚Sündenregister' ist nicht eben klein. Er kennt keine Autorität, und sein Witz schlägt oft auch, bloß um sich zur Geltung zu bringen, über die Stränge des Parteischemas. Wenns grade so paßt, kann er sogar antisemitisch werden. Damals, als Herrn von Mirbachs, des Kammerherrn Ihrer Majestät, amüsante Schnorrereien für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche selbst vor Staatsbürgern jüdischen Glaubens nicht Halt machten, dichtete er ironisch also im Landtage: „Friedlich zieht durch mein Gemüt Stiller Gottesfrieden, Oben sitzt die Fürstin Wied, Unten lauter Jiden." Mir und Mich verwechselt er nicht so selten in seiner Rede. Manche meinen, es geschehe absichtlich. Andre führens auf Bildungsmangel zurück. Als das einmal von einem Redner ausgesprochen wurde, erwiderte er, im echt berliner Tonfall, schlagfertig: „Det is bloß die Folge Eurer mangelhaften Volksschulbildung." Und gleich hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Ernst wird dieses heitere Kapitel, wenn wir an die Würdigung seiner Politik gehen, die mit zur katastrophalen Spaltung der Partei geführt hat. Einst hatte er prinzipiell gegen jede Beteiligung der Partei an den preußischen Landtagswahlen gedonnert, hatte sich dann aber, vor zehn Jahren, schließlich doch als Landtagskandidat aufstellen lassen. Eine nicht recht begreifliche Inkonsequenz dieser durchaus konsequenten Parteigröße. Er selbst aber machte den „Regierungssozialisten" während des Krieges die schlimmsten Vorwürfe wegen ihrer praktisch-positiven Arbeiterpolitik, und keine Rede, die er im Abgeordnetenhause oder irgendwo draußen vor Wählern hielt, verging, ohne daß er den Scheidemännern da böseste Dinge unterstellte und sie der Verachtung preisgab. Man hörte und sah ihn förmlich über diese Politik seiner Parteigenossen von gestern „Pfui Deibel!" spucken. Im Abgeordnetenhause rief er durch derlei Szenen mehr als einmal einen häßlichen Krach, eine peinlich-obskure häusliche Auseinandersetzung hervor. In der ‚Arbeitsgemeinschaft', der Sondergruppe der Unzufriedenen, die allein das Parteidogma hochzuhalten gedachten, stand er vornan, und in der Unabhängigen Sozialdemokratie ist er der wilde Mann, der täglich gegen die alte Sozialdemokratie Säbel und Pistole schwingt. In dem gegenseitigen Kampf um den geistigen und materiellen Besitz des ‚Vorwärts' hat er, um sich schlagend, mitgestritten, und hat, als das Zentralorgan der Partei den Händen der Unabhängigen entglitt, alles daran gesetzt, um ein neues, eigenes, radikales Blatt in Berlin ins Leben zu rufen.

Vergeblich. Das Papier wurde ihm nicht bewilligt, und auch sonst war man höhern Orts dagegen. Nun steht er als Pressekorporal hinter dem wöchentlich ein- oder zweimal in bescheidenem Umfang erscheinenden ‚Mitteilungsblatt' der Unabhängigen Sozialdemokratie.

Wie man auch über ihn urteilen mag: er hat sich, überdenkt man alles in allem, seine Gesinnung doch immerhin etwas kosten lassen. Mehrmals hat ihn, auf Antrag des Königlich preußischen Staatsanwalts, der Richter wegen Beleidigung durch die Presse ins Loch gesteckt. Das ist gewiß keine angenehme Sache. Aber die schwedischen Gardinen haben weder abschreckend noch erziehend gewirkt: Adolph Hoffmann ist der alte proletarische Vulkan geblieben, dem nur dann wohl ist, wenn er Feuer speien kann.

Weltkrieg von Erich Erfried Truck

Vier Elemente liegen
Wie Raufer in dem Haar
Einander und bekriegen
Sich wechselnd immerdar.

Es blitzt das rote Feuer
Aus Wolkenwall und Nacht,
Und donnert ungeheuer,
Als wie zu rechter Schlacht.

Es schüttelt sich die Erde,
Die tief im Herzen brennt,
Und wirft mit Drohgeberde
Gestein ans Firmament.

Das Meer daneben bäumet
Als ein unbändig Roß
Zum Kampfe sich, und schäumet
Auf Erd und Himmel los.

Der Sturmwind schnaubt dazwischen
Mit allgemeinem Braus,
Luft, Erd' und Meer zu mischen
In eines Chaos Graus.

Der Mensch, das schwache Leben,
Steht mitten drein gebannt,
Und fühlt mit dumpfem Beben
Der rohen Kämpfer Hand.

Da wird's ihm wild zu Sinnen;
Am großen Weltgefecht
Auch Anteil zu gewinnen
Erwürgt er sein Geschlecht.

Und bald so ungeheuer
Beginnt er, daß zum Schluß
Ihm Luft, Meer, Erd' und Feuer
Den Vorrang lassen muß.

Sokrates der Idiot von Egon Friedell

Das delphische Orakel soll in der perikleischen Zeit einmal gefragt worden sein, wer der weiseste unter den lebenden Griechen sei. Die Griechen hatten eben noch keinen Georg Brandes und mußten sich daher in solchen Fragen an die Pythia wenden. Und sie soll geantwortet haben: Der weiseste ist Sokrates. Nicht ganz auf demselben Standpunkt scheint sich eine kleine Schrift zu befinden, die vor kurzem (im Verlag von Doktor Eysler & Co. in Berlin) erschienen ist, und die mir mein Freund Siegfried Jacobsohn mit den Worten schickte: „Das müssen Sie unbedingt lesen!" Es ist ein kleines Heft von kaum hundertzwanzig Seiten, in einem grasgrünen Umschlag, auf dem sich der Kopf des bekannten Sokrates abgebildet findet, und zwar mit abgehobener Schädeldecke, welche zeigt, daß nichts darunter ist. Es heißt: ‚Sokrates der Idiot', und sein Verfasser ist Alexander Moszkowski, ein ungemein lustiger alter Herr, außerdem Musiker, Kunstessayist und Autor vieler belletristischer Schriften, darunter des berühmten satirischen Epos ‚Anton Notenquetscher', das schon zu meiner Tertianerzeit die heimliche Lieblingslektüre unserer ganzen Klasse war.

Der Inhalt dieser „respektlosen Studie", wie Moszkowski sie nennt, ist kurz folgender. Im griechischen Theater folgte das Satyrspiel auf die Tragödie. Aber im Falle des Sokrates verhielt es sich grade umgekehrt: der großen und menschlich echten Tragödie vom Tode des Sokrates ging ein lächerliches Satyrspiel voran, genannt „Leben und Lehre des Sokrates". Sokrates, der seit Jahrhunderten als Inbegriff der Weisheit und Tugend galt, war in Wirklichkeit ein dialektischer Hanswurst, ein alberner Sprachpedant und Wortakrobat, der an einer Art logischer Echolalie litt, indem er immer wieder dieselben dunklen Begriffe durcheinanderwirbelte, dieselben abgerissenen Gesprächsfetzen hin und her schwenkte, unablässig gewisse einzelne Worte wiederholte, die in seinem Gesichtskreis eine ähnliche Rolle spielen wie die Mäuse im Sehfeld eines Deliranten. Seine ganzen vielgepriesenen Deduktionen enthalten nichts als tautologisches Geschwafel; was er gepredigt und doziert hat, verdient nicht den Namen Philosophie, sondern war nur Beweismeierei, plattes Moralgefasel, „Philosophatsch" (ein Wort von Eugen Dühring). Hierfür bringt nun Moszkowski eine größere Anzahl von Belegstücken, von denen man sagen muß, daß sie nicht nur boshaft, sondern auch glücklich gewählt sind, denn sie sind wirklich von einer geradezu hypnotischen Leere und Langweiligkeit.

Wie aber konnte in der Welt die Fabel entstehen, Sokrates sei ein epochemachender Denker gewesen? Ihr bewußter Schöpfer ist Plato. „Jener Hochgrad des Blödsinns kam den Lesenden nicht zum Bewußtsein dank der Magie des Plato." Der Sinn der platonischen Dialoge ist nach Moszkowski dieser: „Ich Plato habe

mir vorgenommen, meinen Lehrer Sokrates, den ich als Menschen und Staatsbürger sehr hoch verehre, nach allen Kräften und mit allen Mitteln der Pietät zu feiern. Ich Plato weiß, daß Sokrates, wie stark er auch als sittliche Persönlichkeit vor mir stehen möge, ein Schwacher und Armer im Geiste ist. Ich Plato werde das nicht verheimlichen und beschönigen; ich werde Schonung entwickeln in allen begleitenden Umständen, aber doch das Bild klar und verständlich entwickeln für eine, vielleicht ferne, Zukunft; für künftige Leser, die nicht an den Zeilen kleben, sondern auch Das zu lesen verstehen, was zwischen den Zeilen steht." Daß aber Plato sich grade eine so minderwertige Persönlichkeit zum Helden wählte, dies ist eben eines der vielen unlösbaren Probleme des menschlichen Gefühlslebens. „Die Frage: warum liebte der starkgeistige Plato den braven Trottel Sokrates? birgt nicht mehr Sinn als die, warum die blonde Venetianerin Desdemona für einen Mohren schwärmte." Und so gelangt denn der Verfasser zu der Schlußbilanz: Sokrates war klein als Denker, größer als Freund Platos und unbestreitbar am größten als Idiot.

Die Wirkung dieser Schrift wird wohl eine ziemlich ungleichmäßige sein. Die Gymnasiasten werden sich riesig freuen, die Fachgelehrten werden überlegen lächeln, was wir ihnen nicht weiter verübeln wollen, da dies ja ihre Lebensaufgabe bildet, und das große Publikum wird das Ganze für einen geistreichen Ulk halten. Ich glaube aber doch, daß es mehr ist. Ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, daß Nietzsche ähnlich ketzerischen Ansichten durchaus nicht fern stand: er hat in der sokratischen Dialektik den Sieg eines unvornehmen, pöbelhaften, tief ungriechischen Geschmacks erblickt, er spricht von der „Rhachitikerbosheit" des Sokrates und nennt ihn den „Hanswurst, der sich ernst nehmen machte". Diese niedrige Einschätzung des Sokrates, die uns hauptsächlich in der ‚Götzendämmerung' entgegentritt, scheint nicht erst der antirationalistischen letzten Periode Nietzsches anzugehören, denn in seinem Nachlaß findet sich eine Notiz aus dem Jahre 1872, die bereits die Sätze enthält: „An Sokrates alles falsch; die Begriffe sind nicht fest, auch nicht wichtig; die Kultur verneinend." Aber auch der milde, besonnene, höchst unparteiische, auf das ganze hellenische Chaos mit der Ueberlegenheit eines olympischen Gottes blickende Burckhardt sagt von Sokrates: „Indem er bei Leuten aller Stände herumging und allen Einzelnen, die in irgendeinem Fache etwas verstanden, bewies, daß sie im übrigen nicht weise seien, mußte er doch auch vielen tüchtigen und tätigen Leuten zuwider werden. Abgesehen davon, daß, wer permanent redet, und wäre es Sokrates, auch nicht immer weise reden kann, und daß er die Leute mit seinen ewigen Gleichnissen ennuyierte. Die Wirkung mag allmählich doch die gewesen sein, daß alles ausriß, wenn man ihn um die Ecke kommen sah." Und schon vor achtzig Jahren hat Carlyle ohne genauere einschlägige Kenntnisse, lediglich von seinem genialen Instinkt geleitet, die Ansicht ausgesprochen, in dem ewig

logisierenden Sokrates verkündige sich der Verfall des echten Griechentums.

Auch wenn man der sokratischen Legende mit der größten Vorsicht und Rücksicht gegenübertritt, wird man sagen müssen: Sokrates bedeutet in der Tat nur sehr teilweise einen Fortschritt im philosophischen und theologischen Bewußtsein der Hellenen. Er hat die grandiosen kosmischen Phantasien der Naturphilosophen in einen ziemlich nüchternen und gänzlich anthropozentrischen Moralismus aufgelöst, er hat die ganze griechische Götterwelt ins rein Begriffliche sublimiert und die Fülle der hellenischen Welt- und Lebensanschauung auf ein paar dürftige Prinzipien verdünnt, mit denen er dann in allerlei geschickten und witzigen Variationen jongliert. Es ist unbegreiflich, wie man ihn mit Kant in Parallele stellen konnte. Die Vernunftkritik Kants ist die kolossale Leistung eines ganz freien Geistes, der alles Bisherige verwirft, weil er alles Bisherige überschaut. Aber die philosophische Leistung des Sokrates ist nichts andres als der Sieg der praktischen Alltagsverständlichkeit über den unklaren Tiefsinn. Seine Zeitgenossen sahen auch sicherlich in ihm nicht mehr als ein interessantes Original. Der berühmte sokratische Skeptizismus, der als ein Wendepunkt in der Geschichte der Philosophie gilt, geht in Wahrheit auf die Sophisten zurück, die die wahre Stimme des Zeitalters waren. Man darf dabei natürlich nicht an den landläufigen Begriff der Sophistik denken, der keine Charakteristik dieser philosophischen Schule ist, sondern ein von Plato aufgebrachtes Schimpfwort.

Daß aber bereits Plato Sokrates unter demselben Gesichtswinkel gesehen hat wie Moszkowski, können wir doch nicht recht glauben. Zunächst und vor allem, weil es gänzlich unwahrscheinlich ist, daß eine der genialsten philosophischen Konzeptionen einer puren Mystifikation ihren Ursprung verdankt haben soll. Auf diesem Wege pflegen mächtige und fruchtbare Schöpfungen niemals zu entstehen: in der gesamten Kulturgeschichte finden wir nichts Aehnliches. Vielmehr ist die Wurzel alles Großen immer der Glaube, die fanatische, einseitige, blindbegeisterte, bis zur fixen Idee gesteigerte Bejahung: die gegenteilige Auffassung würde aus der Weltliteratur einen Aprilscherz machen, was sehr geistreich und amüsant und im Prinzip nicht einmal abzulehnen wäre, aber eben leider empirisch absolut nicht stimmt.

Sodann aber lag die sokratische Denktechnik viel zu sehr im griechischen Nationalcharakter, als daß man annehmen könnte, das Absurde an ihr sei Plato völlig zum Bewußtsein gekommen. Eine Hauptforce der Griechen war Reden, Reden, Reden. Sie waren zu allen Zeiten passionierte Freunde aller Rhetorik und Dialektik, das zeigt schon die für uns ganz unverständliche Wertschätzung, die sie den spitzfindigen Begriffsspielereien der Eleaten entgegenbrachten. Und Plato war eben auch ein Grieche. Und da er außerdem ein großer Künstler war, so hat er seinen verehrten Lehrer Sokrates, man kann wirklich fast sagen: auf die Bühne ge-

bracht, so wie er leibte und lebte, als Menschen von Fleisch und Blut, als unsterbliche Genrefigur, rund und plastisch, dreidimensional, mit allen seinen Schönheitsfehlern und charakteristischen Flecken. Und da mag ihm eben passiert sein, was großen Künstlern so oft passiert: daß ihre eigenen Figuren ihnen über den Kopf wachsen und ein selbständiges Leben führen, losgelöst von den Absichten ihrer Erzeuger. Und so wurde im Laufe der Zeiten aus der Apotheose des Sokrates die Karikatur des Sokrates: eine sublime Ironie, deren Urheber aber nicht Plato ist, sondern der Geist der Geschichte. Denn es gibt nun einmal keine ewigen Werte: ewig ist nur unsre Sehnsucht nach ihnen.

Briefbeilagen von Peter Panter

Der Tscheinik

Der Kunstschriftsteller Julius Meier-Graefe hat die Erlebnisse in seiner russischen Kriegsgefangenschaft aufgeschrieben und das Buch (das bei S. Fischer erschienen ist) „Der Tscheinik" genannt. So heißt ein Kessel, in dem sich die Russen ihren Tee kochen.

Meier-Graefe hat hitzige Freunde und hitzige Feinde. Die Feinde warfen ihm vor, daß es ihm mit seiner Kunstbetrachtung nicht ehrlich gewesen sei: er habe an Böcklins Tempel herostratisch brandgestiftelt, er sei ein pariser Impressionist, und die neuen Herren Expressionisten gar nennen ihn einen alten überholten Papa. Es muß gar nicht leicht für ihn sein. Ich weiß das alles nicht. Ich muß — wie ein Herr aus seinem Buch — so einfach dahinsagen: Ich verstehe nicht viel von der Malerei. Aber wenn nun Meier-Graefe wirklich nur ein schreibendes Luder wäre, ein Radaumacher, ein Mann mit der letzten Sensation im Füllfederhalter: ihm müßte alles verziehen werden um dieses „Tscheinik" willen. Denn das ist ein gutes Buch, und was mehr ist: ein Menschenbuch.

Die Sache ist die, daß sie den freiwilligen Sanitätskolonnenführer Meier-Graefe auf einer Autofahrt gefaßt haben, ins Innere Rußlands befördert, bis nach Sibirien hinein; nach langer Zeit wurde er ausgetauscht.

Wie ist diese neue Welt betrachtet! Man muß ja nun sagen, daß es für ihn nur ein Leben zum Spaß war, es war nicht Ernst; er wußte genau: zu Hause ist das Eigentliche, das, wofür zu leben ihm bisher verlohnt hatte, dies war nur Schauspiel, unangenehme Beigabe — aber wie ist diese neue Welt geschildert!

Der verstorbene Rosegger hat die Erde mit den Augen der Güte betrachtet. Man kann sie aber auch durch das Einglas der Ironie betrachten. Eine so graziöse, eine so beschwingte, eine so entzückende Ironie wie in diesem ist in wenigen deutschen Büchern. Es ist ja nicht wahr, daß man fremde Gegenden unbefangen auf sich wirken lassen kann. Man bringt doch immer die Heimat, man bringt sich selbst mit. Und das ist hier viel: eine Intelli-

ganz aus Stahl, eine Beobachtungsgabe, rasend schnell wie die Linse eines photographischen Apparats, und vor allem also — kaum im Zwinkern der Augen zu merken — eine himmlische Ironie. Nur einiges ist ein bißchen zu sehr Breslau.

Es ist ewig zu bedauern, daß das Buch nicht ‚Der Teekessel' heißt. Die eine einzige Probe — es sind nur anderthalb Seiten —, wo eine Morgentafel bei einem deutschen Stab geschildert wird, ist derart erschütternd, daß es einem in der Seele weh tut, neben dem gedruckten nicht auch noch den erzählten Tscheinik zu kennen. (Allein dieser eine Satz enthält in nuce die Psychologie jedes preußischen Kasinos einer höhern Dienststelle: „Alles ist harmlos und fidel und paßt auf wie Schießhunde.") Nun, er hat sich jedenfalls nach Rußland mit gebracht; er sagt selbst einmal: Ich blase mir auf die Fingerspitzen und bin in meiner Welt . . . Wie rasch er alle Leute einsortiert! Und sie liegen immer gleich in dem richtigen Kasten. Ein paar Andeutungen, ein kleines Etikett: und da ist der blonde Vollbart und der Hauptmann mit den Vorschriften und der Mann mit der Zuckerseele — alle Vögel sind schon da. Und er hat für alle ein freundliches Wort, das sie bis aufs Hemd auszieht. Es ist nur schade, daß er sich nicht einmal selbst in Rußland begegnet ist.

Die Erlebnisse —? Ja, Erlebnisse hat er auch gehabt. Aber das ist doch ganz gleich. Und wenn er nichts erlebt hätte, wenn er nicht in diesen stinkigen Eisenbahnzügen wochenlang gefahren wäre, wenn er nicht einmal beinahe von einem Soldaten totgeschossen worden wäre, so aus Spaß, im Suff — der ließ erst davon ab, als ihm Julius die Zunge rausstreckte —, wenn das alles nicht wäre: das Buch hätte die spinnewebleichte Grazie, verzeihen Sie, der Franzosen.

Am Schluß läßt es etwas nach. Er alter Bilderkenner muß es mir altem Bücherbeurteiler lassen: diese Geschichte mit dem Drama ist nicht so übermäßig fesselnd. Die erste Hälfte ist schwerer schwarzer Kaffee — in der zweiten ist etwas Milch.

Auf Seite dreißig in der Mitte kommt zum ersten Mal Sie vor. Sie taucht auf, ist auf einmal da, und es kann kein Zweifel sein, wen er damit meint, wenn es plötzlich heißt: „Am Morgen dieses Tages wurde mir klar, daß du bereits vom Stab unterrichtet sein mußtest." Ganz unvorbereitet steht das da. Und verläßt das Buch nicht mehr. Ich schrieb dir neulich bei der Besprechung des Kriegsbüchleins von Victor Auburtin, wie zusammengehörig der von seiner Frau spräche. Dies hier ist viel mehr. Auch wenn nicht von ihr gesprochen wird, wird von ihr gesprochen. Sie ist immer da. Er ist nie allein.

Manche kommen durch Leid zur Religion, manche zu sich selbst — dieser offenbar ganz tief zur Frau. Das ist echt. Ich weiß genau, wo die Technik aufhört und das Andre anfängt, das, was man nicht machen kann. Wie schön ist die Stelle, wo er schreibt, jetzt sähe er erst, wie ihn seine Arbeit von ihr wegge-

bracht habe. „Das habe ich dir abzubitten, nur das." Keine Spur von falschem Heldentum vor ihr. Er weiß genau, daß Viele es schlechter haben. Nur tiefe Erkenntnis. Und diese Synthese ist so schön, weil er jahrelang, jahrzehntelang vorher analysiert hat. Und nur Der darf endlich, endlich erlöst und still sagen: Ich liebe dich, der weiß, wie weit man von einander ist, und was Mann und Frau trennt. Er ist ja gar nicht romantisch: er weiß, er weiß. Er weiß, wie es sein wird, wenn er nach Hause kommt: „Am ersten Tage würde ich so herumsitzen, weil es unanständig wäre, nicht so herumzusitzen, nachdem man ein Vierteljahr nicht zu Hause war. Am zweiten Tage tut man schon etwas, halb im Spaß. Du kommst aus Versehen herein, findest mich am Schreibtisch. Schon! denkst du und gehst wieder." Er weiß. Und wie groß muß eine Liebe sein, die dann doch — nach so viel Krampf und Erkennen und Ernüchtern und Zuneigung quand-même, nach all diesem Rumor und Dissens, Treffen und Verfehlen — die nach all dem auf die einfache Plattform steigt und den Kopf und die Hände senkt. Deswegen ist es ein Buch, das uns Alle angeht.

Ob es etwas nützt, dergleichen aufgeschrieben zu haben? Ich besinne mich, in diesem dummen Buch ‚Der Flieger von Tsingtau' (das den Vorzug hatte, das erste einer Reihe von gleich schlechten gewesen zu sein, und deshalb gelesen wurde) mich immer gefragt zu haben: Wird etwas von ihr drin stehen, wenn er zurückkommt? Ja, es stand etwas drin. Eine Clichéphrase von einem Paar blauer Augen. Vielleicht kann Herr von Plüschow nur nicht schreiben. Aber ob eine Frau überhaupt und jemals weiß, was der Mann empfindet, wenn sie auseinander sind? „Ob er treu ist —." Wie wenn ein Uhrmacher ein Werk mit dem Dampfhammer reparierte . . .

Ich glaube, sie verstehen es nicht. Er erlebt in Rußland, in Frankreich, überall auf der Erde seine Welt noch einmal, immer ist sie nahe, immer da. Aber Frau von Plüschow und Frau Auburtin und Frau Meier-Graefe und du — ihr wißt alle gar nicht, wie lieb man euch hat, und wie man euch lieb hat.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Tinte, Feder und Papier waren Requisiten, und der Geist kam aus der Welt. Euch kommt der Geist aus Tinte, Feder und Papier, und eure Welt ward Requisit.

*

Da ein paar Leute die Frage, wie man es anstellen müsse, ohne Talent zu dichten, mit Glück gelöst haben, ist es begreiflich, daß ihre Methode Anhänger findet.

*

Mit vielen Produkten der heutigen Lyriker geht es mir grade umgekehrt wie dem kleinen Knaben, der, vor dem Orchester stehend, das Stimmen der Geigen bereits für das Konzert hält.

König Oedipus von Alfred Polgar

An der wiener Volksbühne hat Moissi den „König Oedipus' gespielt in der schönen, ein wenig weichen Fassung Hugo von Hofmannsthals. Aber auch im abgeschliffenen Zustand üben die Quadern des dramatischen Riesenbaues, himmelan getürmt, majestätische Wirkung. Für Moissis Art taugt Hofmannsthals Diktion vortrefflich: die heimliche Sangbarkeit dieser Verse kommt der Musikalität seiner darstellerischen Kunst entgegen. Er schmeichelt aus der, solcher Schmeichelei gern zugänglichen Sprache höchsten Wohllaut, entfaltet allen rhetorischen Prunk einer wahrhaft adeligen Sprechkunst. Er hat Bewegungen von bezaubernder malerischer Kraft und Schönheit, Gebärden wie Blitze aus dem Körper zuckend, höchste Spannung des Geistes und der Nerven entladend. Bei aller Hingabe an den dramatischen Augenblick bewahrt er doch sozusagen „klassisches Maß". Es ist ein schlackenloses Verlodern im Feuer des Temperaments ohne komödiantischen Rauch. Wunderschön das erste Aufdämmern böser Ahnung, das erste Beugen des stolzen Hauptes unter Schicksalslast und der Moment, da das Gift der schrecklichsten Gewißheit sein Herz durchätzt. Die Steigerung ist mit großer Kunst angelegt und durchgeführt — eine imponierend edle Parabel — die erklommenen Höhepunkte weit überm theatralischen Mittel, Moissis Oedipus ist: ein Liebling sadistischer Götterlaune. Aller Segen singt: wenn ich ein Fluch wär', flög ich zu ihm.

Dem Reinhardtschen Muster hatte die Volksbühne eine sehr achtbare ‚Oedipus'-Vorstellung nachgebildet. So konnte das ewige Werk seinen starken Zauber üben. Freilich finden Geist und Gefühl des Menschen von heute den Schwerpunkt der Dichtung anderswo als frühere Generationen. Es klingen für ihn Zwischen- und Oberstimmen in dem antiken Drama, die Herz und Hirn heftiger bewegen als die tragische Grundmelodie vom unerbittlichen Fatum. Stärker als die dunkle Fundamentaltatsache, daß über jedem Haupt das Schwert des Schicksals schwebt, daß die Götter ewig Recht behalten und die Sterblichen ohnmächtig sind — stärker als dies rühren an unsre Seele die menschlichen Konflikte, die in dieser fundamentalen Tatsache wurzeln. Nicht mehr das Kunstvoll-Unentrinnbare im Schicksalsfadengespinst, darin der Oedipus verzappelt, scheint uns der wesentliche Inhalt des Dramas. Er war es nur, solange die Dichtung für ihre Empfänger auch und vorwiegend religiösen Inhalt hatte. Erhaben ist das sinnvoll-sinnlose Rechtbehalten der Götter, aber erhabener ist Trotz und Abwehr und Ich-Behauptung des Menschen! Nicht der Nachweis, daß von der Faust der Götter der Mensch, wie immer er sich dagegen sträube, rettungslos zerquetscht wird, dünkt uns heute wesentlich. Sondern wesentlich und Gegenstand unsrer Teilnahme und Ergriffenheit ist das, was unterm Druck solcher nicht zu sprengender Umklammerung sich formt und als Gedanke, Wort, Tat,

Hüllen durchbrechend, ans Licht geschleudert wird. Das, was der Sturm vom tiefsten, dunkelsten Grund einer Seele auftührt und an die Oberfläche reißt, die Hochspannungen des Intellekts und Willens, die das Schicksal erzwingt, die Gegensätze, die jählings und furchtbar klaffen — Gegensätze zwischen Masse und Einzelnem, Volk und König, Bruder und Bruder, Mensch und Gott —, die Schreie, die heroischen und kindlichen Abwehrversuche, der Trotz und die Fügung des Opfers. Weniger um die zerschmetternde als vielmehr um die erhellende, Abgründe durchflammende Kraft des Blitzes handelt es sich. Denn für unser Empfinden ruht die Schönheit der Dichtung nicht im sinnreichen Aufbau des dunklen Scheiterhaufens aus Götterdiagnosen und tückisch verflochtenen Geschehnissen; sondern in dem Leuchten und Verbrennen der Menschenseelen, für die er ewig zurechtgetürmt ist.

Die Tapete von Ulrich Rauscher

Nach wochenlangem Biwak im Freien, im steten Regen, keine Stufe über den Schmutz erhöht, in Erde gebettet und getreten wie Gras und Kraut, jeder Laune des Winds hingegeben, zwischen klatschend nassen Zeltbahnen und triefenden Pferden — zum ersten Mal wieder ein Quartier mit einer Art Dach. Es muß ein größeres Gärtnerhaus oder das Haus eines Pächters gewesen sein, vielleicht mit Räumen für eine Jagdgesellschaft oder einem Wohnzimmer, das zugleich Gastzimmer war, wie bei uns manchmal in Förstereien. Genaues läßt sich nicht sagen; es ist schon von französischen Truppen belegt gewesen und dann von englischen, Draht- und Bretter-Bettgestelle nehmen den größten Platz unsres Quartiers ein. Daneben liegen alliierte Uniformstücke und Soldaten-Gerümpel.

In dem Riesenkamin brennt ein gewaltiges Feuer, die einzige Beleuchtung, denn alle Fensterscheiben sind längst zerschlagen und die leeren Rahmen mit Papier verklebt oder Lumpen verhängt. Wir verfeuern die Dielen und Dachsparren noch jämmerlicherer Ruinen als der unsern, von der grade noch die von uns belegte Hälfte steht. Wir kauern ganz eng um die hohe Glut, halb angesengt, ohne Halsbinden und Röcke, über- und nebeneinander, manche die schwarz verschmutzten Hemden in der Hand und nach Läusen suchend. So kalt und so naß war es all diese Tage und Nächte gewesen!

Um den ganzen feuer-durchschwelten Raum ist eine Tapete geklebt, wie man sie manchmal in Gartensälen sieht, eine Landschaftstapete in lebhaften Farben. Zuerst geht das Auge gleichmütig über die Bauwerke hinweg, die hier nebeneinander abgebildet erscheinen; aber dann ists, wie wenn man zufällig in ein unbekanntes Buch gesehen hätte, ohne den Titel zu beachten: man stockt und staunt, blättert zurück und liest weiter und sucht jetzt erst gepackt nach Autor und Ueberschrift. Eine seltsame Phantasie

hat hier gezeichnet und aneinandergereiht. Welchen Auftrag hatte der Entwerfer dieses Musters? Oder war die Tapete sein eigener Einfall, ein Ausflug in tausend ferne, nie zu erreichende Herrlichkeiten, die ihm nachts aus zerlesenen Büchern aufgestiegen waren? Vielleicht war er einer von den Bildungssüchtigen, die führerlos über fremde Treppen und waghalsige Sprossen hinaufstreben, an allen Türen anklopfen, aus den verschiedensten Gelassen des Geistes ihr seltsames Wohngerät zusammenschleppen, und deren Gehirn schließlich aussehen muß wie ein Altwarenhandel oder wie diese Tapete. Aber sie und ihresgleichen sind ja einst einmal Mode gewesen. Vielleicht war nur der neue Erfinder dieses Sammelsuriums solch eine unersättliche Seele, die alles vor sich und ihre Mitmenschen hinstellen wollte, was die Herrlichkeit der Welt mit tausend Zungen lobt. Die andern nach ihm sahen nur noch die Bizarrerie, mit deren Ungewöhnlichkeit Geschäfte zu machen waren. So hingen diese Tapeten an zahllosen Wänden, hinter ärmlichen Spinden und aufgedonnertem Protzenmöbel, über Wirtstischen oder dem nackten Holzgestühl der Amtszimmer, ein Widerspruch mit sich selbst und ihrer Umgebung; bis Verwüstung und Trostlosigkeit dies Gelaß in einem französischen Dorf zum Massenquartier werden ließ und aus dem schablonierten Durcheinander von einst die Welt selbst vor uns als Verheißung aufrollte.

Da standen unter einem Maienhimmel einsame Triumphbogen, wie man sie in lateinischen Einöden sieht, Kirchen, deren Türme im Aufstieg zu Gott jäh und schmerzhaft unterbrochen sind wie die der Kathedrale von Rheims, weite, italienische Landschlösser voller Heiterkeit und Kühle, weiß, an blauen Seen und so architektonisch genau, wie das siebzehnte Jahrhundert in Kupfer stach, Säulengänge, welche Schlösser aus der französischen Königszeit guirlandengleich verbinden. Rehe treten aus dem Wald, geschwungene Barken liegen in tiefer gefärbten Wellen, bunte Reiter und Reiterinnen galoppieren nach einem rasigen Vordergrund; hinter Platanen gewahrt man Dorfkirchtürme, auf plattenbelegten Plätzen stehen Säulen wie die Trajanssäule, weiter in der Landschaft liegt und glänzt der Petersdom. Zwischen zierlichen Galerien zeigt sich ein cour d'honneur, blank wie ein Salon; daneben gehen geschürzte Fischerinnen durch Schilf, Mäherinnen lehnen an Rechen und Sense, die letzte setzt schon einen Fuß in die Allee weißer Statuen, die streng und gleich zum nächsten Schlosse führt. In regelmäßigen Abständen aber und mächtig in den Himmel gewölbt stehen dunkelgrüne Edelkastanien, näher und gewaltiger als alles Bauwerk.

Nach und nach haben wir alle dem Kaminfeuer den Rücken zugekehrt, um die Tapete zu durchwandern. Hinter uns die starke Glut rötet unsre Rücken, und wie wir so in halb schattenschwarzem, halb feuerfarbenem Halbkreis um den Kamin uns zusammendrängen, ist es fast, als sei dies Feuer die Lichtquelle einer laterna magica und unsre Herzen alle die Zauberlaternen,

deren bunte Bilder vor uns über die Wand gleiten. Unser Herz ist in dem Elend ja so durchsichtig geworden, und jedes wirft sein farbiges Geheimnis in den Strahl weit über die Fläche, und die Träume reihen sich aneinander und schweben vorbei und bewegen sich wie eine Wandeldekoration, die überm Rand einer jenseitigen Erde vor uns Ausgeschlossenen dahingleitet. Wir starren nach den zitternden Bildern unsrer eigenen Herzen: wie das Heimlichste aufwacht und sich offenbart, beim Einen eine Wiese im Frühling, beim Andern ein zurückliegendes Schloß, flüchtig von der staubigen Landstraße gesehen, eine Reiterin auf den Wegen eines abgesperrten Parks, ein Winkel am See, ein glänzendes Blattgewölbe — Spiegelungen längst vielleicht vergessener Sekunden, in denen ein Bild zugleich in Aug und Herz einging mit der heißen Welle Bluts, auf der die Augenblicke grund- und namenlosen Glücks geglitten kommen.

Winzige Mikroben hocken wir inmitten dieses zerfetzten Stücks Erde, das scheußlich aussieht wie eine hundertfach vergrößerte Lupuswunde. Dort drüben sehen wir unsern Traum, hervorgestrahlt aus der Zauberlaterne unsres Herzens, und zusammengekauert strecken wir gleich Schiffbrüchigen die Arme aus nach den Schönheiten und dem siebenfarbigen, vorbeifließenden Schimmer unsrer einstigen, der längst verlassenen, der bewohnten Erde.

An Peter Panter von Theobald Tiger

Peter Panter, Mitarbeiter!
Steig doch auf die hohe Leiter!
Singe doch von aktuellen
Zeitgenossenzwischenfällen!

Laß die Liebe, laß die Damen
mit dem freundlich blonden Namen;
laß die bunten Busentücher —
und vor allem: laß die Bücher!

Laß sie Bücher schreiben, drucken —
wozu da hinuntergucken!
Frisch! hinein ins volle Leben!
Aktuell mußt du dich geben!

Sieh mich an! Fast jede Woche
pfeif ich auf dem Flötenloche:
Reichstag, Wahlrecht, Osten, Westen,
Presse, Orden, Schweinemästen —!

Tanz die nationale Runde!
Kennst du das Gebot der Stunde?
Höcker macht das viel gewandter,
Peter Panter, Peter Panter!

Du mußt aktueller schwätzen,
und man wird dich höher schätzen!
Lerne du im Hurraschrei'n:
man darf nicht beschaulich sein.

Ein Schulfall von Alfons Goldschmidt

Die hamburger Firma Wertheim Export Company m. b. H. hat unterm achten Mai 1918 an die Handelskammer Hamburg eine Eingabe gerichtet, in der Folgendes erzählt wird:

Kurz nach Kriegsausbruch hat die Firma dem Reichsamt des Innern einen Riesenkauf skandinavischer Cellulose und Holzmasse vorgeschlagen. Einen Kauf auf zwei Jahre. Sie wollte die Befriedigung des deutschen Cellulose-Bedarfs sicherstellen. (Selbstverständlich wollte sie verdienen. Das will jeder Kaufmann.) Es kam zu Finanzierungsverhandlungen mit der Deutschen Bank und zu Besprechungen mit den Cellulose- und Papier-Interessenten. Die Papiermacher waren für den Kauf, die Cellulosefabrikanten, aus Konkurrenzgründen, dagegen. Auch erachtete der Vorsitzende des ‚Vereins deutscher Zellstofffabrikanten‘ die deutsche Zellstoffproduktion für kräftig genug, um einen langen Krieg durchzuhalten. Das Reichsamt des Innern scheint sich nicht weiter um die Sache gekümmert oder dem Konkurrenzeinspruch nachgegeben zu haben. Jedenfalls war eine großartige Eindeckungsgelegenheit verpaßt. Unsre Cellulose-Erzeugung reichte nicht; wir mußten doch in Skandinavien kaufen. Selbstverständlich kletterten die Auslandspreise. Sie hatten sich bis Anfang 1918 vervierfacht.

Auf die Wettbewerbsbeschwerde der Firma Wertheim will ich nicht näher eingehen. Sie behauptet, die Begründerin des hamburger Cellulosehandels zu sein. Trotzdem sei sie lange Zeit von der Kriegszellstoffeinfuhr ausgeschlossen worden, man habe ihre Proteste nicht beachtet, und so weiter. Wichtiger ist dieses: Anfang 1917 (immer nach der Eingabe) bildete sich in Hamburg ein Cellulose-Import-Konsortium, das Einfuhr- und Valuta-Monopol erhielt. Dieses Konsortium verschlechterte die schwedischen Zahlungsbedingungen, machte die feindlichen Aufkäufer und Beteiligten aufmerksam (natürlich, ohne es zu wollen), die schwedischen Lieferanten mißtrauisch und trieb eine durchaus verfehlte Zuteilungspolitik. Das Konsortium verkaufte 45 000 Tonnen schwedische Natron-Cellulose an eine einzige Firma. Dabei wurden zwar mehrere Millionen verdient, aber die übrigen Papierfabriken hatten kein Material. „Infolge dieses Verkaufes fast des gesamten zur Einfuhr bewilligten Kontingentes“ — der Firma Wertheim war inzwischen ein kleines Einfuhrquantum zugesprochen worden — „an eine einzige Firma entstand die Notwendigkeit, zur Befriedigung des Bedarfs der übrigen Papierfabriken ein neues Kontingent in ungefähr gleicher Höhe zu bewilligen, sodaß gegen Ende vorigen Jahres, auf den kurzen Zeitraum von zirka zwei bis drei Monaten zusammengedrängt, plötzlich für über 100 Millionen Mark Cellulose nach Deutschland eingeführt wurde und während dieser Zeit die Valuta den bis dahin unerhörten Stand von fast 260 Mark für 100 schwedische Kronen erreichte.“ Dieses Jammerresultat wurde erzielt, obwohl Schweden trotz Feindesaugen, des Frachtraummangels wegen, gradezu celluloseschwanger war.

Also: Zu Beginn des Krieges hatte man die vorteilhafte und notwendige Masseneindeckung versäumt. Man hatte die Eigenproduktion weit überschätzt. Die Papierfabriken hätten damals auf Vorrat arbeiten können, denn die Kohlenfrage war noch nicht akut. Es entstand jene schlimme Papierknappheit, die wir alle kennen. Sobald die ‚Organisation‘ begann, schnellten die Preise auf, der Markkurs sank rapide. Die deutschen Verbraucher wurden zunächst nicht und dann übermäßig beliefert. „Während infolge der vergeblichen Bemühungen

des Hamburger Konsortiums, die vorgeschriebenen Zahlungsbedingungen durchzuholen, von Januar bis September vorigen Jahres fast keine Cellulose nach Deutschland hereinkam, die Papiernot hauptsächlich infolge des Cellulosemangels während dieser Zeit aufs Höchste gestiegen war und die Zeitungen wegen größten Papiermangels sich in höchster Not befanden, ohne daß man wußte, worauf eigentlich dieser Notstand zurückzuführen war, stehen nun plötzlich die deutschen Papierfabriken vor einem Ueberfluß von Cellulose." Demnach waren nicht nur die guten Kaufgelegenheiten in den ersten Kriegsjahren verpaßt worden: man hatte infolge von Schwerfälligkeit, Minderberücksichtigung einer eingearbeiteten Importfirma, Unvorsichtigkeit undsoweiter Deutschland bis Spätherbst 1917 in Cellulosenot gelassen. Man hatte die Kompensationsgewalt nicht genutzt, das Ausland auf den deutschen Cellulosemangel aufmerksam gemacht und schließlich die teure Einfuhr überhastet und schief rationiert. Die ganze fürchterliche Rennerei nach Papier, die Klagen, Schädigungen, politischen, kulturellen Hemmnisse hätten danach nicht zu sein brauchen. Sobald die ‚Organisation' kam, war es aus.

Aehnlich war es mit dem Harzimport. Den „bewirtschaftet" der Kriegsausschuß für Oele und Fette (siehe Scheidemandel). Er machte für eine höchst einfache Sache einen großen Betrieb auf (in Schweden gibt es überhaupt nur zwei Harzleim-Fabriken), verdarb die Preise und brachte nur kleine Mengen herein. Auch das verschärfte die Papiernot, denn Harzleim wird zur Papiererzeugung gebraucht. Dann erzählt die Firma Wertheim in ihrer Eingabe von einer der bekannten Monopolverschachtelungen. Einfuhr von Spinnpapier, Einfuhr von Cellulose und Holzmasse aus Finnland wurden durch Organisations- und Personalunionen verquickt. Warenkenntnismangel, Positionshascherei, Beteiligung eines Anwalts, Z. E. G. und Cellulose-Interessen in einer Hand (des Herrn Hartig), und immer Monopol, Monopol, Monopol. Alles das wird von der Firma Wertheim behauptet.

Das sind nun die „liberalen" Kaufleute, die Garden des Adam Smith, die Wettbewerbs- und Tüchtigkeitsenthusiasten, die Monopolbekämpfer. Das ist nun die berühmte Organisation, die es besser kann, die unsre Valuta schützt, das Land vor Not bewahrt. Das ist nun der Ueberblick, die Klarheit der Regelung, die Einfachheit des Apparates, die Uneigennützigkeit, das tiefe Denken. Und wieder rufe ich: Leuchtet, blitzt hinein in diese Wirtschaft, zerpflückt sie, fegt sie rein! Und rufe wieder und wieder: Ein netter Staatssozialismus! Lieber das wildeste Gegeneinander als diese Organisation! Gemeinwirtschaft ja, aber nicht hundsgemeine Wirtschaft!

Antworten

Salzburger Festspielhaus-Gemeinde. Ich begrüße die erste Nummer eurer ‚Mitteilungen', die eure Bestrebungen umso kräftiger fördern werden, je unbeirrter von klangvollen Namen Ihr auf den sachlichen Wert der Beiträge achtet. Auch von dem berühmtesten Tenoristen solltet Ihr nicht einen Satz wie diesen drucken: „Es wäre ganz herrlich, wenn diese Idee sich verwirklichen ließe und bin ich gerne bereit, dieselbe nach jeder Hinsicht hin zu unterstützen." Sie wird sich trotzdem verwirklichen lassen, wofern Ihrs nur richtig anfangt. Irgendwo las ich, daß für die Leitung des Festspielhauses Reinhardt „in Aussicht genommen" sei. Das wäre denn freilich der Tod noch vor der Geburt.

Ich bin ja wohl der Letzte, der Reinhardts Gaben verkennt. Aber mag es selbst jetzt für ihn noch nicht zu spät sein, was mindestens zweifelhaft ist: unzweifelhaft ist, daß euer „Tempel der Kunst", wie Ihr sagt, nicht der linken Hand eines Mannes anvertraut werden darf, der mit der rechten drei berliner Theater lenkt und bewiesen hat, daß sie ihr immer wieder entgleiten. Nach Salzburg gehörte eigentlich der beste deutsche Theatermann, und Reinhardt wird für sich geltend machen, daß er das sei. Aber zieht auf alle Fälle den zweit-, den dritt-, den viertbesten Mann vor, der ganz zu euch geht. Sonst wird es schade um meine Mitgliedsbeiträge sein.

J. M. Eine Kino-Anzeige behauptet: „Farmer Borchardt. Nach wahrer Begebenheit aus unseren Kolonien in vier Abteilungen. In der Hauptrolle Ferdinand Bonn, Weltmeister-Schauspieler." Ich schlage vor: Albert Bassermann, der Schempjenstar von Berlin; Max Pallenberg, Mährens Stolz; Lucie Höflich in ihrem prämiierten Goldhaar (in Firma Höflich & Csillag). O du mein Kino!

Max Epstein. Wem sagen, wem klagen Sie das! „In Berlin haben für den Sommer alle Theaterdirektoren darin gewetteifert, das Schönste auf den Fluren ihrer staubigen Häuser zu suchen. Voran der Professor Max Reinhardt, den wiederum Maximilian Sladek ersetzt. Nachdem das berliner Publikum sich für ‚Bibikoff' noch nicht reif erwiesen hätte, überraschte man durch die Aufführung der ‚Familie Schimek' im Deutschen Theater, während in den holzgetäfelten Kammerspielen die Kunst sich inkognito abmüht. Dafür gab es auch im Theater des Westens nichts Neues. Man konnte Frau Konstantin als ‚Tänzerin' bewundern und wird in der gleichen Rolle bald eine zweite Garnitur zu sehen bekommen. Das Volkstheater am Bülow-Platz wird zur Zeit patriotisch geleitet. Meinhard und Bernauer machen wie immer Reinhardt in der Gestaltung ihres Sommerspielplans Konkurrenz. Während sie im Berliner Theater ihre erfolgreichen Possenvorstellungen fortsetzen, ködern sie die literarische Welt in der Königgrätzerstraße mit den ‚Fünf Frankfurtern', und im Komödienhaus sind sie sogar bis zur ‚Zarin' zurückgerückt. Barnowsky kann bei so edlem Wettstreit nicht fehlen. Er verläßt sich auf ‚Clubleute' und wird wohl bald zu einer Gesangsposse übergehen, nachdem er ‚Wirrwarr' durch eine höchst schauderv olle Besetzung auf die Theaterkasse übertragen hat. Altman sieht im Kleinen Theater schmerzerfüllt zu, wie Bassermann unentwegt an Aristid und seinen Fehlern (Aristidens Fehlern) festhält. Die Operettentheater klammern sich mit inbrünstiger Zähigkeit an ihr Winterzugstück und bereiten sich vor, in der nächsten Winterspielzeit dasselbe zu tun. Im Theater des Westens wird man bestenfalls eine sehr alte Operette neu einstudieren. Charlé erzielt in der Komischen Oper mit seinem ‚Schwarzwaldmädel' auch im Sommer ausverkaufte Häuser, während er im Wintergarten die Welt darüber belehrt hat, daß ohne Männer kein Vergnügen, aber offenbar auch mit Männern keins möglich ist. ‚Die Rose von Stambul' zieht ohne Massary kaum weniger, und Haller denkt nicht daran, seine ‚Drei alten Schachteln' in das stille Gäßchen der Vergangenheit, aus dem sie gekommen sind, abwandern zu lassen. So sieht man mit Behagen, wie wenig in dieser schweren Zeit dazu gehört, Menschen satt zu machen, und stellt fest, wie genügsam das Volk Berlins im Lauf von vier Jahren Krieg geworden ist. Das Eine freilich kann ich nicht verschweigen. Ich habe die feste Ueberzeugung: wenn unsre Direktoren weiter derart träge und gleichgültig bleiben, dann wird eines

Tages eine furchtbare Katastrophe über unser Theaterleben hingehen, die manchen verschlingen und an Zusammenbrüchen mit den schlimmsten Friedenszeiten wetteifern wird." Das walte Gott, Amen!

K. P. Doch, wir haben ihn hier empfohlen; aber der empfehlende Aufsatz stand in der ersten August-Nummer des Jahres 1914 und verhallte natürlich damals ungehört. ‚Von Lichtmeß bis Dreikönig' von Dr. Owlglaß: es freut mich, daß Sie mit mir so viel Freude an diesem Bande mit den wunderhübschen Bildern von Rudolf Sieck haben. Gedichte wie ‚Daheim' und ‚Im Zwielicht' sind in der deutschen Literatur seit Storm so selten, daß ich ihnen recht viele Leser wünschte. Vielleicht ist das nicht „die" Lyrik — aber es sind gute Gedichte.

Fritz S. Sie beklagen sich darüber, aber Walter Bloem hat ganz recht, daß er zu seinem fünfzigsten Geburtstag eins seiner Leihbibliothekskunstwerke — Sie sprechen mit der ganzen Härte Ihrer neugebackenen Landsturmmännlichkeit von einem „Schundroman" — „ein ganz echtbürtiges Kunstwerk" nennt. Falschbürtig ist es schließlich nicht, und sobald er es lobt, brauchts kein Andrer zu tun. Immerhin: wenn sich das einbürgert, daß die Beteiligten auf sich selber toasten — „ich lebe hoch — hoch — hoch!" —, dann werden wir nächstens bei einem Leichenbegängnis ganz merkwürdige Sachen erleben.

Joseph Adler. Dank für die ‚Lieben Kameraden' von Ludwig Finckh. Das ist Nummer Fünf der „farbigen Heftchen der Waldorf-Astoria". Zigarette, versteht sich. Nachdem wir nun hundertmal und noch öfter „leider" gerufen haben, wenn wir den Namen eines sonst anständigen Schriftstellers unter Schmieranten der falschen Vaterlandsliebe fanden — jetzt habe ichs satt. Und am Kriegsschluß — vorausgesetzt, daß ich ihn erlebe — will ich eine Proskriptionsliste aller Derer veröffentlichen, die hinten „kss—kss!" gebrüllt haben, während vorne Blut floß, und die gewiß — sie fangen ja jetzt schon an, wo es weiß Gott um vieles zu früh ist — langsam angekrochen kommen werden, um sich, sobald man wieder Humanität und feinere Bildung trägt, ihr Plätzchen zu sichern. Keiner von Diesen hat zu kommen. „Das Glück der Schlachten", schreibt der unglückselige Finckh, der es kennen muß, indem gleich dahinter steht: „wir daheim". „Ihr werdet keinen Gefallen mehr finden an dem, was euch vorher gefiel." „Was" ist ein Druckfehler; es soll heißen: „an dem, der" ‚Die Reise nach Tripstrill' und ‚Fraue, du süße' gedichtet hat. „Der Kriegsmann . . . macht Klassiker . . . Unser Eichbaum wächst . . . Glücklich, wer ihm den Boden mit seinem Herzblut düngte . . . Und nun — schießt dem Feinde ins Gesicht, damit die Welt uns zuletzt noch unsre Liebe glaubt." So, und nun soll dies weiche Gemüt vom Bodensee sich niemals wieder in unsre Nähe wagen. Es mag in seinen Kriegerverein eintreten, es mag sonst etwas tun. Aber es soll sich nicht unterstehen, in die Gemeinschaft Derer noch einmal einzutreten, die ihr Vaterland ebenso lieben, es besser verteidigen und der Meinung sind, daß man Menschen nicht ins Gesicht zu schießen braucht. Sie aber kraftvoll in den Revers zu treten, liegt hier und da ein triftiger Anlaß vor.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Zwang der Tatsachen von Germanicus

Die Herren, die ebenso eifrig wie ungeschickt den Staatssekretär v. Kühlmann aus dem Amt gedrängt haben, überhasten sich in Beschwörungsformeln, daß durch Herrn Hintze der bisher gesteuerte Kurs keine Aenderung erfahren werde. Es solle alles beim Alten bleiben. Darum sei es nicht notwendig, daß der Kanzler abtrete, und die Reichstagsmehrheit könne sich getrost in die Sommerferien begeben. Auch brauche die Presse weder zu wehklagen noch zu donnern. Die Herren wissen wahrscheinlich kaum, wie recht sie haben; allerdings nicht subjektiv, wohl aber objektiv. Wenn von vorn herein beabsichtigt gewesen wäre, alles beim Alten zu lassen, so hätte man sich die Exekution sparen können. Denn daß sie mit mancherlei Peinlichkeiten verbunden sein mußte, war vorauszusehen. Es ist darum selbstverständlich nur Taktik, wenn nach der Tat die Parole ausgegeben wird: es brauche niemand Verdacht zu schöpfen; die politisch verantwortlichen Stellen seien nicht vergewaltigt worden; auch denke niemand daran, sie zu vergewaltigen; mit der Opferung des Herrn v. Kühlmann sei allen Wünschen Genüge geschehen; und weder die Juli-Resolution noch die Antwort auf die Papstnote noch das Andre, was damit zusammenhängt, solle verleugnet werden. Solche Wolke von Naivität ist denn doch für gar zu harmlose Gemüter vorgesehen. Um das zu begreifen, brauchte man nicht einmal zu wissen, wie die Regie in der ganzen Angelegenheit geführt worden ist. Die Regie war gut, und, wenn nicht alles täuscht, wird sie kaum nachlassen. Das Rezept ist einfach: man erprobt, was man den Andern bieten darf, und füttert dann jedes Aufbegehren mit demokratischem Oelkuchen. Sogar den Parlamentarismus, wenigstens die Sorte, die als deutsch approbiert worden ist, läßt man gelten. Herr Hintze soll erst bestallt werden, nachdem er sich dem Parlament vorgestellt hat. Fragt sich: was würde geschehen, wenn das Parlament ihn ablehnte? Das Surrogat dieser Vorstellung bleibt aber immerhin eine sympathische Geste. Mehr läßt sich zur Zeit weder bieten noch verlangen. Auch sonst hat man Beschwichtigungsmittel zur Hand. Die besagte Antwort auf die Papstnote wird herausgeholt. Warum auch nicht? Einst immerhin ein Bekenntnis und ein Entschluß, ist von ihr nur der Kautschuk übriggeblieben. Ohne Zweifel kann Herr Hintze sie bedingungslos unterschreiben, selbst jener ideale Hintze, den die Herren gern möchten, den sie jetzt mit Fingerfertigkeit zu placieren glauben. Es wird also alles glatt verlaufen. Wenn hier diese Ketzereien gedruckt sein werden, wird Herr Hintze auf festem Boden stehen. Und Etliche werden darauf warten, daß nun das Spiel, das immerhin mühselig genug eingestellt worden ist, sich entwirre. Dann aber wird sich machtvoll das Gesetz vom Zwang der Tatsachen emporrichten. Und es wird sich bewahrheiten, was zunächst als

Komödie aufgeführt worden ist: Herr Hintze wird in der Tat eine Politik machen, die kaum um Strichbreite von der des Herrn v. Kühlmann, auch nicht von der des Herrn v. Bethmann abweicht. Insofern handelt die Mehrheit durchaus erkenntnisvoll, wenn sie jetzt sich getrost einwickeln läßt. Nur keine überflüssigen Konflikte. Die Dinge laufen ganz zwangsläufig. Wir können Herrn v. Hintze alles Vertrauen entgegenbringen, weil wir nämlich das Vertrauen zur Logik der Entwicklung haben. Es wäre Lästerung am Geiste der Geschichte, wollte man annehmen, daß der Krieg und seine Ergebnisse sich heute, kurz vor Beginn des fünften Kriegsjahrs, noch irgendwie herumsteuern ließen. Der Weg ist abgesteckt und kann nur noch zu Ende gegangen werden. Ob dabei ein wenig mehr Lärm gemacht wird, oder ob philosophische oder diplomatische Vokabeln gesprochen werden: das ist ziemlich einerlei. Wir glauben darum auch nicht, daß die Verdrängung des Herrn v. Kühlmann und die Zitierung des als alldeutsch verdächtigen Admirals uns insofern geschädigt haben, als durch solche stachlige Grimasse der Kriegswillen der Feinde neu belebt worden ist. Mit diesem Kriegswillen rechnen wir als mit einer feststehenden Wolke. Und wir wissen, daß es kein andres Mittel gibt, diesen Kriegswillen zu brechen, als die Entschlossenheit zur detaillierten Verständigung auf der Basis einer unerschütterten und unerschütterlichen militärischen Lage. Was demnächst sein wird, kann selbstverständlich niemand sagen; aber heute und für Herrn Hintze liegen die Dinge nun einmal so, wie auch Herr v. Kühlmann sie nicht anders gesehen hat. Die Hysterie, daß Herr v. Hintze sozusagen diktatorisch, und zwar mal die äußere, mal die innere Politik, manövrieren wird, können wir nicht mitmachen. Um uns von dergleichen Scherzen schrecken zu lassen, dazu haben wir denn doch zu tief (und brillenlos) in das Gehwerk der Geschichte geblickt. Herr Hintze wird vielleicht einen etwas betontern Dialekt sprechen; aber er wird, falls er es erlebt, einen Kühlmann-Frieden machen, und zwar einen von der Sorte Bethmann Hollwegs. Keiner der Herren könnte etwas andres fertigbringen. Der Mensch ist eben doch ein armselig eingeschnürtes Geschöpf. Gott aber ist groß. Herr Hintze wird Das erkennen müssen, entweder auf den Spuren der Vorbestimmung willig schreitend, oder entgleist und von einem Klügern überholt. Er scheint aber keine große Neigung dafür zu haben, unter die Räder zu kommen; schon heute läßt er verbreiten, daß er einer Verständigung mit England nicht abgeneigt sei. Das war, soweit wir unterrichtet sind, auch Herr v. Kühlmann keineswegs. Warten wir also in Ruhe ab, wie Herr v. Hintze das Programm seiner Vorgänger vollziehen wird. Er soll dabei sogar, wo es nottut, unsre Unterstützung haben. Er soll sie selbstverständlich haben. Denn je mehr Unterstützung von uns ihm zuteil wird, desto mehr verfällt er der Zwangsläufigkeit, wie wir sie sehen. Und das ist, abermals, wie wir es sehen, Deutschlands Heil. Der Wechsel im Amte des Staatssekretärs war ebenso unoekonomisch, wie

es ein Jahr zuvor der Kanzlerwechsel gewesen ist. Wobei wir übrigens nicht im Geringsten Herrn Hintze die Lebensdauer des Herrn Michaelis anprophezeit haben wollen. Im Gegenteil: wir haben nach seinem Debut beinah die Ueberzeugung, daß er geschickt genug sein wird, sich zu konservieren, bis er den Kühlmann-Frieden von eines Höhern Gnaden machen wird. Und dabei wollen wir von ganzem Herzen Helfer sein.

Ein Scherzo möchten wir uns bei dieser Gelegenheit nicht entgehen lassen. Der Direktor der Vossischen Zeitung, der angeblich Georg Bernhard, in Wirklichkeit wohl aber Julius Kaliski heißt, hat sich als sommerlicher Friedensmacher etabliert. Mit dem Kindergemüt, das ihn ziert, hat er geglaubt, vollbringen zu können, was bisher leider noch Keinem gelungen ist: er hat rund und nett, geographisch fest bestimmt, ausgeplaudert, daß Deutschland bereit sei, im Großen und Ganzen, abgesehen von einigen östlichen Paraphrasen, den berühmten status quo anzuerkennen. Es ist gewiß bedauerlich, daß Herr v. Kühlmann zum Exempel nicht den Mut gehabt hat, mit der Schlichtheit der Sprache Bernhards über Belgien zu reden. Indessen: warum tat er es wohl nicht, da er doch in jenem entscheidenden Kronrat deutlich genug und überdies mit überwiegender Majorität restlos die Auffassung Bernhards vertreten hat? Auch all den übrigen Verzichten Bernhards hätte er vielleicht zugestimmt. Man gäb' was drum, wenn man nur wüßt', was den verzichtenden Bernhard eigentlich so sehr getrieben hat, für Herrn v. Kühlmann das Schaffott zu zimmern. Es entspricht doch sonst nicht der Lebensart dieses strebsamen Windfängers, sich in die Nesseln zu setzen. Sollte Herrn Bernhards Friedensprogramm, so sehr er es auch als eigene Erfindung ausgibt, redliches Diktat sein, und sollte der bewegliche Georg hierbei nur als Empfangskulisse für Herrn v. Hintze funktioniert haben? Die Norddeutsche Allgemeine hat zwar Herrn Bernhard energisch abgewiesen; aber die Norddeutsche ist nicht immer über alles aufs beste orientiert: vielleicht hat sie auch einmal witzig sein wollen und Denen Trumpf geboten, die sie und ihre eigentlichen Auftraggeber so oft abstechen. Auch dieses alles wird sich gemächlich zeigen. Was die Zwangsläufigkeit betrifft, so glauben wir allerdings, daß Georg Bernhard ihr mit seinem Friedensentwurf verflucht nahegekommen ist.

Zu diesem Krieg von Goethe

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüt eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXII.

Paul Fuhrmann

Nach dem Zerfall des Bülow-Blocks, als Zentrum und Konservative sich paarten, schwenkte die nationalliberale Partei, das Mittelstück des zerfallenen Blockgebildes, nach links ab. Dem Bund der Landwirte wurde ein Kampf aufs Messer angesagt, drei Abgeordnete der Partei wurden wegen ihrer unbeirrbaren Liebe zu Rechts ausgeschifft, so Graf Oriola und Freiherr Heyl zu Herrnsheim, der Lederkönig von Worms, und dem Fortschritt warf man sich brünstig in die Arme. Liberale beider Richtungen begründeten den Hansabund für Handel, Gewerbe und Industrie, legten, nicht erfolglos, die Leimruten für den gebrechlichen Mittelstand aus und schlossen für die bevorstehenden Wahlen ein Bündnis. Die Sozialdemokratie war der stille Genosse, den man sich unter den Linden zwar genierte zu grüßen, der aber doch selbst diesen oder jenen Nationalliberalen, so Herrn Ernst Bassermann, den göttergleichen Parteiführer, im Wahlkampf gegen das Zentrum herauspauken mußte. Das war anno 1912 in Saarbrücken; dann kams im neuen Reichstage bei der Präsidentenwahl, da die äußerste Linke als stärkste Partei ihre Rechnung präsentierte, unter Assistenz der Nationalliberalen dazu, daß Herr Philipp Scheidemann zum Vizepräsidenten ausersehen wurde. In Rheinland-Westfalen, wo die nationalliberalen Industriebarone, die geborenen Antipoden der Sozialdemokratie, saßen, zog man die Stirne kraus und wurde fuchswild, als derselbe Herr Scheidemann, der auf nationalliberalen Krücken die Präsidentenbühne bestiegen hatte, sich weigerte, die höfischen Pflichten zu übernehmen, das heißt: zur Vorstellung beim Kaiser zu gehen. Das sei unerhört, republikanisch, antimonarchisch undsoweiter. Das Deutsche Reich drohte einzustürzen. Die nationalliberale Partei fiel; eingeschüchtert, bei der bestätigenden Präsidentenwahl richtig um, und Scheidemann saß draußen. Statt seiner füllte der Geheimrat Dove, allerdings ein ganz ausgezeichneter Mann, der einen behäbigen Witz mitbrachte und eine gemütvoll stoische Ruhe, die Lücke im Präsidium aus. Zwei Fortschrittler und ein Nationalliberaler saßen nun drin. Drei Vertreter zweier Parteien, die zusammen noch lange nicht die Mandatsziffer der Sozialdemokratie erreichten. Was tats!

Die Schwerindustriellen der nationalliberalen Partei wühlten weiter. Den Hansabund versuchten sie immer von neuem auf ein ihnen genehmes Gleis zu schieben. Erst gab der Präsident Rießer nach; dann aber hielt er den Druck nicht mehr aus, schlug Krach, und die schwerindustrielle Sippschaft kündigte zum nächsten Termin. Voran Herr Landrat a. D. Rötger. Raus waren sie. Das war der erste Keil in die liberale Ge-

meinschaft, die sich anzubahnen schien. Den zweiten richteten sie gegen die nationalliberale Partei selbst. Mit zwei andern hielten sie einstweilen noch zurück.

Wer aber besorgte dieses politisch unsaubere Geschäft, die Partei zu unterminieren und überall Sprengbomben zu legen? Doch sicher Einer, der selbst zum rechten Flügel der Partei zählte und ein Interesse daran hatte, ihn allein zur Geltung zu bringen? Weit gefehlt! Einer von links biß auf irgendwelchen Köder der Schwerindustriellen an: Herr Paul Fuhrmann, Mitglied des Landtags für den sechsten arnsberger Wahlkreis (Hamm, Soest); Generalsekretär der nationalliberalen Partei und vertraut mit allen Geheimnissen des berliner Zentralbureaus, in dem er täglich arbeitete. Ihm, dem Vertrauensmann der nationalliberalen Gesamtpartei, sannen die schwerindustriellen Herrschaften an, Verrat zu üben, einen eigenen, Sprengzwecken dienenden Altnationalliberalen Reichsverband zu begründen, und Herr Paul Fuhrmann, der sich vom Gelde seiner ehemaligen Frau einst ein Rittergut in Schlesien und in der Altmark hatte kaufen können, nahm das Geschäft an. Tipp topp!

Nach diesem Schritt schrieb ihm, am achtundzwanzigsten Juni 1912, Doktor Weber, ein hervorragendes Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses der Partei:

„Ich kann mir keine größere Felonie denken als diejenige, daß ein Mann wie Sie, der lediglich durch die starke Unterstützung von Bassermann und mir im Gleichgewicht erhalten werden konnte, uns in den Rücken fällt, um nicht allein persönliche Positionen des Herrn Bassermann zu untergraben, sondern nun auch die Partei zu sprengen, die zusammenzuhalten auch ich stets ängstlich bemüht gewesen bin.

Sofort nach meiner Ankunft in Berlin habe ich wiederholt in Ihrem Bureau anfragen lassen, ob Sie nicht für mich zu sprechen seien. Herr Breithaupt (der andre Generalsekretär) hat das Gleiche versucht; ebenfalls vergeblich. Darauf habe ich das Personal vernommen und folgendes festgestellt:

1. Sie sind ganz entgegen Ihrer sonstigen Gewohnheit, nachdem Sie bereits Generalsekretär des neuen Verbandes waren, wo Sie sonst erst zwischen elf und zwölf Uhr im Bureau erschienen, tage- und wochenlang vor neun Uhr bereits gekommen, um dort Arbeiten für den Verband zu erledigen. War es nicht selbstverständlich, daß Sie sofort Ihre Tätigkeit im Zentralbureau einstellen mußten, sobald Sie ein neues Konkurrenzunternehmen ins Leben riefen?

2. Sie haben sich tagelang das lediglich dem Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses zur Verfügung stehende Exemplar des Geheimbuches zur Einsichtnahme geben lassen. Dieses Studium haben Sie in frühern Jahren nie vorgenommen, sondern lediglich nach Ihrem Neuengagement, und bei diesem Studium durch wiederholte Anfragen an das Personal sich genaueste Kenntnis zu schaffen versucht über die Höhe der Parteifreunde, über den Eingang der einzelnen Zahlungen.

3. Sie haben die Damen des Zentralbureaus beschäftigt, um Adressenmaterial anzufertigen, das dazu diente, Mitglieder für Ihren Verband zu werben und unsrer Organisation zu entziehen.

4. Sie haben ferner an das Personal des Bureaus das Ansinnen gestellt, Ihnen noch weitere Adressen herzustellen und zwar bis spätestens zu dem Sonntag Vormittag, an welchem durch die Rückkehr des Herrn Kalkhoff diese Mehrarbeit der Damen vereitelt worden wäre.

5. Sie haben sich das private Organisationshandbuch des Bureaus, welches täglich nachgetragen wird, geben lassen, um aus diesem Exemplar Ihr Adressenmaterial für den neuen Verband jederzeit zu ergänzen.

Diese Tatsachen habe ich festgestellt, und nachdem ich dies getan habe, habe ich im geschäftsführenden Ausschuß mit meiner Meinung nicht zurückgehalten. Ich stehe auf dem Boden, daß es unerhört ist, daß, nachdem Sie engagiert waren, Sie überhaupt in unserm Bureau noch tätig geblieben sind, daß es aber noch viel empörender war, wenn Sie in dieser Form vorgingen. Dagegen habe ich protestiert und mit Recht. Ich stehe für meine Feststellungen mit meiner ganzen Person ein."

Genügt das? Herrn Paul Fuhrmann noch nicht. Er bringt Herrn Doktor Weber zu Familienfesten und andern Anlässen auch weiterhin seine Glückwünsche dar, als wäre nichts geschehen, als hätte er kein Wässerchen getrübt. Herr Ernst Bassermann nannte das Verhalten des Herrn Fuhrmann „das Unanständigste, was ihm in seinem Leben passiert" sei. Was tuts! Herr Fuhrmann bleibt nach wie vor Mitglied der nationalliberalen Gesamtpartei, bleibt Volksvertreter im preußischen Abgeordnetenhause. Dem fahnenflüchtigen Sohne des Generalsekretärs Breithaupt kauft er, aus naheliegenden Gründen, die Erinnerungen des Vaters über die Gründung des Altnationalliberalen Verbandes für achthundert Mark ab. Die Intimitäten seines politischen Treibens sollen von ihm selbst vernichtet werden, ehe sie Unberufene in die Hand bekommen könnten, da sie doch recht genierlich sind. Und des alten Herrn Breithaupt Mund ist für ewig verschlossen, den bringt, unter dem Grase, keiner mehr zum Sprechen. Andres ließe sich noch sagen, aktenmäßig feststellen, Persönliches, Allzupersönliches. Aber wir haben es hier mit dem Politiker, nicht mit dem Privatmann zu tun. Schwamm drüber.

Herr Fuhrmann ist nicht mehr der Jüngsten einer, bei dem man manches seiner Jugend zugute halten könnte. Er ist 1872 zu Stolp in Pommern geboren. Das Schwabenalter hat er längst überschritten. An der Universität Berlin hat er einst, nachdem er das stolper Gymnasium besucht hatte, Geschichte und Kunstgeschichte gehört. Wie lange, weiß ich nicht. Ein, zwei oder drei Semester.

Als der Krieg ausbrach, stellte er, gleich der Industrie in allen deutschen Landen, sich selber um. Nun ging er unter die Zeitungsinspiratoren und die „namenlosen" Leitartikler, um im Sinne der Altnationalliberalen, lies: der Schwerindustrie, den Kampf gegen die eigene Partei fortzuführen. Die Berliner Neuesten Nachrichten, die von jeher nicht leben und sterben

konnten, dann eine Zeitlang mit der Deutschen Zeitung zusammengelegt wurden, boten ihm die Plattform, nachdem finanziell saniert worden war. Die Partei schüttelte einmal und noch einmal die Berliner Neuesten Nachrichten ab; aber Herr Fuhrmann ließ sich nicht abschütteln, klebte wie eine Klette und stänkerte gegen die Partei weiter. Als die sechs wirtschaftlichen Verbände sich seinerzeit, 1915, in jener vertraulichen Denkschrift für weitgehende Annektionen aussprachen, riß er den Mund am weitesten auf und wetterte, schrieb und stichelte tagaus, tagein gegen Herrn von Bethmann Hollweg, der einen klaren Kopf behielt. Wie aber erst die Deutsche Vaterlandspartei ins Leben trat, da war er Einer der Ersten, die sich unter die Agitatoren reihen ließen. Und so gewaltig war seiner Rede Fluß in einer berliner Propaganda-Versammlung, daß die Zuhörer die anwesenden Kriegsbeschädigten aus dem Saale prügelten, weil diese gegen die allzuheftige politische Hetzrede Einspruch erhoben hatten. Herr Fuhrmann, der sich vom Bureau des Abgeordnetenhauses für seine wertvolle parlamentarische Arbeit seit Jahr und Tag reklamieren läßt, Herr Fuhrmann, Prototyp des Heimkriegers, strahlte am Rednerpult und beteiligte sich mit heftig anklagenden Worten an der Prügelszene. Ein Triumph seines Lebens.

Im Abgeordnetenhaus ist er die Seele des rechten nationalliberalen Flügels. Mit Herrn Hirsch, dem essener Generalsekretär, zieht er an einem Strang. Will die Fraktion mal ein bißchen nach links rücken: flugs läßt er die nationalliberal-schwerindustrielle Meute gegen die liberalen Elemente los. Meistens halfs. Bei der Wahlreform zum Glück nicht. Da, nachdem alle Parteirichtungen die Loh- und Fuhrmänner zum gleichen Wahlrecht zu bekehren versucht hatten, marschierte man schließlich doch getrennt: rechts und links. Und Herr Fuhrmann, der einst in Stendal vor seinen Wählern das Dreiklassenwahlrecht als das schändlichste Wahlrecht bezeichnet und im Anschluß daran heftig das gleiche Wahlrecht gefordert hatte, half in vorderster Linie das volksfeindliche Wahlrechtskompromiß mit der Rechten schmieden. So verriet er wiederum die Partei und eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, Herrn Doktor Friedberg, Vizepräsidenten im preußischen Staatsministerium und Vorkämpfer für das gleiche Wahlrecht.

So sieht Herr Paul Fuhrmann aus, der sich im Parlament und vor seinen Wählern als der große Moralist aufspielt, dessen Reden triefen von deutschem Geiste, von deutschem Wesen, von deutschem Machtwillen.

Ich bin für eine Desannektierung des Herrn Paul Fuhrmann. Die nationalliberale Partei aber ist vorderhand noch andrer Meinung. So fällt, was er tut, stets auf die ganze Partei zurück.

Moritz Heimann

Zum fünfzigsten Geburtstag

Peter Altenberg

Moritz Heimann, wie ein ideal-bescheidener Kapellmeister bist Du dieses Elite-Orchesters S. Fischer Verlag! Wer weiß, wen Du aus selbständigem, ureigenem geistigen Falkenblick unbekannt bisher zu geistigem Lebendigsein fast erschaffen hast, wer weiß, wie Viele Du in den Abgrund sinken ließest, wohin sie unbedingt hingehörten!? Deine „Gnade" war allein Dein höchstmoderner Geist, den durch in Büchern laut Tönende (Schriftsteller also!) zu verbreiten Dein Ehrgeiz, Deine Befriedigung, ja deine Liebe war! Ein Feldherr fast in seiner versteckten Stellung, der seine Generale für den Sieg des ‚Modernen' beruhigt kämpfen läßt!

Oscar Bie

Mit Moritz Heimann zu verkehren, ist darum ein großes Glück, weil sich in ihm, wie bei keinem sonst, zwei Dinge vereinen: er ist in dauernder Entfaltung seines Innern begriffen, das sich in schweren Blüten öffnet, und dennoch steht in ihm eine feste, uneinnehmbare Stärke, ein tief verwurzeltes Gewissen und ein in Feuer gestählter Charakter. Dieses Ständige und dieses Wandelnde sind in jedem Augenblick fruchtbar und wiederum besitzhaft in ihm verbunden. Es gibt darum kein Gespräch mit ihm, das nicht religiös und treibend, ethisch stärkend und produktiv erweiternd wirkte. Andre Entfalter sind Impressionisten, andre Charaktere Dogmatiker. Daß er Beides in Einem erlebt und erleben macht, bedeutet seine einzige Stellung unter seinen Freunden, die ihn lieben, weil sie ihm vertrauen, und in der Geschichte unsrer Literatur, die er ebenso bescheiden, wie treu und sicher gelenkt hat.

Martin Buber

Das Einzelne ist Heimann grundsätzlich wichtiger als das Allgemeine — auch seinem Denken. Ehrfurcht vor dem Einzelnen, Treue gegen das Einzelne bestimmen es. Darum gerinnt es nie zu System oder Programm. Beide können ja nur da entstehen, wo um des entscheidenden Blicks auf ein Allgemeines — Erkanntes oder Gefordertes — hin von allerlei Einzelnem weggesehen wird. Heimann aber sieht nicht weg. Er liebt das Allgemeine nur, wo es Verklärung des Einzelnen, Ideewerden des Einzelnen ist. Wenn er somit nie ein Einzelnes deshalb vernachlässigen wird, weil es sich in den Zusammenhang einer Erkenntnis oder einer Forderung nicht einfügen will, so wird er doch jedes verwerfen, das der Verklärung, des Ideewerdens unfähig bleibt. So ist denn sein Denken, auch wo es ganz andres zum Gehalt hat als Kritik, seiner Wirkung nach scheidend und reinigend wie das keines lebenden deutschen Kritikers. Diesem sokratischen Juden gebührt der geweihte Titel eines kathartischen Denkers.

Julius Elias

Dieser Dichter ist ein weiser Mensch. Eine Vollkommenheit. So war er berufen, der erste Richter andrer Dichter zu sein. Den Wertvollen und Wertverheißenden half er ins Leben der Kunst und künstlerischen Wirkung; die Mittelmäßigkeit, die Lauheit, die Sensation, die Tendenzsucht verwies er ins Fegefeuer. Scharf und graziös ist sein Geist; voll Ebenmaß und Prägungsstärke seine schaffende Phantasie; am Rande seines weitausgespannten Gesichtsfeldes glänzt Morgenröte; die Abende seiner Nachdenklichkeit sind monderhellt; sein Herz ist Ueberzeugung und überzeugende Kraft. Er trägt Wärme und Disziplin in die Seelen Derer, die ihm nahestehen. Moritz Heimann — der Mensch und sein Werk — ist ein Wahrzeichen. Ich habe viel Gutes von seiner Sitten strenger Freundlichkeit erfahren und will ihm danken: ich liebe Dich, Moritz Heimann!

Arthur Holitscher

Uns, die wir Freunde und Weggenossen Heimanns durch viele Jahre sein durften, ist Werk und Dasein dieses edlen, vorbildlichen Menschen ein unlösbar Eines. Im Erstrebten, in der Vollendung, im Gestalten, Nachsinnen, in der Tat haben wir den selben, unaufhörlich sich verschenkenden Ueberfluß empfangen. Wir waren erschütterte Zeugen eines immer aufs Neue aufgenommenen Kampfes um Erkenntnis, Wahrheit, Reifwerden, Menschenwürde. Eines überwachen, unstillbaren Menschengewissens im Ringen mit dem Göttlichen. Keiner unter uns, der nicht reicher, reiner, innerlicher geworden wäre in diesen Jahren.

Oskar Loerke

Moritz Heimanns Geburtstag ist für uns ein Feiertag: wir grüßen einen großen Dichter und herrlichen Menschen. In allem, was er schrieb, suchte er die als das Leben selbst bald qualvoll, bald beglückt gefühlte Einheit unsrer zeitlichen und ewigen Gestalt. Er fand sie in ihren Verhüllungen als Weisheit und Schönheit der Welt — denn was uns zur Sprache zwingt, ist selbst unaussprechbar. Sein scharfer Geist, dessen oberste Gabe die Gerechtigkeit ist, seine tiefe und wache Seele, die nur vor der Wahrheit ihr Maß zwischen Demut und Stolz entfaltet, führten ihn dazu, immer zuerst die uns nächsten und gewissesten, die allen gemeinsamen Dinge verantwortungsvoll anzuschauen: Ferne und Rätselhaftigkeit strömte dann in sie ein, und sie wurden ein Gleichnis aller Dinge. So kommt es, daß seine Art der Weltbetrachtung sich mit der berührt, die uns durch die Jahrtausende aus dem fernen Osten überliefert worden ist. So kommt es auch, daß seine Erzählungen, die oft unter den kargen Menschen und in der prachtlos schönen Landschaft seiner märkischen Heimat spielen, das Schlichteste und das Letzte des Menschenlebens vereinigen, daß sie, abseits von allen neuen Kunstmoden, das Wertvolle derselben wesentlich enthalten; so kommt es, daß seine reichsten Werke, die Dramen, durch ihr Vorhanden-

sein einen Kampf gegen die Verseichtung und Abmagerung unsrer Bühnendichtung führen. Wir danken Heimann dafür, daß er in uns so viel geschlichtet und gelichtet hat, und wünschen uns, daß er weiter unsre verborgene Gestalt offenbar machen helfe.
Thomas Mann

Sehr geehrter Herr Jacobsohn, ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie auch mir Gelegenheit geben, dem fünfzigjährigen Moritz Heimann meine Glückwünsche öffentlich darzubringen. Ich bin dem Mann in wahrer Sympathie und Achtung zugetan, seit ich als junger Mensch zuerst in seine Nähe kam, und freue mich von Herzen des festlichen Anlasses, ihm das zu sagen. Mir scheint, daß er die Geistigkeit seiner Rasse auf die schönste und männlichste Art vertritt: eine Geistigkeit, die sonst oft als zersetzende Schärfe, unselige Spitzfindigkeit, oft auch als eine gewisse weichliche Verschwommenheit und Mystik erscheint, in seinem Falle aber zu jener humanen, gütigen Klugheit wird, die man Weisheit nennen darf, und die den höchsten und besten jüdischen Typus macht.

Während ich schreibe, rufe ich mir sein Bild herauf. Das graue sinnende Auge unter den dicken Brauen, die mächtige Adlernase, den geräumigen, geistreich beweglichen Mund, diesen Mund eines wundervollen Sprechers im Freundeskreise, und die größte Lust kommt mich an, wieder mit ihm zu plaudern oder besser gesagt: ihn plaudern zu hören.

Sie laden uns ein, ihm für sein Lebenswerk zu danken. Das wollen wir. Und wir wollen den Tag benutzen, um die Oeffentlichkeit auf dieses Lebenswerk aufmerksamer zu machen, als sie es, fürchte ich, bis heute war. Zu einem großen Teil hat es sich ja in anonymer Stille, als uneigennütziger Liebesdienst erfüllt. Was der Lektor des Verlagshauses Fischer als Finder und Befreier jungen Talentes für die moderne Dichtung getan, läßt sich nicht feststellen; man kann nur auffordern, darüber nachzudenken. Aber ist man seinem Eigensten, ist man der Reihe von Werken, die er außerhalb des Dienstes herzustellen Muße fand, und die mit seinem Namen bezeichnet sichtbar dasteht — ist man ihr wohl schon ganz gerecht geworden? Es mag sein, daß es der Fall ist; ich frage nur. Ich bin in Sachen des Dramas nicht Experte genug, um den Theaterdirektoren sagen zu dürfen (was meiner Meinung nach wahr ist), daß ‚Joachim von Brandt‘ und die Tragödie vom Feind und vom Bruder sehr spielenswerte Stücke sind. Was aber die Novelle betrifft, so verstehe ich mich hinlänglich auf sie, um klar und deutlich zu sehen, daß der ‚Doktor Wislicenus‘ ein Meisterwerk ist, welches an menschlichem Wissen und an ernster Kraft, es auszudrücken, keiner zeitgenössischen Erzählung weicht. Dann aber ist da noch die Menge seiner Prosa-Betrachtungen aus Kriegs- und Friedenszeiten, diese wohlartikulierten und tief gescheiten Aufsätze über alle möglichen politischen, moralischen, schöngeistigen Gegenstände.

Warum sammelt er sie nicht? — war ich im Begriffe zu fragen. Bescheidenheit kann in Nachlässigkeit ausarten! — wollte ich rufen. Da kommt mir die Anzeige vor Augen, die für den Herbst dieses Jahres das Erscheinen von Heimanns Schriften in drei Bänden verspricht. Das ist eine gute, erfreuliche Anzeige, zu der wir uns beglückwünschen, indem wir ihn beglückwünschen — den guten Bergsteiger auf der Höhe des Lebens, für den diese „Sammlung" wirklich ein Augenblick der Sammlung und der versonnenen Rückschau auf die schöne Mühsal des Aufstiegs sein mag, bevor er aufatmend den Stab weitersetzt auf den nun sacht fallenden Weg. La montagne est passée — möge es sich fortan desto heiterer wandern!

Julius Meier-Graefe

Heute könnte ungefähr jeder Künstler ebenso gut Referendar oder Berg-Assessor sein und der Dichter ist in neunzig unter hundert Fällen der geborene Commis. Mit dem Talent hat das nichts zu tun. Talent haben sie alle. Es ist das, was man ihnen vorwerfen kann, hängt ihnen wie etwas Obszönes heraus.

Die Glaubhaftigkeit seines Berufes als Denker und Dichter steht bei Heimann höher als das Talent. Man fühlt es bei ihm so plastisch wie das Holz einer alten Geige, das nicht zu fälschen ist. Corot, Mörike, Jean Paul müssen ähnlich gewirkt haben. Ich meine etwas Stoffliches. Solche Leute bringen, selbst wenn die Not sie zu Maschinisten machte, eine Idylle fertig. Dichten ist bei ihnen kein Lappen um die Blößen, sondern Atmosphäre.

Emil Orlik

Alle, die Heimann kennen, verehren und lieben ihn: den Dichter, den Weisen, diesen Menschen. Er ist wie ein Bild von Rembrandt: wer ihn erkannt hat, ist reicher in dieser Welt. Ich bin stolz, sagen zu können: er ist mein Freund!

Hermann Stehr

An Fülle, Tiefe und Präzision des Geistes, Ursprünglichkeit und Schärfe der Unterscheidung, an kritischer Unbeirrbarkeit und feinem Gefühl für das Echte der Lebensgestalt und der Kunst steht Moritz Heimann auf der Stufe der seltenen Männer und das nicht bloß unter den heut Lebenden. In seiner Kunst ist er ganz bedingt und geführt von diesem allhinsehenden Blick und durch hundert Verbindungen vibrierenden Geiste, daher vollkommen zeitlos. Das Menschheitliche am Menschen, das Seelenhafte seines Geistes, die Fragen, die von der unerkennbaren Urmacht und durch unser Schicksal gestellt und entschieden werden, ist ihm immer die Hauptsache. Sein Intellekt besitzt die höchste Kultur und überfeinert sich nie zum Selbstzweck seiner Bewegung. Darum hat er es so schwer, sich durchzusetzen, weil die meisten auch unter den Gebildeten an den eben herrschenden Vorurteilen sich in der Welt, in der Zeit und ihrem Leben orientieren lassen wollen. Seine Unaufdringlichkeit und Vornehmheit in der geistigen Haltung nennt man Unentschiedenheit, die Fülle

seiner tausendfältigen Relation Konturlosigkeit, alles aus dem Grunde der hartnäckigen Forderung der Stumpferen, vergewaltigt oder eindeutig überredet zu werden, als ob es die Aufgabe der Dichtung wäre, den Beweis einer Behauptung zu liefern.

Seine Beziehung zu den menschlichen Daseinsfragen ist weit entfernt, nur aus der Reflexion zu stammen, wenn er auch mit Vorliebe dem Schicksal problematischer Menschen nachgeht, Distanz zu seinen Figuren hält und nie sich von ihnen unterjochen läßt. Die Novelle ‚Doktor Wislicenus', eine gradezu meisterhafte Leistung, liefert den Beweis, daß er mit den Mitteln beherrschter, delikatester Abgewogenheit die Kraft verbindet, die letzten Schleier von dem Gesicht der menschlichen Kreatur zu lösen.

Jedem aber, der Moritz Heimann kennt, wiegt er noch mehr. Denn Güte, reines, hohes Menschentum, Selbstlosigkeit und Treue hat er dann noch, wenn er sich auch gegen sie wehren wollte.

Jakob Wassermann

Wie weit entfernt sind wir in unsrer Epoche von geistigem Miteinanderleben und kultivierter Uebereinkunft, daß die Wirksamkeit eines Menschen wie Moritz Heimann eines immer wieder erneuerten Hinweises bedarf! Liegt es an der oft empfundenen Taubheit der Nation gegenüber ihren innerlichsten und tiefsten Geistern; liegt es im abwartenden Charakter des Deutschen, der nur das Vollendete, Beschlossene und dann sich breit Verkündende als giltig und musterhaft aufzunehmen vermag; liegt es schließlich an der eigentümlichen Art von Anonymität, die, bei aller wesentlichen Unterstützung durch geprägtes Wort, den Mann und sein Werk bisher umhüllt hat: ich wage es nicht zu entscheiden. Eine fast zwanzigjährige Freundschaft verbindet mich mit Heimann; ich habe ihm viel zu verdanken; Einsichten, Wege, Klärungen, Beruhigung, Befeuerung; ich müßte weit ausgreifen, das ganze Bild einer Entwickelung geben (was übrigens als Schuld bestehen bleibt), wollte ich es zusammenfassen. Aber ich bin nicht der Einzige; ich bin nicht einer unter zehn, nicht einer unter hundert; er war der Wegweiser, der Pfortenöffner, Beruhiger, Befeuerer, Lehrer, Freund von so Vielen, daß, wenn ich es denke, Namen um mich wimmeln, gefeierte und unbekannte, geläufige und vergessene, von Männern und von Frauen. Sein Einfluß geht meiner Meinung nach weit über den hinaus, den ehemals berühmte Lehrer an Universitäten übten, und zwar deshalb, weil seine menschliche und seelische Kraft jede Fakultätsenge unter sich läßt, weil die lebendige Wirkung in die Existenz jedes Einzelnen ebenso bedeutend ist wie die auf Tat und Schaffen weisende, weil er nicht Lehrer zu sein prätendiert, sondern Mitschaffender ist und demzufolge nicht Schüler um ihn sind, sondern Freunde, und weil er endlich ein Schriftsteller von hohem Rang und ein Poet ist. Schriftsteller und Mensch haben

sich in ihm zu unlösbarer Einheit durchdrungen, und er hat keine Zeile geschrieben, die hiervon nicht Zeugnis ablegte. Ein seltenes Ding heute. Es gehört vielleicht zu der Dichtigkeit und Eigenleuchte seiner Natur, daß der Ruhm um seine Person nicht zu laut sein darf, der Dank nicht zu vordringlich; er ist in diesem Betracht ein Widersacher der Zeit, und wenn ich mir gegenwärtig halte, daß er die Worte lesen wird, die ich in verzeihlicher Aufwallung und im ununterdrückbaren Bewußtsein von so vielem Empfangenen in die Welt sende, überkommt mich ein wenig Angst vor seinem heimlichen Tadel und seiner stolzen Scham! Ave, Heimann!

Die Liebenden von Heinrich Lersch

O wie sind wir heilig göttlich trunken!
Arme Erde, wie du, toter Funken
vor uns liegst, ein aschengrauer Ball.
Tote Steine, deine Städte ragen,
Straßen Menschen dumpf wie Tiere tragen.
Hohl, in Tod-und-Lebensschmerzen keucht das All.

Aber wir, vom Liebes-Blut durchdrungen,
wir, vom Schöpfer-Atem durchgesungen,
werden seliger bei jedem Schritt!
Sonne stürzt herbei, uns köstlicher zu scheinen,
Bäume jäh ins Morgenlicht die Blüten weinen,
wenn nur unsre Hand am Stamm vorüberglitt.

Wenn wir durch die Großstadt-Straßen schreiten,
Tönen auf die Häuser an den Seiten
Echo unsers Herzens — Lobgesang!
Wälder drängen singend uns entgegen,
klingend Bäume sich zu uns bewegen,
selig atmet sich an uns das Feld entlang.

Horch, seraphisch unsre Schritte tönen!
Heilige! bei deinem Nahn versöhnen
sich die Wesen, die Gott feindlich schuf:
Fuchs und Hase liegen Seit bei Seite,
spielend mit den Hirschen tollt die Meute,
Nachtigall schlägt auf des Bussards Ruf.

Laß uns auf das Menschenschlachtfeld gehen!
Die Granate bleibt im Fluge stehen.
Toter Adler, erdwärts dumpft ihr Fall.
Dich zu schauen, steigen aus den Gräben
die Soldaten, Feind küßt Feind, sie alle heben
ihre Hände ins befreite All.

O dies Wunder! Gott wirkt Welterneuung!
O Geliebte! Göttin der Befreiung,
Strahlende! Aufblüht dein Liebe-Schoß.
Laß, Geliebte, Liebende uns zeugen,
die ihr göttlich Haupt nur vor der Liebe beugen
und, ihr dienend, ewig sind und groß!

Hildebrand von Alfred Polgar

Hildebrand' ist ein Drama in drei Akten und einem Vorspiel von Heinrich Lilienfein, Poeten aus Schwabenland.

Das Vorspiel führt nach Walhall. Dort sitzen, in seliger, von überlebensgroßen Rosensträußen beblühter Oede die abgeschiedenen Recken Dietrich, Siegfried, Wieland, Hildebrand und erörtern, für Astralhelden merkwürdig temperamentvoll, wem von ihnen größtes Leid auf Erden widerfahren. Hildebrand, der sich an der Aussprache nicht beteiligt, sondern traurig und wortlos abseits geht, erhält den Leid-Preis. So bitter ist, was ihm dortnieden geschehen, daß sogar die Sonne ihr Antlitz verhüllt. Seltsames Gefild der Seligen, in dessen rosiges Licht noch die Schwärze getragener Erdenschicksale hineindustert!

Hierauf hebt das eigentliche Drama an, eine poetische Erweiterung, Ergänzung und Vertiefung des alten Hildebrandlieds. Ute, Hildebrands Weib, das er vor zwanzig Jahren verlassen, um Dietrich Gefolgschaft zu leisten, hat sich, den Recken tot glaubend, wieder vermählt. Mit Sindolt, dem schöngelockten, der eigentlich mehr ein gallischer homme à femmes als ein germanischer Helde ist. Sonderbar, daß grade dieser lebhafte Windbeutel, dieser Sturmbeutel sozusagen, es der Frau Ute angetan! Hadubrand, Hildebrands Sohn, hat bessern Instinkt. Er haßt den Stiefvater, wie er den Vater liebt, mit dessen Andenken sein Herz schwärmerischen Kultus treibt. Der Junge begehrt nach Kampf, Heerfahrt, Heldentum. Ungern sieht das die Mutter. Mit Bangen erkennt sie in dem Knaben das Temperament des Vaters — der in Krieg und Sieg verliebt war wie eine übertriebenste ententige Deutschenkarikatur — und fürchtet, zöge er einmal aus, ihn so wenig wiederzusehen wie jenen. Es ist auch noch ein Mägdlein da, goldlockig und überflüssig. Sie heißt Liebgard und zwischen ihr und „Hadu" spinnt Neigung zarte Fäden. Zu dramatischen werden sie nicht. Das Mädchen ist nur da, um da zu sein, sonst in keiner Weise für das innere oder äußere Schicksal irgend jemands von Belang.

Ein Grenzwächter kommt und meldet, Hildebrand habe Boten geschickt, seine nahe Ankunft zu künden, Hunnen, „Ostmänner". (Wir lernen dann später so einen Ostmann kennen. Er hat Schlitzaugen und trägt eine Art ungarischer Ur-Nationaltracht. Die Westmänner behandeln ihn auch sehr en bagatelle). Frau Ute erklärt die ganze Sache für Schwindel; und zürnt, daß der Grenzwächter den beiden Ostmännern nicht gleich die Schädel gespalten habe. Aber den Hadubrand hält nun keiner und keine mehr. Der Beschwörungen von Mutter und Mägdlein nicht achtend, stürmt er gewappnet fort, den Mann zu stellen, der des Vaters Namen zu mißbrauchen sich erkühnt.

Zweiter Akt. Hadubrand begegnet seinem Vater im Walde. Schöne, starke Szene, in der auf bemerkenswert un-gefühlvolle Art Gefühl frei wird und die Atmosphäre weich macht. Allen Beweisen

zum Trotz will Hadu nicht glauben, den Vater vor sich zu sehen. Warum er so hartnäckig, so beschränkt-aggressiv, so sinnlos trotzig auf seinem Justamentstandpunkt beharrt, wird nicht recht klar. Alle Linien seines Charakters führen, zielen, stürzen doch als in ihren Brennpunkt: in das tiefst-innere Wissen um den Vater. Und das sollte im entscheidenden Augenblick so völlig versagen? Es scheint fast, daß der Jüngling von einer krankhaften Furcht besessen ist, der Fremde könnte in der Tat Hildebrand sein und also aus dem ersehnten Raufhandel mit ihm nichts werden. Vielleicht meinte es am Ende der Dichter so. Vielleicht wollte er damit eine Art sinnvoller Schicksalsjustiz an seinem Helden üben, der, dem Abenteuer zuliebe, seinem Sohn kein Vater war, und dem nun, dem Abenteuer zuliebe, der Sohn kein Sohn sein will. Eine Art Zerrspiegelung der Schuld in der Sühne.

Genug an dem: der Sohn erkennt den Vater nicht. Und die beiden schließen einen Pakt: erkennt auch Frau Ute den Fremdling nicht als den, der er sein will, so werde er sich Hadubrand zum Kampfe stellen.

Dritter Akt: Frau Ute erkennt Hildebrand nicht; richtiger: sie will ihn nicht erkennen; noch richtiger: sie will ihn nicht erkennen wollen. Der Fall ist psychologisch nicht ganz klar. Fahl, doch immerhin deutlich, dämmert die tragische Schuld des alten Recken auf. Zwanzig Jahre hat er sich um Haus und Familie nicht geschert. Und will nun materielle und seelische und, wie es scheint, sogar auch erotische Eigentumsrechte geltend machen. Frau Ute lehnt solchen Anspruch leidenschaftlich ab. Daß sie sich ebenso leidenschaftlich zu Sindolt, dem Flanierer, bekennt, mindert unsre Sympathie für die Heldenmutter wesentlich. Hadubrand aber besteht auf seinem Duell. Der alte Recke will nicht. Hadu läßt nicht locker. Er reizt ihn mit Stichelworten von Feigheit und Ehrlosigkeit so lange, bis Hildebrand auch bei laxester Auslegung des altgermanischen Komments doch nicht mehr gut was andres tun kann, als den Sohn im Zweikampf ritterlich zu erschlagen. Dann zieht er traurig wieder fort. Zu den Ostmännern.

Das alles hat seine Schönheit und Würde und eine Art mythischer Musik entklingt ihm. Aber der Mensch von heute kann sich keinen Text dazu machen. Nirgends will sich der traurige legendarische Sonderfall ins Ewig-Menschliche weiten. Das Drama, das ihn aufrollt, ist rührend und läßt doch Herz und Hirn des Zuschauers unbewegt. Es ist schicksalsschwer genug und wiegt doch federleicht auf der Wage unsres Empfindens. Weil seine Menschen nicht leben, sondern wie wohlpräparierte Mumien ein Leben vortäuschen, das eigentlich nur durch Kunstmittel aufgehaltene Verwesung ist. In starken Bildern prangen die Eigenheiten der Urgermanen auf: Tapferkeit, Herrensinn, Adel und Schwere des Gemüts wie der Muskulatur, unbändige Freude an Krieg und Raufhandel, hohe Schieß- und Stechkunst und grober Dünkel gegenüber den Ostmännern, wie überhaupt gegen alle nichtdeutschen Indi-

viduen jeglicher Windrichtung. Aber diese streitlustigen und streittraurigen Helden gehen uns doch nicht nahe, weil ihre Heldenschaft kein zu innerst gesteigertes, sondern nur ein mechanisch vergrößertes und stilvoll versimpeltes Menschentum ist. Die Sprache der Dichtung, lebhaft alliterierend, entwickelt bescheidenen, vornehmen Worteprunk. Ihr Pathos ist knapp und wirksam. Und wie sich das Werk allen Gemeinheiten des Theaters keusch entzieht, das zeugt von der guten geistigen Rasse seines Erdenkers.

Im Burgtheater gibt Frau Bleibtreu der Ute, Herr Marr dem Hildebrand großes Format und einen starken Herzmuskel. So werden diese Figuren befähigt, Theaterstrapazen zu bestehen. Ein trefflicher Hadubrand ist Herr Schott, feurig, edel, Vollblut. Er bebt, strafft sich, schnellt los wie eine Bogensaite: heldisch und musikalisch. Die Herren Siebert und Moser haben den großartig-gemütlichen Haudegenstil, wie er altdeutschen Recken taugt. Herr Höbling mimt den parfümierten Leichtathleten Sindolt.

Die Zuschauer freuten sich des monumentalen Bilderbuches, das der Regisseur, Herr Holz, da aufblätterte, und hörten den Mären aus alten Tagen gerne zu. Der Gesamteindruck, den die Dichtung hinterließ, war sonderbar gemischt. So: etwas schmächtig Riesenhaftes. Etwas bläßlich Robustes. Leere Größe.

An Theobald Tiger

Lieber Herr Tiger, ich danke Ihnen vielmals für Ihren freundlichen Gesang. Sie haben, wie ich, den Vorzug, ein Pseudonym zu sein, aber Sie haben den noch weitaus größern Vorzug, das Ihrige in kurzen oder langen Zeilen, die am Schluß einen Gleichklang aufweisen, schreiben zu können. Das kann ich nun nicht, und der richtig gedichtete Dichter hats doch besser als der, der das tut, was alle können: ganz einfach deutsch schreiben, nicht wahr?

Sie sagen nun, halb im Scherz, ich solle von meinen kleinen Liebhabereien lassen und mich dem ‚Leben', der Politik, dem lauten Ganzen zuwenden. Ja, aber wem? Der letzten Verhandlung über unsre Kunst im Abgeordnetenhaus? Was soll ich da? Späße machen? Und zum hundertundelften Male feststellen, daß alle Jahre wieder irgendein Beauftragter irgendeiner Partei etwas daherredet ... man würde den Mann keinen Augenblick länger bei den Seinigen dulden, wenn er so schlecht über Wegebau oder Eisenbahnen unterrichtet wäre. Und der Krieg?

Lieber Herr, zum Märtyrer habe ich nicht das Zeug. Ich kann mir denken, daß jemand auf den Sandhaufen tritt, aber dann muß er wissen, wozu, und — nebenbei gesagt — es muß ihm stehen. Ich habe einen dicken Bauch und bringe das Pathos nicht auf, das nötig ist. Und, sehen Sie, es gibt doch für einen anständigen Kerl nur ein Entweder-Oder bei diesem Ding: ent-

weder er widersetzt sich, das kann man auch schweigend; oder er macht mit, er, der sich vorher niemals um den Staat bekümmert hat, fällt mit rhythmischem oder epischem Geprassel um, reimt das Blut der Andern auf sein eigenes Gut — was einen sehr schönen Klang gibt — und begründet die Notwendigkeit dieses Krieges kosmogenetisch . . . Und das Blut fließt, fließt . . .

Die ersten Kriegsjahre war ich verstummt. Ich glaube heute, daß es erlaubt ist, — aber immer mit diesem stillschweigenden Vorbehalt — über Nebensachen zu sprechen. Ueber die Hauptsache kann ich nichts sagen, weil es mir nicht folgerichtig erscheint, sich aus der Front zur Premiere eines Menschlichkeitsdramas beurlauben zu lassen. Entweder Christus oder der Bezirksfeldwebel, aber nicht diese mittlere Proportionale.

Sie werden begreifen, lieber Herr Tiger, daß es von mir nicht Weltabgewandtheit oder Snobismus war, im Kriege dauernd von allem zu „plaudern", nur von dem einen nicht.

Ich bin Ihr sehr ergebener

Peter Panter.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn sich irgendein armer Mann für reich hielte, würde niemand das zwingende Bedürfnis fühlen, seinen Wahn zu stören. Warum nur drängt es uns so nach Feststellung der Tatsachen, angesichts eines Armen im Geiste, der da meint, ein Weiser zu sein?

*

Hat einer je gefühlt, das junge Laub der Bäume könnte anders als grün sein?!

*

„Entweder — oder!" Das ist für den wahren Künstler die Parole der unerbittlichen Entscheidung. Den vielen Andern bedeutet es gemächliche Wahl.

*

Unsre Vorstellung von manchen Menschen ist derart mit dem Orte verquickt, an welchem wir sie täglich antreffen, daß wir nicht fassen können, wie jene auch außerhalb dieses Ortes ein Leben leben. Und nicht ohne ein leises Grauen sehen wir etwa Herrn Z. Hut und Stock ergreifen und sich aus seiner Caféhausecke entfernen. Er begibt sich ins Nichts.

*

Bedeutende Menschen lieben harmlose Gespräche, während hohle Köpfe gern, und oft zu den unschicklichsten Gelegenheiten große Themen erörtern. Scham ist in beiden Fällen die Ursache. Doch so wenig wie jene mit Schlichtheit ihren Reichtum, können diese mit Prunk ihre Blöße verhüllen.

*

Die Dichter des Klischees haben das Leben verdächtig gemacht. Und wenn wir heute zwei kleine Mädchen tatsächlich über Puppen und Bonbons sprechen hören oder einen Gymnasiasten ertappen, dem eine verbotene Zigarette übel bekommen ist, so mutet uns das alles fast wie Verlogenheit an.

Spanische Krankheit? von Theobald Tiger

Was schleicht durch alle kriegführenden Länder?
Welches Ding schleift die infizierten Gewänder
vom Schützengraben zur Residenz?
Wer hat es gesehn? Wer nennts? Wer erkennts?
Schmerzen im Hals, Schmerzen im Ohr —
die Sache kommt mir spanisch vor.

Aber wenn ichs genau betrachte
und hübsch auf alle Symptome achte,
bemerke ich es mit einem Mal:
das ist nicht international.
Und seh ich das ganze Krankencorps:
kommts mir gar nicht mehr spanisch vor.

Ein bißchen Gefieber, ein bißchen Beschwerden,
Onkel Doktor sagt: „Morgen wirds besser werden!"
Nachts im Dunkel Transpirieren,
Herzangst, Schwindel und Phantasieren,
mittags Erhitzen, abends Erkalten,
morgen ist alles wieder beim Alten —
Das ist keine Grippe, kein Frost, keine Phtisis:
das ist eine deutsche politische Krisis.

Die Börse von Alfons Goldschmidt

Zum ersten Mal wurden im Juli 1881 die deutschen Börsen mit einer Reichsbörsensteuer belastet. Mit einer Steuer auf Aktien- und Obligationen-Umsatz, auf Schlußnoten und Rechnungen und auf Lotterielose. Diese Steuer wurde fünfmal abgeändert, erweitert und erhöht. Das letzte Mal im Rahmen der Reichsfinanzreform 1909. Jeder Entwurf und jedes Gesetz wurde mit Klagen und Befürchtungen begrüßt. Niemals hat sich die Börse willig oder auch nur ruhig in eine Besteuerung gefügt. Immer jammerten ihre Leute über Gehirnschlagsgefahr. Nun nimmt man sie wieder unter die Steuerpresse, und wieder geht das Geheul los. Was für ein Geheul! Keine deutsche Berufsgruppe hat derart gewettert und gefleht. Wer etwas Börsenblut will, ist ein Wirtschaftsschädling, ein Antisemit, ein Verkenner der hohen Vermittlungs- und Förderungsaufgaben des Effektenmarktes, ein Undankbarer, ein Finanzseichling. Knies, Schmoller und viele Andre sind Trottel, von jenem Gift-Maybaum garnicht zu sprechen. Wer die Börsenspekulation nicht eine schaffende Arbeit nennt, ist ein Verbrecher.

*

Der Sturm gegen den Antrag Groeber wurde großartig organisiert. Großartig, das muß ihnen der Neid lassen. Fix sind die Herrschaften; alle sind sie gleich da mit Telegrammen, mit Versammlungen und Resolutionen. Die Börsen- und Bankvereinigungen, die Handelskammern, die Bankdirektoren und Privatbankiers, sogar die Bankangestellten und die jungen Kaufleute. Heiliger Zorn loderte auf, Donnerbeschlüsse wurden gefaßt, Streiks inszeniert. Auch Herr Mankiewitz war dabei. Auch Herr Mankiewitz war dabei!

*

Sie haben allerlei vorgebracht, Beschwerden und Verteidigungen, Selbstlobpreisungen und Klagen über Undankbarkeit. Aber nichts habe

ich vernommen von dem Spekulationswahnsinn, der Verlockung durch üble Beratungen, dem Angestellten- und Verwaltungsspiel, dem Spiel der Maklersubstituten, der Gerüchtverbreitung und Gerüchtausbeutung, den Depositenkassenfahrlässigkeiten. Man sprach nur von Mitgerissensein, vom Gezogenwerden in den Taumel, vom Passiven und nicht vom Aktiven. Auch vermisse ich Geschichtliches. Vorkriegswarnungen des berliner Börsenkommissars, des preußischen Handelsministers, des Reichsbankpräsidenten. Erinnerung an Abkühlungsmaßnahmen und Dämpfungsdrohungen. Eine Firma kommt mit Statistik; aber sie wendet nur einen partiellen Durchschnitt und den auch nur für einen willkürlichen Zeitraum an. Keiner sprach ein aufrichtiges Peccavi. Aber sie haben doch gesündigt, sie haben entsetzlich gesündigt. Das mit dem natürlichen Kapitalsdrang ist ja nicht wahr. Effektenknappheit, Inflation, Industriegewinne, Geldflüssigkeit; alles das trifft zu. Aber damit ist noch nicht die Peitsche entschuldigt, die Ueberheizung, die Fieberinfizierung des Publikums, das Hineinjagen der Witwen, Lehrer, Aerzte, Handwerker, all der Laien und Gimpel, die in der Börse ein Klondyke sehen. Etwas mehr Selbstkritik, meine Herrschaften. Hunderttausende habt Ihr geschluckt, Millionen habt Ihr geschluckt, fett seid Ihr geworden!

*

Wie ist es nun mit der Erdrosselung? Noch keine Steuer hat die Börse erdrosselt, so sehr die Börse auch geschrien hat. Auch die Kriegseinengung hat ihr nicht den Atem geraubt. Im Gegenteil: sie hat sich gedehnt, sie hat die Wollust einer fast ungehemmten Spekulation bis zur Neige gekostet. Will man uns weismachen, der Groeber-Stempel würde sie erdrücken? Das glauben wir nicht. Ein Entrüsteter hat bei der „großen Kundgebung" in Berlin den Groeber-Stempel mit dem Immobil-Stempel verglichen. Das war ein schlechter Verteidigungsvergleich, denn jeder Bodenreformer weiß, daß die Grundstücksbesteuerung die Grundstücksspekulation nicht gelähmt hat. Sie hat sich selbst gelähmt. Durch Uebermaß. Abwälzungssteuern wirken preis- oder kurssteigernd, aber nicht geschäftslähmend. Man spricht von der Notwendigkeit des Gewinn- und Preiskletterns. Ja, wenn alles steigt: weshalb sollen die Steuern unten bleiben? Wenn alle Berufsgruppen höhere Steuern bezahlen müssen: weshalb die Börsengruppe und ihre Genossen nicht? Man mag über die Steuermethode streiten, man mag den Stempel nach den Gewinnen staffeln: aber man soll das Grundsatzgeschrei lassen. Das wirkt höchst peinlich.

*

Einige sagen, der Staat sei der Verbrecher. Er habe die Aktiengesellschaften fett gemacht. Hat er; wenn sich auch die Gesellschaften gerne nudeln ließen. Aber was kehrt sich denn die Börsenspekulation noch an Geschäftsentwicklungen und Geschäftsmöglichkeiten? Das ist es ja grade. Sie hat keine Verbindung mehr mit dem Geschäft. Sie hat drauflosgespielt und die faulsten Werte, die „Nonvaleurs" unheimlich überwertet. Sie hat keinen Unterschied gemacht zwischen fundierten und nichtfundierten Unternehmungen, hat sich nicht um Sicherungsnotwendigkeiten und Umschwungsgefahren gekümmert. Sie hat nur gespielt. Einen Zusammenhang mit der Industrie vermag ich nicht zu erkennen. Wo blieb die Rücksicht auf Steuern, auf Vermögens- und Einkommenswegnahme, auf Abbau des technischen Apparates, auf Rohmaterialbefürchtung? Rücksichtslos hat die Börse gespielt. Sie hat nicht das

Recht, sich auf die Industriegewinne zu berufen und den Staat schuldig zu sprechen.

*

Die Steuer, so wird behauptet, trifft nicht den Spekulanten, sondern den soliden Anleger. Wo ist der Beweis? Der Spekulant ist während des ganzen Krieges nicht gezügelt worden. Er will um jeden Preis spielen. Er wird sich nicht abschrecken lassen. Und Die, welche Daueranlage suchen, werden auch die Steuer mitbezahlen. Denn die Belastung wird mit den Jahren schwächer, sie verschwindet schließlich. Aber, so heißt es weiter: der kleine Bankier, der Mittelbankier wird vernichtet werden. Das ist ja garnicht wahr. Auch der kleine Bankier ist heute geldvoll; und wenn er keine Effektengeschäfte machen kann, so findet er andre Anlagemöglichkeiten. Da ist beispielsweise der Personalkredit. Der Personalkredit ist das Existenzverteidigungsmittel des kleinen Bankiers, er ist sein Individualgebiet, seine eigentliche Domäne. Würde der kleine Bankmann vom Effektenhandel zum Tüchtigkeitskredit hingelenkt werden, so könnte das nichts schaden. Aber er wird auch in Zukunft Effekten handeln. Er wird nicht davon ablassen, und seine Kunden werden ihm keine Ruhe geben. Ein lustiges Bild: die Großbanken in einer Entrüstungslinie mit den von ihnen Bedrängten. Man soll die Großbanken nicht besser behandeln als die Kleinen und Mittleren. Die Großbanken schlucken schon genug. Aber die Kleinen hätten jetzt Gelegenheit, sich zusammenzuschließen. Das habe ich schon immer gefordert. Sie könnten frei werden von Ultimo-Aengsten, vom Hofbankierdoppelspiel, von schönen Vertröstungen und von dem Lasso, das sie allesamt einfangen will. Sie müssen ein Syndikat bilden. Dann brauchen sie nicht mehr über die Elefanten zu jammern.

*

Die Staatswirtschaft hat es verschuldet, so behaupten sie. Diese Staatswirtschaft begeistert mich gewiß nicht. Aber die Banken sollten mit ihr höchst zufrieden sein. Woher stammen denn die Kreditoren-Milliarden, woher die gründlichen Bereinigungen, die Riesen-Abschreibungen, die Dividenden-Erhöhungen, die Reserve-Auffüllungen, die verschwiegenen Summen? Die Staatswirtschaft mit ihrer Geldplethora hat die Summen stromweise in die Bankkassen gejagt. Anlagen gab es genug, und die Banken haben an dem Zirkel, an den Befriedigungseinengungen der Bundesstaaten, Provinzen, Gemeinden, an Kriegsanleiheprovisionen und an andern direkten und indirekten Kriegsfinanzgeschäften so viel verdient, daß sie nicht einmal die großen Effektengewinne auszuweisen brauchen. Unter solchen Umständen wirkt die Selbstbeweihräucherung mit der Anleihevermittlung und der Valutastützung sehr peinlich. Denn es war trotz vorsichtiger Fassung eine Selbstbeweihräucherung, und man hätte es besser unterlassen. Sie haben unheimlich verdient, sie haben die Finger überall drin. Auch in der verurteilten Staatswirtschaft selbst. Haben sie sich etwa für nichts und wieder nichts an Kriegsgesellschaften beteiligt?

*

Die Solidarität der Bankangestellten mit den Börsenverfechtern ist mir unverständlich. Meines Wissens sind sogar die gewerkschaftlich organisierten Bankangestellten dabei. Diese Leute kämpfen für privatkapitalistische Ueberhitzungen, kämpfen für Interessen, die nicht die ihren sind? Das verstehe ich nicht. Die Bankangestellten sollten sich für Solidität einsetzen, für Beseitigung des „mühelosen Gewinns". Für Aus-

gleichungen, Versittlichung des Geschäfts. Darunter würden ihre Forderungen nicht leiden. Solange wir eine Privatwirtschaft haben, wird es auch ein lukratives Bankgeschäft geben. Lassen sich die Kleinen nicht mit Freuden und Fahrlässigkeit von den Riesen schlucken, verbünden sie sich, so werden auch ihre Angestellten nicht gegen leere Kassen rennen. Fechten die Industrie-Arbeiter für schaumige Finanzierungsgewinne der Betriebe? Fechten sie nicht für die schaffende Arbeit, deren Ergebnisse sie gerecht verteilen wollen? Sie zielen noch weiter, aber im Zustande des Privatkapitalismus wollen sie doch dahin. Dieses Mitstürmen der Bankangestellten kann ich nicht unterstützen.

*

Leider gibt es auch eine Börsenpresse. Eine Börsenpresse sollte es nicht geben. Eine Wirtschaftspresse muß es sein. Leider gibt es in der Börsenpresse Leute, die mit sonderbaren Waffen streiten. Da ist beispielsweise die sogenannte Handelszeitung des Berliner Lokal-Anzeigers, die die Börsensteuerkritik eines anständigen Finanzblattes verdächtigt. Sie will dem ‚Ratgeber auf dem Kapitalmarkt' des Doktor Hermann Zickert den verschollenen Friedberg anhängen. Weil Zickert die Dinge nennt, wie er glaubt, daß sie sind und von Kühlköpfen beurteilt werden. Kennen die Herren die Geschichte ihres Blattes nicht? Die Kreditverträge, die Einschmuggelung von Inseraten in den Text? Ich rate ihnen dringend zu diesem Geschichtsstudium. Nicht auf Herkunft kommt es an, sondern auf Sauberkeit. Eine Inseratenklitsche bleibt eine Inseratenklitsche auch in Großformat und mit Riesenabonnentenzahl, und ein kleines Blatt ist ein anständiges Blatt, wenn sein Herausgeber ein anständiger Mensch ist. Am ‚Ratgeber auf dem Kapitalmarkt' bin ich gern Mitarbeiter.

*

Wir wollen uns also von dem Geschrei nicht imponieren lassen. Wir wollen weiter auf Solidität sehen, wir wollen weiter das Fieberspiel bekämpfen. Für die Prozentjongliererei haben wir nicht viel übrig. Gute Arbeit, fördernde Arbeit, die lieben wir. Mag die Börse bleiben, obwohl die Großbanken sie schon halb überflüssig gemacht haben. Aber wenn sie bleibt, so soll sie ruhig werden, offen, selbstkritisch, ein Markt, der nicht torkelt. Einst wird auch die Börse verschwinden. In Rußland hat man ihr schon den Garaus gemacht. Vielleicht lebt sie wieder auf. Aber ewig wird sie nicht leben.

Antworten

Elisabeth Sandro. Als Antwort auf ein paar Sätze, die ich zwar schon vor längerer Zeit veröffentlicht habe, die aber inzwischen nicht verschimmelt sind, schicken Sie mir die beste Apologie des Oesterreichers, die mir je vor die Augen gekommen ist. Daß er eine braucht, fühlen Sie. Daß es jetzt nicht angebracht ist, Seile abzutasten, von deren Festigkeit dies und jenes abhängt, wissen zwar wir, nicht aber die Geisteskräfte der alldeutschen Presse, die, dippelmatisch und fein, wie sie sich nun einmal hat, keine Gelegenheit und erst recht keine oesterreichische Ernährungsschwierigkeit vorbeigehen läßt, ohne . . . nun, das tadeln Sie grade. Sie schreiben mir: „Sie haben ganz richtig bemerkt, daß die Deutschen den Oesterreichern nicht so hold sind, wie diese es nach ihrer Meinung verdienten. Die Deutschen verstehen die Oesterreicher nicht. Da wünschten Sie also, daß ein Erklärer käme. Ach, an Erklärern hats

nie gefehlt. Wohl aber an Zuhörern. Die Deutschen haben gar kein Bedürfnis, den Oesterreicher zu verstehen. Sie haben sonst so viel Sinn für das Fremde. Aber hier versagt er. Das macht: sie nehmen den Oesterreicher nicht als Fremden, was er nach Abstammung und Geschichte doch ist. Sie nehmen ihn lieber als einen etwas heruntergekommenen Verwandten, an dem man so recht ermessen kann, wie sehr man selbst auf der Höhe geblieben ist. Nur schade, daß der Maßstab falsch ist, denn es ist der, mit dem sie sich selber messen. Man mißt doch sonst aber ein jedes Volk anders. Viele sind aufgestanden und haben gesagt: Eure Schätzung ist falsch. Sie zucken die Achseln und vergleichen weiter auf ihre unrechte Art. Gar jetzt im Krieg ist es immer schlimmer geworden. Sie haben nun nämlich herausfinden können, daß die Oesterreicher keine gewaltigen Kriegshelden von Neigung, Beruf und Rasse sind. Das war natürlich eine Erkenntnis, die für das Militärvolk Deutschlands einer Verurteilung gleichkam. Unsre Feinde haben anders und richtiger gemessen, als sie der Krankheit Oesterreichs, seiner vielen Nationalitäten, gedachten und meinten, Oesterreich müsse schon bei der Kriegserklärung an dieser Krankheit sterben. Es starb nicht. Es hat trotz dieser Krankheit gehandelt. Hätte Deutschland den rechten Maßstab gehabt und nicht so unsinnig mit sich selber verglichen: es hätte Oesterreichs Leistung in diesem Kriege achten müssen. So aber gehen die Deutschen an Oesterreichs Krankheit mit zugehaltenen Augen vorbei, um nur immer wieder ihre Wörteln anzubringen, daß sie ‚aus der Patsche geholfen' hätten undsoweiter. Die Deutschen scheinen nicht glauben zu können oder zu wollen, daß da ein Volk ist, das ungefähr ihre Sprache spricht, und dessen Blut doch dem ihren so unähnlich ist, daß es im Grunde gar nichts weiß von dem, was des Deutschen Blut empfindet bei Vokabeln wie Feind und Krieg und dreinschlagen und durchhalten. Die Natur spricht. Sie schafft diesen so und jenen so; gibt diesem dies und jenem was andres dafür. Sagt man: das oesterreichische Volk ist ein Volk der Sonne, so denkt die Mehrheit der Deutschen gleich, daß es immer lacht, tanzt und singt, also leichtsinnig sei, arbeitsfremd, ohne Pflichtgefühl und oberflächlich. Wie falsch ist das! Der Oesterreicher arbeitet auch, hat auch Pflichtgefühl und ein ‚Innenleben'; er ist nur ganz durchsonnt dabei; er wird zum Lebenskünstler. Bei ihm steht die Arbeit nicht über dem Leben. Seine — dem Deutschen so schwer verständliche — Lebensanschauung ist ganz einfach und durchaus natürlich. Er arbeitet an seinem Leben, und es wird zum Kunstwerk, zum Kunstwerk deshalb, weil es ganz Natur ist. Die Deutschen sind ein Volk der Ueberwinder: sie überwinden sich und ihr Leben um der Arbeit, der Pflicht willen. Dazu ist ihr Blut geschaffen. Aber sie glauben, das allein sei groß, und scheinen nicht zu wissen, daß es andres Blut geben kann, das ein andres Leben bedingt; und so sehen sie nicht die Schönheit und Künstlerhaftigkeit in dem sonnendurchglühten Leben des Oesterreichers." Nun, vielleicht lernen sie sehen, wenn mehr solcher Erklärer auftreten wie Sie. Einer davon ist Willi Handl. Doch von dem Buch, worin er Wien und den Wiener darstellt (während Bab uns traktiert), soll noch ausführlich die Rede sein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker

von E. Hurwicz

In vereinzelter Gestalt und Anordnung hat bereits die Vergangenheit das Selbstbestimmungsrecht der Völker gekannt. Schon im antiken Rom fand im Plebiszit die Volksgewalt Ausdruck: es war, um in der modernen politischen Sprache zu reden, das radikale demokratische Mittel, an das die Vertreter des Volkes, die Volkstribunen, appellierten, um einschneidende Reformen zugunsten des Volkes durchzuführen oder die Macht des aristokratischen Senats einzudämmen. In neuerer Zeit hat ein falscher Volkstribun: Napoleon der Dritte sich des gleichen Mittels bedient, erst um sich als Präsident der Republik ausrufen zu lassen, später, um Nizza und Savoyen an Frankreich zu bringen. Aber als universale Ideallosung erscheint das Selbstbestimmungsrecht der Völker erst in der Gegenwart, im Weltkrieg. Diese Losung ist allerdings aus dem ganzen Geist des verflossenen und dieses Jahrhunderts geboren: nicht nur aus dem nationalen Widerstand der europäischen Staaten gegen die Fremdherrschaft Napoleons des Ersten, nicht nur aus der Entstehung der großen Nationalstaaten Italien und Deutschland, sondern auch aus dem bis in die jüngste Gegenwart hineinreichenden Prozeß des Selbständigwerdens der frühern kleinen Vasallenstaaten der Türkei. Diese Losung der Selbstbestimmung der Völker ist zweitens geboren — was zumeist übersehen wird — wenigstens in den Weststaaten aus dem Geist oder der Verwandtschaft mit dem Parlamentarismus, der ja die Selbstbestimmung des Volkes im eigenen Staate darstellt. Als universale und ideale Losung wird sie auch in Zukunft nie verstummen und die Geister in stets erneuter Bewegung halten. Wie jede solche Losung begegnet sie — ganz besonders in den verworrenen staatlichen und völkerrechtlichen Verhältnissen der Gegenwart — einer Reihe von Bedenken, Zweifeln und Anfechtungen.

Akut und erörtert wird die Frage des Selbstbestimmungsrechts schon im deutsch-französischen Kriege. Die Plebiszittheorie wollte die Annektion Elsaß-Lothringens nur unter der Voraussetzung der Abstimmung der elsaß-lothringischen Bevölkerung über die staatliche Zugehörigkeit anerkennen. Auf deutscher Seite weist dagegen selbst der liberale, ja pazifistisch gestimmte Völkerrechtslehrer Franz von Holtzendorff auf die innern Mängel der Volksabstimmung hin: diese sei beeinflußbar, der Sieger würde sie nur dann zulassen, wenn ihm der Erfolg gesichert ist, beim Mißerfolg aber umstoßen; aber auch als Prinzip sei ein solches Plebiszit verkehrt: es sichere dem Kriegsurheber die Straflosigkeit und bedrohe auf diese Weise den Weltfrieden. Dieses letzte Argument erscheint uns höchst anfechtbar: mit demselben, vielleicht mit größerm Recht kann man behaupten, die Unsicherheit territorialen Kriegsgewinns müsse lähmend auf den Kriegswillen wirken und dadurch den Weltfrieden

fördern. Noch ein andres Argument wird vom Völkerrecht gegen das Prinzip der Volksabstimmung des eroberten Staatsteils ins Feld geführt: sie könne, falls sie sich gegen den Sieger wende, den Abschluß des Friedens, vielleicht gegen den Willen des ganzen übrigen besiegten Staats gefährden, sie sei im Grunde die Auflehnung eines Staatsteils gegen die Souveränität des Staats, eine Auffassung, der sich auch Thiers in seiner berühmten Kammerrede angeschlossen hat.

Auch dieses Argument ist — oder vielmehr war — im Weltkriege hinfällig. Auf russischer Seite wurde während der Verhandlungen von Brest-Litowsk gegenüber den okkupierten Gebieten nicht die Staatssouveränität hervorgekehrt, sondern diesen Gebieten das Selbstbestimmungsrecht ihrer künftigen Staatszugehörigkeit eingeräumt — eine organische Folge der vorangehenden Autonomiebewegung der Randvölker, die sich unter der Begleitung einer weitgehenden Demokratisierung der Staats- und Regierungsprinzipien Rußlands selbst vollzog. So brachte hier die einzigartige Entwicklung selbst eine Klärung der staatsrechtlichen Seite des Selbstbestimmungsprinzips. Strittig wurde nur die Art und Weise seiner Anwendung. Aber aus diesem Streit geht eine Klärung hervor, die als grundsätzlicher Gewinn des Prinzips auch für die Zukunft bestehen bleiben wird. Zwischen den Annektionisten, die von einem Selbstbestimmungsrecht in welcher Gestalt immer nichts wissen wollten, und den Vertretern des strikten Prinzips des Plebiszits entwickelte sich eine Ansicht, die der Selbstbestimmung grundsätzlich zustimmte, sie aber in eine neue Form kleiden wollte, eine Ansicht, der den deutlichsten Ausdruck Friedrich Naumann verlieh: „Zur Herstellung eines Volkswillens muß eine eigene inländische Autorität geschaffen werden, und diese muß zeigen, ob sie Volksführung leisten kann, indem sie dafür zu sorgen hat, daß sie von allen größern Gruppen anerkannt wird. In ihrer Hand sollen dann die weitern Akte der Volksabstimmung liegen, die Fragestellung, die Wahlorganisation, die Vertreterwahl und schließlich die große Abstimmung selber.“ Diese Gestaltung des Selbstbestimmungsrechts vermeidet die Mängel, die mit dem Plebiszit, namentlich in Ländern unentwickelter politischer Kultur wie den Randgebieten, verbunden sind.

Aber diese, in Prinzip und Anordnung also geklärte Entwicklung hätte Zeit erfordert. Sie wurde durch den brester Friedensschluß unterbrochen. In Kreisen, die ein kritisches Denken auf dem Gebiete der Politik nicht eingebüßt haben, wird diese Unterbrechung zugegeben, aber eben mit dem Mangel an Zeit im Hinblick auf die Westfront gerechtfertigt, ja die Lösung als eine betrachtet, die beim allgemeinen Friedensschluß nochmals zu revidieren sein wird — was nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Aber damit sind die Probleme des Selbstbestimmungsrechts der Nationen noch lange nicht erschöpft. Nationen und Staaten sind nicht nur Selbstzwecke, sondern Teile des Universums. Das

Ziel der Weltgeschichte kann aber nicht die Schaffung von selbständigen Duodezstaaten sein. Wie dem auch sei: gezeigt hat uns bisher die Weltgeschichte jedenfalls wiederholt, daß solche Kleinstaaten den Weltfrieden gefährden. Denken wir an die deutschen Kleinstaaten und die napoleonischen Kriege, an die Marokko-Krise, an Korea und den russisch-japanischen Krieg, an Bosnien und die Balkan-Krise, an Belgien, Serbien und diesen Krieg. Das Problem der Kleinstaaten berührt sich hier mit dem der Großstaaten und verschmilzt mit ihm zum Problem des Föderalismus. Schon Dante wußte, daß die Zersplitterung der Staaten den Weltfrieden gefährdet. Der Föderalismus widerspricht aber nicht dem Nationalprinzip, das der Forderung des Selbstbestimmungsrechts der Völker zugrunde liegt; im Gegenteil: er erscheint als die einzige Möglichkeit, dieses Prinzip innerhalb des Konfliktsstoffs, mit dem die Welt angefüllt ist, zu wahren; ja, er vermindert diesen Konfliktsstoff selbst. Lord Milner hat 1913 darauf hingewiesen, daß das Autonomieprinzip der britischen Dominions in letzter Linie die Freiheit von auswärtiger Macht bedeutet, die auf einem gegenseitigen Zu-einander-stehen beruht. Mit Recht sagt der englische Publizist L. G. Beer (in einem Aufsatz ‚Nationalism'), daß das Hauptproblem, welches das Gehirn der politischen Denker quält, nicht darin besteht, Mittel zu finden, um verschiedene Nationalitäten, wie Slawen, Teutonen und Magyaren, zu versöhnen, sondern eine politische Maschinerie zu ersinnen, welche eine unlösliche Vereinigung sichert, ohne zugleich die Autonomie der Teil-Gemeinschaften zu beeinträchtigen. Die verschiedenen Charaktere der Engländer und Kanadier sind keine Hindernisse für dieses Ziel, ebensowenig wie die noch striktern Kontraste zwischen den Preußen und den Bayern die Einheit Deutschlands verhindern.

Der Föderalismus wird die letzte notwendige Phase und Krönung des Selbstbestimmungsrechts der Völker sein müssen. Er allein kann die Welt vor Balkanisierung bewahren.

Diejenigen nun, die in der Regelung der östlichen Fragen nur ein Interim sehen, glauben in der Tat, daß die Schaffung einer die Randstaaten mitumfassenden mitteleuropäischen Föderation das Definitivum sein wird. „Der Friede vom zweiten März", sagt zum Beispiel Junius in der Neuen Rundschau vom April, „trägt die Merkmale des Interims an sich wie der mit der Ukraine . . . Der Wille zur Einbeziehung der östlichen Randstaaten in den mitteleuropäischen Bereich kann uns Segen bringen und Bestand haben nur, wenn sie das denkbar größte Maß von Selbstbestimmung innerhalb des größern Zusammenhangs erhalten, wenn alle Parteinahme für die bisherige reaktionäre Herrenschicht unterbleibt, wenn alle künstlichen Germanisierungsversuche gemieden werden . . . Es brauen sich da Revanchegefühle zusammen, vor denen einem graut . . . Unsre Aufgabe ist aber auch nicht auf dynastische Spielereien gerichtet, auf Herstellung von Personalunionen etwa . . ."

An diesem Maßstab gemessen, erscheint freilich die Regierungspolitik von heute als Opportunitätspolitik. Der Plan einer Personalunion mit Kurland und Litauen erfreut sich, nach der Erklärung des Reichskanzlers, der Billigung der Regierung; die Bestrebungen der baltischen Deutschen bedingen selbst eine Rücksichtnahme auf die „bisherige Herrenschicht"; vielleicht am schwersten aber wiegt die Ankündigung der militärischen Grenzsicherungen gegenüber Polen im preußischen Herrenhause, die Hand in Hand mit Einverleibung polnischer Landstriche gehen müssen. Grade aus dem Opportunitätscharakter dieser Politik aber einen Schluß auf ihren provisorischen Charakter zu ziehen, wozu Viele in diesem wie in andern Fällen des Krieges neigen, erscheint uns als Selbsttäuschung. Diese Politik beruht vielmehr auf konstanten und alten Grundsätzen militärisch-nationaler Art; und das, was die Regierung jetzt im Osten schafft, schafft sie in der Absicht, daß es dauere. Jenes weitausschauende föderalistische Programm kann also, wenn sich nicht die gesamte militärische Lage von Grund aus ändert, höchstens in weiter Ferne als Folge innen- und außenpolitischer Ent- und Verwicklungen entstehen. Diejenigen aber, die seine Verwirklichung in unmittelbarer, ja naher Zukunft erwarten, werden sich enttäuscht sehen.

Politiker und Publizisten

von Johannes Fischart

XXIII.

Richard von Kühlmann

Die Gasse, auf ders tage-, wochenlang tobte, ist wieder still. Der Piazza ist das Opfer geworden. Auf dem Pflaster liegt ein toter Mann. Einer, der, wenn er ernstlich gewollt hätte, noch vor Monaten die höchste Spitze des deutschen Beamtentums hätte erklettern, der als verfassungsrechtlich allein Verantwortlicher, als Beauftragter des Kaisers und des Bundesrates die Geschäfte des Deutschen Reiches hätte leiten können. Vorbei. Richard von Kühlmann ist amtlich tot. In jungen Jahren, als Fünfundvierzigjähriger, schon ins Altenteil abgeschoben, in einem Alter, da Bismarck noch zu Petersburg und Paris als Friedrich Wilhelms des Vierten Gesandter politisierte und noch nicht begonnen hatte, als Ministerpräsident das Schicksal Brandenburg-Preußens zu lenken. Wirklich für immer vorbei? Solange wir in Deutschland nicht ein parlamentarisches System, einen unaufhörlichen Kräfte-Austausch zwischen Ministern und Parlamentariern, zwischen Regierungspartei und Opposition haben, so lange werden unsre verabschiedeten Staatsmänner, wenn der Strahl der Ungnade sie erst einmal berührt hat, auf ewig in der Tiefe verschwinden, in der dunkeln Tiefe irgendeines Sanssouci. Nur selten kommen einige, ins Herrenhaus oder zu bestimmten Missionen berufen, wieder für

Augenblicke an die Oberfläche der Oeffentlichkeit: Bülow, Posadowsky, Wermuth. Die andern aber verzehren, Memoiren schreibend oder musizierend, die kärgliche königlich preußische Pension. So Herr von Bethmann Hollweg. Und Herr von Kühlmann? Als er zum letzten Mal im Auswärtigen Amt die Tür hinter sich geschlossen hatte, ging er hin, rückte sich in einer stillen Ecke den Klubsessel zurecht und genehmigte eine Flasche kostbaren alten Weines.

„Sie hat mir mehr Schwierigkeiten bereitet als alle fremden Mächte und die gegnerischen Parteien im Land. Der Kampf gegen sie hat mich mehr aufgerieben als alle sonstigen Friktionen. Sie besaß großen Einfluß auf ihren Gemahl, und die Richtung, in der sie ihn ausübte, war nicht immer gut. Meist hielt ihr der König aus Ritterlichkeit die Stange, selbst wenn der Augenschein gegen sie war." So registriert Hermann Hofmann, der journalistische Vertrauensmann in Friedrichsruh, Bismarcks Worte über die Kaiserin Augusta. Herr von Kühlmann, dem man galante Damenabenteuer zum Vorwurf machen wollte, hatte nicht bloß mit einem moralischen Unterrock oder zweien als Widerständen zu rechnen, sondern auch mit andern apolitischen Faktoren, realen „Imponderabilien', deren Bismarck noch immer Herr zu werden verstanden hatte. Er wußte, zum Beispiel, 1870/71 recht gut, warum er sich nicht aus dem Hauptquartier rührte und Seine Majestät nicht mit den Generalen allein ließ. Reizvoll ists, das heute nachzulesen. Aber kommen wir zur Sache: zur Analyse Kühlmanns und seiner Politik.

Herr von Kühlmann ist ein Globetrotter comme il faut. In Konstantinopel geboren. Vater Direktor der Anatolischen Eisenbahnen. Jüngster Briefadel. Bayrischer Staatsangehöriger. Katholisch. Wie alle großen Diplomaten studiert Richard zunächst Jura, machts Assessor-Examen und widmet sich dem auswärtigen Dienst. Ueber den Attaché bringt ers zum Legationssekretär, Legationsrat, Botschaftsrat. Petersburg, Teheran, London, Tanger, Washington, Haag sind die einzelnen Stationen des Erfolges. In London ist er Freiherr von Marschalls und Lichnowskys hervorragendster Mitarbeiter im Sinne eines deutsch-englischen Ausgleichs, einer Verständigung. Im Kriege kommt er als Gesandter in den Haag, pflückt dort, zum ersten Mal an verantwortlicher Stelle, in kritischster Zeit diplomatische Lorbeeren, und als Graf Wolff-Metternich, im Oktober 1916, seine Entlassung nimmt, wird Kühlmann zum Botschafter in außerordentlicher Mission bei der Hohen Pforte ernannt, bis ihn Herr Michaelis, dem die auswärtige Politik ein Novum war, im August 1917 nach Berlin beruft. Im Fluge ist er, in rascher diplomatischer Folge, durch die Welt gesaust, hat Menschen und Völker gesehen und hat mit der Zeit gelernt, sich über die Dinge und die Personen zu stellen. Das war ein Vorzug und ein Nachteil zugleich. Ein Vorzug insofern, als er

Distanz wahrte und sich nicht mit Kleinigkeiten abgab; ein Nachteil, indem er die Imponderabilien unterschätzte. Er hatte immer etwas von der legeren Geste eines Grandseigneurs an sich; ob er schrieb, ob er sprach, ob er handelte. Alles kam ein bißchen von oben herab aus seinem Munde. Das war kein törichter Stolz. Nein, eine gewisse vornehme Nonchalance, die Wurstigkeit Eines im Amte, der reich und unabhängig genug ist, den ganzen Krempel den Herrschaften vor die Füße zu werfen, wenns Denen am andern Ufer nicht mehr passen sollte. Er lebte nicht in seiner Aufgabe, daß er sich darin hätte verbluten können. Nein. Er rang nicht mit den Ideen und mit den Mächten, die sich ihm entgegenstemmten. Nein. Er spielte wie ein — meinetwegen ganz ernster — Schachspieler mit der Politik und mit den Menschen, die, treibend, dahinter standen. Er spielte und verlor schließlich. Sein Wams, seine Kinder, seinen eigenen Kopf setzte er nicht ein, wie einst Bismarck, der sich schon mit dem Gedanken, auf dem Schaffot zu enden, vertraut gemacht hatte. Er spielte um des aesthetischen Reizes willen. Denn auch der Wille zur Macht, der jedem Staatsmanne innewohnt, entspringt dem Bedürfnis nach einem gehobenen, freudvollen Selbstgefühl, dem Wunsch nach gesteigerter Lebensbejahung — geistig-seelische Momente, die hinüberfließen in die verschlungenen Wässer aesthetischen Empfindens. Und wie Herr von Kühlmann versonnen bei Antiquitätenhändlern stundenlang herumstöbern konnte, auf der Suche nach alten, verstaubten Terrakotten, Plastiken oder Bildern, so war er wiederum, wenn die Stunde rief, auf Deck, hielt Ausschau und erkannte mit starker politischer Intuition die Situation.

Damit kommen wir zu seiner Politik. Sie läßt sich nicht wie die Nonanenrechnung zwei mal zwei ist vier auflösen. Im Gegenteil. Hier gibts ein X zu errechnen. Die Unbekannte, das X, setzt sich aus zwei Faktoren zusammen: als er die Leitung des Auswärtigen Amts übernahm, sah er sich bereits einer Reihe vollzogener Tatsachen gegenüber, unter anderm dem geringen Kredit, den deutsche offizielle Erklärungen zur Friedensbereitschaft im Auslande genossen; und zweitens haben politisch nicht verantwortliche, aber überragend einflußreiche Stellen seine politischen Pläne nicht ausreifen lassen. Das muß man, einschränkend, bei aller Kritik an seinen Leistungen in Abzug bringen. Er hatte den richtigen Blick für das Wesentliche und wußte, mit feinstem politischen Ahnungsvermögen begabt, die Entwicklung der Verhältnisse vorauszuberechnen. So sah er sehr bald, daß nur ein Verständigungsfriede Deutschland und ganz Europa aus dieser furchtbaren Blutkatastrophe herausführen könne, und erkannte, daß den Schlüssel zu dieser Verständigung allein England in der Hand habe. Als er danach greifen, über den törichten Haßgesang gegen England endlich zur Tagesordnung übergehen wollte und statt ergebnislosen Friedensgesprächen von hoher

Tribüne her einer vertraulichen Fühlungnahme das Wort redete, weil die Waffen allein nicht den Frieden zu bringen vermöchten: da fielen ihm unter wahrem Höllenlärm alle Die in den Arm, die, ohne nach rechts und nach links, ohne aufs eigene Volk und die Bundesgenossen zu sehen, weiterkämpfen wollen bis zum „Siege", bis zum „Schwertfrieden". Und Herr von Kühlmann, der nun, für seine Worte einstehend, in Schönheit hätte sterben können, verlegte sich wie ein ertappter Schulbub aufs Interpretieren. So habe ers nicht gemeint, aber so oder so. Ein Stammeln wars, ein Kotau vor dem Grafen Westarp, nachdem der Reichskanzler dem Staatssekretär in schneidenden Sätzen die seidene Schnur überreicht hatte. Und Kühlmann nahm sie und legte sie sich vor allem Volk um den Hals. So starb er, ein getreuer Knecht der Mächte, die stärkere Nerven hatten als er.

Hatte er sich auch in Brest-Litowsk, beim Friedensschluß mit den Russen, dem Machtspruch der Andern gefügt? Was ein großes politisches Werk hätte werden können, eine ganz neue deutsch-russische Konstellation, die Wiederherstellung des granitnen preußisch-deutsch-russischen Blocks der Aera Bismarck, nur unter glücklicherweise völlig veränderten innerpolitischen Verhältnissen, die Stabilisierung des Gegengewichts gegen alle spätern englischen Machtgelüste: das ward, kleiner Landvorteile halber, verschüttet, und das ganze Problem wurde aufgelöst in lauter mühsame Konflikte, in halbe und Viertel-Wahrheiten: Selbstbestimmungsrecht der Völker, die sich dann selbst annektieren lassen, und so weiter. Genug, der brester Friede war eine Stümperei. Aber Herr von Kühlmann ist nur zu einem kleinen Teil dafür haftbar zu machen. Weit geschlossener und folgerichtiger ist der bukarester Friede, die Auseinandersetzung mit Rumänien, die in ihren Einzelheiten klug durchdacht ist. Nicht von Haß und Rache ließ Kühlmann sich blenden, sondern wie ein Geschäftsmann ging er nüchtern und unvoreingenommen an die Liquidation.

Als er sich am zweiundzwanzigsten August 1917 im Hauptausschuß des Reichstags den Vertretern des deutschen Volkes zum ersten Mal vorstellte, da verkündete er als Grundsatz der deutschen Politik, daß sie sich auf Macht und Recht als auf zwei Grundpfeiler stützen werde. Ihm war nur beschieden, seine Politik auf dem einen Grundpfeiler aufzurichten, auf dem Pfeiler der Macht, in Brest wie in Bukarest; und als er nun in seiner letzten Reichstagsrede zum andern Grundpfeiler übergehen wollte, da jagte man ihn davon. Zur Rechtfertigung ins Hauptquartier entboten, stieß er auf eine Stimmung, eine Voreingenommenheit, wie wenn man in einen Eiskeller kommt.

Da setzte er sich denn hin und schrieb sein Rücktrittsgesuch. Der vierte Staatssekretär des Äußern während des Krieges ist an der Reihe: nach Jagow, Zimmermann, Kühlmann der Admiral von Hintze. Nun wird man ja sehen.

An meinen Sohn von Wilhelm von Scholz

Bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha erscheint ein neues schönes Reisebuch des Dichters, das ‚Städte und Schlösser' heißt und mit der folgenden Totenklage anhebt.

An meinen Sohn
Wilhelm von Scholz, geboren am dreizehnten Dezember 1899, gestorben als Fähnrich im II. Nassauischen Feldartillerieregiment Nummer 63, an seinen in der Artillerieschlacht in Flandern erhaltenen Wunden am fünfundzwanzigsten Oktober 1917

Mein lieber, geliebter Junge,
als ich Dir die erste Sammlung meiner Wanderbilder ‚Reise und Einkehr' zueignete, da hoffte ich, daß sie Dir auf einer langen glücklichen Lebenswanderung das Geleit geben würde — nicht stofflich als das Buch, das auf der Widmungsseite Deinen Namen trägt, wohl aber geistig als eine Anregung, zu sehen, das Schöne der Welt zu genießen, in Dich aufzunehmen, was deutsches und fremdes Land Dir zeigen würden, und dabei Deines Vaters zu gedenken, der dann vielleicht schon von seinen Wanderungen ruhen und doch in Dir fortwandern würde, offnen Auges über die schöne Erde.

Nun ruhst Du, und ich wandere noch — jetzt traurig-sehnsüchtig, oft an Dich denkend und an Dein stilles Grab am Bodensee. Und ich schreibe wie früher nieder, was ich auf meinen Wegen sehe, was an meinem Schritt rückwärts und vorüber gleitet, was in mein Auge fällt und mir die Seele bewegt. Stiller und leiser schwingt sie jetzt mit dem ziehenden Bildervorhang vor meinen Blicken, müder und ärmer, dunkler ist sie — so, wie sie damals im September 1917 wurde, als ich Dich in Deinem Feldlazarett besuchte, in der kleinen flandrischen Stadt, in dem Kloster, in dem Du verwundet lagst. Damals aber war alles noch voll Hoffnung für Dich und uns. Gerade, als ich bei Dir war, sank das Fieber, schien sich Dein Zustand zu bessern, und mein Herz wollte fast schon seinen alten frohen Schlag und Wandertakt wiederfinden, weil es Dich nun vor den schlimmsten Gefahren geborgen wähnte, und weil das große Erlebnis Krieg, zu dem Dein junger, mutiger, pflichtbewußter Sinn so ungeduldig gedrängt hatte, nun Dein Besitz war, für den Du trotz der überstandenen Leiden tiefen Dank fühltest, und Dir doch das volle fruchtbare Leben gelassen zu haben schien. Aber in die frohe Hoffnung kam immer wieder das innerliche Zittern, die Angst um Dich, die dann wuchs und erst endete, als sie Dich ganz sicher vor allem Schlimmen des Lebens geborgen wußte, in Deinem Grab.

Lieber Junge, ich habe nichts Erschütternderes erlebt als unser Wiedersehen in Kortrjik, als wir beide kein Wort sprechen konnten und Du, Dich mühsam ein wenig aufrichtend, Deinen Kopf an meine Brust drücktest. Da drängte sich Hoffnung und

Furcht, Glück und Schmerz in überströmender Liebe so furchtbar nah zusammen wie noch nie in meinem Leben. Dies unser letztes Zusammensein wird mich mit seinen seligwehen Gefühlen noch in meine letzte Stund begleiten, die so nicht einsam sein wird.

Dann kam das Niederschmetternde, und dann noch einmal eine vom Zufall geschenkte unbegreiflich tiefe Rührung: ich erhielt den ersten Brief, den Du an mich nach Deiner Verwundung schriebst, und der lange in der Welt herumgereist war, Wochen nach Deinem Tode. Noch einmal sprachst Du zu mir, als seiest Du nur fern. Damals entstand wohl mein Plan, auch Dir noch einmal zu schreiben, als seiest Du nur fern. Laß mich Deinen Namen auch auf dies neue Buch meiner Wanderungen setzen. Denn ich glaube, mein Junge, als Wanderer haben wir uns wohl am tiefsten und reinsten verstanden, hierin wir beide geistige Erben Deines Großvaters und Urgroßvaters.

Du schriebst mir, als Du nicht einmal fertig ausgebildet auf Deinen Wunsch schon hinausziehen durftest und Dich Dein wohlwollender Batteriechef noch auf kleinen Dienstreisen hinter der Front ein wenig von der Welt sehen lassen wollte, am zwölften Mai aus Brüssel: „Lieber Papa, ich muß Dir schreiben, Du hast mir die Liebe für Bauten und Städte gegeben und hast mich reisen gelehrt. Ich bin eben auf einer der allerherrlichsten Reisen. Mein dritter Batteriechef hat mir eine dienstliche Fahrt von Valenciennes nach Tourcoing (bei Lille) zugeschustert und mir gesagt, ich solle mich etwas hier hinten umtreiben und mir alles ansehen. Na, und ich habe mir das nicht zweimal sagen lassen und bin frech gleich nach Brüssel gefahren. Brüssel ist baulich wohl das herrlichste, was ich kenne. Du mußt Dir von Mama mal meine Bilder schicken lassen, um zu sehen. Ich habe eine neue Methode, mir schöne Baulichkeiten anzusehen. Ich suche mir einen Gasthof gegenüber und setze mich mit einem Glase Wein ins kühle Fenster. Jetzt sitze ich hier auf der grande place wohl schon zwei Stunden und sehe über den Blumenmarkt und das Leben der Stadt hinweg auf die herrlichen Bauten. Ich sehe fast unbewußt, wenigstens ohne die bestimmte Absicht, in aller Ruhe und nehme so das Bild auf. Dabei empfindet man wahren Genuß, wenn man sich nicht vor jedes Haus stellt, sondern so gemächlich den ganzen Platz sieht, belebt durch das Leben auf dem Markt. Das ist der größte Genuß. Ich bin überhaupt ein Freund der Ruhe geworden, weil ich so wenig davon habe, und da genieße ich das doppelt. Heute Vormittag saß ich auf der andern Seite, jetzt auf der. Ich kann kaum genug sehen. Dann gibts hier noch die herrliche Kirche St. Gudule. Ich weiß keine Kirche, die mich so stark beeindruckt hat. Du hast mich auch den Raum lieben gelehrt. Dich würde dies alles sehr interessieren. Fahre doch, wenn Du Deine Vorträge hältst, über Brüssel, das gibt fast eine Reise

und Einkehr für sich. Hoch über der Stadt liegt der mächtige Justizpalast; von dem aus übersieht man die ganze herrliche Stadt. Diese Reise hätten wir eigentlich zusammen machen müssen, ich führe sie in Deinem Stil. Gestern war ich in Lille. Lille ist zum größten Teil Trümmerhaufen. Es gibt noch ein herrliches Haus, die alte Börse, der gegenüber habe ich auch lange vor einem Glase Wein gesessen und sie ungewollt im Auge gehabt . . ."

Ja, Junge, wir hätten diese Reise zusammen machen sollen, auch diese Einkehr. Da hätte ich mit Deinen frischen Kräften gut mitgekonnt. Sonst sah ich freudig und neidlos, wie Du mich als Tourist längst in allem übertrafst, im Bergsteigen und Schneeschuhlauf, wo Du Dich als sechzehnjähriger Retter Abgestürzter bewährtest, im Wassersport, wenn Du die bayrischen Gebirgsflüsse im Faltboot herunterfuhrst oder in demselben schwanken Fahrzeug über den Bodensee rudertest; als Radfahrer, Reiter, Schwimmer und wie sonst immer. Du gehörtest zu unsern Besten, geliebter Junge, von denen so viele da draußen den Tod empfingen. Lächle nur und sage Dein gewohntes „Es ist ja halb so wild!", wenn ich Dein kleines Ehrenregister hierher schreibe; aus väterlichem Stolz, väterlicher Liebe hierher schreibe, weil es mir jetzt viel wichtiger erscheint und viel bedeutsamer als etwa ein Platz in der Literaturgeschichte: daß Du außer Deiner leiblichen Tüchtigkeit und Gewandtheit auch seelisch ein voller Mensch warst, ein reines tiefes und bis zu Tränen inniges Verständnis für Musik, für die edelste Musik der Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, der ganzen Klassik der Musik, entwickeltest, daß Du wissenschaftlich Dir die Anerkennung errangst, mit sechzehn Jahren schon in die Oberprima zu kommen, und daß Du Dich als Soldat auszeichnetest, was Dir sicher das Wichtigste war, und Dein Regimentskommandeur Dir selbst das eiserne Kreuz ins Lazarett brachte.

Wilhelm, wir wollen nicht trauern, sondern fröhlich sein und dankbar an das Glück denken, das Du in die siebzehn Jahre Deines jungen Lebens zusammengedrängt hast, wollen an das andre Glück denken, daß Du nach den ersten schweren Tagen Deiner Verwundung nicht mehr sehr littest und voll Hoffnung warst, und daran, daß Deine Mutter, die mit Dir wie niemand sonst und wie mit niemandem sonst in Liebe verbunden gewesen ist, daß Deine Mutter die letzten sieben Wochen Deines Lebens ständig um Dich war, Dich pflegte, alle Angst von Dir nahm und für Dich mit starker Seele trug. Wenigen nur ist das heute beschieden. Wir wollen, mannhaft den Schmerz über das Scheiden von einander bezwingend, froh und dankbar sein, daß Du warst.

Ruhe nun tief und still, lieber Junge! Die Stelle, wo wir Dich in die Erde gebettet haben, wo Du als erster von uns auf dem kleinen Familiengrabplatz eingezogen bist, droben auf dem

Allmannsdorfer Friedhof am Hochufer des Bodensees, ist schön. Himmel und Wolken, Berge, See, Wiesen und Wald sehen herein auf Deine Ruhestätte. Frei überweht sie der Wind mit dem Rauschen der Bäume am nahen Ufersteilabfall und dem Rauschen der Wellen darunter, durch die Du so oft fuhrst. Das ganze Land, in dem Du Deine glückliche Jugend verbracht, drängt sich mit seinem Segen um Dich. Des Abends, weißt Du, da ist der Uferhügelzug, wenn man ihn vom See aus sieht, wie ein einziges, dunkles, geliebtes Grab. Und neben Dir, Jüngstem von uns, ist Platz für Die, die Dich liebten, solange Du lebtest, und solange sie leben, Dich lieben werden. Sie kommen. Du gingst ihnen nur um eine kurze Spanne Zeit voran —.

Dein Vater.

Ueber Hofmannsthal von Herbert Ihering

Der Satz, daß man in das Land des Dichters gehn müsse, um ihn ganz zu verstehen, ist in einem andern Sinne wahr, als er angewandt wird. Man gebraucht ihn, um die Kritik zu widerlegen. Schwächen der Dichtung soll die Heimat des Schöpfers erklären, ihre Vorzüge die Kenntnis des Bodens, auf dem sie gewachsen ist, erst völlig erschließen. Aber das Vaterland des Künstlers hat für den Beurteiler nur Existenz im Werke, nicht außerhalb des Werkes. Es kann als Bestandteil der Schöpferkraft erkannt, aber niemals an ihre Stelle gesetzt werden. Die Heimat darf Urteil und Kritik nicht ändern, aber ihnen Gründe und Lichter schaffen. Und sie muß sich als Forderung auftun, wenn man sieht, daß der Dichter den Ausdruck seiner Stadt der Gebärde seines Werkes geben wollte.

Hugo von Hofmannsthal wurde in Berlin früher und eifriger anerkannt als in Wien. Das hatte seinen Grund nicht nur darin, daß Berlin auf alles schneller reagiert als die beharrende oesterreichische Hauptstadt: es lag auch daran, daß man trotz einzelnen unterscheidenden Kritikern den Dichter auf seine Stoffe hin ansah. Sudermann galt als Dichter wie Hauptmann, weil er soziale Themen berührte. Man wandte sich von beiden ab, als man der Gegenwartsprobleme müde wurde, und stürzte sich auf die Romantik, weil sie unwirkliche Stoffe herantrug. Die Schätzung des Dichters Hofmannsthal galt nicht seinen poetischen, sondern seinen thematischen Qualitäten. Sein „Weltgefühl" wurde gleichgesetzt mit seiner Gestaltungskraft. Und dieses Weltgefühl war die Hingabe an das Grenzenlose, Unfeste, Schwankende, war die Verwischung des Ich, das durch Erlebnis nicht gesteigert, sondern aufgelöst wurde.

Aber die Verwirrung war vielfältig: denn tatsächlich hatte Hofmannsthal eine starke formale Begabung. Ja, sein Weltgefühl war so sehr die Kultivierung der erlesenen Form, daß die literarische Haltung den Erlebnisinhalt ersetzte. Man kam also bei

der Beurteilung Hofmannsthals auf dem Umweg über den angenommenen Inhalt zum Gefühl für eine Form, die zwar als solche existierte, aber nicht als die Gestaltung eines als Voraussetzung gedachten Stoffes. Man empfand Hofmannsthals Geste als Inhalt, um sie als Ausdruck empfinden zu können.

Diese Wirkung des Dramatikers, des Dichters Hofmannsthal wird bestätigt durch den Essayisten. Die Prosaischen Schriften, deren erste beide Bände jetzt durch einen (ebenfalls bei S. Fischer in Berlin erschienenen) dritten Band ergänzt werden, geben den künstlerischen und geistigen Charakter Hofmannsthals am reinsten wieder. Wenn das Ich dieses Schriftstellers durch den Eindruck, den es empfängt, ausgelöscht wird, so ist die Schwäche der Persönlichkeit eine innere Wohlerzogenheit, die den Widerstand gegen das Erlebnis als etwas Schwerfälliges und darum Plebejisches ablehnt. Gepflegtheit, die Selbstzucht und Abgeschlossenheit sein kann, ist hier lässige Hingabe und schmiegsames Sichanpassen. Hofmannsthal läßt sich nicht ergreifen, sondern überreden. Und es wäre unhöflich, wenn er dem Erlebnis, mit dem er sich sozusagen unterhält, widerspräche.

Eine Individualität, die dem Eindruck keine umbildende Kraft, sondern nur eine Haltung entgegenzusetzen hat, ist zu schwach, der Natur und dem Leben gegenüberzutreten. Sie läßt sich mit ihnen nur ein, wenn sie beide historisch aufnehmen kann. Die griechische und italienische Landschaft, die so sehr mit Geschichte belastet sind, daß sich diese unwillkürlich in jedes Gefühl, mit dem man sie umfangen möchte, eindrängt, sprechen am ehesten zu Hofmannsthal. Weil er zurückschauen kann, schildert er das Kloster des heiligen Lukas in der Nähe des Parnasses plastisch und rein. Die Bilder kommen aus gegenständlichem Empfinden, das sich an historischer Erinnerung genährt hat: Zwei schwarze Mönche verschwinden in der Kirchentür, wie zwei Segel, die hinter einem Felsen verschwinden. Aber auch diese kurze, kaum zwölf Seiten lange Prosaschilderung bleibt nicht im Gleichgewichte des durch die Erfahrung einer alten Kultur gelockerten Naturgefühls und des durch Landschaftsempfindung geregelten geschichtlichen Bewußtseins. Die Bildung schlägt das Erlebnis. Die Nähe der Weltgeschichte vergeistigt nicht die Landschaft, indem sie sie zum Mythos steigert, sondern sie löst sie in Nebel auf, indem sie den Mythos ihr aufdrängt.

Die Kultur muß als geistige Form: als Kunst und Literatur Hofmannsthal entgegentreten, damit er sicherer reagiert. Man kennt aus den ersten Bänden das ‚Gespräch über Gedichte', die Abhandlung über ‚Shakespeares Könige und Große Herren' und die imaginäre Unterhaltung zwischen Balzac und Hammer-Purgstall über ‚Charaktere im Roman und im Drama'. Man könnte bemerken, daß Hofmannsthal auch hier einer fernen Welt gegenüber wahrer bleibt als vor einer nahen: ‚Tausend und eine Nacht' beginnt in ihm zu leben, aber die Geste, mit der er einem Schiffsleutnant die ‚Briefe des jungen Goethe' empfiehlt, ist, weil sie

sich annähern will, Koketterie. Dennoch: diese Bücher gehören zum Besitz der deutschen Literatur, weil sie geistigen Erfahrungen eine gesellschaftliche Form zu geben und den literarischen Dialog fortzubilden versuchen. Und sie treffen heute auf ein trotz Kriegsgewinnlern und andern Emporkömmlingen günstig disponiertes Publikum, das sich aus dem Chaos der Gegenwart nach Sammlung, Betrachtung und Stille sehnt.

Wenn der dritte Band das Niveau der ersten Bände nicht gleichmäßig festzuhalten versteht, so hat das seinen Grund ebenfalls in der Zeit, die die Sehnsucht nach reiner Geistigkeit leidenschaftlich steigert, die Produktion selbst aber verwirrt. Eine widerstandsunfähige Natur wie Hofmannsthal vermag sich nicht mehr in die Vergangenheit zu retten, weil auch diese von der Gegenwart bedrängt wird. Hofmannsthal kann den Prinzen Eugen nicht historisch, sondern nur unter dem Gesichtspunkt 1914 erleben und wird deshalb unsicher. Andre Abhandlungen wieder, wie der Dialog ‚Furcht', ‚Die Wege und die Begegnungen', ‚Die Farben', die vor dem Kriege entstanden sein werden, erscheinen wie Wiederholungen früherer Essays und wie Abfälle von größern Werken. Beobachtungen und Phantasien, die erst durch den Zusammenhang mit schwerern Erlebnissen tiefere Bedeutung gewinnen würden, werden ins Kosmische gereckt. Die Sprache ist in einem Zustande vor der Plastik geblieben. Sie läßt die Bilder anschwellen und bläst vor Banalitäten täuschenden Nebel auf. An die Stelle der geistigen Ruhe tritt ein Leisesprechen, an die Stelle der überlegenden Stille ein geheimnisvolles Wispern.

Der dichterisch gesteigerte und formal verkleidete Essay kann nur bestehn, wenn er den Ausgleich zwischen Gedanken und Gleichnis findet. Sobald das Bild die Idee verdrängt, gerät er in die Nähe eines Journalismus, dessen Phantasie Furcht vor Sachlichkeit ist. Das bleibt das Verhängnis, das die wiener Schriftsteller freiwillig über sich verhängen, um es mit der Forderung ihrer Stadt zu erklären. Aber die sinnliche Kultur Wiens wird nicht dadurch bewahrt, daß man dem Geist das Rückgrat bricht. Und das Lebensgefühl der Barockzeit atmet nicht im literarischen Schnörkel. Wenn man Wien das wiener Feuilleton schuldig zu sein glaubte, so verwechselte man Grazie mit Ungeistigkeit. Man rettet nicht das ideelle Bild einer Stadt, indem man sich ihrer Tradition anpaßt, sondern indem man diese Tradition in neue Formen hinüberleitet. Venedig, das nur den Kultus seiner Geschichte pflegte, war daran, mit der Gegenwart seine Vergangenheit zu verlieren. Genua, das dem modernen Leben sich geöffnet hatte, steigerte grade dadurch seine Vergangenheit. Wiens Tragik ist, daß es stärker bleibt als seine Bewohner. Es kommt zu keiner eigenen Geistigkeit, weil niemand es mit dem Bewußtsein des zwanzigsten Jahrhunderts erlebt. Weil seine Dichter und Schriftsteller, um seinem sinnlichen Glanze gerecht zu werden, dem Geiste ausweichen, statt ihn zu suchen und farbig zu beleben. Wien, das

die Rechtfertigung Hofmannsthals und des wiener Journalismus sein sollte, ist ihr Richter. Sein Schlaf spricht das Urteil Denen, die es geistig erlösen sollten.

Millenkovich—Heine von Berthold Viertel

Die Tücke des Objektes hat den Hofrat von Millenkovich zu Fall gebracht. Und es gibt kein tückischeres Objekt als das Theater. Um sich beim Theater behaupten zu können, dazu genügt noch lange nicht die Hofratswürde, und auch bei einem Fachdiplomaten wäre es immer noch zweifelhaft, ob seine Diplomatie fürs Theater, schon gar fürs Hofburgtheater, ausreicht. Direktor Millenkovich aber scheint, nach allem, was man von ihm gehört hat, ein gradezu naiver Mensch gewesen zu sein. Als es hieß, es sei aus mit ihm, da meldete sich pünktlich die Vermutung, die beim Theater nie ausbleibt: eine Weibergeschichte. Eine Naivetät des Hofrats in erotischer Richtung. Nichts kennzeichnet so deutlich die üble Niveaulosigkeit des Theaters von heute wie das beinah Unausbleibliche dieses Vorwurfs. Man hat das schon so im Gefühl: über unkünstlerischer, unfachlicher Direktionsführung kann einer niemals stürzen; auch ein Esel, wenn er nur moralisch tut, kann im Amte alt werden, und auch die gewissenloseste Geldwirtschaft würde einer bis in die Unendlichkeit fristen können. Weibersachen dagegen erledigen sofort. Und doch müßten die nichts gegen ein Talent beweisen. Und auch nichts gegen den christlich-germanischen Schönheitsbegriff. Dieser vorschnell verlautbarte Schönheitsbegriff hat dem Hofrat Millenkovich scheinbar bei Vielen sehr geschadet, die schaden können. Und doch war auch diese Programmrede nichts andres als eine Naivität. Und das ist der Humor davon: das Theater duldet keine Naivitäten.

Ich wage die Behauptung: nach dem christlich-germanischen Schönheitsideal ließe sich ein wundervolles, vielleicht sogar ein notwendiges Programm für das Burgtheater entwerfen und durchführen. Sogar wenn es ein Zwang von außen, von oben wäre: die thematische Beschränkung könnte einen Meister der Gestaltung bilden. Soll ein Schönheitsideal aber mehr bedeuten als eine Privatsache Dessen, der es im Busen trägt, muß es zeugungskräftig sein. Beim Hofrat Millenkovich war es eine Phrase; es steckte nichts dahinter. Es reichte eben noch bis zu Kranewitter (dessen abseitig und ehrenhaft gegen die Zeit gerichtetes dramatisches Streben gefördert zu werden verdiente), und nicht einmal bis zu den Königsdramen Strindbergs, auch nicht bis zu dem katholischen Dichter Sorge; es erinnerte sich nur schüchtern, allzuschüchtern an Calderon. Ich glaube nicht zu irren: vor der Zumutung etwa eines Mysterienspieles von Paul Claudel hätte die Schwärmerei des Hofrates bürgerlich versagt. Denn sein christlicher Eifer, wie jede Phrase, endete wohl

genau dort, wo die im großen Sinne umstürzenden und aufbauenden Gewalten des Geistes, und gar des heiligen Geistes, beginnen. Weder die christliche noch die germanische Kunst — ich nenne nur (ohne an das Problem Hermann Essig zu rühren, das jetzt der Tod vorläufig gelöst hat) den unentdecktesten Dramatiker Knut Hamsun, der einen ‚Munken Vendt', eine ‚Königin Tamara' und das zauberhafteste expressionistische Werk, sein ‚Spiel des Lebens' gedichtet hat — sind so arm, wie die blinde Leidenschaft hüben und drüben sie erscheinen läßt. Dagegen durfte nicht mit Dombrowski, und schon gar nicht mit Hans Müller und Terramare Einer kommen, der irgendeinem, wie auch immer genannten Ideal nachstrebte. Dem verewigten Girardi, dem Genie Wiens, war am Ende seines Lebens eine Berufung ans Burgtheater als persönliche Genugtuung zu gönnen. Aber der Meister der Natürlichkeit konnte den toten Prunk eines verfallenen Stils nur beschämen; mehr kam dabei nicht heraus. Die Hoffnung, Girardi werde das Kunstbeamtentum, das — mit vereinzelten edlern Persönlichkeiten von höherm Wuchs — nach den Großen einer gewesenen Glanzepoche hinterblieben ist, neu beleben, war auch wieder nur eine liebenswürdige Naivität. Persönlich liebenswürdig wie etwa das hartnäckige Durchhalten der Schauspielerin Rosar gegen die Kritik. So erzwang man nicht die große Heroine, die, solange die Bleibtreu ebenmäßigen Ersatz leistete, noch immer nicht die dringlichste Notwendigkeit war. Dagegen welch ein aufgebrachtes Dementieren, als es hieß: Moissi käme. Nein, nicht Moissi, auch nicht Kayßler oder Wegener oder Bassermann oder Friedrich Lindner kam. Sondern sofort wurde verlautbart, Herr Walden, ein akademischer Bonvivant, werde den düstern Hamlet kreieren, wohl damit es eine Hetz gäbe in Wien.

Das Burgtheater hat so viele begabte Schauspieler, aber keinen Faust, keinen Götz, keinen Hamlet, keinen Lear, keinen Tasso, keinen Othello, keinen Falstaff, kaum einen Shylock. Ich könnte diese Liste eine Stunde lang fortschreiben, und neben der männlichen eine weibliche Reihe der glänzenden Leere anlegen, um festzustellen, daß diese allererste Bühne der Monarchie — ehemals die allererste Bühne Deutschlands — sich an die erhabenen Aufgaben, die ihr vorbehalten sein sollten, gar nicht heranwagen darf. Verzichten wir also! Nehmen wir an, es gäbe keine größern Schauspieler, als die das Burgtheater besitzt. Aber hat es überhaupt ein Ensemble? Es hat — was bereits mehrfach ausgesprochen wurde — hochwohlansehnliche und vielvermögende, gesättigte und beruhigte, von Ueberkommenheiten und Scheinwürden strotzende Beamte des alten Burgtheatertones, neben einem Genie wie der Medelsky Männer, die den Lear etwa erreichen wie eine Rangklasse und dominierende Rollen besitzen wie eine Rente. Und es hat eine buntscheckige Schar von spätern, sozusagen proletarischen Talenten,

die sich entweder zu Tode warten oder gelegentlichen mehr oder minder gewagten Experimenten ausgesetzt sehen. Zu den Hütern des alten Tons, zu der dekadenten Erbaristokratie des Burgtheaters passen sie nicht, und auch untereinander, miteinander bilden sie keine Einheit. Sie sind nicht zu einem Ensemble zusammengewachsen, zu einem Lebendigen, das seine eigene Atmosphäre um sich und seine eigene Seele in sich hat, und das anzieht und abstößt, was hergehört oder nicht hergehört. Nur so freilich käme es zu einer Auslese, nur so könnte sich ein neuer Burgtheaterton, ein neuer Burgtheaterstil bilden.

Und das Burgtheater könnte wieder die geistig-künstlerische Führerschaft an sich reißen in der ehemals vielbewunderten Theaterstadt Wien, die trotz aller Privattheaterbestrebungen so trostlos heruntergekommen und zurückgeblieben ist. Wien, längst von Berlin überflügelt und sogar von mancher deutschen Provinzstadt theaterkünstlerisch übertrumpft, exportiert heute nur mehr zwei unübertreffliche Spezialitäten: das Jargonstück und die neuwiener Operette, also die zweifelhafteste Vergnügungsware. Und es exportiert seine jungen Talente, um sie loszuwerden, da es mit ihnen nichts anzufangen weiß.

Das Burgtheater hat auch ein mächtiges Regiekollegium von mehr oder minder begabten Regisseuren. Aber es zeigt so betrübend selten starke, wuchtige, geprägte, bluterfüllte und geisterhellte Vorstellungen. Fast nur an Abenden, die Albert Heine verantwortlich zeichnete, sah man manchmal — ich erinnere an Shaws ‚Caesar und Cleopatra' — eine wirkliche Einheit aufleben. Albert Heine verfügt allem Anschein nach über die persönliche Kraft, die trägen Elemente aufzupeitschen und die selbstsüchtig Widerstrebenden zum edlen Zwecke zu bändigen. Und darüber hinaus verfügt er über die sachliche Kunst, die zeitlich und kulturell disparaten Teile des Ensembles auf einem gemeinsamen erhöhten Niveau zusammenzuzwingen. Das allein — mehr noch als die persönliche Regiebegabung, die künstlerische Vision — erhärtet seinen Anspruch, mit der Macht eines Direktors ausgestattet am Burgtheater ernstliche Wiederbelebungsversuche vornehmen zu dürfen. Deshalb habe ich seine Anwartschaft immer behauptet, und deshalb nenne ich die soeben eintreffende Nachricht, daß er auf ein Jahr zum „provisorischen" Direktor ernannt worden ist, trotz der bösen zeitlichen Beschränkung des neuen Mannes eine gute Botschaft. Albert Heine, der bedeutende Darsteller, ein Charakterspieler von Rang und ein Chargenspieler von Genie, ein wirklicher Regisseur und Bildner von Theaterwerken, ist zugleich ein bedeutender Lehrer, als Entdecker und Erzieher von jungen Talenten hervorragend bewährt und weit bekannt. Er hat, wie kaum ein Zweiter, Tradition im guten Burgtheatersinne und dennoch starke Fühlung mit der Kunst der Zeit. Er ist eben eine Natur, die breit und gerne lebt. Und Heine ist bestimmt nicht naiv, er kennt das

Terrain, er ist ein geschulter und erprobter, ein gewitzigter Burgtheaterfachmann seit langem schon. Dabei hat er es, trotz den vielen Burgtheaterjahren, vermocht, ein Eigener zu bleiben, eine Persönlichkeit mit Kanten und Ecken, ein Künstler mit einem norddeutschen Querkopf, dem aber die diplomatischen Tugenden, trotz der rauhen Außenseite und bei aller Preßfremdheit, gewiß nicht fehlen.

Der idealistische Laie, der Dilettant Millenkovich hat versagt; er hat sich nicht einmal vor den simpelsten Anfechtungen der Sphäre zu wahren gewußt. Sehr vernünftig, daß man es zur Abwechslung diesmal mit einem geborenen und erzogenen Theatermenschen versucht. Hoffentlich lähmt die neue Würde nicht die Energie Albert Heines, die in der Opposition so lange vorgehalten hat. Hoffentlich denaturiert ihn die Verantwortung nicht. Hoffentlich wirtschaftet er in diesem einen Jahre, das ihm — allzuvorsichtig — gegönnt wird, so kühn, als ob kein zweites Jahr folgte. Und doch braucht es beim Theater, die großen Willenskräfte eines berufenen Leiters vorausgesetzt, mehr als zwei und drei Jahre, um eine gesunkene Bühne wieder hoch zu bringen. Wobei zum Schlusse noch dieses allerböseste Bedenken nicht ganz unterdrückt sein soll: daß ein Theater nicht nur von seinem Direktor abhängt, sondern zuerst und zuletzt von dem Kulturzustande der Gesellschaft, in der es wurzelt — also vom Publikum.

Revue von Theobald Tiger

Die Weiblichkeit laß ich vorüberrauschen,
Hilfsdienstmutwillige, Mädchen aus dem Land —
dem Schlagen eines Herzens will ich lauschen —
gib mir die Hand!

Ja, aber wer? In diesen Menschenwogen
schwimmt Tinchen, blond und klein, hin und zurück;
zwei linke Beine, zart und sanft gebogen —
ist das das Glück?

Wie ists mit der? Gott Eros schwingt die Fackel.
Die Stangen des Korsettes krachen leis,
die kurzen Finger ziehn an einem Dackel —
ein Traum in Weiß.

Und du? in schwärzlich finstrer Reife,
die Schatten dunkler Stunden im Gesicht?
es gibt noch Menschen, die besitzen Seife —
du hamsterst nicht.

Ich denk an die gnädige Frau.
In Terzen
pfeif ich vergnügt: Mimi! von diesen Kindern keins.
Mein Wappenspruch, du Wort nach meinem Herzen:
Jeder seins!

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

Herbert Eulenberg
Ein Schattenbild
von
H. E.

An einem schönen Frühlingsmorgen des Jahres 1918 schritten den Kurfürstendamm entlang ein ehrwürdiger Greis und eine bejahrte weißhaarige Dame. Da kam ihnen elastischen Schrittes ein jüngerer, sehr elegant gekleideter Herr entgegen, der ein Monocle trug. Er ging mit wehendem Haupthaar an ihnen vorüber. Der Greis blieb stehn und erwiderte auf einen fragenden Blick seiner würdigen Gattin: „Dies war der deutsche Dichter Herbert Eulenberg, der, als Sohn des alten Eulenberg am fünfundzwanzigsten Januar 1876 zu Mühlheim am Rhein geboren, heute als Doctor juris zu Kaiserswerth, bei Düsseldorf, Haus Freiheit, seinem dichterischen Schaffen lebt. Von den sechzehn Dramen, die er schrieb, haben wir einige wohl gesehn . . . “ „Ich weiß,“ fiel die alte Dame eifrig ein, „er schrieb: ‚Anna Walewska‘ und ‚Kassandra‘, ‚Leidenschaft‘ und ‚Münchhausen‘, ‚Blaubart‘ und ‚Simson‘, ‚Alles um Geld‘ und ‚Alles um Liebe‘, ‚Ein halber Held‘ und ‚Belinde‘, ‚Dogenglück‘ und ‚Ulrich, Fürst von Waldeck‘, ‚Künstler und Katilinarier‘ und ‚Frauentausch‘.“ „So ist es“, meinte der alte Herr. „Man dürfte vielleicht auch noch die ‚Ernsten Schwänke‘ und das Oratorium ‚Daedalus und Ikarus‘ erwähnen. Außerdem verfaßte er einen Roman, einen Novellenband, Sonette und kürzere Abhandlungen.“ „Vergiß aber nicht die berühmten ‚Schattenbilder‘,“ unterbrach ihn die alte Dame. „Richtig,“ fuhr der Gatte fort, „jene kurzen literarischen Essays, in denen er es so wundervoll verstand, auf eine ganz ungezwungene und indirekte Art seine Helden zu charakterisieren, und in denen er möglichst unaufdringlich alles Wesentliche über sie zu bringen wußte. Freilich sucht diesen begnadeten, echten deutschen Dichter noch immer eine kleine Schar von kritisierenden Neidern und Nörglern totzuschweigen. Denn so ist es, liebe Berta — er wird verfolgt und verkannt, und kein Deutscher kennt den Namen dieses großen Künstlers, geschweige denn seine Werke! So ist es!“ Er seufzte auf. Die alte Dame schlug die Augen zum Himmel empor und sagte: „Gott segne und schütze ihn! Der Arme!“ Und die Beiden schritten weiter, hinein in den lachenden Sonnenschein.

Eza von Kasimir Edschmid

Eza riß sich herum, sprang in lässig-hochmütiger Haltung aus dem Fenster des fünften Stockwerkes. Er kam zu stehn, seine Miene blieb unverändert, und als eine kalifornische Dienstmagd entsetzt hochschrie, nickte er verächtlich, trat von Ekel geschüttelt herzu und zerquetschte, ohne hinzusehn, den emporgesteilten Schädel zwischen zwei Fingern. Es knirschte. Eza lächelte sanft. Er schlug mit der flachen Hand die Luft. Dann zuckte er auf, stieß den Arm sehr beherrscht zum Aether empor, und ein gelangweiltes Lächeln um die Augenbrauen herum rannte er im strengen Rhythmus mit dem Kopf gegen die Wand. Er dachte: „Wozu eigentlich?“ Und dann: „Man muß eben rasen! Rasen!“ Von ferne quietschte etwas. Plötzlich kam es ihm — daß er noch einige Gäste zu rasieren habe. Er wendete jäh und schritt steif stilisiert in den Laden zurück. Mit einer unsäglich herrischen und zugleich sehr keuschen Gebärde griff er zum Seifennapf, wetzte das Messer

und begann zusammengepreßten Mundes zu rasieren. An diesem Vormittag schnitt er dreiundachtzig Männern die Kehle durch. Als der Kreole noch einmal aufwimmerte, glitt es verträumt über seine Züge. Ein sibirischer Ritter bat Gnade; da starrte er kurz, dann hart auflachend rasierte er weiter, und während durch die Zähne er düster summte: „Iseult ma blonde! Iseult m'amie! Vous êtes ma mort! Vous êtes ma vie!" schnitt er ihm den Hals durch. Plötzlich richtete er sich auf und brüllte von grenzenlosem Erlebnis durchschüttert: Mu—u! Nichts weiter. Immerfort! Die Luft drohte zu platzen. Dann begab er sich ins Café, trank zu stärken einen provençalischen Absinth, und beflammt von unendlichem Gefühl stemmte er, ekstatisch aufjauchzend, in ganz erhabener Vollendung ungeheure Zentnergewichte. Aber die waren bloß aus Pappe.

Programme von Alfons Goldschmidt

Das Kampfprogramm der Börse hieß: Weg mit den Fesseln, weg mit der Steuer, weg mit der Bevormundung! Es war eine breite Front, es war ein lautes Geschrei. Was ist daraus geworden? In einer norddeutschen Stadt sind sie mit eingekniffenen Schwänzen hübsch artig zurückgekehrt. Es war nichts mit der stolzen Brust. Und nun haben sie den Bundesrat mit Zuckerbrot und Peitsche hinter sich. Sie haben die schönste Moralbevormundung und werden je nach Betragen belohnt oder bestraft. Sind sie solide, so wird man vielleicht die Steuer heruntersetzen; sind sie wild, so gibts noch eins drauf. Ein netter Zustand! Ein Jammerzustand, eine unsagbare Blamage! So begossen stand die Börse noch niemals da. Und wie reagiert sie auf den Reichstagsbeschluß? Etwa mit der angekündigten Deroute, mit Andenmarktschmeißen, mit Publikumszurückhaltung und Spekulantenzusammenbruch? Fällt ihr garnicht ein. Sie ist vorsichtig „fest", von Zusammenbruch keine Spur. Und schon beginnt der zeilenschindende Satellit einen Rückzieher zu machen. Er verschiebt den Katastrophentermin. Laßt doch den Mumpitz! Kein halbwegs vernünftiger Mensch nimmt diesen Entrüstungs- und Drohungsrummel ernst. Die Börse bleibt höchst lebenskräftig, wenn man ihr nicht mit ganz andern Waffen an den Leib geht. Jedenfalls sind die Veranstalter der „großen Kundgebung" bis auf die Knochen blamiert.

*

Der Oberste Volkswirtschaftsrat der Sowjet-Republik hat vor längerer Zeit schon ein spezifiziertes kommunistisches Wirtschaftsprogramm aufgestellt. In Deutschland erfuhr man erst Mitte Juli davon. Es ist ein äußerst bemerkenswertes Dekret. Das Lachen, die hämischen Bemerkungen hören auf. Bisher hieß es immer, die Leute wären blasse Phantasten, Extremisten ohne Blick für Notwendigkeiten. Jetzt sieht man Realpolitik und ist erstaunt. Weshalb ist man erstaunt? Weil man sich seit vier Jahren das Denken abgewöhnt hat. Hätte sich die Sowjet-Regierung ohne wirtschaftliche Realpolitik überhaupt halten können? Sie wäre nach zwei Monaten verjagt worden. Da sie noch immer fest sitzt, muß es doch nicht so schlimm sein mit dem berühmten russischen Chaos. Das kommunistische Programm ist keineswegs ein Enteignungs- und Ueberführungsdekret ohne Sinn und Verstand. Es steht sehr wohl auf zwei Beinen, es steht auf der Erde. Es ist so revolutionär wie möglich, das heißt: es hat Zusammenhang mit dem Gewordenen. Das Organische wird nicht mißachtet, die Privatwirtschaft

wird energisch und doch behutsam ausgerodet. Banken, Binnenhandel, Landwirtschaft, Industrie und Arbeit werden unter Nutzung privatwirtschaftlicher und kriegssozialistischer Formen verstaatlicht. Es werden nicht alle Schrite in einem hin getan. Es bleiben noch Schritte, die schon angekündigt werden. Das Separationsideal der Goldstein und Genossen wird nunmehr von Kommunisten verwirklicht. Aus andern Gründen und zu andern Zwecken. Das Auslandskapital soll nicht mehr in Rußland hamstern. Es soll nur noch Lieferungskredite und keine knebelnden Finanzierungen geben. Also nationalkommunistische Selbständigkeit und im Innern allgemeine Arbeitspflicht, Einkommensgerechtigkeit, Produktions- und Finanzverantwortung gegenüber dem Staat. Keine abgeschlossene Binnenwirtschaft, sondern geregelte Nationalwirtschaft mit geregelten weltwirtschaftlichen Ausstrahlungen und Bezügen. Es ist durchaus möglich. Das ist heute schon bewiesen. Nicht nur in Rußland bewiesen. Noch einige Jahre Krieg, und Europa wird den Wirtschaftskommunismus haben. Keinen großkapitalistischen Staatssozialismus, den machtängstliche und herrschsüchtige Trustherren predigen.

*

Ententewirtschaftsberserker schnauben einmal wieder Rache. Die Mittemächte sollen programmäßig zertrampelt werden. Das soll die Antwort auf Salzburg und Mitteleuropa sein. Man wird sich hoffentlich in Salzburg von Gegenseitigkeitsgrundsätzen, von Weltwirtschaftsnotwendigkeiten leiten lassen. Es hat gar keinen Sinn, die Trompete überzutrompeten. Es hat überhaupt keinen Sinn, wirtschaftschauvinistisch zu rasen. Das gilt beispielsweise auch für Enteignungen oder Zwangsliquidierungen „feindlichen Eigentums". Was für ein schiefer Begriff: feindliches Eigentum! Eigentum ist nicht feindlich. Wirtschaftsfeindlich, gegenseitigkeitsfeindlich sind die Raffer, die bequem ihre Taschen füllen wollen. Ohne Wettbewerb, ohne Kaufmannsmühen, mit Mißbrauch des Kriegszustandes. Bedenkt, daß eines Tages aufgerechnet wird. Materiell und moralisch. Ein Plus müssen wir haben. Das ist durchaus notwendig. Glücklicherweise ist die Regierung kühl. Es ist gewiß nicht alles Vaterlandsliebe, was sich vaterlandsliebend gibt. Oft ist es pure Ramschsucht. Man soll sie in ihre Pflicht zurückdonnern. Sie ist ein übler Schädling.

Antworten

Vossische Zeitung. Du irrst, wie neuerdings meistens. Das Publikum greift nicht „fast regelmäßig aus falschem Mitgefühl" ein, wenn ein Offizier öffentlich einen Untergebenen zum bessern Gruße anhält, sondern weil da nicht immer der nötige Takt gewahrt wird. Gewiß gibt es schlechte Soldaten, die ihren Gruß schlapp oder garnicht machen: aber der Potsdamer Platz ist trotz seinem Namen kein Kasernenhof, und eine leise Feststellung oder Ermahnung tuts auch. Das Publikum empfindet in den meisten Fällen ganz richtig, was vorgeht. Und nur darin hast du recht, einmal ausnahmsweise: der Soldat soll vorschriftsmäßig grüßen, und er soll Selbstbeherrschung üben und sich bei solcher Gelegenheit nicht hinreißen lassen. Das Publikum aber nimmt in diesen Fällen keine Partei: es ist eine.

Hamburg. Du schreist nach Dezentralisation. Für das wirtschaftliche Gebiet schrei ich mit. Was hingegen die Kunst des Theaters angeht — mein Pänkchen lob ich mir, sie ist ein kleiner Fluß und

bildet ihre Leute. Muß ich aus jeder und jeder Jahreszusammenstellung eurer Provinztheater ersehen, daß von dorten das Heil nicht kommt? Gewiß: ihr gebt euch alle erdenkliche Mühe, und genug Regisseure — besonders im Süden — versuchen, das Publikum zu erziehen, daß es eine Lust ist. Aber im großen Ganzen ist doch Theater für die meisten eurer Zuschauer eine Art sprechendes Kino und sein Gipfelpunkt: der gute alte deutsche Familienschwank. Und wenn ich an den denke, wird mir so schwach, daß ich euch, immer wieder, bitte, mich bei der Zentrale zu lassen. Schön ists ja hier auch nicht; aber ein linder Trost ist mir geblieben: es war einmal sehr, sehr schön.

H. G. Das hab' ich mir gleich gedacht. Nein, Adolf Andreas Latzkos prachtvolles Buch von den ‚Menschen im Kriege' meint keinen „Bestimmten" und ist wirklich nicht dafür da, daß es einer anonym an seinen militärischen Vorgesetzten schickt. Das ist eine Feigheit und eine Dummheit dazu. Das Buch geht gar nicht gegen Den oder Jenen, sondern gegen alles. Und ich befürchte: wenn einmal der Krieg aus ist, dann wird des Stankes kein Ende sein, und jeder wird angelaufen kommen und Den verpetzen, der eine Stufe höher gestanden hat als er selber. Aber Herr Müller interessiert uns nicht und Vizefeldwebel Spießer nicht und Oberleutnant Maukemann auch nicht. Uns geht an: wie konnten sie so werden, wie sie wurden? Und das steht auf einem andern Blatt.

Theodor P. Wagners Siegfried hat sich gegen einen Bethmann-Frieden und für einen Hindenburg-Frieden ausgesprochen. Ob er im Felde steht? Nein. Ob er etwas von Politik versteht? Sie fragen auch gar zu merkwürdige Sachen. Ich habe den Siegfried meinem Tiger vorgeworfen. Aber der ging nur darum herum, schnupperte ein paar Male und tat dann, was ich Ihnen nicht drucken kann. Gott, er ist ein seelenloses Tier und aus einer andern Gegend als Bayreuth.

K. P. Nein, so etwas haben wir nicht. O hätten wirs! ‚Danzers Armeezeitung', die in Wien erscheint, ist ohne Beispiel und Gegenstück in den deutschen Publikationen. Diese Zivilcourage, zu glossieren, den Mund aufzumachen, auch wenn keine angetretene Kompanie, sondern eine außer Rand und Band geratene Heimat vor einem steht, zu tadeln, zu loben, Partei zu nehmen! Und in so kitzlichen Fragen, daß uns himmelangst würde, wenn unsre Pendants das etwa zu tun sich vorsetzten. Denn darin haben wir ein merkwürdiges Pech: wenn unsre Leute einmal aus ihrer Reserve herausrücken, dann sicherlich an der falschen Stelle für den falschen Mann gegen die falschen Dinge. Die Zeitung kann mich mit vielem versöhnen. Nur nicht damit, daß sie sich ‚Danzer's Armeezeitung' schreibt, also nicht weiß, daß ein Apostroph für ein ausgefallenes e steht. Es gibt Abels und Abeles, und dies schreibe, wenn du getauft bist: Abel's. Aber Danzers und Danzeres gibt es nicht.

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Kühlmann und Wir von Rudolf Leonhard

Wenn außer dem einzigen Karl Kraus noch Einige in Deutschland eine Ahnung von der schöpferischen Kraft und schaffenden Arbeit der Sprache hätten, so würde man vorsichtiger auch mit der scheinbar harmlosen Kopula umgehn. Man tut es nicht. Man verbindet das Heterogenste, über Büchern und Aufsätzen: Schiller und Goethe, Schopenhauer und die Schopenhauergesellschaft, „Indien und ich'.

Dennoch: Kühlmann und Wir. Dabei gebietet nicht nur die Bescheidenheit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit die Annahme, daß der erste Teil der Verbindung bekannter ist als der zweite. Es fügt sich trotzdem, daß der erste erheblich schwerer verständlich und erklärlich ist. Eine Tatsache und eine Anschauung machen ihn aber zum augenblicklich wichtigsten europäischen Problem des deutschen Menschen.

Die Anschauung ist, daß Herr von Kühlmann der modernste Typus des Staatsmanns, der Typus des ‚modernen' Staatsmannes ist. Und die Tatsache, daß dieser Typus mit ihm verabschiedet wurde. Sogar dieser Typus, wird sich zeigen.

Was ist Herr von Kühlmann? Ein Diplomat (über den Diplomaten hinaus haben wir es in der Befreiung der Politik noch nicht gebracht); elegant; von so vollendeten, schon reichlich übermäßigten Formen, daß sie unerschütterlich sind; nonchalant und graziös; mit einer allseitig zuvorkommenden Terminologie, die an bestimmt profiliertes Gallert denken läßt; ein Erfahrener, Kenntnisreicher, ein — in jedem guten und schlechten Sinne — Weltmann; ein Skeptiker.

Und als solcher unheilbar. Die Beschränktheit der meisten Standesgenossen dünkt ihn, scheint es, ridikül; aber es lohnt höchstens, sich drüber lustig zu machen, und nicht einmal laut. Die Oeffentlichkeit? Ah bah; die politische wie die moralische. Man zieht sich soigniert und lächelnd zurück. Mag die Beschränktheit auch stark, die von ihr organisierte Verfolgung sogar übermächtig sein: man zuckt die Achseln und macht nicht mehr mit.

Denn Herr von Kühlmann ist ohne Ehrgeiz; nicht weil der eine Untugend sein könnte, sondern weil es, da es auf nichts ankommt, nicht drauf ankommt, ob er Staatssekretär des Auswärtigen ist oder nicht. (Wir aber wissen, nicht aus Ehrfurcht vor petits faits, aber fast erdrückt von der Welt, überhaupt nichts mehr, worauf es nicht ankäme.) Es kommt nicht drauf an: wird das Bekenntnis zur sittlichen und realen Notwendigkeit von Verhandlungen nicht zugelassen, so sagt man eben, man habe gemeint, daß natürlich nach dem Siege erst noch verhandelt werden müsse. Natürlich. Welcher Neugeborene würde an dieser technischen Notwendigkeit zweifeln — oder etwas merkwürdiges finden?

Es gibt zwei Arten ‚moderner' Staatsmänner: die einen fühlen, trotz durchaus konservativen Neigungen und Gewohnheiten, daß Neues kommen müsse und wenigstens durch Notwendigkeit berechtigt sei: aus Pflichtgefühl nötigen sie es sich ab, Geburtshilfe zu leisten. Typus dieser Staatsmänner ist Herr von Bethmann Hollweg. Sie sind ehrlich, aber unentschlossen; entschieden, aber mutlos. Und ihre Ueberzeugung reicht nur so weit wie das Muß der Verhältnisse.

Eine überleitende Abwandlung dieses Typs ist der Staatsmann, der lieber selbst am Neuen hilft, als daß er zusieht, wie es radikaler von allein — oder von außen oder von Andern kommt; der mäßige Reformer, der sich mit behutsamem Ja gegen die Umwandlung stellt. Es wimmelt im neuorientierten Preußen von diesen Politikern, die dem Typus des traditionsgemäß liberalisierenden Geheimrats nicht unähnlich sind.

Die andre Art ‚moderner' Staatsmänner erkennt, achselzuckend, daß das Neue doch kommen werde, wenn auch das Alte — zum Beispiel: frühere diplomatische Methoden — eigentlich viel schöner war. Eh bien, es ist gescheiter (und gescheit ist man, sehr), sich nicht nur nicht zu stemmen, sondern mit Hand anzulegen; que voulez-vous qu'on y fasse? Geht das Neue dann doch noch nicht, so zuckt man wieder die Achseln. Man ist skeptisch überhaupt; gegen das Alte wie gegen das Neue.

Dessen Notwendigkeit hatte freilich Graf Czernin viel deutlicher eingesehn, aber er wußte nicht, was zu tun war. Und — halten wir unverblendet und unbestechlich im Auge, daß noch kein Staatsmann für das Neue eingetreten ist, weil es kommen soll!

Herr von Kühlmann hat, wie jeder innerlich durchgearbeitete und aesthetisch geschlossene Typus, und weil wir Skepsis so gut verstehn, unsre Sympathie; sonst nichts; sogar nichts, wenn wir an die liberalen Koryphäen unsres pseudoparlamentarischen Kabinetts denken.

Wer aber sind Wir?

Wir sind — mit den Worten eines von uns; aus einem Drama, das Ausruf und Aufruf war — ein Menschenalter. Wir wissen, was kommen soll. Wir wissen, ruhig vor Leidenschaft und aufmerksam, daß Wir unvermeidlich sind. Man hüte sich.

Zu diesem Krieg von Goethe

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde getan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXIV.

Clemens Delbrück

Eine stattliche Erscheinung. Groß und mit einem leichten Ansatz zum Embonpoint. Ein kurzer, an den Enden etwas herabfallender Schnurrbart. Hellblond. Ein fast kahles Haupt. Lebhafte Augen, hellblau, mit einem festen, sichern Blick. In der Gala-Uniform des Staatssekretärs eine prächtige, imponierende Erscheinung. Im Grunde genommen aber doch nur ein, wenn auch hervorragender Beamtentypus der Uebergangszeit, der Kriegsaera. Lange Jahre persona grata des Kaisers, ohne eigentlich konservativ zu sein. Er wandelte auf dem schmalen Wege, der sich zwischen den Konservativen und den Liberalen hinschlängelt, und wandte sich, mit entgegenkommender Verbindlichkeit, bald nach rechts, bald nach links, immer wie es die Minute erforderte. Stets hatte er ein, nein: zwei, drei oder vier Kompromisse in der Hand, und hatte, wenn er auf Abneigung, auf Widerstand im Staatsministerium, im Bundesrat oder im Parlament stieß, alsogleich eine billige Lösung zur Hand. Spielend arbeitete er sich in die jeweilige Materie ein, kannte sich in allen Einzelheiten aus und baute vor den Volksvertretern in langer sachlicher Rede Zahlen und wieder Zahlen auf. Nun ist dieser Gewandte und Geschickte schon über zwei Jahre aus dem Amte, dieser Politiker, der sich sofort nach Kriegsausbruch mit beiden Füßen auf den Boden der neuen politischen Verhältnisse stellte, sozialdemokratisch mit den Gewerkschaften anbändelte und das vielberufene Wort von der Neuorientierung prägte. Er ging, als unser Ernährungssystem 1916, vor der neuen Ernte, zusammenzubrechen schien, er ging als erster der Getreuen Bethmann Hollwegs, und der dankbare Monarch hängte ihm den Schwarzen Adlerorden um den Hals und verlieh ihm den Adel. Er ging, weil er, ein Anhänger des freien Handels- und Wirtschaftsverkehrs, sich nicht befreunden konnte mit einem staatssozialistischen Ernährungssystem, das bis zu den letzten Konsequenzen ausgedehnt werden sollte. Er schied aus dem Amte, müde, krank und resigniert, baute sich ein stilles Sanssouci in Jena auf und ließ sich als Professor für Staatswissenschaften an der alten thüringer Universität nieder, an der einst Melanchthon, Schiller, Fichte und Hegel gelehrt hatten, und schrieb ein Büchlein mit Vorschlägen für eine Reform der höhern Verwaltungskarriere.

Schon einmal hatte ein Delbrück an hervorragender Stelle in Preußen-Deutschland gestanden. Aber auch er, der gleichfalls jahrelang die rechte Hand des Kanzlers gewesen war, hatte vor über vierzig Jahren weichen müssen, als neue wirtschaftspolitische Anschauungen aufkamen, die sich mit seinen Ideen nicht ver-

trugen. Auch er wurde, trotz unleugbaren Verdiensten, das Opfer einer Uebergangszeit, der Gründerjahre nach dem siebziger Kriege. Rudolf Delbrück, war, unbeschadet seiner diplomatischen Gewandtheit, ein starker Charakter, der auch nach seinem Rücktritt vom Präsidium der Reichskanzlei die schutzzöllnerische Politik Bismarcks im Reichstage, freilich fruchtlos, bekämpfte.

Clemens Delbrück, der während des Krieges aus seinem Amte geschiedene Staatssekretär des Reichsamts des Innern und Vizekanzler, war nicht minder ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, ein Verwaltungsbeamter, der das Durchschnittsmaß durchaus überragte. Was ihm aber fehlte, war der Zusammenhang mit dem flutenden Leben des Volkes, seinen tausendfältigen Regungen, Wünschen und Hoffnungen, war die rasche Entschlußfähigkeit, einzugreifen und seinen Aufgabenkreis, bahnbrechend, mit neuen Gedanken zu erfüllen. Nur wenige Jahre war er über die engen Schranken des preußischen Beamten hinausgekommen, und das hatte nicht genügt, um ihn unbefangen über die vielen Rücksichten innerhalb des bureaukratischen Systems und der wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren hinweg weite Perspektiven sehen und neue Wege betreten zu lassen. Bald war er zwar in allen Sätteln gerecht, war er das „Mädchen für alles", weil er sich rasch anzupassen und in die verschiedenartigsten Materien einzuarbeiten wußte; aber ganz hatte er sich in der Zeit seiner wechselvollen Laufbahn vom „grünen Tisch" nicht zu trennen vermocht.

Schon mit neunundzwanzig Jahren ist er in Tuchel Landrat, kommt in diesem vereinsamten westpreußischen Kreise in enge Berührung mit dem Großgrundbesitz und wird sieben Jahre später als Regierungsrat für das landwirtschaftliche Dezernat ins danziger Oberpräsidium berufen. Hier wird sein Chef, der Oberpräsident Gustav von Goßler, der frühere Kultusminister, auf sein nicht alltägliches technisches Verwaltungsgeschick aufmerksam und lernt ihn so sehr schätzen, daß er nach dem Tode des freisinnigen Oberbürgermeisters Baumbach den Danzigern Delbrück aufs wärmste als Nachfolger empfiehlt. Und richtig: dieser zunächst freikonservativ gerichtete Mann tritt an die Spitze der Verwaltung einer traditionell liberalen Stadt, die jahrzehntelang ein Heinrich Rickert im Reichstag vertreten hat. Er bewährt sich aufs beste. Bedeutungsvolle Tage kommen für Danzig. Das Interesse des Kaisers für die alte Hansastadt an der Weichsel wird wach. 1901 verlegt der Kaiser das posener Leibhusarenregiment hierher und vereinigt es mit den danziger Leibhusaren. Vor dem schlanken, ehrwürdig-alten Rathausturme begrüßt Delbrück den Kaiser und den General von Mackensen, der, bisher Flügeladjutant, jetzt an die Spitze der Leibhusarenbrigade tritt. Der Monarch findet an dem repräsentativen Haupt der Stadt und seiner eindrucksvollen Rede Gefallen, und schon

damals, 1901, wußte man, daß Delbrück der kommende Mann Wilhelms des Zweiten war. Kaum ein Jahr verging, und er übernahm, in raschem Sprunge, das westpreußische Oberpräsidium.

Fürst Bülow hatte grade jetzt eine neue Ostmarkenpolitik eingeschlagen, die von der Defensive zur Offensive überging. Delbrück schien, wenigstens in Westpreußen, der rechte Mann zu sein, diesen neuen Kurs zu steuern. Drei Aufgaben wurden ihm zugewiesen. Außer einer umfassenden Ansiedlungspolitik sollte er die wirtschaftliche und kulturelle Hebung des Deutschtums in Westpreußen ins Auge fassen. Der Fonds der Ansiedlungskommission wurde 1902 von 200 auf 350 Millionen Mark erhöht, und außerdem wurden 100 Millionen Mark für die Errichtung von Domänen ausgeworfen, eine Konzession an den Großgrundbesitz. Man weiß, daß diese planmäßige Ansiedlungspolitik sehr bald ein zweischneidiges Schwert wurde, die Güterpreise infolge der starken Nachfrage außerordentlich in die Höhe schnellen ließ und schließlich, weil sie eine offensichtliche Kampfpolitik war, in diesem Sinne so gut wie gar keinen Erfolg hatte, da die Polen bald grundsätzlich kein Gut mehr an einen Deutschen verkauften, bis Bülow später das schwere Geschütz der Enteignung, freilich auch ohne sichtbaren Erfolg, auffahren ließ. Auch dem Gedanken einer Industrialisierung und kommerziellen Hebung des Ostens war kein besonderer Erfolg beschieden, weil die wirtschaftspolitischen Voraussetzungen dafür fehlten. Man konnte nicht gleichzeitig den Ostmarken durch die hohen Schutzzölle das polnische und galizische Hinterland abschneiden und nun in dieser wirtschaftspolitisch toten Ecke Deutschlands eine Industrie großzüchten, der eine Konkurrenz mit dem Westen infolge mangelnder Rohstoffe und Kohlen aussichtslos und ein Absatzgebiet jenseits der östlichen Grenzen so gut wie verschlossen war. Erst nach dem Kriege werden sich hoffnungsvolle Aussichten für eine ostmärkische Industrialisierungspolitik eröffnen. Auch die Kulturpolitik schlug mitunter etwas ungewöhnliche Wege ein. Die Ostmarkenzulagen sollten die Beamten und Lehrer an die Scholle fesseln, haben aber, da sie nicht generell gewährt wurden, viel böses Blut gemacht. Bleibt als einzige hervorragende Tat die Errichtung der technischen Hochschule in Danzig und die Bildungskleinarbeit in der Provinz.

So konnte Delbrück, ohne daß ihm persönlich daraus ein Vorwurf gemacht werden konnte, nicht eben große Erfolge in der Ostmarkenpolitik aufweisen, als er nach dreijähriger Tätigkeit als Oberpräsident zur Leitung des preußischen Handelsministeriums im Oktober 1905 nach Berlin geholt wurde. In verhältnismäßig kurzer Zeit war dies die dritte verantwortungsvolle Position, in die er sich mit rastlosem Eifer einarbeiten mußte. Auch hier ist er nicht zur vollen Entfaltung seiner Kräfte

gekommen. Auch hier allerhand Ansätze, ohne daß er etwas wirklich Grundlegendes vollbracht hätte. 1907 legte er eine Berggesetznovelle vor, die die Schäden der Bergbaufreiheit beseitigen sollte, und stellte im November desselben Jahres Maßnahmen in Aussicht, um auf die hohen Kohlenpreise der syndizierten Zechen im Interesse der Konsumenten einzuwirken. Aber man weiß, daß auch er wie sein Vorgänger, der „lange Möller", mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Und noch einmal trat er, einem kaiserlichen Wunsche folgend, für die Interessen der Massen gegenüber den Kohlenherren ein, als er nach dem schrecklichen Unglück von Radbod, im November 1908, eine Novelle zum Berggesetz einbrachte, um die Einführung von Arbeiterkontrolleuren zu ermöglichen. Damals sprach er in der Einführungsrede zum Gesetzentwurf das Wort: „Es handelt sich um den Kampf um die Seele des einzelnen Mannes." Ihm schien also die Gefahr des wachsenden roten Gespenstes größer zu sein als die Lebensgefahr der Bergarbeiter, die er doch vor allem durch das Gesetz besser schützen sollte. Die bedeutete ihm im letzten Grunde nur das Mittel zum Zweck. Die Politik des grünen Tisches. Dennoch mußte er sich auch hier mit einem Kompromiß begnügen. Das tat indessen seiner Karriere keinen Abbruch. Im Gegenteil. Als sich im Juni-Juli 1909 der Kampf um die Reichsfinanzreform mehr und mehr zuspitzte, sprang auch er zunächst für die Politik Bülows in die Bresche und wandte sich scharf gegen die vom schwarzblauen Block vorgeschlagene Mühlenumsatz- und Kotierungssteuer und gegen den Kohlenausfuhrzoll. Obwohl die Mehrheit an jenem heißen Sommertage im Reichstage seine Darlegungen mit beleidigender Nichtachtung aufnahm, war er neben Herrn v. Bethmann Hollweg einer der eifrigsten Steuerdiplomaten der auseinanderfallenden Regierung, um ein Steuerkompromiß mit der Rechten und dem Zentrum zustande zu bringen.

Der Lohn blieb nicht aus. Bülow trat zurück. Bethmann Hollweg wurde sein Nachfolger und Delbrück als neuer Staatssekretär des Innern einer der Eckpfeiler der neuen Regierung. Dem äußern Anschein nach war ihm an dieser Stelle zunächst ein größeres Glück beschieden. Zwei gewaltige Gesetze wurden unter seiner Führung vollendet: die Zusammenfassung der gesamten Versicherungsgesetze in der Reichsversicherungsordnung mit dem Annex einer Witwen- und Waisenversorgung und das Angestelltenversicherungsgesetz. Jedoch war die Reichsversicherungsordnung von ihm nur zum Abschluß vor dem Reichstage gebracht worden. Und die von ihm so sehr befürwortete Einschränkung der Selbstverwaltung der Krankenkassen war eines der umstrittensten Kapitel. Noch unglücklicher war das fortwährende Herumdoktern an den Kaligesetzentwürfen, und gar sein Versuch, den Gedanken der kaiserlichen Erlasse vom Jahre 1890 zu verwirklichen und endlich ein Arbeitskammergesetz zu-

stande zu bringen, scheiterte vollends. Dagegen war sein Druck auf die preußische Regierung, von Reichs wegen der Wohnungsfrage näher zu treten, falls Preußen sich nicht zu einem Wohnungsgesetz entschließe, nicht umsonst gewesen. Im ganzen genommen also litt seine Sozial- und Wirtschaftspolitik unter Halbheiten und Kompromissen.

Eins muß man bei alledem zu seinen Gunsten anführen. Das Reichsamt des Innern war im Laufe der Jahre zu einem Ressort angewachsen, dessen Aufgabenkreis fast unübersehbar geworden war. Es war mit der Zeit förmlich zu einem Sammelbecken der heterogensten Dinge geworden. Schon Graf Posadowsky hatte darüber gestöhnt, und mehrfach war bereits der (jetzt endlich erst verwirklichte) Gedanke ernsthaft erwogen worden, es in zwei Reichsämter zu zerlegen. Der Krieg hatte diese an sich schon vorhandene Fülle von Aufgaben noch um (beinahe buchstäblich) tausend andre vermehrt. Das Reichsamt, dem unter anderm die verzwickten Ernährungsfragen aller Art zugewiesen wurden, ward bald zu einem Gesetzes- und Verordnungsautomaten. Das mußte selbst einem so anpassungsfähigen Manne wie Delbrück, der sich mit unermüdlichem Fleiß in alles einzuarbeiten bemühte, zu viel werden, mußte ihn erdrücken. Dazu kam die Ohnmacht der Stellung des Reichsamtes. Es konnte wohl Verordnung über Verordnung herausbringen, hatte aber weder eine Kontroll-, noch eine Exekutivgewalt. Ferner beliebte es den Generalkommandos, auch in wirtschaftspolitische Fragen einzugreifen, und die Ausführung der Bundesratsverordnungen lag, wie Herr von Oldenburg-Januschau einmal aufatmend sagte, glücklicherweise in den Händen der Provinzial- und Kreisbehörden. Nicht zuletzt war der Staatssekretär für die Bearbeitung der täglich neuen Kriegsaufgaben auf wirtschaftlichem Gebiete auf einen beschränkten Kreis von Personen angewiesen, die, weil nur Beamte, ebensowenig dem wirklichen Leben nahe standen wie er selber.

So sah er schließlich selbst ein, daß es in diesem Stile nicht weitergehen könne, und regte an, die sämtlichen Ernährungsfragen vom Reichsamt des Innern loszulösen. Das geschah, und er trat ab von der Bühne der Oeffentlichkeit. Herr Doktor Helfferich wurde sein Nachfolger. Clemens Delbrück hatte wohl das Morgenrot der innerpolitischen Neuordnung gesehen; an der Neugestaltung der Dinge mitzuarbeiten, ward ihm nicht mehr beschieden. Wenn aber von den Politikern der Kriegszeit gesprochen wird, darf sein Name nicht unerwähnt bleiben. Er war ein Mensch, der mit schürfender Gründlichkeit ins Detail drang, darüber aber oft die großen Zusammenhänge übersah, der eine Politik von Fall zu Fall trieb und sich nicht von weitumfassenden schöpferischen Ideen leiten ließ. Nehmt alles nur in allem: er liebte sein Amt. Das war seine Stärke und Schwäche zugleich.

Tätiger Geist! von Willi Wolfradt

Lieber Freund!

Es ist wie schon so oft: ich muß Dir in dem, was Du zu dem neuen Jahrbuch der Aktivisten (Zweites der Ziel-Jahrbücher, herausgegeben von Kurt Hiller, verlegt vom Neuen-Geist-Verlag in Leipzig) zu sagen hast, vollauf Recht geben und bin trotzdem bereit, nicht nur einer stumpfen Menge, sondern auch Deiner innigen Weisheit gegenüber, Denen um Hiller den Schild zu halten. Gewiß eignet dem hier manifestierenden ‚tätigen Geist' eine Starrheit der Gesinnung, die es mir unmöglich macht, mich rückhaltslos zu ihm zu bekennen, auch wenn ich dem Begriff der Aktivität einen Spielraum gebe, den einige seiner Verkünder in parteihafter Verbohrtheit absperren zu müssen glauben. Gewiß vermisse auch ich über den vielen Berufungen auf die Liebe den Geist der Demut, der sich vor allem in einer demütigern und minder anspruchsvollen Vorstellung von ‚Geist' kundzutun hätte. Du weißt auch, daß meine Natur mich ganz und gar nicht auf zielfestes Wollen, Politik und Machtstrebung weist. Aber das eben meine ich: ob man Ja oder Nein sagt zu der spezifisch aktivistischen Ausprägung einer tatkräftigen Verehrung des Geistigen, das ist Sache der Veranlagung; und Das scheint mir grade gegen Hiller persönlich und einige, aber doch auch nur einige seiner Verbündeten einzuwenden, daß sie ihre, nur ihre Art dieser Verehrung anerkennen und Geistergebene andrer Art mit oft glänzender, aber verblendeter Schärfe als Quietisten, Aestheten und Verräter am Geist abtun zu können meinen. Vor allem ist da übersehen, daß das Beispiel einer Weltflucht aus Reinheit des Herzens aktiver für den Geist wirken mag als manche Tirade antibürgerlicher Entschlossenheit. Das bißchen Pathos ist heute so wohlfeil und legitimiert nicht mehr Geist, als es etwa auch die unpolitische Feinheit blasser Wortkünste an sich könnte. Grade wir dürfen nun nicht verkennen, wie eindeutig die Schroffsten unter den Aktivisten ihre Natur auf ihre Einstellung weist, und daß sie mit all ihren Vorzügen und Mängeln, auch sich selbst zum Trotz, unsre Kameraden heißen müssen, sofern ihre Idee, abgesehen von ihrer Fixigkeit oder Fixheit, sie nur wirklich erfüllt und beseelt. Wir sind ja alle Narren einer Sehnsucht; der Eine mag sie nun benennen, der Andre von ihr schweigen, der Dritte sie gar leugnen.

Du sagtest da: „Wenn von unsrer ganzen Kultur einmal nur dieses Werk erhalten bliebe, so hätte nur eine ihrer Grimassen diese Welt überlebt." Du versiehst aber damit einen aktuellen Aufruf, der diese Welt nur fällen, nicht sie überleben will, wie ein zeitloses Dichtwerk, mit unbilligen Ewigkeitsansprüchen. Müssen Die, die versuchen, von innen die zähe Schale aufzu-

sprengen, nicht froh sein, daß ihnen von außen der Stoß einer wohlgesattelt anreitenden Phalanx in die Hände arbeitet? Ebenso wie die Keiltreiber doch Jenen, die den Boden lockern, alle Ehren erweisen müßten. Das „Ziel' ist ja nur ein Weg; auf den ‚Weg' zu kommen aber ist ihr Ziel so gut wie unsres. Und wie die Einsicht in die einigende Kraft des Ranges und in ihre Ueberlegenheit über alle ranglose Richtung grade in dem Kreise der Zielbundmenschen, die in diesem Buche zu mächtigem Chor sich sammeln, Boden gewonnen hat: das ist das Ermutigendste an dieser Tat des Wortes, wie man es zu bezeichnen sich umsoweniger scheuen muß, wenn man in der ‚Tat' keinen Götzen anbetet. Was äußerlich betrachtet sich in der Betonung einer geistigen Aristokratie, in der Abwendung von einem nivellierenden Demokratismus in fast allen dieser Aufsätze, am hellsten und überzeugendsten in Hillers Projekt eines deutschen Herrenhauses ausspricht und dem Ganzen eine Note gibt, die man noch im ersten, plumper politischen dieser Jahrbücher vermißte: das gibt dem Buch eine Weite des Horizontes, die es jenseits aller flachen Toleranz den Gegensatz mitumspannen läßt, sofern er nur rein und tief ist. Die Seiten, auf denen der Ueber- und Unaktivist Franz Werfel die christliche Sendung gegen die ‚Macht' ausspielt, diese Seiten, die es allein unbedingt fordern, daß ernste Menschen sich in die aktivistische Diskussion als in die grundlegende aller geistigen Austragungen mit Hingebung einsenken: bezeugen besser als irgend etwas die großzügige, das Große ehrende Gesinnung, die hier am Werke ist. Bei aller kaum überbietbaren Grobheit der stilistisch beispiellos klaren, packenden und funkelnden Dialektik, mit der Hiller seinen eigenen Standpunkt so ungestüm vertritt, als wäre jede Abweichung davon Stumpf- und Irrsinn, besitzt er doch als Herausgeber viel zu viel Organ für Persönlichkeit, als daß er nicht auch dem nur analytisch Betrachtenden oder sanft zur Arbeit an sich selbst sich Bescheidenden, sofern er nur von Rang ist, das Wort, auch das gegen den Aktivismus Hillerscher Prägung wendbare, überließe. So entsteht eine reich abgestufte Skala von Formulierungen jener Forderung, den Geist in den Stand der Macht zu setzen, ihn gegen die traditionelle, quantitative, materialistische Macht durchzusetzen. Alle, die sich irgendwie aus tiefstem Herzen dieser Forderung anzuschließen vermögen, müssen es tun, und dazu, Freund, gehören mit Werfel auch wir.

Multatuli, ein verfrühter Aktivist, beklagte sich mit Recht grimmig, als man seinen in heiligem Zorn aufbrüllenden Anklagen allgemeinen Beifall ob ihrer Form zollte, ohne sachlich auf sie einzugehen und ihre trübe Veranlassung zu beseitigen. Ebensowenig Freude mag es den jungen Politikern des Geistes bereiten, wenn man ihr literarisches Vermögen rühmt. Ich aber glaube

unbedingt, daß ein solches Niveau des Ausdrucks beweisend ist für den ethischen Rang. Wo hast Du je bei den vielen Köpfen eines Bundes intellektueller Menschen vereint mit so gesammelter Stoßkraft so viel in Gedanken und Sprache offenbarte Qualität gesehen! Man spürt wohl und bedauert: diese sind keine Gemeinschaft, in Liebe verknüpft; nicht ihre Leben, nur ihre Meinungen rinnen zusammen. Und doch ist über ihnen etwas, das sie zum Bunde, zu einem um sich greifenden, schwellenden Bunde eint: stilistische Kraft. Die wirkt auch noch in Denen, die mitläuferig eher zur Verwässerung des etwas zu umfänglichen Manifestes beitragen, als daß sie es bereicherten; es sind grade Die spezifisch Hillerscher Richtung, die er selbst turmhoch überragt. Aber auch sie trüben, stilgebunden, nicht den Eindruck, daß es eine Generation ist, die hier spricht, unsre Generation, Du! Das ist eben ganz Gegenwart, Not der Gegenwart entboren; und es besagt nichts, daß es, was auch ich glaube, vor dem Forum der Zeitlosigkeit nicht würde bestehen können. Dies Werk hat nicht mehr Bestimmung zum Ewig-Schönen als jede Arbeit, die vom rhythmischen Gleichschritt der werkenden Kräfte durchpulst wird. Ich wüßte aber nicht, wo dieser in unsrer Zeit vernehmlicher und bezwingender ans Ohr aller Weckbaren gepocht hätte.

Gegenüber dem ersten Zielbuch darf man einige fünfte — und desto großspuriger rollende — Räder bemängeln, dafür aber eine bedeutende Erweiterung des Blickfeldes und Verwesentlichung der Politik feststellen. Sie ist philosophisch genug, um der unendlich tiefen metaphysisch-morphologischen Betrachtung S. Friedlaenders über ‚Individuum' und einfachern Arbeiten von höchstem Belang wie etwa Lemms Untersuchung über oriental-occidentale Antipodie und ihre Ueberbrückung durch den Europa-Juden; oder wie Weltschs einsichtige Scheidung und Versöhnung von ‚Erlebnis und Intention' Raum zu geben, obwohl ihre Tendenzkraft bis zum kaum mehr Politischen verinnerlicht ist. Andrerseits packt sie das aktuelle Problem etwa des Parlaments oder der Militarisierung der Jugend (Helene Stöcker) eindeutig fordernd an, realpolitisch in einem neuen Sinn, über den Zeitungstag durch Idee erhoben, dem sie doch ganz gehören will. Es ist ein bezwingend starker Griff in dem Buch und neben kältern auch manch warmer Menschenblick. Der neue Rationalismus, Betriebsamkeit, Taktik — diese Namen, die uns schaudern machen — sie sind ja auch hier nur hohle Schellen und darum von wenig Beweiskraft gegen einen neuen Geist, der die Reinheit, die Stille und die Vernunft der Demut einer unmittelbarer tätigen Energie verbündet. Und wenn der ‚Neue-Geist-Verlag' sich solche Spannweite erhalten kann, ohne an Intention einzubüßen, so vermöchte er wirklich zu einer Waffe zu werden, unter die auch wir, Freund, werden treten können und müssen.

Tolstois Prophezeiung auf den Weltkrieg

Zum fünften Jahrestag des Krieges

Am fünfundzwanzigsten Juni dieses Jahres zitierte im Reichstag unter der Unruhe des Hauses Herr von Kühlmann aus einer Rede Moltkes vom vierzehnten Mai 1890 die Worte, daß der nächste europäische Krieg ein siebenjähriger sein könne, oder auch ein dreißigjähriger.

Die Wirkung dieser Worte ist ebenso bekannt, wie bis dahin Moltkes Worte leider unbekannt waren, gleich manchem Menetekel Bismarcks.

Aber nicht davon soll die Rede sein, sondern von einer seltsamen Prophezeiung Tolstois auf den Weltkrieg, die er 1910, kurz vor seinem Tode, seiner Tochter diktiert hat. Der Wortlaut dieser Prophezeiung durfte in Rußland nicht veröffentlicht werden. Das Manuskript bildete einen Teil des literarischen Nachlasses Tolstois, um den nach seinem Tode, Gattin und Tochter mit einander prozessierten. Anscheinend ist der Text dann verschieden gefaßt, in England und Amerika verbreitet gewesen. Die folgende Fassung geht zurück auf die holländische ‚Wereldkronick‘ vom fünften September 1914. Der nachstehende Text ist aus dieser und aus einer deutsch-amerikanischen Quelle vom Oktober 1914 zusammengestellt.

Dies ist eine Vision kommender Ereignisse. Ich vermag das unheimliche Bild deutlich zu sehen. Ueber dem Ozean der Menschenschicksale erblicke ich die Silhouette eines nackten Weibes. Ihre Schönheit, ihr Lächeln, ihre Juwelen, der Reiz, der von ihr ausgeht, sind unvergleichlich. Die Nationen der Erde bestürmen sie, jede ist begierig, ihre Gunst zu gewinnen. Aber sie, eine echte Buhlerin, liebäugelt mit allen. In ihrem Haarschmuck glänzen Diamanten und Rubinen, und im Diadem ihres Hauptes kann man ihren Namen lesen: Commerzialismus.

Wie schön, wie begehrlich sie auch scheint: Leid und Verwüstung folgen ihrer Fußspur. Ihre Stimme, die den metallischen Klang des Goldes hat, und ihr wollüstiger Blick sind Gift für die Nationen, die ihrer Schönheit zum Opfer fallen. Sie trägt drei Fackeln, deren Funken die Welt in Brand setzen werden.

Die erste ist die Kriegsfackel, welche die schöne Frau von Stadt zu Stadt, von Land zu Land trägt. Sie entzündet zunächst den Patriotismus, aber das unvermeidliche Ende verklingt beim Donner der Geschütze und beim Geräusch des Gewehrfeuers.

Die zweite Fackel ist die der Heuchelei und der Engherzigkeit. Sie zündet die Lampen in den Tempeln und auf den Altären geheiligter Institutionen an. Aber ausgehen davon Falschheit und Fanatismus. Sie vergiftet das Leben der Menschen von der Wiege bis zum Grabe.

Die dritte Fackel ist die des Hasses, der aus verfälschter Gerechtigkeit aufsteigt, der die Familie und zuletzt das ganze öffentliche Leben durchdringt, Literatur, Kunst und Staatskunst.

Der große Brand wird 1912 beginnen, angesteckt durch die erste Fackel in Südost-Europa. Im Jahre 1914 wird er sich zur Weltkatastrophe entwickeln. Danach sehe ich ganz Europa

in Flammen und Blut. Ich höre die Klagen von ausgedehnten Schlachtfeldern. Aber im Jahre 1915 wird die Gestalt eines neuen Napoleon vom Norden her die Bühne der Weltgeschichte beschreiten. Er hat keine militärische Ausbildung, er wird ein Schriftsteller oder Journalist sein, aber in seiner Macht wird der größte Teil von Europa bis 1925 bleiben.

Das Land des großen Krieges wird eine neue politische Aera für Europa einleiten. Es werden keine Königreiche und keine Kaiserreiche mehr sein, aber es wird ein Verband aller Reiche der Erde gebildet werden, ähnlich dem der Vereinigten Staaten von Amerika. Es bleiben einfach vier große Nationen übrig: Germanen, Lateiner, Slaven und Mongolen.

Nach 1925 sehe ich eine große Veränderung in religiöser Hinsicht. Die zweite Fackel der Buhlerin hat den Fall der Kirche verursacht. Die ethische Idee ist beinahe ganz verschwunden, die Menschheit ohne Moralgefühl. Dann steht jedoch ein großer Reformator auf. Er will die Welt von den Ueberbleibseln des Monotheismus befreien und den Grundstein für den Tempel des Pantheismus legen. Und ich sehe den Beginn eines neuen friedlichen Zeitraums. Der Mann, der diese Mission vollbringen wird, ist ein Mongole. Er lebt bereits hier auf Erden, aber er selbst ist sich der Aufgabe, die seiner wartet, noch nicht bewußt.

Die dritte Fackel in den Händen des Weibes hat bereits begonnen, unsre Familienbeziehungen zu untergraben, unsre Begriffe von Kunst und Moral zu verwirren. Die Beziehungen zwischen Mann und Frau werden nur als prosaische Assoziation der Geschlechter angesehen. Die Kunst hat begonnen, zu degenerieren, politische und religiöse Störungen werden das geistige Fundament aller Völker ins Wanken bringen.

Der Nationalitätenkrieg in Europa, der Klassenstreit in Amerika und der Rassenstreit in Asien haben die Kulturarbeit ein ganzes Jahrhundert zurückgedrängt. Aber da, mitten im Jahrhundert, sehe ich einen Helden auf dem Gebiet der Kunst und Literatur aufstehen aus den Reihen der Lateiner und die Welt reinigen von allem Alten und Bösen. Das strahlende Licht des Symbolismus wird die Fackel des Commerzialismus überstrahlen. An die Stelle der Polygamie und Monogamie wird Poetogamie treten, eine Beziehung der Geschlechter, die sich nach den poetischen Begriffen des Lebens entwickelt.

Ich sehe die Nationen weiser und besser werden. Eine Zeit wird kommen, wo die Nationen nichts mehr werden wissen wollen von Armeen, Heuchelei und Entartung in der Kunst. Sie werden begreifen, daß die lockende Frau eine Illusion war.

Das ganze Leben ist Entwicklung, und Entwicklung ist Fortschritt von einer einfachen zu einer zusammengesetzten Form. Ich sehe das Weltdrama in seiner heutigen Form verschwinden wie das Abendsonnengold hinter den Bergen.

Dichter und Helden

von Moritz Goldstein

Das üppige Drama der olympischen Götterwelt, dem gläubigen Griechen eine kosmische Realität, wird in Wahrheit das unbewußte Produkt der Phantasie eines ganzen Volkes gewesen sein. Wer bei den Griechen dichtete, der half die bunte Fabel weiterspinnen; Träumereien ungezählter Einzelner wurden zu gemeinsamer Leistung zusammengeschlossen durch den Mythos.

Was uns betrifft, so haben wir zwar Wissenschaft als gesamteuropäische Angelegenheit, und jeder Forschende, Lernende, Lehrende trägt seinen Baustein zu der mächtigen Kuppel herbei. Die Phantasie dagegen findet keinen Mittelpunkt mehr und strebt in zielloser Fabelei tausendfältig auseinander.

Dieser überaus richtige Gedankengang steht, dem Sinne nach, zu lesen in Gerhart Hauptmanns Griechischem Frühling. Er scheint mir das Grundleiden modernen Literaturbetriebes zu bezeichnen. Da wir den Mythos entbehren, die religiös geweihte Märchenwelt, da unsrer Phantasie kein geformter Stoff dargeboten wird, sondern nur das Rohmaterial ungebändigter, während des kurzen Einzellebens erzeugter Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte, so fehlt unsern Themen die Notwendigkeit. Zu dem seelischen Erlebnis, das nach Ausdruck ringt, muß, im allgemeinen, der Stoff erst hinzugesucht werden; er ist nicht gewachsene Haut, sondern gekauftes Kleid, noch dazu ein Kleid, das kaum jemals durch die Mode bestimmt wird, sondern aus dem Trödelkram der Weltgeschichte wie zu einem programmlosen Maskenfest gewählt werden soll. Die Aufgabe, den Stoff einem von vorn herein leeren und gleichgültigen Publikum aufzuzwingen, kommt als besondere Leistung zur eigentlich dichterischen Tat noch hinzu. Sogar Goethes Werk ist von der mangelnden Notwendigkeit des Stoffes nicht ganz ungeschädigt geblieben. Wagner hatte den richtigen Gedanken, daß die Kunst, und gar eine so feierliche Kunst wie die Musik in der Verbindung von Orchester und menschlichen Stimmen des Mythos zu ihrer letzten Rechtfertigung bedürfe; nur vergriff er sich grotesk mit dem Versuch, diesen Mythos durch die Auffrischung einer kulturhistorischen Antiquität zu gewinnen. Solange die Suggestion anhielt, seinen tönenden Vorgängen liege Mythos zu Grunde, behaupteten Wagners Werke, und sogar ihre Darsteller, in der Tat ebendaher eine besondere und unvergleichliche Würde. Nur konnte es freilich nicht ausbleiben, daß man eines Tages den zufälligen Charakter auch des bayreuther Stoffkreises entdeckte, und daß seitdem von Wagners Leistung nichts übrig blieb als Opern, was ja durchaus nicht wenig ist, aber keineswegs das, was ihr Schöpfer erstrebte. Vielleicht besteht die befreiende Wirkung des von Zeit zu Zeit verkündeten Kunstevangeliums des Naturalismus zu einem großen Teil darin, daß mit dem sozialen Thema ein Stoffgebiet gefunden ist, das jedem Lebendigen, dem Schaffenden wie dem Aufnehmenden, ohne weiteres nahegeht, das nicht gesucht, sondern gegeben, nicht

zufällig, sondern notwendig zu sein scheint. Sowie indessen die Phantasie anfängt, über die Darstellung alltäglicher Not und allmenschlichen Elends wieder romantisch hinauszuschweifen, beginnt die Qual des Stoffes von neuem.

Diese Unsicherheit modernen Dichtens findet ihren Ausdruck im Schwanken des Heldenbegriffs. Wir haben erlebt, daß die produktive Teilnahme sich leidenschaftlich jedem Widerspiel des heldischen, das heißt: vorbildlichen Menschen zuwandte. Der große psychologische Aufwand etwa in Flauberts ‚Education sentimentale‘ oder ‚Madame Bovary‘ gilt Personen, die durchaus nur in Gänsefüßen Helden genannt werden können. Fast in der gesamten Leistung der naturalistischen Epoche gibt es keinen Helden.

Der Drang des Dichters, den erhöhten, den vorbildlichen Menschen zu suchen und bildend aus sich herauszustellen, bleibt jedoch mächtig. Wer gilt den Heutigen als höchster Typ? Die deutsche Antwort lautet seit den Tagen der Stürmer und Dränger: das Genie. Wer ist Genie? Die Romantik gibt, für ganz Europa, die Losung: der Künstler.

Damit ist die Poesie in einen höchst gefährlichen Zirkel geraten. Wenn die Blüte der Menschheit sich im Dichter verkörpert, so findet der Dichter keinen Stoff mehr — außer sich selbst. Achill zwar brauchte seinen Homer; Homer aber brauchte noch ebenso seinen Achill, dessen Taten ihm nicht nur den Stoff, sondern auch die Rechtfertigung und Weihe des Singens und Sagens gewährte. Heutigen Tages wäre Homer sich selber genug; am Wunder seiner eigenen Produktivität und Genialität ließe er sein Schaffen sich entzünden; berauscht vom eigenen Spiegelbilde gäbe er nichts als Selbstdarstellung. Der Schreibende wird nicht mehr danach gewertet, was er kann, sondern was er ist — und wenn er Interesse an sich nehmen und für sich wecken soll, so wird er nichts zu sein brauchen als ein exzentrischer Mensch, Ausnahme, Original. Dies scheint mir in erheblichem Maße Strindbergs Fall zu sein. Ein irgendwie absonderliches Schicksal, ungewöhnliche Jugend, weite Reisen, Kämpfe und Fahrten treten an die Stelle freischaffender Produktivität. Goethe erkannte früh die Gefahr des Zirkels, und von der Theatralischen Sendung zu den Lehrjahren Wilhelm Meisters, vom Urfaust zum zweiten Teil der Tragödie hat er sich gemüht, die dampfende Genialität abziehen zu lassen und Wert und Vorbildlichkeit des Menschen solider zu begründen. Zwischen Nachgiebigkeit und Widerstand gegenüber dem verlockenden Thema strömt die Produktion der letzten hundertfünfzig Jahre mit ihren zahllosen Künstlerdramen und Künstlerromanen dahin.

Mit solchen Betrachtungen ist ein Standort gewonnen zur Beurteilung von Romain Rollands umfangreichem Epos ‚Johann Christof‘, das jetzt mit seinem dritten Bande in deutscher Uebersetzung abgeschlossen vorliegt und das nach Umfang und Bedeutung die prinzipielle Würdigung herausfordert. (Johann Christof am Ziel. Verlegt von Rütten & Loening in Frankfurt am Main.)

Wenn jemand vorhergewußt hätte, daß der Krieg kommen und einen blutigen Strich unter die bisherige Weltrechnung ziehen werde, und wenn er darum das Europa vor dem Kriege in einem Riesenbilde hätte festhalten wollen: er hätte dieses Werk schreiben müssen — so voll Ahnung der nahen Katastrophe steckt es. Alles ist darin, was in den vierzig Friedensjahren an geistigen Kräften durcheinander und gegeneinander gewirkt hat: die Literatur, die bildende Kunst, die Musik; die Philosophie, der Sozialismus, die Politik; freilich meist nicht auf die letzte Formel gebracht, sondern oft mit ein paar Schlagworten, die bisweilen von der Phrase nicht allzufern bleiben, erledigt. Es ist darin, von prophetischen Kräften geballt, der Haß, der schließlich explodiert ist, und die Liebe, die den Ring der Menschheit einmal wieder schließen wird. Es ist darin ein unübersehbares Gewimmel von Menschen, Deutsche, Franzosen, Italiener und Juden, tragische Gestalten und lächerliche, solche, die bis in ihre tiefste Seele hinein transparent erscheinen, und solche, die nur mit theatralischer Geste sich vorüberbewegen. Und es ist darin ein endloser Reigen von Frauengestalten, eine ganze Welt leidenschaftlicher Weiblichkeit, die nach dürren Flächen altkluger Reden immer wieder den Dichter von göttlicher Gewalt des Schaffens offenbaren. Und es ist endlich noch darin eine Lebens- und Menschenkenntnis überlegener Art, die ganz nah an Weisheit heranreicht.

Dieser ganze Kosmos nun schwingt um den einen Johann Christof. Romain Rollands Held und Liebling, der aus zu enger deutscher Heimat nach dem freien Frankreich ausbricht und in der Berührung mit Italien sich vollendet, der seine Zeit verkörpert, indem er sich ihr entgegenstemmt, sie bekämpft und über sie triumphiert, Johann Christof der Sinn, der Exponent, die Blüte und Rechtfertigung seiner Epoche — was wird er sein? Künstler, Musiker. Wir schwimmen mit dem Strom romantischer Genieverehrung.

An der technischen Bewältigung der Aufgabe ist nichts auszusetzen: Johann Christofs schöpferische Potenz, auf die bei einem Künstler alles ankommt, und die doch nicht bewiesen werden kann, wird glaubhaft gemacht. Romain Rolland besitzt eine ganz besondere Fähigkeit, den Vorgang musikalischer Inspiration und Produktion zu umschreiben und auszudrücken. Auch dies ist geleistet, daß das produktive Pathos des deutschen Musikers in den Dienst eines leidenschaftlichen Ethos gestellt wird. Mit der bunten Fabel des Künstlerromans empfangen wir eine Bilanz Europas. Der Kampf, die Not, die Angst und die Hoffnung einer Epoche dargestellt als Entwickelungsstufen eines Schaffenden; der Schaffende erhöht zum Mittelpunkt und Gipfel seiner Zeit und seines Erdteils: so enthüllen sich die Wertungen der Generation vor dem Kriege.

Mit gefälliger Phantasie sich das Ideal eines Menschen, die Vollendung seiner selbst zu erfinden, bleibt das beneidenswerte

Recht des Dichters, das man ihm nicht mißgönnen wird, falls er nur schöpferische Kraft genug besitzt, das Idol mit Blut zu füllen. Dem Epiker Rolland fehlt es nicht daran. Und auch jene zweite Freiheit wird man ihm einräumen, seinen Freund einen erdichteten Lebensweg zu führen, einen Weg, der unaufhaltsam steigt, auf dem genau in den rechten Abständen die erwünschten Stationen des Leides und des Glückes ihn erwarten, auf dem von frühester Jugend an im rechten Augenblick die rechten Menschen bereitstehen, um ihm, als Freunde oder Widersacher, eine Strecke vorwärtszuhelfen. Man wird dem Zufall in diesen tausend Begegnungen nicht pedantisch nachrechnen, man wird auch nicht darauf sich versteifen, daß zwischen Leistung und Berühmtheit niemals eine zwingende Verknüpfung herzustellen ist, daß man den Erfolg in der Biographie hinnehmen, in der erfundenen Fabel glauben muß. Wir begnügen uns damit, daß Romain Rolland uns zwingt, zu glauben.

Dichtung verlangt den Helden. Wir lassen diesen Johann Christof gelten als den gesteigerten und vorbildlichen Menschen der gärenden, ringenden, glücklichen, unglückträchtigen Zeit vor 1914, und danken seinem Schöpfer für die Gabe.

Der Generation, die den Krieg überleben und überwinden wird, bleibt die Aufgabe, Heldentum und Vorbildlichkeit ganz und gar von der fragwürdigen Künstlerschaft und Genialität zu befreien und sie mit männlich gewordener Phantasie neu aufzubauen auf dem tief in den Erdboden eingesenkten Fundament des Willens, des Glaubens und der Tat. Denn aus dem neuen Menschen, den uns neue Dichter schenken sollen, muß eines Tages hervorgewachsen, was wir entbehren, und wonach wir suchen: Mythos.

Briefbeilagen von Peter Panter

Die Schimeckische

Den ganzen Tag über habe ich schon furchtbar wichtig getan, und wenn du gefragt hast, wohin wir abends gehen, habe ich es nicht gesagt, sondern mich in Schweigen gehüllt oder dunkle Andeutungen von unerhörten Späßen zum Besten gegeben. Du hast sogar schon einmal mit dem Fuß aufgestampft (was du doch nie tun sollst!) — aber du hast es doch nicht erfahren. Auch noch nicht, als ich dir im Hotel den Theatermantel um die Schultern lege. Auch noch nicht in der Droschke. Und erst, als wir im Parkett sitzen und du guckst und guckst — den Theaterzettel halte ich fest in der Hand —, und als ich sage: „Nu wenn schon, bittä!", da weißt du, daß es Pallenberg wird und seine Schimeckische.

Es beginnt. Du machst deine Theateraugen: ganz blau und ganz groß. Aber noch ist gar nichts. Die da oben reden und agieren und nennen sich mit Namen, daß man weiß, wer sie sind, Einer im Publikum lacht, ich sitze unbeweglich. Du siehst

durchs Glas und sagst nichts. Und auf einmal geht die Bühnentür auf und herein kommt — der kleine Stubs, den ich dir gebe, ist ganz überflüssig. Das gibt es in ganz Europa und Slavonien nicht noch einmal. Eine Mischung von beleidigtem Seehund und Hintertreppennapoleon, ein kleiner König auf Rädern, die geliebten Goldplomben blinken . . .

Diese quäkende Trompetenstimme beherrscht sofort das ganze Theater. Es wird unruhig und wieder atemlos still. Und es geht da oben los, daß einem Hören und Sehen vergeht. Alle Minute ist er etwas andres. Gott bewahre, gibt es das. Aber das steht hier gar nicht zur Behandlung . . .. Die Sprache kobolzt. Ungeahnte Assimilationen tauchen auf (so nach der Melodie: Was ist Epistel? Die Frau von Apostel). Ich habe dieses Meisterwerk feinen deutschen Komödienspiels schon so oft gehört, aber nun komme ich auch unrettbar ins Lachen, rutsche von meinem mühsam bewahrten Ernst sachteken herunter und plantsche munter in dem allgemeinen Meer von Fröhlichkeit. Er rast und tobt. Es kommt vor, daß er schnell einen ganzen langen Satz noch einmal rückwärts läuft, weil er vorn auf dem ersten Wort einen I-Punkt nicht mitgesprochen hat. Ordnung muß sein. Und diese Würde! Diese Vorstadtgrandezza! Dieser schneidende Hohn! „Das tät Ihnen so gfallen, Frau Schimäkischä!" Das e ist ausgelöscht aus der Sprache: man hat dafür das weitaus hellere und feinere i (wie in „Knabi") oder das nasale a mit den beiden Tippeln: eine Orgie des ä. Noch in der Pause hast du nasse Augen.

Und bevor ich fragen kann, ob ich vielleicht zu viel erzählt habe, fängt es wieder an, und ich hänge mit gekreuzten Beinen an den Lippen des geliebten Lehrers und schlichten Menschendarstellers . . . man kann nicht mehr jappen. Ich kneife dich fortgesetzt ins, sagen wir: Bein — das würde sonst unfehlbar eine Palastrevolution setzen, diesmal ruckelst du nur ein bißchen empört auf deinem teuren Parkettsitz, und gleich lachst du wieder, und lachst, lachst und lachst —

„Ich habe das mit meine beiden Ohräpfeln gihört!" kreischt der da oben. Und er ist „von Freude umfangän", und „sie tänzelt im Opernhäusel", und der alte Plötz wird lebendig: „Wohin eilest du, mein Kind?" spricht er in schierem Hochdeutsch — und so geht das, bis du mit dem Operngucker wackelst, und bis zu jenem unsterblich idiotischen Moment, wo Märchän den Hut zu spät, doch nicht zu spät, doch zu spät im Zimmer abnimmt; man macht ihn darauf tadelnd aufmerksam, und Fürst Max der Verstopfte, mit Eiseskühle auf den Hut deutend: „Vormals oben, jetzt unten!" (in Firma Hut selige Erben, wahrscheinlich).

Und dann fällt der Vorhang, und du holst ganz tief Atem, und ich freue mich zweimal über Pallenberg: einmal allein und einmal mit dir, du lachst noch in der Garderobe. Und dann zeige ich dir, junge Frauen haben das gerne, Berlin bei Nacht.

August 1917 von Alfred Polgar

Das Panorama ist lieblich ausgebreitet. Blick und Gefühl umfassen es, durcheilen es schwebend wie auf einer sanften Riesenschaukel, und der Geist sinkt in traumvollen Wachschlaf. Hundertundsiebzehn Nuancen von Grün. Es riecht nach gekochtem Holz, nach Zyklamen-Essenz und nach gärendem Grasbrei. Irgendwo fällt ein Schuß. Jagd. Der Klang rollt als ein so Körperliches über Wald und Wiese, daß man ihn mit den Augen erhaschen zu können meint. Er macht die Bäume leicht erzittern und den Wind stärker rauschen. Da fällt das Gefühl aus der sanften Schaukel, der Geist schreckt, wie ertappt, aus seinen Träumen auf, und die hundertsiebzehn Nuancen von Grün verschwimmen zu einem eindeutigen Rot. Solange es Berge gibt, über die Tag aus, Tag ein, Nacht aus, Nacht ein die Todesangst ihre schwarzen Wellen stürzt, solange gibt es keine andern Berge. Die Natur hat sich solidarisch erklärt. Baum und Wald und Hügelhang weigern sich, lieblich, großartig, friedevoll zu sein. Und der Mensch senkt vor ihrem augenlosen Blick den seinen. Sie schämen sich vor einander.

*

Das Idyll ist tot; als Wille und als Vorstellung.

*

Ein feinstes Netz von Geräusch, aus Blättermurmeln, Käferkriechen, Steinchenrollen, Holzknistern gewirkt, spinnt sich über den Ruhenden. Schritte! Sind es die Kühe aus der Bauernwirtschaft? Nein, es sind die Damen aus der Pension. Man erkennt sie an dem fehlenden Glocken-Bim-Bam.

*

Heilung suchen in der Natur? Aber Heilung ist Kampf, Ueberwindung. Und die Natur widerspricht niemals. Sie ist die großartigste Resonanz-Verstärkerin. Deine Traurigkeit wandelt sie zur Melancholie, dein Frohsein zum Gefühl des tiefen Glücks, dein Alleinsein zur süßbittern Einsamkeit. Und den Klang deiner innern Leere zum Dröhnen der Verzweiflung und Vernichtung!

*

Des Weibes Leib ist ein Tempel, sagt die Frau Notar. Nun, die Säulen dazu hat sie.

*

Allenthalben stehen Bündel gemähten Getreides auf den Feldern. In zwei graden Reihen, „ausgerichtet", „aufgedeckt", wie die Züge einer Kompanie, mit Körner-Munition wohl versehen, wartend auf das Kommando: Marsch! Aber der Hunger, der das Land besetzt hält, sieht ihrer Offensive mit Gelassenheit entgegen. Er weiß, daß sie seine Front höchstens einbeulen, nicht durchbrechen werden, und daß an zahllosen Riegelstellungen ihr lebenbringender Ansturm zerschellen wird . . . Dabei kann man die Natur erst nächstes Jahr um diese Zeit wieder „mustern"!

*

Ich weiß eine Menge lateinischer Namen von Pflanzen. Dann weiß ich auch, ungefähr, zu welcher Gruppe sie gehören, ob sie giftig oder offizinell oder dergleichen sind (die meisten, ach, sind ja ‚communis'). Also ihr Beruf, ihr besonderes Talent, ihr Charakter sind mir bekannt. Was weiß ich sonst von ihnen? Daß sie blau oder gelb sind, riechen oder stinken, sich weich oder rauh anfühlen, milchig-dünnen oder dick-klebrigen Saft aus dem gequetschten Stengel lassen. Dann weiß ich noch, zum Beispiel, daß die fleischfressenden Pflanzen eigene Organe zum Festhalten, Aussaugen und Verdauen des Insektenkörpers haben, da ihnen die Organe, um vegetabilische Nahrung aus der Luft oder der Erde zu nehmen, mangeln. Hier ruft die Naturwissenschaft aus: Wie erhaben-weise hat die Schöpfung dieses Manko der fleischfressenden Pflanzen bedacht und ihnen deshalb andre Lebensmöglichkeit gesichert ... Schön, aber das Manko ist ja auch Wille und Werk der Schöpfung. Also das Ganze eine Spielerei; ein Virtuosenstückchen. Mein Zimmernachbar ist ein dummer und ordinärer Mensch. Er wäre zum traurigsten Schicksal auf Erden verurteilt, hätte ihm nicht die Natur sieben Millionen verliehen. Also kann er jetzt Fleisch fressen, so viel er will, wie die dumme Nepenthes, die ohne ihre haarigen Blütenblätter und ihre Saugwärzchen auch im fettesten Ackerboden elendiglich verhungern müßte. Aber ich muß sagen, daß die sieben Millionen meines Zimmernachbars, trotz der vorsorglichen Weisheit, die die Schöpfung hiedurch an ihm geübt, mich keineswegs religiös stimmen.

*

Nach Tische gibt es Täßchen mit einer dunklen, peinlich riechenden Flüssigkeit, die so flau und bitter schmeckt wie Geldsorgen. Seinerzeit hieß das: Katzenmist-Brühe. Jetzt heißt es Kaffee. Nom de guerre!

*

Wenn der kalte Wind von den Bergmauern herab über die Futterwiese stürzt, schauert sie zusammen und zieht, wie fröstelnd, ihr schönes Seidentüchlein von lila Klee fester um sich. Sie ist so zart und empfindsam! Ganz gewiß sagen die Tiere im Märchen „Fräulein Wiese" zu ihr.

*

Das große viereckige Feld mit den zwei dunkelgrünen Gemüseäckern in seinem lichten Grün sieht aus wie ein geflicktes Billardtuch. Auf dem Billard liegt die Frau Bankdirektor und neben ihr, sie betrachtend, der glattrasierte Rechtskonsulent, der im Schwimmbad eine Minute und acht Sekunden unter Wasser bleiben konnte. Er redet von Literatur, kommt dann auf die Meistersinger, springt über zu Betrachtungen allgemeiner Art und streift auch, flüchtig, die Natur im Winter. Aber, Herr! Warum denn verkehrte Quart über die Hand?? Sitzer!

*

Als der Krieg ausbrach, hat man von den Geschäftsläden, berstend vor Fülle und Pracht der Ware, vor allem die Reklameschilder entfernt, die französischen oder englischen Ursprung des Produkts beteuerten. Gestern nahm die Besitzerin des Kramladens unten im Ort das Schild, das über dem schmutzigen Schaufenster hing, herab und steckte es in die Rumpelkammer. Auf dem Schild stand: „Eier, Milch, Butter, Käse, Salami, Obst, Gemüse, Honig, Zucker, Kaffee, Petroleum, Oel, Flaschenbier." In dem Auslagefenster sind jetzt vier leere Körbe, drei braune Kartons ohne Inhalt und, an einem Faden von der Decke hängend, ein Stück vergilbtes, steifes Papier. In ihm stecken drei rostige, verbogene Sicherheitsnadeln. Darunter, in zierlichen Lettern, steht: „Dernier Nouveauté, Paris."

*

Auch das fünfzehnjährige Fräulein Kläre ist verliebt in den Rechtskonsulenten. Symptome: erstens sieht sie ihn niemals an; zweitens küßt sie seit einiger Zeit stürmisch den Dackel der Pensionsmutter, den sie bisher gar nicht sentimental behandelt hat; drittens gab sie mir früher immer sehr freundlich die Hand, jetzt indes macht sie das eilig, wie mit leblosen Fingern, einen unbeschreiblich taktvoll-unzufriedenen Ausdruck in den schwarzen Augen. Horror vor den Andern — das ist das feinste Zeichen einer jungen Leidenschaft. Mit zunehmenden Jahren ändert sich das. Und schließlich kommt die große Sympathie für alle Andern, weil sie die Andern, und der Horror vor dem Einen, weil er der Eine ist.

Zum ersten August von Theobald Tiger

Herr Krieg, du bist unsre Zuflucht für und für.

Ehe die Berge wurden und die Länder und die Welt geschaffen wurden, warst du, Krieg, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die andern Menschen lässest sterben und sprichst: Hinweg, Menschenkinder!

Denn vier Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sie sind zum Glück wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird.

Das machet dein Zorn, daß sie so vergehen, und dein Grimm, daß sie, sie, sie so dahin müssen.

Denn ihre Missetaten stellest du vor dich, ihre Sünden ins Licht vor deinem Angesichte.

Ihr Leben währet zwanzig Jahre, und wenns hochkommt, so sinds fünfundzwanzig, und wenns köstlich gewesen ist, so ist es schnell dahingefahren, als flögen sie davon.

Wer glaubts noch nicht, daß du so sehr zürnest? und wer fürchtet sich noch nicht vor solchem deinem Grimm?

Lehre sie bedenken, daß sie sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern.

Und der KRIEG, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände; ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern!

Geschäftsführung von Alfons Goldschmidt

Das Nationalisierungsprogramm des Obersten Volkswirtschaftsrats in Rußland wird nur von Wenigen begriffen. Es wird verhöhnt, belächelt, von oben herab kritisiert. Selbst Sozialdemokraten bemängeln es, zweifeln an seiner Durchführbarkeit, ja an seiner sozialistischen Grundsatzfestigkeit. Das Programm wurde in Deutschland erst drei Monate nach seiner Veröffentlichung und Inkraftsetzung bekannt. Seither ist allerlei verwirklicht worden, was jene Lächler nicht wußten. Die Verschmelzung der Banken zu einer Volksbank ist schon recht weit gediehen, das Staatsmonopol für Außenhandel ist organisiert, die Nationalisierung der Eisenbahnen, der Binnenschiffahrt, der Naphtha-Industrie, der Kohlenproduktion, der Abforstung ist durchgeführt. Die kommunistische Verteilung der Arbeitskräfte ist eingeleitet, Zentralisierung und Dezentralisierung der staatswirtschaftlichen Verwaltung sind im Gange, ein neues Finanzierungssystem für die Industrie wird schon angewendet, die kommunistische Kontrolle der nationalisierten Betriebe ist, teilweise, eingerichtet, ein System von Staatseinkäufen und Staatsaufträgen funktioniert mit großen Summen, der Kollektivismus in der Landwirtschaft ist weiter ausgebaut worden, die Feldbestellungen unter offizieller Leitung, der Wohnungskommunismus und manches andre noch wurde mit Erfolg betrieben, wenn man den Mitteilungen des Volkswirtschaftsrats glauben darf. Die kommunistische Diktatur arbeitet rigoros auf die Einfühlung des privatwirtschaftlichen Sinnes in den Kollektivismus hin. Jedenfalls kann man nicht oder noch nicht von einem Zusammenbruch des Systems sprechen. Es wurden sogar verkehrstechnische Reformen erzielt. Für Budget-Ehrlichkeit wird gesorgt, und die Lebensmittelzufuhr vom Dorf in die Stadt wird sehr energisch umorganisiert. Das ist keine Utopie, es ist greifbare Wirklichkeit. Mit der Zeit mögen die Gegenkräfte stärker und durchsetzender werden, der Kommunismus mag der Durchlöcherung und Aufrollung anheimfallen: bis heute jedoch ist er vorwärts geschritten. Haben die Leute, die von einem Verrat an der Marx-Bibel sprechen, eines der Schlußkapitel des ersten Bandes des ‚Kapitals' gelesen? Ich glaube nicht; sonst würden sie keine Abirrung konstatieren, sondern eine Uebereinstimmung. Die Expropriation der Expropriateure wird nach den Vorschriften versucht. Der Versuch ist ungeheuer, ist, wie hier schon gesagt, das gewaltigste Wirtschaftsereignis. Jahrhunderte hindurch wird man aus diesem Buch kommunistischer Riesenpraxis schöpfen: es wird ein Grundbuch der Wirtschaftsgemeinschaft sein. Mit kläglichem Relativismus, mit Manchesterbedenken, mit weltwirtschaftlicher Kleinlichkeit, mit Lehrsatzsophisterei kann man der Sache nicht beikommen. Hier ist ein Richtungsereignis, ein Wendegeschehnis, vielleicht ein Vorauseilen, aber keine Narretei und keine Unmöglichkeit. Die versuchte Praktizierung eines uralten Menschenwunsches: des Wunsches, die Gesellschaft umzuschichten und dann materiell zu nivellieren. Letzte Fragen stehen auf, Fragen des Progressus oder Regressus, der Epikuraeer oder Stoiker, Fragen der Freiheit oder Knechtschaft in der Bindung, Grundfragen der Sozialgestaltung und des Glückes. Sie wollen in Rußland die Geschäftsführung ändern, die Geschäftsführung der Gesamtwirtschaft und der Einzelwirtschaft. Sie wollen die Wirtschaft mit Parität durchdringen. Dabei wollen sie technisch konstruktiv sein und auf einer bescheidenern, aber doch feinmechanisch qualifizierten Mannigfaltigkeit den freien Geist und die Liebe sich ausleben lassen. Unendlich viel

sympathischer sind sie mir als die mit dem sozialwirtschaftlichen Spiel, mit den Gnädigkeiten aus der Gewalthand, als jene Tröstlinge, die doch nicht von ihrem goldenen Sessel loskönnen. Als die Konjunkturgeschäftsführer, die den Wind riechen und ihn in ihre Segel leiten möchten. Erfüllbarkeit, das ist nicht die Hauptsache: Glaube ist es, Inbrunst, Harmonie von Tat und Persönlichkeit.

Entzückt uns denn die Geschäftsführung, die wir schaudernd erleben müssen? Dieser brüchige Staatssozialismus, der Mißbrauch der Notorganisation, das Uebertölpeltwerden, das Verschleiern und Verstecken, das Moralgeschrei und das Hamstern, die Verhöhnung des wirtschaftsdemokratischen Gedankens, die Diktatur auf einem Scheingesellschaftsrechte? Wo wir hinsehen, erblicken wir Tierisches, lächerliche Berechnungen, freche Bilanzierungen, unerhörte Nasführungen und immer wieder erhobene Gebethände. Der Ekel muß uns packen vor dieser Steuerfurcht, den Massendefraudationen, vor einer lügenhaften privatwirtschaftlichen Sozialpolitik gewisser Unternehmer, vor der völligen Nichtachtung natürlicher Selbstbestimmungsrechte. An dieser Stelle wird darüber noch gesprochen werden. Ueber den Großaktionär, der mit seiner Gesellschaft jongliert, die Formalität zur Verschiebung ausnützt, Unternehmungsverquickungen aus Dividendengründen vornimmt. Ueber tendenziöse Aufrichtung und Lahmlegung von Betrieben, über Minderheitstragödien, Moralknebelungen durch Vertrag, über Interessenparlamentarismus. In der ganzen Welt ist es dieselbe Sache. Wenige regieren das Gesetz, die Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten der Millionen, verschandeln die Rechtsprechung und denken immer nur an ihre Tasche. Müssen wir nicht raus aus diesem Wust, aus diesen Widersprüchen, dem Wahnsinn einer im Geiste der Besten nicht mehr berechtigten „Ordnung"? Wir müssen hin zu einer Gemeinschaft, das ist das Signum dieses Krieges. Freiheit in der Gemeinschaft. Rußland ist nicht Westeuropa, und Westeuropa wird vielleicht den russischen Kommunismus zerbrechen. Aber damit ist das Problem noch nicht gelöst: damit beginnt die Arbeit erst.

Antworten

Leser. Euer Freund Germanicus, und nicht er allein von Euern Freunden, ist ruhebedürftig. Bevor er für kurze Zeit in Sommerschlaf sinkt, schreibt er mir: „Die Frankfurter Zeitung hat leider nur gar zu recht: ‚Die auswärtige Politik, wie sie bei uns getrieben wird, ist ein Tohuwabohu gegen einander kämpfender und intrigierender Strömungen; Schrecken würde das deutsche Volk ergreifen, wenn es wüßte, was da alles für Geister mitregieren.' Zuvor hat sie festgestellt, daß jede Reform unsrer äußern Politik eine Reform der innern Politik voraussetzt. Die Tragik solcher Sachlage und das dringende Erfordernis, den einzig gangbaren Weg zur Besserung so schnell wie irgend möglich zu beschreiten, haben die Tage der Kühlmann-Krise und noch weit mehr die Beruhigungsaktion des Kanzlers, vor allem aber das Gestrüpp seiner Belgien-Erklärungen tragikomisch erwiesen. Ein Volk, das sich anschicken möchte, Weltpolitik zu machen, müßte vorerst dafür sorgen, daß solche Lächerlichkeiten von ihm genommen werden, müßte zunächst alles daran setzen, daß die innerpolitische Unfähigkeit, die in so unheilvoller Weise jede außenpolitische Maßnahme belastet, überwunden werden." Da ein Mann wie Graf Reventlow, dessen Denkorgan in den Muskeln, Ellbogen und Stiefelabsätzen sitzt, selbstverständlich keinen

Sommerschlaf braucht, ja unter den Strahlen der Hundstage hemmungsloser denn je zu toben pflegt, so wirds eine Weile noch unheilvoller werden. Germanicus kann nichts tun, als nach der Pause durch verdoppelt wachsame Kritik dazu beizutragen, daß seine geliebte Germania ihre Unfähigkeit überwinde.

Hans Heinrich von Twardowski. Sie möchten mir zeigen, daß Sie „noch etwas andres können als bloß Parodien schreiben", und wollen deshalb ein paar Augenblicke über Elsa Wagner vom Deutschen Theater sprechen, über eine Künstlerin, die, wie Sie meinen, zu Unrecht im Schatten steht. Nun denn . . . „Manchmal macht sie kleine hilflose Gebärden. Wenn sie weint, hat sie die Augen offen. Dann ist sie am menschenvollsten, wenn der Schmerz in ihr dröhnt wie eine grausame Baßsaite, daß ihr das Wort versagt, wenn sie niederbricht, lautlos wie eine Blinde, fremd wie ein Wesen, dem man vergessen hat einen eigenen Namen zu geben. Dieses Innenweinen ist tiefer als der Schrei, in dem die Erlösung liegt, tiefer als Tränen, die das Ausströmen bedeuten. Zuerst denkt man: sie ist bizarr — bis man sieht: sie hat die seltene Fähigkeit zur Groteske; bis man sieht: sie ist die Schauspielerin für Hermann Essigs Lebewesen, für die es fast gar keine Darsteller gibt. Einmal eine tausendjährige Frau, eine Gebeugte, doch eine Aufrechte, eine Einfältige, doch eine Prophetin, eine Märchengestalt, doch eine Erfüllte und eine Wissende um die Unentrinnbarkeit vor den letzten Dingen. Ein ander Mal als Alraune: vermooste Pflanzlichkeit, filziges, verpilztes Medium, waldentwachsene Sonnambule. In ‚Dantons Tod': schrill, schamlos! Blut, Schreie, roter Tanz! Trommeln! Trommeln! (O Rimbaud!) Besessene des Mordrausches! Bachantin der Grausamkeit. Und dann wieder: die Verlobte in der ‚Gespenstersonate', die klavierzimpelnde alte Jungfrau im ‚Schnellmaler'. Ganz unvergeßlich! Dies und andres dankt man ihr lange. Sie versagt vollkommen im Salon, außer wenn es sich um feine, stille, russische Frauen handelt, denen die Trauer und die Einsamkeit der Steppe im Blute tönt. Sie weiß Melodien zu wecken, die in ihrer übermenschlichen Traurigkeit oder in ihrer wahnwitzigen Verzerrung zu uns reden. In ihr ist Steppe, Balalaika, abendlicher Sang und die Weihe des heiligen Rußland."

Bücherfreunde. Einer meiner Mitarbeiter will das Goethe-Brevier von Hartleben kaufen. Wers hat und abgeben will, ist gebeten, mir seine Forderung zu nennen.

Hans Delbrück. An der Reichstagsresolution festzuhalten, empfehlen Sie? Ja, wenn die liberalen Herren noch so viel Muskelkraft hätten! Es wäre Kühlmann nicht zu verdenken, wenn er mit einem tief aus der Brust geholten „Uff!" seine neue Muße begonnen hätte. Erst tut er den Linken alles zu Liebe — und nach einem so vorsichtigen Eiertanz wie seiner letzten Rede erhebt sich der Rektor Kopsch, die Bezirksvereinsgröße, und läßt ihn im Stich. Man hätte doch . . . Und man müßte schließlich . . . Nein, die haben Angst vor ihrem eigenen Mut, stehen vor sich selbst stramm, und nun gar vor einer fremden Uniform, und werdens nie richtig machen. Wie kann so etwas wieder gewählt werden? Wie? Fragen Sie lieber: wann, denken Sie an die nächste Reichstagswahl und empfehlen Sie, daß er festhalte, nicht einem Verein, der wegen Grundeises nicht einmal festsitzen kann.

Staatsanwalt. Nein, das macht einem gar keine Freude. Sie verkennen Ihre Aufgabe und pfuschen mir dauernd ins Handwerk. Warum verbieten Sie ‚Ulrike' von Sternheim? Weil sie „pervers-unzüchtig" ist? Zunächst empfiehlt sich vielleicht, einen Fachmann —

möglichst Juristen — zu fragen, der Ihnen sagen wird, daß es diesen Begriff strafrechtlich nicht gibt. Dann aber: Ueberlassen Sie uns, was wir lesen wollen, und was wir nicht lesen wollen. In usum masturbantium kann alles sein; selbst die Bibel. Verbieten Sie Pornographien, verbieten Sie Aufreizungen zum Inzest und ähnliche schönen Dinge: aber lassen Sie Ihre Finger von der Literatur. Auch von der schlechten? Ja, auch von der. Man hat Ihnen Mut gemacht, hat Ihnen zur Lust eine breiige Entrüstung produziert und so lange mit Fingern auf Sternheim gezeigt, so lange „gepetzt", bis Sie den Stock vom Schrank herunterholten, um dem Lümmel die Hosen stramm zu ziehen. Tun Sies nicht. Sehen Sie: ich liebe weder den Sternheim von heute noch gar diese ‚Ulrike', die in allen undeutschen Unarten schillert. Er ist ein Posinsky; wenn nicht immer gewesen, so doch geworden. Aber stets — ob Schönherr, ob Sternheim, ob Schickele; ob ein Vereinsmeier, ob ein unbeteiligter Nichtstuer, ob ein Künstler — stets werden Sie mich entschlossen finden, Ihnen in den Bakel zu fallen. Sie sollen uns nicht — und seien Sie noch so geschmackvoll und urteilsfähig — Vorschriften machen. Dazu sind wir da: abzuraten und zuzuraten, je nachdem eine Sache schlecht oder gut ist. Nur das entscheidet. Nicht — ja, was nicht? Ich wills Ihnen sagen. Die Zeigefinger, die sich seit einer Weile gegen den ungezogenen Mitschüler Sternheim hochheben, haben es mir verraten. Irgendwas paßt Ihnen nicht in seiner Erotik. Sie ist Ihnen nicht zu kühn — Gott, was haben Sie in der letzten Zeit nicht alles drucken lassen! und mit Recht, denn schmierige Operette und verfehlteste Literatur sind oder seien Ihrem Machtbereich gleichermaßen entrückt. Nein, das war es nicht. Ich wills Ihnen sagen: das bißchen Feigenblatt, das Sternheim noch vorgebunden hatte, trug keine schwarz-weiß-roten Streifen. Sie witterten — und wittern nicht falsch — hinter der kaltschnäuzigen Frechheit eine Art Auflehnung. Eine Verspottung des Heiligsten, wo der Mensch hat, nicht nur im Bett. Das ist es. Sie wollen — und mit Ihnen wills der Erzbischof und noch der oder jener Vorgesetzte — das Musterbild aus der Fibel im Leben allenthalben bestätigt sehen. Und das geht zu weit. Konfiszieren Sie die Ehen, die diese große Zeit zerbrochen hat. Konfiszieren Sie diejenigen Kriegerfrauen, welche —. Konfiszieren Sie die Etappengatten. Konfiszieren Sie die Realität, Herr, aber lassen Sie dieses bißchen ausgedachte kümmerliche Literatur in Frieden. Sie erreichen natürlich gar nichts als die übliche Reklame, als die bekannte feurige Leibbinde: Beschlagnahmt und wieder freigegeben! Und wenn nicht: Sternheim hat Geld genug, um jederzeit eine Subskriptionsausgabe zu machen für Alle, die im Krieg reich geworden sind, und die es schon vorher waren. Sie erreichen natürlich gar nichts. Schlimm, daß unter meinen Kollegen manche sind, die Sie gerufen haben. Sie sind gekommen. Gehen Sie wieder — es war ein Irrtum. Der Rufer hat gar nicht Sie, sondern mich gemeint. Und ich will Ihr Geschäft — das verspreche ich Ihnen — redlich und scharf besorgen, wie Sie. Und nicht ruhen und rasten, wie Sie. Nur ist da ein kleiner Unterschied, und Sie, der Sie so um Ressorts und die Kompetenz besorgt sind, werden das sicherlich verstehen. Der Unterschied ist: ich bin zuständig, und Sie sind es nicht. Die Literatur beaufsichtigen wir. Ihrer aber harren schwerere, würdigere, lieblichere Aufgaben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe erlaubt
Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 11. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Ursachen des Deutschenhasses von E. Hurwicz

Eine der hervorragendsten, wenn nicht die hervorragendste völkerpsychologische Erscheinung dieses Krieges ist der in ihm von allen Seiten hervorgetretene Haß gegen das deutsche Wesen. Ueber ihn ist viel im In- wie im Ausland geschrieben und gesprochen worden. Nationaloekonomen, Politiker, Völkerpsychologen und Philosophen suchten jeder vom Standpunkte seiner Disziplin diese Erscheinung zu enträtseln. Nunmehr ist auch eine zusammenfassende Darstellung, gradezu eine Systematik des Hasses und seiner Ursachen von Max Scheler („Die Ursachen des Deutschenhasses, Eine nationalpädagogische Erörterung' 1917 bei Kurt Wolff in Leipzig) erschienen. Scheler tritt mit deutscher Gründlichkeit an den Gegenstand heran; er unterscheidet „unzureichende Erklärungsmethoden", „Affektmenge und Hintergründe des Hasses", „Größenordnung und Träger des Hasses", „die Vertreibung aus dem Paradiese", „notwendige nicht schuldhafte Mißverständnisse", „abwendbare Mißverständnisse als Haß-Ursachen". Aus dieser reichen Gliederung des Werkes können wir nur das Eigene und Feinempfundene von Scheler herausgreifen; dies umsomehr, als das fragliche Phaenomen selbst — der Deutschenhaß — doch im Wesentlichen aus großen, zentralen psychologischen Ursachen entstanden ist.

Als ein paar Jahre vor dem Kriege — erzählt uns Scheler — einer unsrer römischen Botschafter einen klugen Franzosen fragte, warum die Deutschen so allseitig in der Welt gehaßt würden, antwortete er: das könne man in drei Worten sagen. Diese Worte hießen: „Ils travaillent trop". Scheler erzählt uns dies in dem Kapitel ‚Vertreibung aus dem Paradiese' und meint, wie mir scheint: mit Recht, daß hier in der Tat eine Quelle der gemeinsamen Abneigung gegen das Deutschtum vorliegt. In der Tat: die Arbeitsamkeit ist vielleicht die zentralste Eigenschaft des deutschen Wesens. Aber der deutsche Arbeitsfanatismus überschattete das Heilsame der Arbeit selbst, bewirkte eine Rastlosigkeit, deren Endzweck nicht abzusehen war, und indem er das Leben der Arbeit unterordnete, eine Mechanisierung des Lebens, eine Entthronung des Lebens als Höchstzweck des Lebens selbst. Der Deutsche erzeugte damit zugleich einen übergroßen Ernst des Lebens. Kurz: er schuf mit all dem einen Kulturtypus, der den Andern ebensowenig verständlich wie verlockend war, und neben dem der so viel geschmähte Rentnertypus und Komfortismus der westeuropäischen „Zivilisation sich immer noch siegreich behaupten konnte. All das fühlt auch Scheler heraus, wenn er sagt: „Schon das Tempo unsrer Arbeit ist ungesund. Es ist ungesund in gleichem Maße, ob wir es innerhalb des Zeitrahmens des Tages, der Woche, des Jahres oder des ganzen Lebens und bei welchen Ständen und Berufen auch immer betrachten. Innerhalb des

Tages fehlt durchschnittlich fast überall die Aufrechterhaltung einer Lebensordnung, die dem für alles höhere Leben so wichtigen innern Akte der Sammlung, die weiter der Erhebung der Seele zu Gott in Anbetung, Gebet, Meditation, die der Erholung und dem höhern Lebensgenuß genügend Spielraum ließe. Nirgends versteckte man leichter und durch eine kräftigere Selbsttäuschung als im modernen Deutschland seine Unfähigkeit und Unwissenheit, die Leeren sinnvoll auszufüllen, welche der objektiv geforderte Arbeitsprozeß läßt, hinter einer vermeintlichen ‚Pflicht', weiterzuarbeiten."

Handelt es sich hier um einen Mangel im allgemeinen Lebensstil, in der Lebenskultur, so kam bekanntlich in der Gestalt der politischen Kultur noch eine speziellere, aber höchst wichtige Ursache der Entfremdung hinzu. Scheler betont hier mit feinem Empfinden, daß es — naturgemäß — besonders die Vertreter des Mittelstandes waren, die in den Auslandsstaaten als Träger des Hasses gegen das politische Anderssein des deutschen Volkes erscheinen. Dieses Anderssein selbst aber ist nach Scheler eine „unabwendbare" Haßquelle: denn hier besteht ein „notwendiges Mißverständnis" der deutschen Freiheitsidee: „Unsre Feinde können auf Grund des Verständnisspielraumes ihres Ethos die fundamentale Tatsache nicht sehen, daß unser Freiheitsgeist oder die Idee der Freiheit, die wir als Deutsche meinen, ihren fundamentalen und ersten Ort überhaupt nicht im politischen Menschen, im Bürger hat, auch nicht in der politischen und öffentlichen Sphäre überhaupt also, das heißt: nicht da hat, wo sie die Freiheitsidee im Westen hat, in Gewissen und Religion, in Familie und Heim. Und sie vermögen ferner nicht zu sehen, daß unser Freiheitsgeist nicht auf das zielt, worin Jeder dem Andern gleich ist, nämlich in der staatsbürgerlichen Qualität, sondern auf das andre, wo Jeder von dem Andern verschieden ist, das heißt: auf die Sphäre der menschlichen Individualität eines Jeden." Aber handelt es sich hier in der Tat um unverrückbare völkerpsychologische Grenzen? Kann die innere Freiheit nicht auch bei der äußern Angleichung der politischen Daseinsformen an die westeuropäischen gewahrt bleiben? Kann nicht diese Angleichung selbst so geschehen, daß die in Westeuropa hervorgetretenen Fehler der politischen Formen hierbei vermieden werden? Diese Fragen wirft Scheler nicht einmal auf. Er sagt einfach und apodiktisch: „Solange Deutsche Deutsche bleiben, wird niemals der Geist (!? es handelt sich aber doch zunächst um die Form) des westlichen Demokratismus und Parlamentarismus bei uns herrschen . . ." Als ob nicht grade aus dem deutschen Wesen mit seiner Sachlichkeit und Arbeitsamkeit sich Gegenargumente gegen den Mißbrauch dieser politischen Formen ebensogut herleiten ließen.

Bei Besprechung des leidigen Militarismus prägt Scheler nicht unzutreffend den Ausdruck „Gesinnungsmilitarismus", das

heißt: Uebertragung militärischer Maßstäbe auch auf außermilitärische Lebensgebiete. Zu dieser Erscheinungsgruppe rechnet er „die Tatsache, daß der Offizier in Deutschland zum sozialen Vorbild auch der außermilitärischen Berufsstände wurde, sein Ehrbegriff aber derjenige ist, an dem sich die Ehrbegriffe andrer Klassen, Berufe, Gruppen wie an einem Höchstmaß messen, daß weiter die soziale Stellung des Offiziers eine von seiner Stellung in allen andern Ländern wesensverschiedene ist, daß alle Rangklassen nach den militärisch Rangverschiedenheiten der Gesellschaft gemessen werden, daß Sitte und Ton der gesamten Gesellschaft vom militärischen Wesen durchwirkt wird, daß bei der für die Formung des künftigen Typus Mensch so wichtigen Liebeswahl das ‚bunte Tuch' und die mit ihm verbundenen militärischen Tüchtigkeiten auf die Weiblichkeit aller Stände und Klassen die stärkste Zugkraft äußern", undsoweiter. Mit diesen Sätzen behauptet aber Scheler nicht nur etwas rein Tatsächliches, sondern er sagt hier etwas an einem konkreten Fall aus, was darüber hinweg von großer völkerpsychologischer Bedeutung ganz allgemein ist: es ist nämlich die Erscheinung, die man als sozialpsychologische Ansteckung der regierten von den regierenden Gesellschaftsschichten, als ein jenen vielfach unbewußtes Sichmitteilen der Ideen dieser bezeichnet werden kann, eine Erscheinung, die vielleicht auch Hugo Preuß nicht entgangen ist, wenn er in seinem berühmten Buch ‚Das deutsche Volk und die Politik' einmal von dem Volke spricht, „das unter obrigkeitlicher Leitung fast so handelt, als ob es nur seinen eigenen Gemeinwillen ausführe".

Als eine Haßquelle hebt Scheler auch das Alldeutschtum hervor. Hierbei gibt er eine treffende Charakteristik des Alldeutschtums. Er findet seine Seele aus etwa fünf Elementen zusammengesetzt: „Aus einer altdeutschseinwollenden, wagnerhaften Helden-Romantik, besonders grotesk in die Erscheinung tretend in allen religiösen und kirchlichen Fragen, in religionsgeschichtlichen Konstruktionen, zum Beispiel nach der Art Chamberlains, an den Tag tretend, zum Beispiel auch im sogenannten ‚deutschen Gott'; zweitens aus der formenden Bildwirkung, die Bismarcks Gestalt — freilich gewaltig verzerrt und vergröbert — auf viele Deutschen ausübte; drittens aus wissenschaftlich ganz unreifen und unentscheidbaren Rassetheorien; viertens aus starken Interessen des großen Industriekapitals, dem es nicht unangenehm sein konnte, eine so schöne romantische Ideologie zum Versteck und Aushängeschild seiner sehr realen, materiellen Interessen machen zu können; fünftens aus einem unbewußt wirkenden Nachahmungstrieb des englischen Jingotums, der sich mit schärfstem Englandhasse nicht nur verträgt, sondern nach dem Gesetze: ‚Wer verfolgt, der folgt' sogar diesen Haß noch erheblich speist und steigert." Das Alldeutschtum als Haßursache rechnet aber Scheler zur Kategorie der „abwendbaren Mißverständnisse". Mit Recht? Wenn er meint, das Ausland überschätze Bedeutung und Einfluß des Alldeutsch-

tums, so kann doch etwas, was selbst von den Inländern in seinem, vielfach versteckten, Einfluß nicht genau abzuwägen ist, erst recht nicht vom Ausland objektiv eingeschätzt werden; andrerseits aber: daß die lautesten Phrasen zumeist die Ohren frappieren, ist doch menschlich-allzumenschlich; und endlich: beruht das Alldeutschtum auf einem bestimmten „Ethos", wie ist es dann „abwendbar"?

Zu sehr scheint mir Scheler endlich eine wichtige Haßursache in den Schatten zu stellen: nämlich die Ueberzeugung des Auslands von der Schuld Deutschlands am Kriege. Auch wenn man mit Scheler der Meinung ist, in weiten Kreisen des Auslands habe der Haß gegen das Deutschtum schon vor dem Kriege existiert, so ist doch einleuchtend, daß der Kriegsausbruch und dieser Glaube ihn in außergewöhnlichem Maße potenziert haben. Diese Erscheinung ist zu natürlich, um durch noch so scharfsinnige psychologische Deutungskunst, die Scheler zu Gebote steht, hinwegdisputiert zu werden. Und daß der durch den Krieg als solchen bedingte Haß sich dann zum Haß gegen deutsches Wesen überhaupt entwickelte, ist nicht etwa eine Bestätigung von Schelers Behauptung, sondern eine Erscheinung, die auch im Streite zwischen Einzelindividuen, mag dieser zunächst rein sachlicher Natur sein, beobachtet und psychologisch als die affektbedingte Entwicklung einer „Teilreaktion" zur „Gesamtreaktion" charakterisiert werden kann.

Zur äußern Politik von Olf

Dieser Krieg ist ganz gewiß, deutlicher sogar sichtbar als mancher andre, nicht ausgebrochen, sondern begonnen worden. Aber dieser Krieg wird, im Gegensatz zu andern, die Werk eines Mannes waren, nicht geführt, sondern er verläuft. Trotz dem Anschein von Offensiven und Gegenoffensiven, die eben nur Behelfe sind, hält niemand die Leitung dieses Krieges in der Hand, geschweige den (etwaigen) Sinn im Auge. Oder hat es schon einen Krieg gegeben, in dem die Kriegsziele, wie heute, verheimlicht, vermutet, verraten und besprochen wurden? Man kam in andern Kriegen ohne Kriegszieldiskussionen aus, weil man wußte, um was es ging. Heute weiß man nicht einmal, was das einzelne Ereignis, ja die einzelne ‚Aktion' bedeutet oder — will; geschweige daß man sie herbeiführt und berechnet. Selbst der Eintritt Amerikas in den Krieg, so voraussehbar und rational berechenbar grade er war, hatte etwas Katastrophales. Und die russische Revolution, vom Kriegsbeginn an genau so oft wie eine indische vorgeahnt, vorausgesagt und ausgeblieben, bis sie ganz anders und ganz unberechenbar kam? Sie hat — wir enthalten uns jedes Urteils — keinen Robespierre, keinen Napoleon, keinen Braunschweig und keinen Metternich. Kein Russe vermag sie zu leiten oder zu gestalten, geschweige ein Europäer. Sie war die größte Tat dieses Krieges, wohl die einzige, und droht ein Ereignis zu werden: einst eine Menschlichkeit, nun

diplomatisiert. Wessen Schuld ist das? Man übersieht, daß Politik nur zu Zielen hin, also von Prinzipien aus gemacht werden kann. Eine Politik aber, die in Finnland und der Ukraine mit der weißen Garde geht, während sie sich in Großrußland auf die Sowjets, die Leiter der roten Garde, stützt, ist früher oder später zum Scheitern verurteilt.

Wien und Berlin von Herbert Ihering

Von Julius Bab und Willi Handl ist (bei Oesterheld & Co.) ein Buch erschienen: ‚Wien und Berlin, Vergleichendes zur Kulturgeschichte der beiden Hauptstädte Mitteleuropas'. Aus Geschichte und Anekdote, aus Kunst und Politik, aus Landschaft und Sprache wird hier das Bild zweier Stadtkomplexe aufgebaut. Der Charakter der Städte und ihrer Bewohner gestaltet sich aus den Zeugnissen ihrer Entwicklung. Durch Betonung der Gegensätze, die auf die Entstehung zurückverfolgt werden, wird für das Verständnis geworben. Das Resultat, das sich aus diesen Bestrebungen ergibt, ist das, was wir kennen: Wien, im Banne seiner sinnlichen Tradition, öffnet sich schwer der tätigen Zeit; Berlin, leichter belastet mit Vergangenheit und deshalb leichter von ihr befreit, wird Gefangener seiner Gegenwart. Aber über dies naheliegende Resultat hinaus ist das Buch die Darstellung der Notwendigkeit der mitteleuropäischen Idee, bewiesen an der Geschichte der Hauptstädte.

Der Gedanke dieses Werkes trägt den Erfolg in sich. Wo sich Widersprüche regen, werden diese hervorgerufen durch die Folgen, die sich für die Einheitlichkeit des Buches aus den Temperaments- und Erlebnisunterschieden der Autoren ergaben. Ein solches Buch konnte nur organisch zusammenwachsen, wenn beide Themen gleichmäßig auf einander bezogen und im gleichen Verhältnis an einander gesteigert wurden, wenn also — hat es schon einmal zwei und nicht einen Verfasser — beide Berlin und Wien erlebt hatten. Der eine mußte, wenn er Berlin schrieb, die Beziehung Wien, der andre, der Wien schrieb, die Beziehung Berlin in sich tragen. Julius Bab aber, auf den der berliner Teil fällt, hat nach meinem Eindruck Wien überhaupt nicht oder nur oberflächlich gekannt, während Willi Handl für seine wiener Kapitel gleichzeitig seine berliner Erfahrungen benutzen konnte. So sperrt sich Berlin theoretisch ab und muß mit Gedankenpetarden seine eigene Gedankenumwallung wieder durchstoßen. Die Sprache verhakt sich in Konstruktionen, und der Geist des Einerseits — Andrerseits klappt die Sätze auseinander und verrät die Disposition, deren durch das Thema bedingte Zweiteilung nur durch die Intensität des Ausdrucks geschlossen werden konnte.

Das Buch ist als geordnetes und nach übersichtlichen Gesichtspunkten zusammengestelltes Material Anregung für Den,

der beide Städte in sich aufgenommen hat, und eine sichere Grundlage, ihre Gegenwart zu verfolgen.

Wien hat sich im Kriege dadurch offenbart, daß es sich nicht geändert hat. Es ist, alle Nöte, alle schweren Erlebnisse Einzelner, alle Entbehrungen der niedern Bevölkerung und alle neuen Hungerschrecken nicht verschwiegen, in seinem Kern nicht angetastet worden. Das glückliche Temperament dieser Stadt ist widerstandsfähig, weil es nachgiebig ist. Es läßt sich vom Erlebnis hochtragen und niederdrücken; diesen Schwankungen war es am deutlichsten unterworfen zur Zeit der großen russischen Offensive im Spätherbst 1914 und während der ersten rumänischen Kriegstage. Aber eben weil es sich dem Augenblick schenkt, bleiben die Erlebnisse ohne umbildende Folgen. Der Wiener ist ein Peer Gynt. Tatsachen werden von der Phantasie nicht verarbeitet, sondern von ihr mit Fabeln umspielt, in denen sie sich verpufft. Die Beweglichkeit des Wieners, die eine gefällige Form seelischer Trägheit ist, rettet ihn aus allen Situationen. Wenn nicht die Lebensmittelnot drohend geworden wäre, könnte er noch viele Jahre Weltkrieg ertragen. Seine Nerven werden durch ihn nicht berührt. Er ist zäh, weil er nicht zäh ist. Und den neuen Verdienstmöglichkeiten konnte er sich, aufdringlich, aber nicht so aufdringlich wie der Berliner, anpassen, weil er für Schiebungen, wenn er sie ursprünglich auch anders nannte, von jeher eine heiter selbstverständliche Tradition besaß.

Dem Sichtbaren sich anvertrauend, kann der Wiener kein Schicksal erfassen, weil das Schicksal unsichtbar ist. Er sah den Krieg nicht, weil dieser fern von seinen Toren blieb. Darum kann es keine Stadt in den kriegführenden Staaten geben (Budapest ausgenommen), deren inneres und äußeres Bild durch diese Jahre so wenig gelitten hat. Daß die Verkehrsmittel eingeschränkt wurden, bedeutete nichts, denn das Auto war für Wien nicht so charakteristisch wie für Berlin. Berlin griff der Krieg ins Zentrum. Linden, Friedrich- und Leipziger Straße gaben mit dem Tempo ihre repräsentative und sachliche geschäftliche Energie auf. Und was geblieben ist, ist die Maske des Westens. Aber der wiener erste Bezirk und die Ringstraßen bewahrten ihr bedächtig tätiges und ihr elegantes, müßiges Bild.

Für Wien muß das Erlebnis von Persönlichkeiten aufgerührt werden. Zweimal wurde die Stadt in der letzten Zeit auf die Probe gestellt. Einmal hat sie versagt. Als Friedrich Adler den Ministerpräsidenten Stürgkh erschoß, da ging wohl der Atem des Entsetzens für einen Abend durch die Stadt, aber zu der politischen Tragödie, die man sehen mußte, weil sie eine persönliche war, zu der Tragödie Viktor Adlers, der als Vater in seinem Menschlichsten und als Führer der oesterreichischen Sozialdemokratie in seiner Idee getroffen war, geriet niemand in ein tieferes Verständnis, es waren denn schöngeistige Frauen und Literaten. Der Fluch Wiens ist geblieben, daß das tragische Erlebnis, weil

es zu den Schmöcken fliehn muß, um Ausdruck zu finden, hysterisch verfälscht wird. So konnte nicht einmal ein Mann wie Viktor Adler in dem Lebensbewußtsein Wiens sich einrichten und mußte ein Politiker der Partei und ein Diskussionsthema der literarischen Salons bleiben.

Das zweite Mal hat Wien sich bewährt: beim Erlebnis des Grafen Czernin. So sichtbar, so gewinnend, so kultiviert mußte jemand in Erscheinung treten, wenn die Wiener durch ihn gesteigert werden sollten. Es war gewiß nicht schwer, sich zu einem Minister zu bekennen, der den Frieden versprach. Aber die Beziehungen gingen tiefer. Hinter den Reden und Taten des Grafen Czernin spürte man die anonyme Macht einer Persönlichkeit, die in ihrem Maß, ihrer Haltung, ihrer Grandezza die anmutige Kraft und Energie des oesterreichischen Menschen darstellte. Der Wiener wurde durch ihn wieder Oesterreicher, und der Oesterreicher erkannte, was oesterreichisches Wesen noch für die Welt bedeutet, wenn es sich in einer Begabung manifestiert. Der Wiener, der sein Ich nur noch skeptisch ironisierte, sah, daß grade das Bekenntnis zu diesem oesterreichischen Selbst ihn produktiv machen und seine Stadt, die er von allen Entscheidungen ferngehalten glaubte, von neuem in die Geschichte einführen konnte. Am gestärkten Selbstgefühl wurde der Wiener zum Weltbürger. Graf Czernins Bedeutung lag nicht im Gelingen und Mißlingen seiner politischen Absichten, sondern in seiner Persönlichkeit, die alle schöpferischen Elemente des Oesterreichertums in sich vereinigte: innere Freiheit, Menschlichkeit, Verstehen und Takt. Man muß das Aufatmen Wiens zur Zeit des Grafen Czernin erlebt haben, um zu begreifen, daß sein Sturz heißen mußte: das Zurücksinken des Wieners in den Unglauben an sich selbst und in den Zweifel an seine produktiven Möglichkeiten.

Zu einer solchen Hingabe, zu einer zärtlichen menschlichen Beziehung wäre der Berliner unfähig. Die Stärke des Wieners wäre seine Schwäche. Anlehnung würde sein Selbst nicht steigern, sondern vermindern. Sein sachliches Temperament nimmt das Erlebnis sofort ins Bewußtsein auf und macht es damit zu einem Bestandteil seines eigenen Wesens. Darum mußte der Berliner den Krieg als solchen erleben. Er verarbeitete ihn zu einem Zustand, auf den er sich einrichten konnte, und dem er mit der Gewalttätigkeit seines unverbrauchten Weltstädtertums für seine Stadt den eigenen, den berlinischen Ausdruck gab. Aber grade indem er das ungeheure Ereignis scheinbar an sich riß und sich aussuchte, was er gebrauchte: zuerst die Begeisterung, dann das Geschäft, unterlag er ihm. Je mehr der Durchschnittsberliner, da seine alten Gewohnheiten ihm unbarmherzig verkürzt wurden, in den neuen Möglichkeiten seinen Vorteil suchte, desto lebhafter mußte er erkennen, daß diesen Möglichkeiten mit den alten Mitteln seiner Lebensbewältigung nicht beizukommen war, und daß nur die brutalsten Schieber voraussetzungs- und

hemmungslos genug waren, um diesen Anforderungen gerecht zu werden. So knufften sich Elemente in den Vordergrund, die sonst Hintergrund waren. Die ordinärsten Ellbogenproleten wurden Geldproleten und bestimmten den Charakter der Stadt. Berlin befindet sich als Welt- und als Kulturstadt in einer Krise, aus der es nur die Besinnung auf seine eigenen gesunden, vernünftigen, ordnenden Kräfte herausführen kann. Wer aber jetzt in beiden Städten fast gleichzeitig gelebt hat, der spürt an sich selbst, daß eine Bereicherung über sein eigenes Wesen hinaus der Berliner in Wien und der Wiener in Berlin erfährt. Der Berliner eine befruchtende Auflockerung, der Wiener eine bindende Sammlung.

Briefbeilagen von Peter Panter

Die Vorbedingung des Lebens

In Ungarn hat ein Streik stattgefunden, und ein paar Tage konnten die Zeitungen nicht erscheinen. Nun sind sie wieder da, und auf der ersten Seite des Pester Lloyd steht der Leitartikel ‚Ohne Zeitung'. Nicht: ‚Der Streik' oder etwas über die wirtschaftliche Lage oder über die Unruhen; nein, das ist alles nicht so wichtig. Daß auf Arbeiter geschossen wurde, daß die ungarische Kammer auf dem Kopf stand, daß allerhand nicht funktionierte: das ist schließlich menschlich. Aber daß die Zeitung nicht erscheinen konnte: das ist zu viel. Und der Herr Verfasser des Aufsatzes an der Spitze des Blattes schließt seinen aufatmenden Stoßseufzer: „Je schmerzlicher wir es erfahren haben, desto fester werden wir es unsrer Seele einprägen, daß der bürgerlichen Gesellschaft die Zeitung das ist, was Luft und Licht jeglichen Lebewesens: die Vorbedingung alles Lebens."

Dieser schnurrige Größenwahn ist mit so lehrerhafter Eindringlichkeit vorgetragen — „Also paßt auf, Kinder, was ist die Zeitung?" Die ganze Klasse, im Chor: „Die—Vor—be—ding—gung—al—les—Le—bens!" „Gut!" —, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Ich höre sie zu Budapest in den Papieren rascheln, ach! wie hübsch das knistert, und man kann jetzt wieder lesen, wie es draußen in der Welt aussieht, es geht einen ja eigentlich gar nichts an, aber es liest sich doch so schön, es riecht nach Druckerschwärze, Scheidemann hat eine Rede gehalten, Kommerznachrichten, italienische Offensive, fünf Tage ohne Zeitung, ach Gott! es ist eine schwere Zeit . . . wie mag das früher ohne Zeitung zugegangen sein?

Das ist die neue Religion. Ich bete an die Macht der Zeitung —. Aber Das kann ich dir sagen: wenn unser kleiner Peter einmal anfängt, lesen zu lernen, und sich einfallen läßt, mit Begier statt der hübschen Bücher aus der Kinderecke meiner Bibliothek den Fetzen Papier zu lesen, in den du deine Locken zu wickeln pflegst: dann hau — —

Laß mich gerecht sein. In der Nummer des auferstandenen Pester Lloyd war zu lesen, daß Gussy Holl am Erscheinungsort als Vivie, die Tochter der Frau Warren mit dem Gewerbe auftritt, und daß sie — natürlich — süß und blond ausgesehen und gut gespielt haben soll. Du darfst nicht eifersüchtig sein: aber dieses Blond mußt du mir neben dem deinen noch lassen. Sie ist die Königin aller Blondheit. Und bevor ich den großen Bannfluch ausspreche, schneide ich erst kunstvoll das Kritikchen aus der Zeitung heraus, glätte es sorgfältig und bewahre es auf. Pars pro toto — immerhin . . .

Dann aber hebe ich beschwörend meine fette Hand und murmele grimmig: Apage Satanas! Und der Pester Lloyd entweicht, denn kirchliche Gebräuche kann er nicht leiden.

Der Tag von Saint Denis

von Fritz Reck-Malleczewen

Im Jahre 1793 am elften August-Morgen, der ganz hell und sehr rasch aus einer neblichten Nacht aufstieg, pochten um die fünfte Stunde harte Schläge an die Pforte des Grand cerf, eines düstern, noch aus der gotischen Zeit stammenden Hauses, das mit einer in der Front betriebenen Gastwirtschaft in den Hofgebäuden das einzige Bordell der Stadt vereinigte. Ravachol, Besitzer und Leiter aller dieser gemeinnützigen Unternehmungen, schob auf das Pochen hin sein würdiges Bischofgesicht vor das Spähfenster der eichenen Haustür und lugte mißtrauisch hinaus. Denn nach dem einundzwanzigsten Januar dieses Jahres, an welchem Tage bekanntlich der Bürger Capet den Kopf unter das nationale Schermesser gebeugt hatte, kam auch Ravachol zuweilen der Gedanke, daß er und sein Betrieb hinfort nicht mehr den festen Untergrund jener Staatssicherheit besäßen, die er mit vollem Recht für eine unentbehrliche Voraussetzung seiner Existenz und seines Besitzes hielt.

Er erkannte aber alsbald in dem Reiter vor der Tür den Grafen Barrentin, den Adjutanten des berühmten Regimentes ‚Flandern', einen massigen Vierziger mit plumpem Bulldoggengesicht, der kein seltener Gast in Häusern vom Range des Grand cerf zu sein pflegte.

Wiewohl nun grade dieses Regiment an jenem einundzwanzigsten Januar als zuverlässigste Truppe des Konventes den Richtplatz des Königs abgesperrt, und wiewohl eben dieser Barrentin ein wenig schnell die ehemalige Hofstellung mit der eines republikanischen Offiziers vertauscht hatte, so schien doch von ihm (der nach allgemeinem Glauben ein Bastard des vorletzten Königs mit der Witwe eines verarmten und verkommenen gascogner Adligen war) nicht gar so Schlimmes zu befürchten. Da zudem der Graf in scheinbar bester Laune sein Pferd an die Eisenringe der Holz-

barriere draußen gebunden hatte, so öffnete der Alte unbedenklich, in der Meinung, der Offizier werde in früher Morgenstunde von seinem Geblüt belästigt, wovon allerlei muntere Anekdoten in den pariser Vorstädten umliefen.

Er raunte also der ältlichen Wirtin, die sich von einer einfachen Insassin des Hinterhauses zur wohlbeleibten Leiterin dieses Betriebszweiges hinaufgedient hatte, ein paar Worte zu, sie solle die Dirnen wecken, die um diese Zeit noch oder schon zu schlafen pflegten. Dann erst entsicherte er einen der zahlreichen Türriegel nach dem andern und ließ mit gemessenem Anstande den Grafen ein, der seinerseits in leutseliger Heiterkeit den einigermaßen unsaubern Treppenraum des Grand cerf betrat. Ravachol, der bei aller richtigen Einschätzung des Bordellbetriebes jedwede Rücksicht auf die Nachtruhe der Vorderhausgäste zu nehmen gewohnt war, wollte den Grafen behutsam nach hinten geleiten, wurde aber von seinem adligen Gaste zurückgehalten. Dann zog der Offizier lächelnd und ohne ein Wort zu verlieren, ein Papier aus der Tasche, das Ravachol, peinlich überrascht, sehr bald an dem Siegel als irgendein amtliches Schreiben der pariser Regierung erkannte. In dem grellen, winzigen Sonnenfleck, den das offengelassene Spähfenster in das Dunkel des Treppenhauses fallen ließ, las der Hurenwirt die Verfügung des Konventes, daß an diesem Tage die Königsgruft von Saint Denis vom Regiment Flandern zu öffnen sei, und daß man den Damen des Grand cerf die Ehre überlasse, die Königsasche an einen andern Platz zu schaffen.

Ravachol, trotz aller innerlichen Mißbilligung solcher Maßnahmen, wußte sich wohlweislich rasch in die wichtige Rolle eines Mannes zu finden, der an seinem Teil dem Befehl einer Regierung zur Ausführung zu verhelfen hatte. Er bat also den Grafen, ein wenig zu warten, und begab sich rasch in das Hinterhaus, um das Wecken der schlummernden Damen zu leiten und zu beschleunigen. Während schon auf solche Entfernung sich aus jener Richtung allerlei Schelten und keifendes Erwidern hoher, heiserer Frauenstimmen vernehmen ließ, setzte sich der Graf zunächst auf die unterste Stufe der Treppe, die zu den obern Gastzimmern führte. Er schloß die Augen und lauschte diesem zornigen Protest der zu früh Geweckten mit freundlichem Lächeln. Er erinnerte sich aus der Zeit, da er Kommandant der Conciergerie gewesen war, sehr deutlich ähnlicher Laute: grade so hatte er die ehemaligen Hofdamen in ihren schmutzigen Käfigen schelten gehört, wenn Wächter und Henker, in der Frühe sich unbeobachtet wähnend, bei den Marquisen eingedrungen waren, um von ihnen allerhand Lustigkeiten zu erpressen.

Er lächelte bei dieser angenehmen Erinnerung wieder und begab sich schließlich, des bloßen Zuhörens überdrüssig, durch den schmalen Gang auf den engen Hof, um den in hohem Geviert die Wohnungen der Dirnen gelegen waren. Die Luft war in

diesem Hof, den die Sonne seit einigen Jahrhunderten nicht erreicht hatte, so übelriechend wie möglich. Ganz hoch oben, wo die schwärzlichen Mauern ein kärgliches Himmelsquadrat freiließen, blähte sich im Wind nicht eben saubere Wäsche von den vermorschten Holzgalerien, die in jedes Stockwerkes Höhe den Hof umliefen. Von der untersten rief ein Papagei mit vernachlässigtem Federpelz dem Fremden ein arges Zotenwort zu; in der Ecke aber, auf dem Düngerhaufen des Bordells, balgten sich räudige Windspiele, Modetiere einer vergangenen Epoche, die nun, wie Barrentin sich lächelnd eingestand, dem Geschmack dieser Kleinstadtdirnen entsprachen.

Das Alles war ihm in der nüchternen Morgenbeleuchtung ziemlich neu, und er durchwanderte hastig den engen Hof, jeder Einzelheit ungewöhnliche Beachtung schenkend. Schließlich entdeckte er in der Mitte einer der Mauern eine Nische mit einem Marienbild, das wohl von jenen Tagen her hier stand, als das Haus noch andern Zwecken gedient hatte, und das Ravachol ab und zu auch jetzt noch mit ein paar frischen Zweigen schmücken ließ. Barrentin verfehlte übrigens nicht, dem Bilde die übliche Zeremonie zu erweisen, und wurde in dem Murmeln des in solchen Fällen gebräuchlichen Gebetes erst durch Lärm auf den Treppen unterbrochen, die von den Galerien zum Hof hinabführten.

Es waren die Dirnen, die durch die kühle Morgenluft inzwischen einigermaßen munter geworden waren, und sie taten das ihre, den wartenden Gast mit den üblichen Gesten und Sprüchen ihres Gewerbes zu begrüßen. Barrentin, der, ohne sich allzuviel zu vergeben, auch diese Art des Umgangs beherrschte, verfehlte nicht, diese Grüße zu erwidern, und erzwang sich bald Ruhe, indem er jede mit einem höllischen Witz zum Schweigen brachte. Dann übergab der Graf dem Hurenwirt das amtliche Papier, das der im Grunde doch unsichere Ravachol mit überlauter Stimme seinen Damen vorlas.

Es dauerte immerhin eine Weile, bis die Dirnen den eigentlichen Sinn des Ediktes und die ihnen zugefallene Aufgabe völlig begriffen hatten. Schließlich aber, als ihnen endlich klar geworden war, worum es sich handelte, schien die letzte Morgenmüdigkeit von ihnen zu weichen, und sie begannen johlend in dem engen Hof um Barrentin einen obszönen Reigen zu tanzen. Der Graf, der als Streber der Gasse und der Revolution jedwede Pöbelgeste zu beobachten gewöhnt war, sah überrascht und erschrocken fast in diesen fahlen Gesichtern eine besondere Art wollüstiger Grausamkeit zucken, dergleichen er bislang an einem Weibe nicht gesehen hatte, und die er auf keinen Fall zu vergessen gedachte. So sah er noch eine Weile, wie die Gestalten sich um ihn drehten, und wie die Hündchen, die mit Gekläff und Rockhaschen diesen Sabbath störten, von brutalen Fußtritten bei Seite geschleudert wurden: daß eines der gebrechlichen Tiere dröhnend gegen die Wand flog und grade zu Barrentins Füßen mit brechenden, verständnislosen

Augen liegen blieb. Der Graf drehte eine Weile mit der Fußspitze den verendenden kleinen Körper hin und her. Dann wandte er sich rasch und schlich insgeheim aus dem beklommenen Hof zu seinem wartenden Pferd, um nicht mit den nachdrängenden Huren auf der Straße gesehen zu werden.

Er fand übrigens den nach Saint Denis geführten Teil des Regimentes bereits im Viereck um die Kirche aufgestellt. Es blieb da zwischen den Fronten der starren Menschenmauern und der Kathedrale selbst eine Wiese, die von vielen Faltern übersegelt wurde, und deren Tau im Frühlicht noch blinkte. Jenseits dieses Friedens ragte das schwärzliche, rauhe Gemäuer des Domes so nah, daß man in den Fugen jedes Mörtelkorn erkannte und darüber jeden der riesigen, düstern Blöcke wie einen überlegenen, gespenstischen Feind empfinden mußte. Das Schweigen ringsum war so tief, daß man das Summen der den Klee umspielenden Bienen deutlich hören konnte. Dabei entging es dem Grafen nicht, daß auf den an sich gleichförmigen Gesichtern der Leute eine seltsame und unerklärliche Unruhe zuckte, die sich merkwürdigerweise beim Anblick der gigantischen starren Gruftmauern des Grafen selbst zu bemächtigen begann. Unter diesem eigentümlichen, unrastigen Druck, der ihm ein ruhiges Abwarten des zurückgebliebenen Dirnenhaufens unmöglich machte, drängte er zunächst seine afrikanische Stute dicht an die Front seiner Leute, um sich durch einige zynische Späße Erleichterung zu verschaffen. Dann fiel ihm ein, daß das Edikt das Verscharren der Königsasche auf gemeinem, ungeweihtem Boden befahl. Er überzeugte sich, daß zu den Seiten des Chores inzwischen, wie er befohlen hatte, von den Sappeuren des Regiments eine tiefe Grube ausgeschachtet war, deren gähnende Oeffnung in dem dunkeln Boden schreckhaft von dem frohen Weiß der bunten Wiese abstach. Da sich übrigens jetzt das Kreischen des ihm folgenden Dirnenhaufens in den Gassen hören ließ, so beschloß er, ans Werk zu gehen und selbst die Oeffnung der Gruft zu leiten. Er begab sich zu diesem Zweck mit zwei axtbewehrten Leuten, während hinter ihm das Menschenviereck noch immer in seiner schweigenden Unruhe verharrte, durch das Portal in den Vorraum, der von dem eigentlichen Kirchengewölbe durch ein schweres, verschlossenes Eisengitter abgetrennt war. Barrentin, der in seinem nervösen Betätigungsdrang einem der Sappeure das Beil entrissen hatte, hieb in dem Halbdunkel des Raumes blindlings auf das kunstvolle Gitterschloß ein, ohne sich seines sinnlosen Unternehmens recht bewußt zu werden. Aber in dem allgemeinen Lärm, der durch das Johlen des herannahenden Dirnenhaufens noch vermehrt wurde, mischte sich plötzlich innerhalb des engen Vorraums eine heftig scheltende Stimme. Es war der alte Meßner des Doms, der eben vom Frühläuten aus dem Turme kam und mit der ganzen Aufbietung seines Greisenzornes den unbegreiflichen Frevel zu hindern suchte. Barrentin, dem die Erregung die Nasenflügel beben machte, sah einen Augen-

blick das lächerliche Greisengesicht, dem der Speichel aus dem halb gelähmten Munde lief. Er fühlte den dünnen Arm des Alten an seinem Rock zerren und sah ein wässriges, ein wenig blödes Auge und mußte plötzlich an den Blick des verendenden Hundes im Dirnenhause denken. So ließ er in einer plötzlichen, grausamen Laune seine plumpe Faust mit voller Wucht mitten auf den zahnlosen Kiefer des alten Mannes fallen, daß er wie ein leerer Schlauch in sich zusammensank. Diese, im offenen Portal den Nächststehenden sichtbare Szene und der Anblick des Blutes, das in schmalem Rinnsal die Steinstufen zu dem weißen Wiesenklee hinabzufließen begann, schien plötzlich mit der fiebernden Unruhe der Leute auch ihre Disziplin zu lockern. Gegen ihre eigentliche und ursprüngliche Weisung sprangen jetzt die Sappeure herein, und mehr als zehn Aexte hieben nun nicht mehr auf das eiserne Gitter, sondern in die gotische Schnitzerei der haltenden mächtigen Eichenbalken zu beiden Seiten. In dem allgemeinen hastigen Arbeiten und dem gegenseitigen Gedränge kam es allen Anwesenden fast überraschend, daß diese beiden Balken fast gleichzeitig nachgaben und das ganze Gitter nach innen auf die Steinfliesen des Domes niedersausten, die ihrerseits dumpf und ein wenig hohl widerdröhnten.

In demselben Augenblick geschah es, daß der Dirnenhaufe, durchsetzt mit dem ganzen Pöbel der Vorstadt — Marktweibern, Zuhältern und kleinen Krämern — den Platz erreichte und im ersten Anrennen das Viereck der Truppen durchbrach. Unter allgemeinem Johlen schlossen sich sofort die überraschten Soldaten dem unaufhaltsamen Strom an, der sich nun in die dunkle Stille des morgendlichen Kirchenschiffes ergoß.

Der Graf, den man in diesem Halbdunkel nicht erkennen mochte und vielleicht auch nicht beachtete, sah sich alsbald von dem hereinbrechenden Menschenschwall nach hinten geworfen, wo er sich für kurze Augenblicke auf den samtenen Altarstufen niederließ. Einen Augenblick dämmerte ihm die Erkenntnis, daß er nicht mehr, wie im Edikt vorgesehen, der Vollstrecker bei dieser Hinrichtung der Toten war, sondern eben nur einer aus diesem brüllenden Pöbelhaufen da. Der hatte sich inzwischen, mit dem rechten Instinkt für die richtige Stelle, an die Oeffnung des die Gewölbe deckenden Schlußsteins, gemacht, und schon im nächsten Augenblick drängte es an Barrentin vorbei, die enge Treppe hinab. Dann wurde als erste Beute dieses Tages ein mäßig großer Bleisarg aus dem Schacht gehoben, eines jener uralten, seit fast tausend Jahren hier aufbewahrten Behältnisse, die die Ueberreste Ludwig des Frommens oder eines der Karolinger bergen mochten.

In einem Anflug ganz plötzlicher und ihm selbst nicht recht erklärlicher Ermattung ließ Barrentin das Haupt gegen die hinter ihm aufsteigenden Altarstufen sinken und sah so mit halb geschlossenen Augen, wie diesem grauen und für einen heroischen Monarchen lächerlich kleinen Behältnis andre der gleichen Form

folgten, wie gierige Hände die Deckel aufrissen, und wie unter Fußtritten die mürben, armseligen Gebeine über die kalten quadratischen Fliesen der Kirche kollerten.

Aber dieses eifrige, laute Treiben, dem der Graf einigermaßen teilnahmslos und doch wieder in einer unangenehmen Erwartung schlimmerer Dinge zuschaute, endete plötzlich, als sich dann, gehoben von den Händen der unterirdischen Arbeiter, ein mächtiger im Geschmack des Jahrhunderts gehaltener Sarg aus silberbeschlagenem karmesinrotem Samt durch die enge Oeffnung ans Licht zwängte. Die Erkenntnis, daß man es hier mit einem der letzten Machthaber zu tun hätte, den mancher der Anwesenden noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben mochte — diese Erkenntnis schien nun plötzlich auch die kreischende Menge gelähmt zu haben. Die Träger setzten ihre Last schweigend unter die Ampel mit dem ewigen Licht. Und ganz still stiegen aus der Gruft die Uebrigen, mit ihren erregten, vom zollhohen Staub der Gewölbe bizarr verschmutzten Gesichtern lächerlichen Lemuren gleichend. Diese ganze Versammlung, auch die Weiber, die sich scheu und leise wispernd an einander drückten, stand stumm und erwartungsvoll und ohne jeden Mut zu einer Unternehmung da. In der Mitte dieser seltsamen Runde, getrennt vom Pöbel durch einen menschenleeren Raum beträchtlichen Umfanges, stand der Sarg.

Der Königsbastard hatte an der häuptlings angebrachten Silberplakette sehr rasch erkannt, daß man es mit dem vorletzten Monarchen zu tun hatte, und daß eben dieser Tote ihn vor allen andern anging. Er verhehlte sich nicht, daß etwas wie Angst und vielleicht auch wie Ekel ihm die Kehle zu würgen begann, und daß er eine bleierne Schwere in seinen Gliedern spürte, als er sich von seinem Sitz erhob. Immerhin sah er, wie sich die Augen des Pöbels erwartungsvoll auf ihn richteten, und seine pariser Erfahrungen sagten ihm wohl, daß hier jedes Zögern gefährlich werden, ihm wohl gar das Leben kosten könne. So schritt er denn auf die auseinanderweichende Menge zu und zwang sich zu einem barsch klingenden Befehl, den Deckel zu öffnen.

Der Leichnam da war untadelig erhalten. Das Antlitz verhüllte ein seiden Tuch; und wie er im Leben getan hatte, um seinen geringen Wuchs stattlicher erscheinen zu lassen, trug auch der tote König noch die hohen Stöckelschuhe, die man von unzähligen Abbildungen her an ihm kannte. Die Menge, die von dem drückenden Geheimnis des Sarges sich befreit fühlte, drängte nun wieder in die Nähe des Toten, und über die Brokatgewänder strichen die Hände der Gemüsekrämer und Fischhändlerinnen. Im Gegensatz zu dieser schwatzenden und wieder mit ihrem Gröhlen beginnenden Menge stand der Bastard nun wieder zögernd zu Häupten des Toten; und immer wieder, ganz mechanisch, wie es ihn der Kapuziner gelehrt hatte, glitt durch sein Hirn der Wortlaut eines historischen Kapitels, das vom Leichenbegängnis dieses Königs berichtete. „Zuerst folgte mit dem

Dauphin der Gesandte Seiner Heiligkeit, darauf die königlichen Prinzen und in Wagen die königlichen Prinzessinnen mit der Königin-Witwe. Die Zahl der regierenden Häupter Europas und ihrer Vertreter, die dem Leichnam der verstorbenen Majestät zur Gruft des heiligen Dionysos folgten, war schier unübersehbar ..."

Ueber dem Wortlaut dieses einst auswendig gelernten Kapitels, den das pochende Blut ihm immer wieder durch das Hirn hämmerte, hatte der Graf eine Weile die Nähe dieser schweißigen Soldaten und übelriechenden Kleinbürger vergessen. So mußte ihn denn ein besonderes Ereignis aus dieser Lethargie wecken: er witterte plötzlich den unangenehmen Atem eines derben, vollblütigen Menschen in seiner nächsten Nähe und fühlte eine feste Hand, die die Rabatten seines Rockes gefaßt hatte. Es war ein Metzgerbursche in schmieriger Schürze, der ihm durch das Geschnatter der Umgebung überlaut zurief, ob er, Barrentin vielleicht von Paris gekommen sei, um die Ruhe seines Herrn Vaters hier zu beschützen.

Barrentin, der in Paris gesehen, wie der Pöbel einen der Henker vom einundzwanzigsten Januar nur deswegen in Stücke gerissen hatte, weil er den Leichnam nach Meinung der Umstehenden allzu sanft in die armselige Sargkiste gelegt hatte — er, der gewiegte Routinier der Revolution erkannte sofort, was ihm hier bei längerm Zögern geschehen konnte. Flüchtig tauchte vor seinem Auge, als er dem Körper gewaltsam die straffe Haltung wiedergab, das Antlitz jenes Alten auf, in das er seine Hand hatte fallen lassen. Er fühlte plötzlich die Ermattung von vorhin aus seinen Gliedern weichen und spürte wieder den wüsten Rausch des Blutes, in dem er vorhin in die Kirche eingedrungen war. So riß er hastig das Seidentuch von dem Toten, daß das Antlitz, tintenschwarz gefärbt von den balsamierenden Kräutern, vor den Augen des Pöbels lag. So rief er mit einer überlauten und gegen seinen eigenen Willen sich überschlagenden Stimme den Umstehenden zu, er habe draußen ein allerliebstes Mittel bereit, um dieses schwarze Verräterantlitz weiß zu färben. Unter dem allgemeinen Gejohl und Halloh, das diesen auch den Berauschtesten unerwartet kommenden Worten folgte, schwankte der Sarkophag auf den Schultern der Soldaten, umheult von den tanzenden Huren, hinaus zum Portal, zu den Gruben, die man in der Wiese aufgerissen hatte. Schnell, wie man den toten König auf die Schultern genommen, entledigte man sich auch wieder der Bürde. Kaum daß der Leichnam in Brokatrock und Ordensband in die Grube getaumelt war, ergriff Barrentin eigenhändig eine Schaufel und schüttete von dem bereitliegenden Aetzkalk hinunter. Steine und derbe Rasenstücke, von den hilfsbereiten Händen des Pöbels nachgesandt, deckten alsbald den letzten bunten Schimmer des Gewandes zu. Und auf die Erdschicht hinab sprangen ein paar von den Bewohnerinnen

des Grand cerf, um dort auf ihre Art einen Reigen zu tanzen, wie der Augenblick es eingab . . .

Barrentin, der nach dieser gewaltsamen Erprobung seiner Lebensklugheit sich seiner Aufgabe völlig gewachsen fühlte, besann sich nun auf alle Einzelheiten des Ediktes und verkündete mit fester Stimme, daß die Ehre, alle übrigen Grüfte zu säubern, den Damen des Bürgers Ravachol vorbehalten sei. Die Dirnen machten sich nun allein an die Arbeit, und es ist zu bemerken, daß von diesem Augenblick an die Szene völlig zu tierischer Wildheit ausartete. Halb beifällig und verwundert halb sahen es die Uebrigen, wie die gewichtigen Barocksärge von den rasenden Weibern scheinbar ohne jede Mühe ans Tageslicht gehoben wurden. Man erbrach und schändete die Gruft des heiligen Dionysos, des Schutzheiligen der Hauptstadt, man riß noch in der Kirche selbst die Toten aus den Särgen und trieb in dem Dunkel der Seitenschiffe obszöne Späße mit ihren verdorrten Leibern. Und ungeheures, gellendes Lachen begrüßte den einst so unnahbaren Sonnenkönig, als seine Mumie, auf den Schultern einer baumlangen Hure reitend, zum Portal hinaus getragen wurde. Barrentin, von der Pöbelwildheit überwunden in seinen letzten Hemmungen, hatte nicht einmal den Willen, diese wüsten Dinge zu verhindern. So stimmte er denn selbst als der Lautesten einer in den höllischen Jubel ein, den man in den entferntesten Bezirken der Stadt hörte.

In der großen Kalkgrube verschwand in dieser Stunde alles, was fleischlich an die großen Traditionen des Landes erinnerte: Richelieu verschwand in ihr und Karl der Achte, der dreizehnte Ludwig und Turenne, den man mit offenem Munde fand, so wie ihn nach der Ueberlieferung bei Saßbach die Kanonenkugel getroffen. Aeltliche Prinzessinnen verschwanden dort, deren Schoß in Unfruchtbarkeit verdorrt geblieben war, und zarte, früh verstorbene und längst vergessene Dauphinen, die niemals in Reims die Weihen empfangen hatten. Alle aber, Könige und Minister, Prinzen und berühmte Kurtisanen und Staatspriester: alle machte die große Grube gleich und der weiße Aetzkalk, der sie bedeckte, und die Dirnenfüße, die die dünne Erdschicht darüber steinhart traten.

Der Letzte, der den Gang in die Grube antreten mußte, war der vierte Heinrich, und er ruhte sein buntes und wechselvolles [illegible]en ein wenig abseits von den Andern in einem einsamen Grab unter den Fliesen der Kirche. Der Stein, der seinen Leichnam deckte, war so gewichtig, daß die Dirnen Barrentin nebst seinen Soldaten zu Hilfe rufen mußten. Als endlich dann der Tote vor ihnen lag, ergab es sich, daß er noch besser erhalten war als alle Andern, obgleich er schon länger hier ruhte als die Meisten von ihnen. Das Hemd auf der Brust war weit geöffnet, daß man beide Wunden erkennen könnte, durch die einst Ravaillac diesen Lebensvollen zum Tode befördert hatte.

Barrentin, der selbst die Entfernung des Steines geleitet hatte, beugte sich über den Toten und griff neugierig nach einer Schaumünze, die der König an langer Kette um den Hals trug. Es erwies sich das zierliche Ding als ein einfaches Medaillon, das nach dem Oeffnen in der einen Platte das Pastellbildchen der Comtesse Angelika d' Jvry zeigte, jenes ersten von dem noch kindlichen Prinzen geliebten Mädchens, und ihr Andenken schien das der zahlreichen Frauen überdauert zu haben, die später in sein Leben getreten waren. Der andern Hälfte des Kleinods entfiel ein Zettel, den Barrentin, auf irgendeine Pikanterie gefaßt, hastig entfaltete. Es war ein Vers im Italienisch jener Zeit, ganz einfach, ganz ohne jede Anspielung, an eine verborgen gebliebene Episode vielleicht erinnernd, die nur dem Toten bekannt war.

La zelante Angelika
Col suo cimbalon
Per il suo re
Vuol cantar la canzon.
Flon! Flon!

Das las Barrentin. Zettel und Locke ließ er achtlos auf den Boden fallen. Die Medaille steckte er in die Cartouche auf seinem Rücken, die noch immer, weil es der jungen Republik an dem nötigen Rüstzeug gebrach, die Initialen der Bourbonen trug.

Er ließ es lachend geschehen, daß einer der Soldaten, die sich inzwischen an dem Wein eines den Augenblick nützenden Händlers betrunken hatten, dem König mit seinem Messer die wohlerhaltenen beiden Hälften seines Bartes abschnitt und sie mit Wachs an seiner eigenen Oberlippe befestigte. Mit diesem Schmuck, erklärte der angetrunkene Mensch, werde es ihm ein Leichtes sein, alle Feinde des Staates von Frankreichs Boden zu verjagen.

Es entspann sich übrigens am Abend in einer der schmutzigen Vorstadtkneipen, die die Soldaten nach getaner Arbeit aufsuchten, um diese, König Heinrich abgenommene Trophäe eine böse Rauferei, bei der es Tote und Verwundete abgab.

Barrentin selbst überkam, als um die Mittagstunde die Gewölbe des Domes völlig geleert waren, von neuem eine völlige Erschöpfung, über deren Ursachen er sich durchaus nicht klar werden konnte.

Er überwand aber schließlich auch diesen peinlichen Zustand in einer jener Orgien, die ihn schon als Kommandanten der pariser Frauengefängnisse beim Pöbel einiges Ansehen verschafft hatten.

Es lag übrigens nahe, daß er dieses Mal dem Grand cerf den Vorzug vor den übrigen Bordellen der Stadt gab. Und es geschah bei dieser Gelegenheit, daß er eben jener Dirne, die auf ihren Schultern die Mumie des Sonnenkönigs hinausgetragen hatte, die Medaille König Heinrichs schenkte.

Man sah noch am nächsten Tag die zwei oder drei namenlosen Kinder des Hauses mit dem Medaillon spielen, bis es in dem Unrat des dunkeln Hofes für immer verschwand.

Ein A-B-C von Theobald Tiger

Mit A fängt alles an, was recht.
Im Allgäu sagts der Bauernknecht.

Der Bulle ist kein Traubenfresser.
Der Bernhard, der weiß alles besser.

Die Cenzi trägt das Einheitsbier.
Cisternen gibt es dort und hier.

Der Diplomat saß da und sann.
Der Depp ist meist kein kluger Mann.

Der störrische Esel geht nicht vom Fleck.
Reventlow ist das Ende von weg.

Manch fettes Brot siehst du bei Nikisch.
Man fastet nicht nur katholikisch.

Getreide will manch Mal nicht wachsen.
Der Guguck ist ein Tier aus Sachsen.

Der Hamsterer ist gar nicht dumm.
Das Hammelfleisch gibts hintenrum.

Nicht jede Frau ist eine Dame.
Justav ist ein berliner Name.

Der Kriegsverlängerer triumphiert.
Die Krise ist, wenn nichts passiert.

Prozesse führt der Herr Cohan.
Es liegt ein Wirtshaus an der Lahn.

Minister reden gut und wacker.
Der Mist dampft fröhlich auf dem Acker.

Der Nachttopf ist oft nicht aus Stahl.
Manch Nauke ist nationallibral.

Im Osten herrscht noch keine Ruh.
O-Beine machen nicht d. u.

Das Pfräulein ist die Frau vom Schieber.
Herr Pachnicke ist mir schon lieber.

Die Qualle quetscht man nicht leicht tot.
Der Querulant ist meistens rot.

Das Röllchen tut das Hemde schonen.
Der Reichstag faßt Resolutionen.

Dem Schwein sind Trüffeln lieb und teuer.
Die Börse kränkt die Stempelsteuer.

Die Treue ist kein leerer Wahn.
Beim Tank kommt man schon schwerer ran.

Die Unken lassen mich nicht schlaffen.
Herr Tirpitz hat das U-Boot gschaffen.

Mit der Verpflegung geht es schief.
Die Vaterlandspartei ist vif.

Der Krieg ist schön beim Stammtisch-Weine.
Die Wahlreform hat kurze Beine.

Xanthippe trieb es manchmal bunt.
Beim k. u. k. sind alle rund.

Die Ypsilons vom A-B-C
gibts nur noch bei der Z.E.G.

In Zelle steht ein Zuchthaus nur.
Gott schenk uns gnädige Zensur!

Fünftes Kriegswirtschaftsjahr

von Alfons Goldschmidt

Am zweiten August 1914 zog ich hinaus. Im Kriegshandkoffer sechs Taschentücher, zwei Unterbeinkleider, zwei wollene Hemden und vier Paar Socken. Auch hatte mir mein Kamerad, der Baumeister, ein Friedensfiletstück in seiner berliner Wohnung für den einundzwanzigsten Oktober 1914 versprochen. Die beschwingten Endhoffnungen flogen immer langsamer, am einundzwanzigsten Oktober 1914 habe ich meines Erinnerns kein Filetstück gegessen, und mein Kriegswäschezerschleiß hat die genannten Mengen erheblich überschritten. Seit langem schon sind saftige Filetstücke nur hintenrum erhältlich, Taschentücher, Hemden und Socken sind rationiert und bezugsscheinpflichtig, und es ist überhaupt alles anders geworden, als wir damals glaubten. Meine Finanz- und Wirtschaftstheorien sind durchlöchert oder auf den Kopf gestellt, meine Ethisierungspostulate sind in Konkurs geraten, den Geldwucher hat der Güterwucher abgelöst, den Geldwert der Güterwert, den legitimen Handel der illegitime Handel, den seufzenden Konkurrenten der Kriegsmillionär, die Kaufmannssolidität der Wucheranwalt, die freie Wirtschaft der sogenannte Staatssozialismus, die Wirtschaftsselbstbestimmung die Kriegsgesellschaft. Durch alle diese Verkehrungen, Wirrnisse, Triebhaftigkeiten, gesetzmäßige Gesetzlosigkeiten und andre Lieblichkeiten hat der Kritiker sich durchzuackern und vergießt mehr Schweiß dabei, als er daran verdient.

*

Immerhin konstatiert er: durch vier schwere Jahre hat das deutsche Volk eine unerhörte Last aufrecht geschleppt. Darbend, aber nicht ausgehungert; materialknapp, aber genügsam; an tausend Zügel genommen und doch nicht außer Rand und Band. Das ist ein Wunder, glaubet nur. Vier Kriegswirtschaftsjahre mit mehr Krieg als Wirtschaft, vier Rationierungsjahre, vier Schleichhandelsjahre, vier Abgeschlossenheitsjahre, vier Ersatzjahre, vier Geldentwertungsjahre, vier Kriegsfinanzierungsjahre, vier Vermögensverschiebungsjahre. Das ist eine Leistung ohne Beispiel, und wir dürfen stolz darauf sein. Das ist eine unsagbare, aber bestandene Belastungsprobe, die auch Der anhimmelt, der grundsätzlich von solchen Proben nichts wissen will. Blutend, mit schärfster Nerven- und Muskelanspannung, mit Herzdruck und tiefster Friedenssehnsucht hat Deutschland das geleistet. Ein Volk, draußen und in der Heimat, von rund 67 Millionen Eisenhüten. Und immer noch steht es, schreitet es, stöhnt und schafft es der Ruhe ent-

gegen. Hinter aller Bitterkeit ein verbissener und edler Stolz. Wer wollte dieses Volk, dieses einzige Volk, nicht lieben? Brünstig lieben es grade Die, die ihre Arme über die Grenzen recken möchten, um die ganze Welt an sich zu pressen.

*

Was wünscht der Liebende seinem Volke zum vierten Kriegsgeburtstag? Er wünscht ihm Frieden und vor dem Frieden Gerechtigkeit. Gerechtigkeit wurde verkündet, aber nicht erreicht und oft nicht einmal gewollt. Wo ist der Vermögens- und Einkommensausgleich, wo ist eine die nie gesehene Leistung belohnende Sozialpolitik? Darf es Arme geben in dieser Zeit der gleichen Pflichten? Darf es Ueberreiche geben in dieser Zeit der schweren Forderungen? Das wäre der wahre Burgfriede: Vermögens- und Einkommensmilde, Evangelienaltruismus. Aber ängstlich rechnet der Festbesoldete; das Arbeitereinkommen wird weit überschätzt; der Geistesstarke wird magenschwach. Eine unselige Preispolitik, eine anfechtbare Erhaltungs-, Stillegungs- und Auftragspolitik, Mißbrauch der Gesetze und Bestimmungen, leichtfertige Duldung fressender Gier, Ausnutzung der Unkenntnis und Fahrlässigkeit, Milliardensteuerdefraudationen, systemlose und löcherige Belastungen, bequeme und gefährliche Schematisierungen und vieles Andre noch hat den furchtbaren Zustand verursacht, in dem wir jetzt leben. Gibt es noch einen Gerechten, der wütend und wirksam dahineinfahren kann und Ordnung schaffen?

*

Was wünscht der Liebende seinem Volke? Er wünscht ihm Gerechtigkeit. Steuergerechtigkeit, Ernährungsgerechtigkeit, Enteignungsgerechtigkeit, Selbständigkeits- und Anstellungsgerechtigkeit, Belohnungs- und Bestrafungsgerechtigkeit, Geld- und Gütergerechtigkeit. Er wünscht ihm die Schieber und übrigen eklen Ramschgesellen zum Teufel, er wünscht den Schwachen und Schwachgewordenen vornehme Stützung, er wünscht dem Heimkehrenden ein offenes, warmes, bequemes Haus, er wünscht freie Bindung, gleiches Atmen, höchstes Glück der Wirtschaftspersönlichkeit, geregelte Mühe und geregelte Rechte und Zuckererbsen für Jedermann. Denn er haßt diesen peinlichen Widerspruch von Sozialgerede und Ueberſattfressen, die dummen Gnädigkeiten und leeren Aufgeblasenheiten, alle Patriarchen und patriarchischen Systeme, für die der Schuftende „mein Sohn“ ist. Freimachen sollte uns der Krieg von materieller Schwere, heben sollte er das Volk in reinere Kulturluft, und nun kämpfen Alle für die Wenigen mit dem Vielen und die Wenigen mit dem Vielen nicht für Alle. Wir wollen keine veitstanzende Börse mehr, keine Bestechungsverbrecher, keine Schleichsauger, keine Trustegel, keine Sozialzwitter, keinen Gegensatz von Quantität und Qualität, von Schweiß und Parfum, von falschen Anleiheheroen und bespöttelten Groschenzeichnern, keine Amtspechhintern, keine Stadt- und Landfeindschaft, keine beutelnden Konzerndirigenten, keine krauchenden Handwerker. Alle sollten wir lebensberechtigt und selbstbestimmend schreiten dürfen. Seht dieses Volk! Seht es mit den Waffen, auf den Aeckern, an den Walzenstraßen, an den Drehbänken, in den Gruben, in den Geistesstuben! Nicht sagen dürft Ihr: Es läßt sich doch nicht erreichen! Streben müßt Ihr nach dem Ideal, wie Tolstoi und vor ihm ein Größerer lehrte. Mit einem Purpurpinsel möchte der Liebende das an den blauen Himmel schreiben.

Antworten

Ernst Leopold Stahl. Sie haben ‚Leonce und Lena', diese Porzellanpüppchen, gegen das Tier, das in den Porzellanladen eingebrochen ist, so brav verteidigt, daß ich Ihnen unser Aller Dank sagen möchte. Für uns sind das freilich Selbstverständlichkeiten; aber in diesem Land, wenn man eine Dummheit einen einzigen Tag unwiderlegt läßt: schon sitzt sie fest. Es ist nur zu lustig, wie die Vereinigten Männergesangvereine zur Verhütung der außerehelichen Unsittlichkeit denselben Mann bemuttern und -vatern wollen, der doch draußen zu jeder Heldentat für mündig gehalten wird. Er darf durch die halbe Welt ziehen. Er darf die entsetzlichsten Dinge mitmachen. Er darf Verwüstungen schauen und Mord und Schändung und Hunger und Elend. Aber er darf — eheu — seinen Büchner nicht lesen, auf daß er nicht Schaden nehme an seiner Seele. Es soll dem Gegner der gute Glaube nicht abgesprochen werden. Aber es muß ihm immer wieder eingebläut werden, daß ein Volk mündig ist, und daß es keine Instanz für erlaubte und unerlaubte Lektüre gibt. Genau wie die Vorzensur des Theaters eines Tages fallen wird, genau so muß diese lehrhafte Schicht beseitigt werden, die dem Deutschen zwar erlaubt, sein Blut zu verspritzen, aber nicht, sich das Buch vom Regal zu langen, das ihm behagt. Ich bin ein Optimist und hoffe immer noch auf die Heimkehrenden.

J. W. Sie schreiben vornehm indigniert: „Wenn der tote Liliencron erfährt, daß in der ‚Schaubühne' Reime wie ‚schäumet' und ‚bäumet' (in dem Gedichte ‚Weltkrieg' der Nummer 28) gestanden haben, wird er egal rotieren. Das darf man nicht." Trösten Sie sich: es sind noch mehr reingefallen, haben sich wer weiß wie getan, daß es nicht angängig sei, an Gebilde der dramatischen Kunst meinen strengen Maßstab zu legen, wenn man solche Gedichte drucke, und haben nicht bemerkt, daß sie aufsitzen sollten, daß man nämlich Erich Erfried Truck nur richtig zu lesen braucht, um — Friedrich Rückert herauszukriegen.

Hanns F. Sie vermuten recht: es ist mir, fern von Berlin, nicht sehr nach der Abfassung eines Nekrologs auf den ulkig-ernsthaften Lautenburg. Das Wasser lockt mächtiger als die Tinte, und ich begnüge mich mit zwei Geschichten, die seine Ulkigkeit und seine Ernsthaftigkeit dartun mögen. Als er sein brebis ins Trockene gebracht hatte, langweilte er sich nach Noten, nach den Banknoten, von denen er, kinderlos, wie er war, einen rühmenswerten Gebrauch machte. Es gehörte wohl zu seiner Methode, sich den endlosen Rentnertag dadurch zu verkürzen, daß er seine ansehnlichen Beträge nicht auf einmal gab, sondern in möglichst kleinen Monatsraten, um jahrelang zu jedem Ersten je zwei umständliche Briefe schreiben zu können: einen anweisenden an seine Bank und einen ankündigenden an den Empfänger. Viele jüdische Stiftungen wissen von dem guten jüdischen Herzen dieses Theatermannes ein Chanukalied zu singen. Ein andrer Zeitvertreib war, daß er sich als Universitätshörer einschreiben ließ. Wenn ihm gleich die Anfangsgründe, aber nicht minder die Fortsetzungs- und die Endgründe fehlten, so fand ers doch hübsch genug, in seinem vorsintflutlichen Schauspielerpathos die schlichte Wendung herauszurollen: „Mein Lehrer Erich Schmidt" und dazu mit der Linken eine entsprechende Geste zu schwingen. Als ich vor sechs Jahren in Lauchstedt den Zug verlassen hatte, der uns zu ‚Gabriel Schillings Flucht' geführt, da schritt plötzlich Lautenburg neben mir. „Sehen Sie, junger

Freund," hub er an, „ich habe lange gekämpft, ob ich hierherfahren solle." „Was war denn da lange zu kämpfen?" „Nun, ich mußte ein wichtiges Kolleg versäumen." „So? Was denn für eins?" „Nun, über mittelalterliche Kirchengeschichte." Das war Schautenburg, wie ihn seine Berliner nannten. Aber zur Ehre Lautenburgs verdient bezeugt zu werden, wie sicher sein künstlerischer Instinkt war und wie groß seine Zähigkeit, ihn durchzusetzen. Schauplatz: das Sommertheater von Karlsbad. In der Pause von ‚Kabale und Liebe' kommt zu dem gänzlich unbekannten und für das Publikum uninteressanten Ferdinand ein krebsroter Herr gestürzt, der ihm sprudelnd erklärt, daß er ihn auf der Stelle für sein Theater anwerben müsse. „Wo ist das Theater?" fragt Ferdinand. „In Berlin." „Dahin gehe ich nicht. Ich bin zwanzig Jahre und habe noch viel zu lernen, bis ich reif für Berlin bin." „Sie sind heute schon reif. Sie sollen bei mir ja keineswegs klassische Rollen spielen, sondern ich sehe grade an Ihrem Ferdinand, daß Sie der moderne Liebhaber sind, den ich seit Jahren suche." „Dann suchen Sie weiter. Ich bleibe vorläufig in der Provinz." „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt. Von heute an lass' ich Sie nicht aus den Augen. Wo immer Sie spielen: ich reise hin und ruhe nicht eher, als bis ich Sie habe." Ferdinand schüttelt lachend die schwarzen Locken, wendet sich von dem cholerischen Narren zu seiner lymphatischen Luise, wickelt diesen Abend und pflichtgetreu und erfolglos den Rest des Badeverhältnisses ab und debütiert zu Beginn der Winterspielzeit in Cöln. Das heißt: er gastiert mit untergelegtem Vertrag. Als Max Piccolomini. Weder Partner noch Zuschauer gehen auf diesen unpathetischen Pappenheimer ein; und als ihm am Schluß eröffnet wird, daß aus dem Engagement unter solchen Umständen leider nichts werden könne, da ist er zwar nicht überrascht, aber, bei angebrochener Saison, wo alle Plätze besetzt sind, doch ziemlich ratlos. Traurig sitzt er auf einer Truhe; plötzlich steht vor ihm der Verführer von Karlsbad. „Nun, glauben Sie mir, daß Sie jetzt reif für Berlin sind?" „Jetzt muß ichs wohl glauben." Am zweiundzwanzigsten November 1891 betritt in Daudets ‚L'Obstacle' Rudolf Rittner die Bühne des Residenz-Theaters; und am nächsten Morgen sagen die Kenner ihren Lesern, was von diesem Menschendarsteller zu erwarten sein wird. Lautenburg, in berechtigter Eitelkeit, ist nicht müde geworden, diese Geschichte zu erzählen. Und Rittner hat ihre Wahrheit bestätigt.

Sport.

Das Gladiatoren-Rennen im Grunewald, dessen Preis in diesem Jahre auf 100000 Mark erhöht wurde, hat 27 Unterschriften erhalten. Die über 2600 Meter führende Prüfung vereinigt natürlich die besten dreijährigen und älteren Pferde unserer Ställe. Graditz nannte Prolog, Wacholder, Asclepia, Valona, Frhr. S. A. v. Oppenheim Antivari, Marmor, Mohammed, Prunus, Skarabae, die Herren v. Weinberg Moretto, Pergolese, Landstürmer, Lorbeer, Macht, Herr R. Haniel Priesterwald und Traum. Da ferner u. a. noch Frohsinn, Palestro, Orilus, Indus, Hersenier, Wirbel, Helgoland und Chamisso genannt wurden, steht am 18. August ein sportliches Ereignis ersten Ranges in Aussicht.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Zur innern Politik von Olf

Solange es aus Gründen verschiedenster Natur sowohl wie Unnatur nicht möglich ist, die Politik wirklich zu kritisieren, nämlich ihr Material, haben die Parlamente gute Zeit. So lange soll man aber eine sehr scharfe Kritik der formalen Prinzipien — ach nein: der formalen Uebereinkünfte und Vorfälle deutscher Politik handhaben, um herauszubringen, wie weit im unpolitischen Volke der Deutschen überhaupt schon die Vorbedingungen zu einer wirklichen Politik bestehen.

Nach Zeitungsberichten hat der Abgeordnete Korfanty gesagt, in Oberschlesien hätten sich die Dinge zugespitzt, weil die polnischen Arbeiter ausgesogen und ausgeplündert werden. Präsident Fehrenbach habe den Redner ersucht, sich zu mäßigen. Im deutschen Reiche werde niemand von Amts wegen ausgeplündert. Beifall. Sehr schön; hoffentlich haben Behauptung und Beifall recht — aber: Genügt die unbewiesene Behauptung Nein, die Behauptung Ja zu widerlegen, und umgekehrt? In deutschen Parlamenten und Zeitungen, scheint es, wohl; denn dort wird es täglich unternommen.

In einer Zeitung, die so schlecht ist, daß ich mich schäme, sie zu zitieren, stand: „England will die Welt beherrschen; der Kampf um das Geld, um die Geldmacht ist es, den England bewußt wollte, weil es seine Interessen durch Deutschland gefährdet glaubte." Wie? England glaubte seine Interessen durch Deutschland gefährdet, die eben als das Geld und die Geldmacht charakterisiert worden sind? Also liegt eine Interessenkollision in punkto und in genere Geldmacht vor, und es ist nichts mit dem Kampf der Weltanschauungen? Mehr Aufmerksamkeit, Ihr Herren, wenn wir unsre Ideale — in Verteidigungszustand setzen. Dies hieß doch eben uns selbst bezichtigen?

„Das heißt ja uns selbst bezichtigen", rief der Abgeordnete von Graefe, als bei der Besprechung des ‚Friedens'-Vertrages von Bukarest sich herausstellte, daß bei einer Entschädigungsforderung Gegenseitigkeit vereinbart worden sei. Rief es als Tadel, rief es in der Haltung eines ernstlich und objektiv Wertenden, rief es also durchaus in moralischer Entrüstung. Aber wir wollen ihm, dem ‚Realpolitiker', gar nicht auf das Gebiet der sittlichen Notwendigkeiten folgen, die sonst grade wir immer für die Politik verlangen; wir wollen diesmal in der Realität bleiben und ganz einfach fragen: Wie? fragt es sich nicht, ganz einfach, ob zu dieser Bezichtigung ein Grund vorliegt, ob die angesetzte Gegenseitigkeit wirklich vorhanden ist — und wäre nicht danach die Entrüstung einzurichten?

Ich wiederhole, daß wir hier rein formale Untersuchungen anstellen, daß wir also von der Realität, die den Behauptungen

zu Grunde liegt, nichts wissen, und daß es — vorläufig — belanglos bleiben kann, gegen wen diese logisch nicht einwandfreien Attacken gerichtet waren. Genau so, wie es hier belanglos ist, daß ihr Objekt, Herr von Kühlmann, sechs Stunden nach der letzten Versicherung, seine Stellung sei völlig unerschüttert, verabschiedet wurde. Gegen ihn erklärte der Unabhängige Ausschuß: „Es ist zu bedauern, daß der Staatssekretär es für angezeigt erachtete, Rußland als die am Kriege schuldige Macht hinzustellen zu einer Zeit, wo der Ausgang des Krieges an der Entscheidung zwischen Deutschland und England hängt . . .“

Hier müssen wir, erstaunt nicht nur über die unabhängige Konstruktion dieses deutschen Satzes, Atem holen. Hier müssen wir uns an den Kopf fassen. Es ist ja nichts Neues, daß die Erinnerung an die Tage des Kriegsbeginns fast so lückenhaft geworden ist, wie die Veröffentlichungen der Parteien zu diesem Thema von jeher waren. Aber dies hier heißt die Krämerei mit Tatsachen zum Prinzip machen (nicht solche Prinzipien verlangen wir!), als notwendig verlangen und verkünden. Soll man denn, wenn man schon überhaupt vom Kriegsanfang statt vom Kriegsende reden muß (und der nach Neutralien abgewanderte Rest moralischer Gemeinüberzeugung äußert sich leider vor allem darin, das zu verlangen) — soll man denn einen der Kontrahenten als die am Kriege schuldige Macht „hinstellen“ oder nicht hinstellen? Sollte es nicht lediglich einer Feststellung bedürfen, wer am Kriege schuld sei? Ist dies nicht bloße Tatfrage, wie? Aber der Unabhängige Ausschuß scheint zu meinen, daß diese Feststellung, die Aufklärung dieser Tatfrage je nach den Kriegsbedürfnissen verschieden ausfällt. Das heißt doch: die ‚Realpolitik‘ ad absurdum führen, heißt: die Gedankenlosigkeit, mit der man — unter dem Namen Realpolitik — die Politik bestreitet, schmählich statuieren und entzückt bejahen!

Man tut es nicht zum ersten Male, man tut es mit breiter Geste, freigebig, nach allen Seiten, immer und überall. Selbst in der „Literaturpolitik“, die früher den zum Ernste Unwilligen die Politik ersetzte und jetzt ein verwahrlostes Anhängsel der Wirtschaftspolitik ist. Das ist sie, denn die Hetze gegen Meyrink setzte Jahre nach dem Erscheinen seiner inkriminierten Novellen ein — als er einen großen, lauten, materiell wirksamen Erfolg gehabt hatte. Hier nun ist es nicht leicht, für Meyrink einzutreten, denn er hat das Verdienst seiner tapfern, heißen, geschliffnen Novellen, nachdem schon der ‚Golem‘ kein Roman gewesen war und das ‚Grüne Gesicht‘ nur zwei leidliche Erfindungen gehabt hatte, durch die schauerlich qualitätslose ‚Walpurgisnacht‘ fast in Vergessenheit gestürzt. Aber da nun seine Feinde es wieder aufgedeckt haben, und da es sich ja um eine formale Untersuchung handelt —: Was hat er gesagt? „Eine“ (Pastorenweibse nämlich), „ein pinselblondes ‚deutsches‘ Biest, ein echtes Gewächs aus wendisch-kaschubischem Obotritenblut.“ Also: wer

hätte sich über diesen Satz, über den durch Anführungszeichen ausgedrückten Vorwurf unerlaubter Erschleichung des Deutschtums zu beklagen? Die Wenden, nicht wahr, die Kaschuben, die Obotriten; es beklagten sich aber die Deutschesten (in Parenthese: sind Nationalitätsangaben der Steigerung fähig?), die „Deutschen" in Anführungszeichen.

Zurück zur Politik. Und genug der Beispiele, die sich unendlich häufen ließen. Was lehrt die formale Untersuchung? Die Gewohnheit des Nichtdenkens, den Mangel aller Logik, den Grundsatz der Prinzipienlosigkeit; und daß die innere Politik alles andre denn ein Schlachtfeld der Geister ist. Keiner ist ohne Schuld daran; aber dieser Zustand bringt es mit sich, daß wir in Herrn von Kühlmann einen vollendeten Skeptiker, ein erwachsenes Petrefakt einer für uns jünglingshaft überwundnen Periode, als das kleinere Uebel begrüßen und unterstützen mußten.

Wenn man sich aber entschließen wird, in der Politik zu denken, wird man sich dem unumgänglichen Ergebnis richtigen Denkens: dem richtigen Handeln nicht mehr entziehen können und wollen.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn einer, der sonst keine hervorragenden Qualitäten aufweist, nur das Kunststück zuwege bringt, uralt zu werden, kann er immer noch als Zeitgenosse irgendeiner lang verstorbenen Größe zur Geltung kommen.

*

Die meisten Menschen sieht man bereits zum hundertsten Male, wenn man sie zum ersten Male sieht. Werde ich daher in Bezug auf diesen oder jenen nach dem ersten Eindruck gefragt, so muß ich fast immer erwidern: Ich erinnere mich nicht mehr.

*

Ueber manche Verirrungen der Architektur ist heute Gras gewachsen, das Adolf Loos hat wachsen hören.

*

Hans Narr kam zur Vernunft; wurde aber so übel aufgenommen, daß er ihr gleich wieder davonlief.

*

Den Dummköpfen muß ein bescheidenes Quantum Größenwahn als Existenzminimum zugute gehalten werden.

*

Seine Redewendungen waren derart, daß meine Antwort „Kehrt euch!" machte.

*

Das Bedürfnis nach „näherm" Kennenlernen ist meistens Sache der Kurzsichtigkeit.

*

Ich hörte einen Alten mit einem Jungen disputieren, und mir war, als disputierte die Zeit, da der Eine noch nicht auf der Welt war, mit der Zeit, die der Andre nicht mehr erleben wird.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXV.

Karl Theodor Helfferich

Herr Doktor Helfferich hat wieder einmal einen neuen Wirkungskreis gefunden. Diesmal weit vom Zentrum. In Moskau hat er die Nachfolge des ermordeten Grafen Mirbach übernommen. Manche offiziellen und inoffiziellen Kreise in Berlin werden aufatmen, daß er endlich, wenigstens für eine Zeitlang, untergebracht ist, und nicht mehr bei jeder Gelegenheit, bei jedem Staatssekretär- oder Botschafterwechsel, ihre Kreise, ihre Hoffnungen und Wünsche durch seine eigenen Aspirationen stören kann. Herr Doktor Helfferich, dieses personifizierte perpetuum mobile, hat die angenehme Aufgabe erhalten, zwischen Bombenlunten mit Bolschewisten und Sozialrevolutionären zu verhandeln. Er, der ausgesprochenste Vertreter der kapitalistischen Weltanschauung, soll mit den „Todfeinden des Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft" fertig werden und, neben den rein diplomatischen Dingen, die Wiederaufnahme eines Wirtschaftsverkehrs mit Rußland in die Wege leiten. Soll.

Helfferich hatte sich vieles, das Höchste im Leben vorgenommen. Aber ein Mann von Ausdauer war er nicht. Alles sollte im ersten Ansturm erobert werden. Meist gelangs ihm auch. War er dann oben, auf der Zinne der erstürmten Position, hielts ihn nicht mehr lange, und sein Auge schweifte nach neuen Zwecken und Zielen. Ein rastloser, unruhiger Kopf. In einem Hause ward er geboren und aufgewachsen, in dem der demokratische Gedanke traditionell war. Sein Vater, der Kommerzienrat Helfferich, war ein Führer der Fortschrittlichen Volkspartei in der Rheinpfalz, und der junge Karl Theodor ist von seiner Vaterstadt, von Neustadt an der Hardt, mehr als einmal auf die nahe Hambacher Höhe gestiegen, wo einst tausende deutscher Männer und Frauen, 1832, zusammengeströmt waren, um für die Freiheit und Einheit Deutschlands zu schwärmen. Siebenpfeiffer sah den Tag kommen, „wo die Fürsten die bunten Hermeline feudalistischer Gottstatthalterschaft mit der männlichen Toga deutscher Nationalwürde vertauschen; wo das deutsche Weib, nicht mehr die dienstpflichtige Magd des herrschenden Mannes, sondern die freie Genossin des freien Bürgers, unsern Söhnen und Töchtern schon als stammelnden Säuglingen die Freiheit einflößt." Und die Menge sang, voll des lieblichen Pfälzer Weines: „Mut, Mut, Mut! Nicht wird uns Gott verlassen, Folgen wir in Treuen seinem Wort! Feurig laßt uns lieben, feurig hassen Und bereiten uns zum Drachenmord. Wie der Lindwurm stolz sich brüstet, Ihn nach unserm Blut gelüstet!" Am nächsten Tage beriet man, ob man eine provisorische Regierung für das freie Deutschland einsetzen solle. Aber man verwarf diesen kühnen und doch so philiströsen Vorschlag. Und

wenn diese rheinische Freiheitsbewegung schließlich auch in eine allgemeine Kneipfröhlichkeit auslief, die Kinder und Kindeskinder haben den Freiheitsgedanken in ihren Herzen wohl gepflegt, und kommst du in jene Weingaue, raunts dir aus allen Ecken und Enden zu von den großen Tagen der Vergangenheit. Auch Karl Theodor konnte sich diesem Zauber nicht entziehen. Es schwoll sein Herz, Freiheitsakkorde erfüllten seine jugendliche Seele, und er schrieb in ungestümem dichterischen Drange ein Hutten-Drama: Es ist eine Lust zu leben! Später, als er auf seinem Vizekanzlerthrönchen drei Wochen lang wankte und schwankte, als er, von der Linken und der Mitte verlassen, rettend auf die Rechte sich zu stützen suchte, damals als eine Zeitung vorwitzig an seine poetische Gabe erinnerte, ward er so peinlich davon berührt, daß er durch einen Rundruf des offiziösen Wolffschen Telegraphenbureaus die Presse energisch anwies, von dieser Jünglingssünde keine Notiz zu nehmen.

Karl Theodor kam auf die Universität nach München, Berlin und Straßburg und verlegte sich auf die Nationalökonomie. Dann, nach vollendetem Studium, unternahm er große Auslandsreisen. Schon mit dreiundzwanzig Jahren schriftstellerte er und beteiligte sich literarisch lebhaft an dem Kampf um die Währung. Natürlich trat er für die Goldwährung ein. Mit siebenundzwanzig Jahren ließ er sich an der Berliner Universität als Privatdozent nieder. Seine Karriere beginnt. Ein geschmeidiger, gewitzigter Mensch, wissenschaftlich geschult, praktisch veranlagt, mit dem Willen, sich unter allen Umständen durchzusetzen, die Börse gefüllt, wenn auch nicht überfüllt, mit einem Blick für das augenblicklich Notwendige — konnte das Schicksal einem solchen Manne den Weg verrammeln? Schon im nächsten Jahre liest er auch im Seminar für orientalische Sprachen über Kolonialpolitik, und nach abermals zwölf Monaten hat er den Anschluß an die Regierung gefunden. Als Referent für wirtschaftliche Fragen zieht er in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ein. Noch im selben Jahr wird er Professor, dann Legationsrat und weiter nach vier Semestern Wirklicher Legationsrat. In diesem Eiltempo geht es vorwärts. Er wird zum Delegierten der deutschen Regierung bei den Berliner Verhandlungen mit der amerikanisch-mexikanischen Währungskommission ausersehen, bekommt den Charakter eines Vortragenden Rates und wendet sich, einstweilen im Bureaudienst gesättigt, großen privatwirtschaftlichen Unternehmungen zu. Die Finanzkreise waren schon längst auf ihn aufmerksam geworden. Bei seinen Verhandlungen als Regierungskommissar mit den kolonialen Gesellschaften hatte er sich als außerordentlich geschickt und gewandt erwiesen. Wenigstens hatte man den Eindruck davon. Dazu kam sein Buch über das Geld, das ihm den Ruf eines besonderen Finanzkenners eintrug. 1906 trat er in die Direktion der Anatolischen Eisenbahn ein und wurde nach zwei Jahren ins Direktorium der Deutschen

Bank berufen. Hier schien er länger verweilen zu wollen und wartete. Und der Tag kam. Er schrieb neue Bücher: über das Nationalvermögen Deutschlands, über die Ursachen des Krieges und wurde Ende Januar 1915 von Herrn von Bethmann Hollweg aufgefordert, anstelle des abtretenden und kränkelnden Herrn Kühn die Leitung des Reichsschatzamtes zu übernehmen. Nun eröffnete sich ihm endlich, in einer überaus schwierigen Zeit, ein Wirkungskreis, in dem er seine Fähigkeiten voll entfalten und Großes vollbringen konnte. Die Presse war ihm recht wohl gesinnt, und allgemein begrüßte man es, daß das Reichsschatzamt, eines der wichtigsten politischen Kriegsressorts, fortan von einem theoretisch und praktisch geschulten Volkswirtschaftler gelenkt werden sollte.

Herr Doktor Helfferich kam, sah und siegte. Zunächst. Mit gewaltiger Verve legte er sich für die neuen Kredite ins Zeug. „Ich habe", erklärte er dem Reichstage in seiner Jungfernrede, „das Amt übernommen mit der Verpflichtung, die Mittel für die Kriegführung zu schaffen und für die Erhaltung der gesicherten Grundlagen der Reichsfinanzen zu sorgen." Und er beschafft die Mittel. Diesmal und noch zweimal, so daß unter seiner Führung annähernd zweiunddreißig Milliarden von der Bevölkerung für das Reich aufgebracht werden. Herr Kühn, sein Vorgänger, hatte die erste Kriegsanleihe mit nur vier einer halben Milliarde Mark flüssig machen können. Das war zu wenig. Mit der bisherigen bureaukratischen Methode mußte gebrochen und ein ganz neues Propaganda-System ersonnen werden. Darin, in der Reklame, in der Agitation, war Herr Doktor Helfferich ein Meister, und fast amerikanische Mittel wandte er an, um das Volk anleihefreudig zu stimmen. Und der Erfolg gab ihm recht. Das ist — wenn man will, die größte — Erbschaft, die er hinterlassen hat: der Bluff. Alles Uebrige rinnt einem beim nähern Betrachten durch die Finger der Hand. Jede Anleihe wußte er sich, nicht ganz mit Unrecht, als einen persönlichen Sieg auszulegen, und doch durfte man in dem Lärm des Triumphes nicht völlig den vergessen, der einen starken Anteil an diesem finanziellen Erfolg gehabt hatte, den klugen und umsichtigen Präsidenten der Reichsbank Doktor Havenstein. Als Helfferich aber vor die erste wirklich bedeutsame Aufgabe gestellt wurde, vor das Problem der Neuordnung der Finanzen, versagte er. Jämmerlich. Fünfhundert Millionen Mark galt es aufzubringen. Nun konnte er seinen Genius entfalten, nun, mit der früheren kläglichen Steuerflickarbeit brechend, neue große Reformideen entwickeln. Die Zeit war günstig. Das Geld mußte beschafft werden, mußte schnell bewilligt werden, und der Reichstag war, in der schweren Notstandszeit, prinzipiell zum Geben mit vollen Händen bereit. Und was tat Helfferich? Wie ein erbärmlicher Lumpensammler kratzte er lauter kleine und kleinliche Steuern zusammen und bürdete sie einseitig Handel, Industrie

und Verkehr auf. Er, der Volkswirtschaftler, der Finanztheoretiker und Kolonialpolitiker! Der Reichstag war enttäuscht, murrte, zerpflückte sein Steuerbukett und geriet heftig mit ihm an einander. Der Kritik der Sozialdemokratie begegnete er mit den Worten: „Ich muß mir das verbitten!“ und wurde ausgelacht. Der Reichstag war denn doch nicht eine Versammlung von Aktionären, mit denen der Bankdirektor, seiner Position sicher, schalten und walten konnte, wie er wollte. Er konnte es nicht verstehen, daß der Reichstag die von ihm so sorgfältig aufgestellte Rechnung zum Ausgleiche des Defizits nicht anerkennen, die peinlich genau ausgedachte Belastung der einzelnen Erwerbs- und Verkehrszweige nicht einfach gutheißen wollte. Gewiß, das rechnerische Material, das er wie kein Andrer beherrschte, war unanfechtbar, denn alles stimmte wie in einer sauberen Bilanz. Aber das hatte auch seine Schattenseite. Denn er, der theoretische Volkswirtschaftler, hatte eben zu sehr abstrakte Zahlenbegriffe auf das praktisch vielfältig bewegte Leben übertragen und die Macht der Partei- und Berufsinteressen zu gering eingeschätzt. Diese Methode, Menschen und Dinge zu sehen und zu werten, erinnert, wenn man durch Uebertreibung das Wesentliche scharf herausarbeiten will, an jenen Colquhoun, von dem Heinrich Heine in seinen „Englischen Fragmenten“ erzählt, er habe, um seinen Lesern eine bestimmte Idee von der Unermeßlichkeit der Erwerbsquellen der Nation zu geben, eine Abschätzung von allem, was im Lande vorhanden sei, gemacht, bis herab auf die Kaninchen, „und er schien“, fährt Heine witzig fort, „sogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte“.

Nun, da die Parteien ihm seinen zusammengestoppelten Steuerplan tüchtig korrigierten, da sie die indirekten Steuern wenigstens durch eine direkte, durch eine wenn auch nur einmalige Vermögenssteuer auszugleichen suchten, da schließlich das selbst der Bundesrat guthieß, war er verstimmt und zog sich schmollend und grollend zurück, wie wenn ihm persönlich das bitterste Unrecht zugefügt worden wäre. Warum auch hatte er voreilig dem Reichstage während der Steuerverhandlungen erklärt: „Die verbündeten Regierungen sind der Ansicht, daß außer der Kriegsgewinnsteuer eine weitere direkte Reichssteuer nicht in Frage kommen kann.“ Nachher, als ihn die Verbündeten Regierungen im Stich ließen, war er der Blamierte. Das Steuerkompromiß kam eben ohne ihn zustande, und er fügte sich nicht so ungern, denn schon ward ihm der Weg zu einer weiteren Stufe nach oben bereitet.

Langsam hatte er das vorbereitet. Das Portefeuille des Reichsschatzsekretärs, eines reinen Fachministers, genügte ihm auf die Dauer nicht. Er gierte nach politischen Lorbeeren. Schon die Etats- und Anleihereden hatte er mit wachsendem Eifer zu Ausflügen in die hohe Politik benutzt und kühn mit den Engländern wirtschaftspolitisch die Waffen gekreuzt. In seiner ersten

großen Reichstagsrede, am fünfzehnten März 1915, erklärte er mit starker Zuversicht: „Im Uebrigen denken wir nicht daran, beim Ende dieses Krieges darauf zu verzichten, daß unsere Feinde, abgesehen von allem andern, auch für den materiellen Schaden aufkommen müssen, den sie durch diesen frevelhaft angezettelten Krieg angerichtet haben." Ein Jahr danach, in denselben Märztagen, sprach er denselben Gedanken bereits stark verklausuliert aus: „Wir mögen unsere Hoffnungen auf einen finanziell günstigen Friedensschluß noch so hoch spannen — diese Hoffnung halten wir aufrecht —: trotzdem wird eine erhebliche Steigerung der Reichsfinanzen eine Notwendigkeit sein." Karl Theodor begann umzulernen. Nicht nur in diesem einen Punkte. Auch noch in einem andern. Und das ward verhängnisvoll. In der Frage des uneingeschränkten Unterseeboots-Krieges. Er mußte wissen, was die amerikanische Gefahr auf sich hatte. Er kannte als Wirtschaftspolitiker Amerikas Kraftquellen an Willen, Menschen, Material und Geld sehr genau. Dennoch ließ er sich, obwohl er ursprünglich zu den heftigsten Gegnern eines hemmungslosen U-Bootkriegs gehört hatte, schließlich doch, wider seine bessere Einsicht, gleich Bethmann Hollweg, seinem Chef, von dem Geschrei und dem tosenden Lärm der Tirpitz, Reventlow und Genossen im Januar 1917 zu diesem Schritte drängen.

Aber damals war er schon längst Staatssekretär des Reichsamts des Innern und Kanzlervertreter, ein gern gesehener Gast im Großen Hauptquartier. Auch auf den Kaiser machte dieser Mann mit der unermüdlichen Suada, der geistig nie aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnte und stets auf die Beine fiel, einen vorzüglichen Eindruck. Die Sonne kaiserlicher Huld bräunte sein Antlitz. Nur mit dem Parlament kam er nicht zurecht. Die wollten nicht immer gleich so wie er. Die wagten das Maul aufzutun, wenn er, die große Autorität, sprach, und ihm sogar sein Konzept zu verderben. Was wußten die von den Dingen, die er spielend bis in den letzten Winkel beherrschte! Denn auch als Leiter des Reichsamts des Innern arbeitete er sich mit eisernem Fleiß in den neuen Aufgabenkreis hinein, aber ebenso rasch vollzog sich an ihm eine Mimikry, jene Anpassung von Haut und Haaren an das System, so daß er sehr bald alle jene Eigenschaften eines, sagen wir, Konvertiten, eines zum Bureaukratismus fanatisch Bekehrten entwickelte. Diese Autokratie, dieses blindlings gesteigerte Selbstbewußtsein trug er auch im Parlament zur Schau, und das wurde sein Unglück. Obwohl dem Reichsamte die eigentlichen Lebensmittelfragen durch das neu errichtete Kriegsernährungsamt abgenommen waren, zeigte sich Doktor Helfferich den ihm gestellten Anforderungen auf die Länge der Zeit nicht gewachsen. Mit steigender Nervosität begegnete er den Dingen und Menschen, die an ihn herantraten, und seine Reizbarkeit brachte ihn mehr als einmal in eine peinliche Situation. Im Gegensatze zu seinem Vorgänger, Herrn Clemens

Delbrück, der neben einer außergewöhnlichen Sachkenntnis staatsmännische Qualitäten besaß, stieß er als sogenannter Sprechminister, als Stellvertreter des Reichskanzlers, bald hier, bald dort an, und seine Versuche, das eine Mal nach rechts und das andre Mal nach links Anschluß zu suchen, mußten unter diesen Umständen fehlschlagen. Trotz der Ueberfülle von Arbeit, von der das Reichsamt allmählich erdrückt zu werden schien, war er anfänglich ein ausgesprochener Gegner der schon lange spruchreifen Teilung dieses Staatssekretariats. Schließlich willigte er ein, nahm eine Dreiteilung dieses Amtes vor und reservierte dabei den Posten des Vizekanzlers für sich. Länger als dreiundzwanzig Tage aber hat er sich auf dieser exponierten Position nicht gehalten, dann parlamentarisierte ihn die Reichstagsmehrheit, obwohl er sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte, hinaus, und Herr von Payer trat als Vertrauensmann des Parlaments an seine Stelle. „Ajax war durch Ajax' Kraft gefallen."

Ueberblickt man seinen eigentlichen politischen Nachlaß, so stößt man auch hier nur auf Fragmente. Das Hilfsdienstgesetz, das er mit vier Paragraphen abzutun gedacht hatte, wurde ihm vom Reichstage völlig umgestaltet. Von dem Entwurf der Regierung war zuletzt nur der Grundgedanke übrig geblieben. Bloß einem Zufall konnte er es verdanken, daß sich das Parlament durch seine Drohung einschüchtern ließ, das Gesetz würde scheitern, wenn man die obligatorischen Arbeiterausschüsse und Schiedsgerichte auch in der Eisenbahnverwaltung einführen wollte. Die Abstimmung durch einfaches Erheben von den Plätzen war völlig unsicher geblieben. Infolgedessen war der sogenannte Hammelsprung vorgeschlagen worden. Ich sehe Herrn Doktor Helfferich in diesem Augenblick noch heute schwitzen und unruhig auf seinem Bundesratssitz hin- und herrutschen. Wie, wenn die Mehrheit gegen ihn entschied? Mußte die Regierung dann, nach seiner unzweideutigen Drohung, den Gesetzentwurf, der das Kernstück des Hindenburgprogramms war, zurückziehen, oder mußte nicht Er — wegen seiner unvorsichtigen oder übereilten Aeußerung — sofort seinen Abschied nehmen? Aber ein Gott im Himmel: Merkur war ihm gnädig. Mit einer einzigen Stimme mehr wurde das Verlangen der Linken abgelehnt, und gleich war er wieder obenauf. Er konnte sich wieder vergnügt die Hände reiben. In seinem Uebermut beging er die Unvorsichtigkeit, in der halbamtlichen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erklären zu lassen, daß er gegebenenfalls die Hilfsdienstpflicht auch ohne den Reichstag eingeführt hätte. Tableau. Die Presse schlug Lärm, und Herr Helfferich konzentrierte sich rückwärts: So wars nicht gemeint. Ein ähnliches persönliches Mißgeschick hatte er in der Frage der Papiernot. Als die Berliner Presse zu dem Abwehrmittel griff, seine große, wohlpräparierte und wohltemperierte Etatsrede schweigend zu übergehen, machte er, tief gekränkt, den ganzen Reichstag wider die

hauptstädtischen Blätter mobil, mit dem Erfolge, daß auch diese von ihm so „diplomatisch“ eingefädelte Aktion von der Presse überhaupt nicht registriert wurde. In der Pressekonferenz ließ er durch seinen Vertreter den Zeitungen heftige Vorhaltungen machen und ihnen bedeuten, daß er entsprechende Maßnahmen erwäge. Natürlich lachte die Presse über diese unsubstanziierte Vermahnung und schwieg, als er seine sämtlichen Reichstagsreden samt der der Oeffentlichkeit vorenthaltenen letzten Etatsrede als Buch erscheinen ließ, auch das tot. Seine größte parlamentarische Niederlage zog er sich aber bei der Besprechung der Interpellation über die alldeutsche Propaganda im Heere zu. Als er, unter größter Unruhe des Hauses, davon sprach, daß man ihm kein Vertrauen mehr entgegenzubringen scheine, rief man ihm von allen Seiten, bis auf die Rechte, ein wiederholtes „Nein!“ zu, und mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung verließ er, die Rockschöße lüpfend, schleunigst die Rednertribüne. Der einzige Gesetzentwurf, dessen glatte Erledigung ihm gelang, betraf den Wiederaufbau der Handelsflotte.

Trotz des Mißtrauensvotums, das ihm der Reichstag in aller Unzweideutigkeit erteilt hatte, hielt Doktor Helfferich sich noch weiterhin für unentbehrlich. Herrn von Bethmann Hollweg hatte er im Amte überlebt, Herrn Michaelis, warum nicht auch den Grafen Hertling, der sich eben anschickte, mit den Parteien der Mehrheit ein festumrissenes Programm zu vereinbaren? Politische Grundsätze hatte er, der geistige Kriegsgewinnler, längst über Bord geworfen, hatte sich, von Hause aus demokratisch und liberal, in falscher Psychologie, bis zu den Anschauungen der Deutschen Vaterlandspartei entwickelt und mußte schließlich doch erkennen, daß er sich auf die falsche Seite gelegt hatte, und daß der Kurs, einstweilen wenigstens, stark nach links gesteuert wurde.

Einige Wochen wurde es dann von ihm und über ihn still, als er, nach tausenderlei höflichen und unhöflichen Aufforderungen, endlich aus dem Amte geschieden war. Aber nur einige Wochen. Dann kam er aus der Versenkung wieder herauf. Den Ruf einer Universität als Professor der Nationaloekonomie lehnte er ab. Er blieb in Berlin, an der Quelle, und wartete. Und schon nach kurzer Zeit ließ er sich ein Ehrenamt vom Reichskanzler übertragen: die Vorbereitung wirtschaftlicher Uebergangsfragen.

Und nun saß er in Moskau, zwischen Bolschewisten und Sozialrevolutionären, nachdem sein Versuch, Herrn von Kühlmann in der Leitung des Auswärtigen Amtes zu beerben, fehlgeschlagen, und berichtete Schlimmes und Schlimmstes aus Rußlands neuer und doch so uralter Hauptstadt. Darauf ließ ihn sich das Auswärtige Amt zur Berichterstattung nach Berlin kommen. Und so weilt er, seit einigen Tagen, wieder glücklich unter uns Berlinern. Ja, wenn das Deutsche Reich nicht seinen Helfferich hätte!

Der Tod der Bohème von Harry Kahn

Friedrich von Schennis und Franziska Gräfin Reventlow

Die Bohème ist tot. Sie ist eines ganz natürlichen, entwicklungsmäßigen Todes verblichen.

Was war sie? Widerspiel und Protest, Ventil und Korrelat einer zum Spießbürgertum abgestandenen bürgerlich ständischen Epoche. Aber der Spießer ist eine Erscheinung von vorgestern. Trotz dem mutierenden Geschrei einer sich fast als Klasse empfindenden, sich beinah als Partei gebärenden Generation, die — Treppenwitz der Weltgeschichte! — keinen Feind für ihre aufgekrempelten Aermel findet: der Philister existiert nicht mehr. Längst ist seine Stelle von einem ganz andern Typus eingenommen: dem Kind des integrierten Kapitals, dem Unternehmer. Der Unternehmer, der sich amüsiert, aber ist der Snob. Der Unternehmer tut nichts mehr für seine eigene Bildung; als Snob weiß er ganz genau, daß er, wenn er sich fünf Meter schwefelgelben Strindberg oder anderthalb Quadratmeter weißrosa Renoir zulegt, etwas für die Allgemeinheit tut, und daß ihm das schon irgendwie und irgendwann einmal Zinsen trägt. Mit dem Poeten in der Dachkammer ist der Philister in der Guten Stube ausgestorben; der Snob, der weder Landhaus noch Limousine zu besitzen braucht, der so Hand- wie Kopfarbeiter sein kann, weiß von sich: ich bin Kulturfaktor.

Mit der Thesis ist die Antithesis, mit dem Spiel sein Widerspiel, mit der Maschine ihr Ventil notwendig und unwiderruflich verschwunden: die Bohème. Nicht so sehr die Aschenurne Paul Scheerbarts und das Soldatengrab Gustav Sacks sind die Zeichen ihres letzten Verlöschens. Diese beiden Dichtermenschen erschlug buchstäblich der Krieg; den einen begrifflich, den andern stofflich. Scheerbarts fern von diesem sinnlosen Stern in seligen Bruderwelten angesiedelte Seele erdrückte, ein selbstherrlich gewordener Golem, sein seit Jahren verlächerter und verlästerter Popanz. Sacks verbummeltes Studentenblut stillte die rumänische Kugel zu früher, aber kaum vorzeitiger Ruhe. Diese Beiden fällte Mars, der sichelnde Gott, der nur neben den Seelen der Menschengeschlechter ist, nicht Saturn, der säende, der in ihnen ist, weil sie, verschlungen von dem Väterlichen, in ihm sind, und aus denen er aufsteigt als überpersönliches Schicksal in Wandeln und Vergehen.

Nun aber sind, kurz nach einander, erfüllten und erfüllenden Schrittes Friedrich Freiherr von Schennis und Franziska Gräfin zu Reventlow von der Estrade heruntergestiegen, auf der sie bislang gesessen, die tadellosen schwarzen Glacés über den feinen Fingern auf und die schiefgetretenen Schuhe an den kleinen Füßen unter dem Tisch, vor sich die Flasche Pommery, von der sie kaum

wußten, ob sie sie — heut oder je — bezahlen konnten. Es ist möglich, daß der dunkle Ehrenmann mit der Hippe, unchevaleresk, wie er nun einmal ist, dem Herrn vor der Dame Zutritt in sein Haus ließ; wahrscheinlicher ist, daß Commère Fanny mit einem Lächeln, in dem der Spott die Angst im Schach hielt, und dem skeptisch-fragenden Altklang ihrer altklugen Kinderstimme dem Compère Frédéric zugerufen hat: „Bitte, nach Ihnen!" Wie ihr Tod auch gewesen sein mag — vielleicht war er leicht nach all den qualvollen klinischen Operationen, vielleicht war er schwer nach all den spaßhaften finanziellen Operationen —: von Spott übertäubte Angst, von Witz übertönter Schmerz, das war Fanny Reventlows Leben. Spott und Angst, Witz und Schmerz zugleich mögen ihren Mund gefaltet haben, da sich ihr Kopf zum letzten Mal in die Kissen drückte, nicht anders als eine jener großen Damen des müden großen Frankreich, da sie ihr Haupt zum Henkerblock senkten.

Ein Beweis ex post für die innere Bedeutung jener Kaste aus Gesinnung, die das bizarre Wort Bohème umgreift, aber auch im Besondern für das geistige Gewicht der deutschen Bohème um die Jahrhundertwende mag darin erblickt werden, daß sie — sit venia verbo — in Schönheit gestorben, daß sie grade in diesen beiden adligen Gestalten versiecht ist. Denn adlig und untadlig blieben sie vom Wirbel bis zur Zehe, bei strotzender Kasse und bei Schmalhans Küchenmeister. Mochte Friedrich von Schennis die minderwertigsten Subjekte zu seinem Sekt laden: er blieb immer der unantastbare Grandseigneur; und mitten zwischen Petroleumkocher und Kinderwäsche, unter münchner Ateliergelichter und asconaer Naturmenschentum vermochte Fanny Reventlow die Haltung der grande dame zu wahren. Die verfeinerte Letztheit in Geschlecht und Schicht, die die beiden zu solcher Haltung befähigte, mußte naturgemäß auch das Gesicht ihres sporadischen Schaffens bestimmen. Es nimmt nicht Wunder, daß Beider Form ganz unzulänglich durchblutet ist vom Stoff; daß das Stigma dieser Produktion eine vollkommene Einfallosigkeit ist. Beim malenden Mann tritt das, schon durch die Natur der Technik begründet, schärfer hervor als bei der schreibenden Frau: die Feder vermag Witz und Geist für den Oberflächensinn spürbarer zu konturieren als Pinsel und Stift; ganz davon abgesehen, daß Humor bei einer Frau um der Seltenheit dieses Vorkommens willen stets stärker wirkt, fast medusisch erschreckt. Und Fanny Reventlow war beinah eine große Humoristin. Mit einem kleinen Schuß Phantasie hätte es ihr gelingen können, dieselben sozialen Zwischenstufen (von den erotischen ganz zu schweigen), die Wedekind aus seiner sentimentalisch aufblickenden Perspektive in so mißverständlich pathetische Verkürzungen brachte, unter ein von oben fallendes, naiv und klar gestaltendes Licht zu stellen. Denn schon die einfache und scharfe Belichtung genügt hier zur

Entfaltung der diesem Menschengewächs einwohnenden vis comica. Aber dazu hätte Fanny Reventlow, von dem schwanken Brett der Bohème sich abschnellend, irgendwie handwerklich güldenen Boden gewinnen, hätte sie weniger Adlige und mehr Arbeiterin sein müssen.

Indes ist kaum zu bezweifeln, daß grade die Herkunft ihres Bluts Schuld daran trug, daß sie Zeit ihres traumhaft wirren und doch mit immanenter Konsequenz sich vollendenden Lebens nie auf festes Land gelangte. Denn Geburtsadel und Bohème zeigen tiefe Verwandtschaft und Wahlverwandtschaft. Aus der ihnen gemeinsamen sozialen Exzentrizität wächst eine im Effekt sehr ähnliche Unbekümmertheit; aus der nur im Standpunkt, nicht im Grad verschiedenen Opposition gegen die Roture, das Pfahlbürger- und Pfeffersackpack, nährt sich die gleiche Angriffslust und die gleiche Verachtung für alles durch Fleiß und Schweiß zu Erringende. (Das erklärt auch, wieso Ernst und Franziska zu Reventlow Geschwister, und, so viel ich weiß, nie feindliche, sein konnten.)

Der Pfahlbürger mit wenig widerwillig gewährten Gerechtsamen hat dem Bürger mit dem gleichen Wahlrecht, der Bildungsphilister dem Snob, der Krämer dem Unternehmer Platz gemacht. Mit ihm oder besser: im Gefolge dieser Dreifaltigkeit von vorgestern müssen seine beiden Satelliten, mit diesem am historischen Horizont verblaßten Planeten müssen seine beiden Monde verschwinden. Den Anfang hat die Bohème gemacht: längst gibt es, selbst in Charlottenburg und Schwabing, keine Geniemähnen und Flatterkravatten mehr, sondern nur noch Tangofrisur und Selbstbinder, und über die händlerische Smartneß der größten derzeitigen Meister aller Künste lassen sich Bände schreiben. Ebenso begannen schon lange vor dem Krieg die Grenzen zwischen Grundherrn und Unternehmer immer labiler zu werden; Bauer und Baron sind heute nicht viel andres mehr als Fabrikanten mit andern Produktionsmitteln, und folgerichtig ist das politische Konnubium von Schwerindustrie und Agrariertum ein feststehendes Faktum geworden. Der Krieg und seine Folgen werden ganz reinen Tisch machen. Die englische Gentry hat er bereits entrechtet, die russische enteignet; auch die deutsche wird er einebnen. Der Tod der Bohème ist nur der in bunte Gewänder gehüllte, mit bimmelnden Glöckchen behangene, pritschenschlagende, tänzerische Vorläufer. Der Tod des andern ständischen Ventils und damit allen ständischen Wesens überhaupt, des Adels, folgt ihm auf dem Fuße.

Wir haben keinen Anlaß zu Trauerfanfaren, aber auch keinen zu Jubelhymnen. In Schicksalsdemut gesenkten Hauptes haben wir den neuen Kömmling zu begrüßen, auch er noch nicht der Messias, die Klassenzwitterung: Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Held Namenlos von Max Barthel

Auf die Gräber, auf die Narben,
Friede, strahlt die süße Glut
deiner sieben süßen Farben
und beseligt unsern Mut.

Wir der Zukunft angeschworen
fühlen, daß die Wende flammt.
Jeder Mensch, vom Weib geboren,
gleich aus Weh und Wonne stammt.

Aus des Todes Finsternissen
aus der mörderischen Schlacht
angepackt und hingerissen
sind wir alle aufgewacht.

Nie mehr, nie! im Blutrausch beben.
Mutter, die mich schwer gebar —
Mensch sein: kämpfen! lieben!
leben!
Brüderlich erglüht und klar.

Brüderlich wie Nacht und Sonne,
brüderlich wie Wald und Wind!
Jedem Schmerz und jeder Wonne
unsre Herzen offen sind.

Sturm des Schicksals, komm gewaltig,
schüttel Krone und Geäst,
daß das Leben vielgestaltig
seine Wipfel wachsen läßt.

Nacht, stell deine Funkelsterne
wie Verheißung in den Raum,
daß beflügelt in die Ferne
ewig wandert unser Traum.

Tag! nun donnert die Lawine
ungeheurer Arbeitskraft.
Ich beherrsche die Maschine,
Zügel ihrer Leidenschaft.

Stehe mit der Welt im Bunde,
die nach meiner Arbeit schreit!
Ich verlache Weh und Wunde
schöpferisch in Herrlichkeit!

Weh muß sein, und Schweiß muß
spritzen,
bis der Tag zu Ende geht,
bis, umkränzt vom roten Blitzen,
trotzig unser Werk ersteht.

Abends, wenn der Himmel düstert,
der am Tag lichtüber quoll,
wenn der Wind aufschluchzt und
flüstert —
Welt, wie bist du wundervoll!

Stunde, leise überwältigt
von der Nacht und unterjocht:
wie mir trunken und verfältigt
deine Pracht im Herzen pocht!

Dann der Zimmer sanfte Kühle,
die in stiller Flamme brennt,
bis im Wirbel der Gefühle
jäh das Herz sein Ziel erkennt!

Morgenglanz und Abendröten
hat den Arbeitstag geschweißt,
bis mit Jubeln, Lachen, Flöten
Sonntag alle Ketten reißt!

Aus dem Labyrinth der Gasse,
Stadt und Hafen, Haus und
Schacht,
schlägt Triumphgeschrei der Masse,
edler Freiheit dargebracht.

Wenn des Lebens süßes Wunder
so in unsre Träume packt —
oh! dann fallen Prunk und
Plunder,
und die Zeit steht mannhaft nackt.

Sprachkritikers Lehrjahre von Moritz Goldstein

Fritz Mauthner, der glückliche Weise am Bodensee, schreibt seine Erinnerungen. Weise? Das Wort dürfte einem Manne angemessen sein, der seine Meinung über Welt und Dinge so oft und so ausführlich gesagt hat und sie immer wieder sagt, der alles, was Menschen heilig, und was ihnen unheilig ist, mit reichlicher Skepsis betrachtet, der nichts übertrieben wichtig nimmt, und dessen Zorn und Eifer noch mit Heiterkeit gesüßt ist. Und glücklich? Ich rechne ihn unter die Glücklichen, seit er auf seinem Ruhesitz im Südwestzipfel Deutschlands, frei von Pflichten jeglicher Tagesfron, seiner Neigung, seinen Studien und Forschungen und, wie sich herausstellt, seinen Erinnerungen leben darf, während er von der Höhe des Alters und der Berühmtheit ab und zu sein meist ironisches Sprüchlein zu den Narreteien unsres Lebens zum Besten gibt. Der glückliche Weise schreibt Erinnerungen, und wir greifen begierig danach, zu erfahren, wie er geworden, was er ist.

Er selber will sein Buch aufgefaßt wissen als Beitrag zur Reform oder Revolution des Unterrichts. In den vorliegenden ‚Prager Jugendjahren' (Erinnerungen von Fritz Mauthner. I. Prager Jugendjahre. 1918. München bei Georg Müller) steht neben Ergötzlichem und Lächerlichem manches Empörende über Schule und Schulbetrieb. Indessen: diese frühen Leiden scheinen mir nicht am System zu hangen, sondern an Personen, und unsre Entrüstung wird gegen die rohen, die dummen, die schurkischen Lehrer selbst gerichtet, denen der Knabe zufällig in die Hände geriet. Unter andern Erziehern hätte er vermutlich ganz andre Erfahrungen gemacht. Ueberhaupt aber ist die Einstellung auf das pädagogische Interesse, die das Vorwort und das Nachwort gibt, zu eng. Was in Wahrheit im Stile unbefangener Plauderei mit Leidenschaft und Wärme dargestellt wird, ist das Werden des Sprachkritikers.

Mit schonungsloser Objektivität gegen sich selbst urteilt Mauthner über sein Künstlertum, es fehle seiner „dichterischen Sprache das Höchste und Tiefste: die Erde"; und über seine Philosophie, es fehle seinem „Bekenntnis zum Atheismus . . . das Symbol des Kampfes: der Haß". Denn Mauthner ist ein Judenkind aus Horzitz in Böhmen. Er besitzt, aufgewachsen zwischen Deutsch, Tschechisch und „Mauscheldeutsch", keine Muttersprache; er besitzt, „als Sohn einer völlig konfessionslosen Judenfamilie", keine Mutterreligion.

Das Schicksal ist nicht typisch für deutsche Dichter und Denker; jedoch typisch ist es im höchsten Maße. Und die typischen Eigenschaften des Charakters fehlen nicht: Frühreife; Altklugheit; fabelhafte Begabtheit; Vielleserei; Hypertrophie des In-

tellekts; Vergötterung des Buches; Ueberwiegen des Abstrakten; Hilflosigkeit im Konkreten.

Daß wir den jungen Mauthner so sehen und durchschauen, verdanken wir ihm selbst und seiner Bekennerredlichkeit. Auch einen „Schwätzer von Natur" nennt er sich; und wenn man von der Rolle liest, die er bei prager nationalen Studentenaffären gespielt hat, kann man sich das dreiste Bürschchen gut vorstellen. Caféhausleben, „geschäftiger Müßiggang", Leichtigkeit im Umgang mit Menschen, Ungehemmtheit der journalistischen Anfänge und ersten Erfolge gehören zum Bilde. Was da wachsen will, droht, wenig erfreulich zu werden.

Und ist doch reife, runde, süße Frucht geworden. Dieser „Schwätzer von Natur" hegt im Herzen leidenschaftliche „Andacht zum Schweigen"; der Vielsprachler ohne Muttersprache wird durch das Anhören oberdeutscher Mundarten bis zu Tränen ergriffen; der weltmännische Journalist und Romancier glüht heimlich von einer philosophischen Lebensaufgabe, betreibt zwanzig Jahre lang im Geheimen, neben seinem offiziellen Brotberufe, die Vorstudien und schreibt seine Ideen nieder „in siebenjähriger Mordsarbeit", die ihn aufzureiben droht; der erfolgverwöhnte Großstädter geht irgendeines Tages aus Lärm und Licht in die Einsamkeit.

In der Scholle wurzeln, Tradition haben, im Seelischen ganz sein, ist kein Verdienst: es ist Glück. Der es entbehrt, der Wurzellose, der Unbekannte, ist kein Schurke: er ist ein Kranker. Und er steht vor einer Aufgabe: ganz zu werden, zusammenzuwachsen, sich um einen Mittelpunkt zu schließen.

Mauthner, der Kritiker, der Erzähler, der Sprachphilosoph, zeigt wie weit man es menschlich bringen kann, wenn man, leiblich und seelisch, aus Südosten kommt und nach Nordwesten strebt. Wenig ist das nicht, was er geworden ist und geleistet hat. Für wie viel man es halten will, das hängt davon ab, was man über Sprachkritik überhaupt und über Mauthners Sprachkritik im Besondern denkt.

Uebrigens stehen unterhaltende Dinge in diesem unpathetischen ersten Bande: vom Elternhaus; von Schülerstreichen und Lehreroriginalen; von Deutschen und Tschechen im alten Prag; von Königgrätz; von studentischen Kämpfen und Fahrten; von den Anfängen eigener Produktion; von Verlegern und Redaktionen. Es war nicht notwendig, das Erscheinen der Erinnerungen im Weltkrieg mit Vertragspflichten zu entschuldigen. Wir wünschen uns, grade im Weltkrieg, die Fortsetzung dieses friedlichen Buches, dieses Buches der geistigen Kämpfe.

(Nebenbei: Zu den Verweisungen auf den Anhang sollten die Seitenzahlen gefügt werden; dadurch würde uns lästiges Hinundhersuchen erspart bleiben; es würde sich auch herausstellen, daß Seite 263 auf eine Nummer IX verwiesen wird, während das Buch leider schon mit Nummer VIII endet.)

Das blaue Kleid von Alfred Polgar

Kamillo sah das blaue Kleid auf dem Maskenfest, das mit Lärm und bunten Lichtern durch den Park wogte. Er hatte augenblicks ein Gefühl, als würde ihm das Herz eingeklemmt. Nur ein paar Sekunden sah er das blaue Kleid, aber es brannte sich ihm in die Seele. Wie eine unvertilgbare feurige Spur trug er es seitdem in seiner Erinnerung. Er hätte es noch Tage nachher mit allen Einzelheiten zeichnen können, wenn seine Hand eines Zeichners Hand wäre.

Das blaue Kleid ging damals am Arme eines Kavaliers. Es sah den erstarrenden Mann und wandte sich im Vorüberschreiten um und schien zu sagen: „Schade, daß ich nicht frei bin!" Dann entschwand es im Gedränge. Kamillo fand es nicht mehr.

Zuhause schälte sich aus dem blauen Kleid das Stubenmädchen Anna, ging auf Strümpfen ins Toilettezimmer der gnädigen Frau, strich das Kleid sorgsam glatt und hing es wieder in den Kasten, dorthin, von wo sie es abends heimlich genommen hatte.

Eine Woche später leuchtete das blaue Kleid plötzlich aus einer Ersten-Rang-Loge auf Kamillo herab, und es schob sich gleich wie ein Nebelvorhang zwischen ihm und die Bühne. Er hatte solches Herzklopfen, daß er das Spiel mit dem Lärmen in seiner Brust zu stören fürchtete. Dann bemühte er sich, die Finsternis mit opernglasbewehrtem Auge zu durchstechen und das Phantasiebild, das er von der Geliebten in der Seele trug, der Wirklichkeit anzupassen. Da wurde es hell und die Loge leer. Er fragte den Logendiener, wer die Dame gewesen. „Mit ein' Rittmeister wars, gnädige Frau hat er zu ihr g'sagt."

„Gnädige Frau" . . . das war noch Distanz . . . aber freilich, in der Loge, vor dem Diener.

Vierzehn Tage nach dieser Begegnung fuhr Kamillo mit seiner Frau auf der Straßenbahn, als das blaue Kleid vorüberging und um die Ecke bog. Kamillo sprang von dem fahrenden Wagen, rief seiner Frau hastig zu: „Ich muß ihn sprechen", hörte nicht mehr ihre Frage: „Wen denn?", stürzte dem blauen Kleid nach und sah es in einem Hausflur verschwinden.

„Wer war die Dame, die da eben hineingegangen ist?"

Der Portier sagte: „Kenne ich nicht. Wird wohl zu Frau Doktor von Meyerheim auf Besuch . . ."

Kamillo klingelte bei Frau Doktor von Meyerheim. Der Diener antwortete durchs Guckloch: „Die Gnädige ist verreist."

„Grad is weg'gangen", sagte der Portier. „Beim Zahnarzt wars. Wenn's Ihnen tummeln, erwischen Sie's noch."

Er tummelte sich, aber er erwischte sie nicht.

Ach, wie war er verliebt in die Unbekannte!

Das Fräulein des Zahnarztes gab Auskunft. Die Dame im blauen Kleid heiße Mathilde Bennigen. Näheres wisse sie nicht.

Kamillo wußte am andern Tag, daß Frau Mathilde Bennigen eine dreiundsechzigjährige verwitwete Rätin sei.

Da muß sich das Fräulein vom Zahnarzt wohl geirrt haben. Eine so alte Dame geht doch nicht auf Maskenbälle.

Frau Bennigen sagte ihrer Schwiegertochter: „Weißt du, es war eine schlechte Idee! Mir tut es schon sehr leid, daß ich deine Freundin gebeten habe, mich das blaue Kleid kopieren zu lassen. Erstens war es ihr garnicht recht, und dann macht es mich viel zu jung. Lächerlich gradezu. Heute ist mir einer zum Zahnarzt nachgestiegen. Ich werde das Kleid dem Hawlicek anbieten, vielleicht kauft ers . . ."

Kamillo ging mit seiner Frau spazieren, immer einen halben Schritt voraus, wie bei Ehepaaren üblich. Diese unwillkürliche, symptomatische Gebärde des Entlaufen-Wollens.

Sie sagte: „Renn' nicht so."

Er lief noch rascher.

Dreimal war er ihr begegnet. Auf dem Gartenfest, im Theater, auf der Straße. Dreimal war sie ihm entglitten. Das vierte Mal, das vierte Mal — er schwor es sich zu — wollte er sie fassen und halten.

„Woran denkst du? An wen? An welche?"

„Um Gotteswillen, quäl' mich nicht!"

Ihr stürzte das Nasse aus den Augen, weil sie fühlte, daß er sie nicht mehr liebe. Aber auch durch den doppelten Schleier von Seide und Tränen sah sie das aparte blaue Kleid in der Auslage bei Hawlicek & Co. und blieb stehen.

„Nun, was denn?" fragte der gebremste Kamillo ungeduldig. Da fiel sein Auge auf das Kleid, und die Straße begann zu schwanken wie ein Schiff in Seenot.

„Herzig, was?" sagte die Frau zwischen Lächeln und Schluchzen.

„Willst du's?!"

Sie sah ihn mißtrauisch an. Was bedeutet diese jähe Schenkfreude? Gewissensbisse, weil er sie vorhin gekränkt? Nun, immerhin . . . Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Herr Hawlicek nannte seinen Preis. „Ja, bitte, ein Originalmodell . . . Paris."

Kamillo zahlte . . . Das vierte Mal sollte es ihm nicht entwischen!

Als er nachts heimkam, hing das blaue Kleid über eine Stuhllehne. Die Gattin lag im Bette. Sie stellte sich schlafend, blinzelte nur heimlich. Kamillo warf einen Blick nach der Lebensgefährtin, trat dann auf den Zehenspitzen an das Kleid heran, beugte sich nieder und küßte es leise. Dann streichelte er es wehmütig mit der Fläche und dem Rücken seiner beiden Hände und ging wieder auf den Zehenspitzen.

„Er liebt mich noch! Er liebt mich!" dachte die Frau, und ihre Lider zerpreßten froh ein Tröpfchen Rührung.

Messen und Märkte von Alfons Goldschmidt

Das war vor dem Kriege ein friedliches Ringen: in Irbit, Kiew, Nishnij Nowgorod, in Utrecht, Basel, Leipzig, in der ganzen Welt. Amerika schickte ein Ausstellungsschiff auf die See, in Deutschland sollten drei Meß-Schiffe gebaut werden. Nationalmärkte, Universalmärkte, weltumsegelnde Märkte. Es war die Diffusionszeit, die Reklamezeit, die Zeit der Propaganda, die den Kriegsgeist beheizt hat. Aber es war doch keine Abgeschlossenheit, keine Nationalitäten- und Gruppentrennung, sondern ein freies Durchdringen. Jetzt haben wir Kampfmessen, Kriegsmessen, in London, Lyon, Paris, Bordeaux, in neutralen Ländern, in Leipzig, in Breslau. Es sind merkantilistische Messen, denen der Hauptreiz, der Reiz der Diffusion fehlt. Kampf ist die Parole, und nicht nur Kampf nach außen, sondern leider auch im Innern. Leipzig beruft sich auf seine Tradition, auf die Markt- und Schutzurkunde des Markgrafen Dietrich von Landsberg, der im dreizehnten Jahrhundert lebte. Leipzig beruft sich auf seine Messe-Zentralstellung und empfindet die Breslauer Messe als peinliche Wettbewerbsveranstaltung. Leipzig macht neue Messen auf, eine Bau-Messe, eine technische Messe. Ein Meß-Amt für die Mustermessen in Leipzig wurde errichtet, dahinter das Reich steht. Das Reichwirtschaftsamt sitzt im Aufsichtsrat des Meß-Amtes über dem sächsischen Ministerium. Die Lokalvertretungen, der Rat der Stadt Leipzig und der Meß-Ausschuß der Handelskammer sind gedehnt. Die Leipziger Messe ist Reichssache geworden. Die ganze Welt soll nach Leipzig kommen, soll im Frühjahr und Herbst dort ausstellen, besichtigen und kaufen. Mit Katalog-, Rede- und Pressepropaganda, mit Sonderzügen, Transport- und Fahrpreisermäßigungen wird der Markt angepriesen. Er ist preisenswert. Es ist eine Musterschau in jedem Sinne. 4500 Aussteller werden zur Augustmesse erwartet, und die Besucherzahl der Frühjahrsmesse ist 75 000 oder gar noch mehr. Man wird Leipzig das Messe-Recht und den Messe-Ruhm nicht bestreiten. Meß-Amt und Stadt bieten Alles dar, was sich darbieten läßt. Die Leipziger Messe ist eine Qualitätsausstellung, eine Zugkraft, eine Rentabilitätsförderung. Aber sie ist keine Monopolmesse. Zentralisation kann Ueberzentralisation werden. Es muß eine vernünftige Zentralisation mit Dezentralisation sein. Keine Ueberladung, sondern eine Verteilung. Gebietseigenheiten, wirtschaftsgeographische Möglichkeiten sollen durch Lokalmessen ausgenützt werden. Die Breslauer Messe ist keine Abbruchsmesse für Leipzig, wenn man sich einigt. Man muß demarkieren. Keine Messe-Gründungen ab irato wie in Stuttgart, aber brauchbare Messe-Rationierung. Wir haben ein Meß-Amt unter Obhut des Reiches, wir brauchen ein Reichs-Meß-Gesetz. Messe-Zersplitterung darf nicht geduldet werden, peinliche Konkurrenzdiskussion, schlimme Vorwürfe, Kundenabjagen ebenfalls nicht. Es ist in Deutschland Raum für mehr Messen als für die Leipziger Messe. Aber vermeiden müssen wir Diplom- und Prämienschwindel, der vor dem Kriege blühte, diese ganze Ausstellungsgier, die der Industrie schon zum Ekel wurde. Man unterbreite dem Reichstag ein Reichs-Messe-Gesetz: er wird es prüfen und annehmen. Der Gedanke ist logisch und selbstverständlich. Einen Lebensmittelpartikularismus haben wir nun schon, und daran haben

wir genug. Der Meß-Partikularismus ist höchst überflüssig und gefährdet die Werbekraft des Meß-Gedankens.

*

Neue Märkte entstehen, gewaltige Märkte, hitzige Märkte, Separations- und Kampfmärkte. Imperial Federation soll nun werden, das englische Mutterland und die Kolonien zollpolitisch und zollpraktisch zusammengeschweißt, ein Riesenkomplex, eine ungeheuer erweiterte Handelsselbstgenügsamkeit, ein Gebilde mit offener Tür für die Verwandten, mit angelehnter Tür für die Freunde und mit verschlossener Tür für die Andern. Der Wirtschaftsgeist der Tudors beherrscht Lloyd George, der Geist, gegen den einst Adam Smith, Huskisson, Cobden, Bright, Pitt, Peel, Gladstone heftig und mit Erfolg kämpften. Free Trade scheint besiegt, die Chamberlain-Enthusiasten triumphieren, die konservative Mauersucht hat Oberwasser. Man propagiert Navigationsakte, Differenzzölle, Industrie- und Agrarschutz, Rohmaterialbezugsmonopole, Fabrikatslieferungseinseitigkeiten, ein Programm protektionistischer als das amerikanische des Mac Kinley. Es gibt da eine ganze Menge Fragen. Sind Kolonial- und Mutterlandinteressen durchaus vereinbar? Machen die Vereinigten Staaten mit? Wie werden die Neutralen behandelt? Wie wird sich Südamerika verhalten? Wie Asien, speziell Japan? Fraglos ist Lloyd George dabei, das Pariser Programm auf seine Façon zu erfüllen. Was sollen wir dagegen tun? Sollen wir weiter mitteleuropeln, Kampfrufe ausstoßen, Sperre mit Sperre beantworten? Wir müssen uns sichern. Das ist selbstverständlich. Aber wir dürfen unsre Weltwirtschaftsidee, unsern Universaldrang nicht töten. Entweder haben wir eine trockene Kontinentalmission oder eine Mission nach und von Uebersee. Wir sind weltwirtschaftlich gerichtet. Die Weltwirtschaftsformen ändern sich wie die Nationalwirtschaftsformen. Aber das Gegenseitigkeitsprinzip muß bleiben. Es darf keine Absonderungsmärkte geben: Austauschmärkte muß es geben. Ob Monopole oder privatwirtschaftliche Individualkräfte handeln: die Weltidee fordert freien Bezug und freie Lieferung. Das nationaldemokratische Außenhandelsmonopol Rußlands soll ebenso weltbezugsfrei sein wie der Einzelkaufmann eines andern Landes, das noch nicht kommunistisch gebunden ist. Was ich brauche, muß ich haben und holen können, auf der ganzen Welt. Das ist ein Naturrecht der Völker, und wir tun gut, dieses Recht mit Hinweis auf unsern Erfüllungsernst energisch zu verfechten. Man soll nicht mit Aexten in der Hand Handel treiben.

Zu diesem Krieg von Hebbel

Ich wurde vor einer Reihe von Jahren einmal an einem öffentlichen Ort in Hamburg einem Fremden vorgestellt, einem ehrwürdigen Greise, erfuhr aber bald, daß der Alte das Geheimnis entdeckt habe, aus Erdäpfeln das vortrefflichste Kalbfleisch zu machen. Der Alte bemerkte, darauf sei er nicht stolz, denn das sei eine Kleinigkeit, von der man nicht reden müßte, aber er gewinne aus dem Abfalle der Erdäpfel auch jedes beliebige Gemüse und bereite aus dem Abfalle des Abfalls noch ein sehr dauerhaftes Stiefelleder.

Professoren von Theobald Tiger

Er ging durch alte Winkelgäßchen,
im schlappen Hut, in faltigem Rock.
Ein kleines Bäuchlein wie ein Fäßchen
. . . nicht jung mehr . . . graues Stirngelock . . .
Vergaß er auch sein Regendach,
man raunte: „Der versteht sein Fach!"
Ein stilles, manchmal tiefes Gewässer:
der alte Professor.

Und heut? Im lauten Weltgebrause
bewegt sich der Privatdozent.
Er redet in und außerm Hause
von Politik mit viel Talent.
Beziehungen zur Industrie
sind sehr beliebt, drum hat man sie.
Wild fuchtelnd fordert den Krieg bis aufs Messer
der neue Professor.

Man sagt, weltfremd sei er gewesen.
Wie sind sie heute so gewandt!
Man sagt: er konnte nichts als lesen.
Wie wäscht sich heute Hand und Hand!
Der lehrt nicht mehr. Der propagiert.
Und wer erzieht den, der studiert?
Ich kann mir nicht helfen, er war doch viel besser:
der alte, deutsche, zerstreute Professor.

Antworten

Heinrich J. Welche Halbmonatsschrift Sie neben dieser Wochenschrift lesen sollen? ‚Das neue Deutschland'. Der Herausgeber, konservativ wie Hans Delbrück, ist sich, wie dieser, klar darüber, daß es nicht allein den Kampf gegen den Vielverband gilt, sondern womöglich noch einen heftigern gegen das Alldeutschtum: gegen das alte, echtblütige, dessen Horizont wirklich nur von der Maas bis an die Memel reicht, trotzdem es mit dem Maul alle Kontinente erobert, und das neue, geschäftstüchtige, das so tut, weils zur Zeit für den Kundenfang gut ist — gegen den Deutsch- und Deutschland-Verderber Reventlow und gegen den Reventlöwenthal der Vossischen Zeitung. „Diese Zeitung büßt durch ihre oberflächliche Prinzipienreiterei allmählich den Charakter eines ernsthaften politschen Organs völlig ein — zum großen Leidwesen ihrer alten Anhänger", sagt Adolf Grabowsky. Diesem Ueberläuferblatt, das sich — wartet nur, balde — in seiner ganzen Schönheit entfalten wird, wenn es Nutzen davon erschnuppert, auf die andre Seite zurückzukriechen — solcher Sorte von Presse, die alle Verächter der Institution ins Recht setzt, die ‚Fackel' entgegenstellen, hieße: diese beleidigen. Das geschieht denn auch nicht. Sie wird für sich geschildert. „Wer das Oesterreich kennen lernen will, das sich überlebt hat, das durch ein neues Oesterreich ersetzt werden muß, kann nichts Besseres tun als nach einem beliebigen Heft der ‚Fackel' greifen. Die ganze Reihe aber der ‚Fackel'-Jahrgänge liefert — vor allem durch die Fülle der Ausschnitte aus der oesterreichischen Presse — eine wahrhafte Kulturge-

schichte dieses alten Oesterreich, der wir für das alte Deutschland leider nichts Aehnliches an die Seite rücken können. Oft genug sind die Aufnahmen überscharf und wirken darum verzerrt, aber das Objekt verlangt das auch. Karl Kraus reicht doch schließlich immer Arznei, nicht Gift. Und wie wir ein neues Deutschland hervorreißen wollen, so will er Geburtshelfer sein für ein neues Oesterreich." Die Einsicht, daß Karl Kraus doch schließlich immer — immer! — Arznei, nicht Gift reicht, ist leider noch selten, aber nicht überraschend bei Grabowsky, der auf acht Seiten eine Charakteristik Bismarcks gibt von einem psychologischen Scharfblick, einer Tiefgründigkeit und einer kulturhistorischen Perspektive, wie sie in der Riesenliteratur über den Riesenkerl gesucht werden sollen.

Minimax. Daß sich die Schreiber und Leser schon heute mit dem nächsten und übernächsten Weltkrieg befassen, scheint mir erheblich weniger wunderbar als Ihnen, der Sie erklären: „Vor dem Krieg stand die ‚gelbe Gefahr für Europa' auf der Tagesordnung unsrer politischen Charlatane, die mit größerm Recht von der weißen Gefahr für Asien gesprochen hätten. Dieses Steckenpferd ist seit dem ersten August 1914 dauernd kriegsunbrauchbar. Der Krieg Europas hat eine neue Sachlage geschaffen. Während die Einen jede Erwähnung des Wortes Frieden ungefähr mit dem Satze quittieren: ‚Kaum führt man vier Jahre Krieg, da sprechen sie schon wieder von Frieden', glauben Andre es so auffassen zu müssen: ‚Führst Du vier Jahre Krieg, so denke stets an den nächsten.' Wir haben erlebt, daß das anonyme Buch: ‚Der nächste Weltkrieg' zu einer Zeit, wo das Ende des unsern noch nicht abzusehen ist, in der Rekordauflage von 100 000 Exemplaren abgesetzt worden ist. Hat dieses Buch die verheißungsvolle Sicht eines neuen Weltkriegs eröffnet, so gibt eine eben im darmstädter Falkenverlag erschienene Broschüre Hermann Baguschs: ‚Ostasiens kommender Weltbrand' Aufschluß über den künftigen Kriegsschauplatz und die künftige Rollenverteilung der Völker. Eine zweite Auflage war bereits nach wenigen Tagen notwendig. Man erfährt da nämlich, wie günstig für Deutschland im kommenden Kriege die Umstände liegen dadurch, daß England, ‚der Satan Europas', von den uns verbündeten Japanern (den weiland gelben Stinkaffen) den Rest erhält. Zugleich ein Fingerzeig für deutsche Staatskunst. Und wenn die deutsche Diplomatie nur den Willen hat, so wird ihr diese herrliche Wendung mit Gott auch gelingen! Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Er muß ja nicht grade über Mexiko führen. Aber sollte man es angesichts dieser Perspektiven nicht einmal mit einer internationalen Organisation der Feuerwehr versuchen?" Gott, mancher lernts nie, und die vielen Auflagen, die die Phantasiebücher blutgieriger Pensionisten heute erleben, beweisen nur, daß wir herrlichen Zeiten entgegengehen. Der Nationalitätenwahn ist in heller Blüte. Die Dobrudschaner und die Ruthenen und die Kaukasier und die Weißrussen und die Großrussen und die Kleinrussen — jeder will sein Recht, seinen freien Zugang zum Meer, seine Nationalhymne und seine Fahne. Und nur ein Stamm kommt bei diesem Tohuwabohu, dessen historische Gesetze viele Professoren sämtlicher Farben herausstifteln, allzu kurz: die Menschen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Tatsachen und Ausdeutungen von Olf

Freiherr von Hussarek, der neue oesterreichische Ministerpräsident, begann (laut K. K. Tel.-Cor.-Bür.) seine Programmrede mit den Worten: „Der gewaltige Krieg drückt allem öffentlichen Geschehen den Stempel auf und steckt dem politischen Wirken gebieterisch seine Ziele." Abgesehen davon, daß die zweite Behauptung im Sinne des Seienden falsch ist — denn wo sind Ziele gesteckt? im Bereiche des Herrn von Hussarek etwa? — und im Sinne des Seinsollenden falsch ist: denn nicht der Krieg, sondern die Führung, die Vernunft, der Geist sollte Ziele stecken — ganz abgesehen also von der zweiten Behauptung: daß mit der ersten seit langer Zeit alle Reden beginnen, hüben und drüben und in der Mitte, macht sie nicht bedeutender. Muß nach vier Kriegsjahren den Mitlebenden noch verkündet werden, daß Krieg ist und alles Geschehen beeinflußt? Daß aber, wovon dies nur ein Beispiel ist, das staatsmännische Wort, auf die Gestaltung der Verhältnisse verzichtend, nur angibt, was Alle schon wissen oder wissen müßten, daß statt des Logos die Phrase herrscht: das ist der traurige und verständliche Grund, warum die Reden aller Staatsmänner eigentlich nur noch von den in den jeweils feindlichen Ländern dazu Verpflichteten gelesen und, ob sie Friedensbereitschaft erklären oder nicht, auch von diesen nicht geglaubt werden.

*

Die Phrase herrscht und wahrt nicht einmal mehr den Schein des Sinnes: laut T.-U. kommt in der Ukraine eine Oesterreich zuneigende Orientierung in dem Plane zum Ausdruck, die Unterstützung oder das Protektorat Oesterreichs nachzusuchen, um die Unabhängigkeit der Ukraine zu retten. Man kann nur wiederholen: das Protektorat nachzusuchen, um die Selbständigkeit zu wahren. Die Oesterreicher aber müssen wünschen, daß der Informationsstelle jegliche Gabe der Ironie fehle: sonst könnte sie boshaft gemeint haben, daß ein oesterreichisches Protektorat die Selbständigkeit zwar nicht garantiere, aber bedeute.

*

Es gibt auch noch Offenheit. Der deutschradikale Abgeordnete Teufel bezeichnet sich auf seinem Geschäftsschild als der erste arische Gurkenhändler Oesterreichs. Nicht jeder Gurkenhändler ist radikal genug, und nicht jeder Radikale, nicht jeder Politiker offenherzig genug, um so zu firmieren. Auf dem Geschäftsschild. Beruhigt sein mag, wer dies für die Gurken als wesentlich ansieht.

*

Hingegen erklärt der rumänische Minister des Aeußern, daß die Gleichberechtigung der Juden Rumäniens nicht von den

Mittemächten aufgezwungen worden, sondern daß die Rumänische Regierung dem Verlangen des Vierbundes gern entgegengekommen ist. Man sollte meinen, daß die Rumänische Regierung diese Maßnahme nicht nur ohne Zwang, sondern auch ohne den Schein des Zwanges längst hätte haben können — oder sollte es, ähnlich der passiven Resistenz, eine passive Aktivität geben? Jedenfalls bewahrt einen diese Nachricht davor, das Verhalten der Mittemächte für inkongruent ihrer gewohnheitsmäßigen Uebung zu halten, wenn man sie glaubt.

*

Bei dem Reigen phantastischer Königsprojekte für die Fabelreiche im Osten Deutschlands denkt bekümmert sogar der deutsche Monarchist: unter jeder dieser Dynastien könnte aus jedem Lande dieses schon als zweiter Balkan verrufenen Wirrsals ein neues Rumänien werden.

*

Admiral von Holtzendorff zu einem Vertreter der Kölnischen Zeitung über den U-Boot-Krieg: „Je länger der Krieg dauert, desto sicherer entgleitet den Engländern die wirtschaftliche Führung und geht an Andre, vor allem an die Vereinigten Staaten und Japan, über." Verträte der Journalist nicht die Kölnische Zeitung, so hätte er fragen können — und müssen: „Exzellenz, was haben wir davon?"

*

Regsame Journale berichten aus Amerika: „Die Strickwut ist drüben bis zur Tollwut ausgeartet . . . Da erklärt auf einmal der Kriegsminister, die Armee habe so viel Strickwaren, wie sie benötige." Es genügt nicht, festzustellen, daß alles wie bei uns ist: man ziehe die Konsequenzen dieser Feststellung. Für die praktische Politik: Es scheint, daß jeder Beteiligte eine bestimmte Skala kriegerischer Aktionen und Reaktionen durchmachen muß; und der Krieg wird zu Ende sein, wenn das zuletzt eingetretene Amerika da ist, wo heute Europa noch nicht einmal ist. Und für die theoretische Politik: Es gibt, trotz der anscheinenden Stärkung der Nationalismen nichts in ähnlichem Grade wie der Krieg Internationales (das versteht sich auf den ersten Blick) und Internationalisierendes.

*

Einem Satz der ‚Welt am Montag', die sonst als tapferstes Organ politischer Vernunft begrüßt wird, muß widersprochen werden. „Wichtiger als das politische Spiel mit Worten, das da getrieben wird, ist die Frage, was nun im Herbst und Winter zu erwarten ist!" Nein, Hans Leuß! Erstens einmal — es handelt sich immer wieder um das preußische Wahlrecht — ist nur noch fraglich, ob ein Mehr oder Weniger an Scheußlichkeit zu erwarten ist. Zweitens einmal ist das gleiche Wahlrecht für Preußen, das hat der Kampf darum fast vergessen lassen, ein Minimum; und daß die Verweigerung nur ein — freilich

wichtiges — Symptom ist: das grade macht sie hassens- und fürchtenswert. Nur ein Symptom und das Wahlrecht selbst keine Panacee: denn was soll das gleiche Wahlrecht für ein Parlament, das — auch ohne Festlegung aller ‚Sicherungen' — nichts zu sagen hat? Drittens aber — und darum muß widersprochen werden — kommt es mehr auf das politische Spiel mit Worten an: denn dies ist die herrschende Praxis und die leitende Gesinnung; die Phrase dämmt die Tat; diese Praxis macht es unmöglich, daß im Herbst und Winter etwas Gutes zu erwarten ist, und ist genau so viel wichtiger, wie die Wurzel wichtiger ist als der Zweig. Und wenn wir diese Praxis des politischen Spiels mit Worten abstellen, werden wir nicht nur im Herbst und Winter, sondern auf viel längere Zeit hinaus Gutes zu erwarten haben.

*

Der Optimismus aber höret nimmer auf. Der Abgeordnete Meerfeld stellt in der Rheinischen Zeitung fest, es gebe für die Sozialdemokratie eine Grenze des Erträglichen. Fragt sich nur: wo, und ob nicht die Geduld zum Zöllner gesetzt ist. „So vieles die Fraktion durch ihre bisherige Taktik auch für das Volk und den Frieden erreicht haben mag . . .", sagt Meerfeld. Nun ja: mag kommt von mögen. Aber wenn man sich an den Sprachgebrauch, den Indikativ und die Wirklichkeit hält, findet man es merkwürdig, daß man garnicht gemerkt hat, wie viel die Fraktion durch ihre bisherige Taktik für das Volk und den Frieden erreicht hat. Sollte man beim Lesen dieses mit Realität verkappten Bedingungssatzes nicht meinen, wir leben in arkadischer Demokratie, und der Friede, er sei schon etwa im April 1915 eingekehrt?

*

Der Zusammenhang von Krieg und Kitsch ist nicht nur eine aesthetische, sondern vor allem eine moralische Frage. In einer Papierhandlung sah ich drei hölzerne Herzen mit Brandmalerei, von grünen Punkten und Blättern gerandet. Darauf standen in zierlichen weißen Schnörkeln Sprüche wie diese: „Ost oder West, daheim am best" — „Ein Mann ohne Geld ist tot in der Welt" — „Es leben die Feldgrauen!" Es leben die Feldgrauen? Herr, sie sterben!!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXVI.

Ernst von Heydebrand und der Lase

Von Statur auffallend klein. Ein schwärzlich-braun verbranntes Gesicht. Ein ungepflegter graumelierter Spitzbart. Keine Glatze, keinen Scheitel auf dem Kopfe, sondern ein dichtes, ineinandergewachsenes Haar, das wie eine Hecke kurz

geschnitten ist. Aus der Mitte des Haarwustes wagt sich eine Spitze mephistophelisch ein wenig auf die freie Stirn vor. Die Kleidung ist miserabel. Ein glänzend schillernder Bratenrock (militscher Fabrikat), leicht ausgefranzte Hosen; kein Mensch würde, wenn Herr von Heydebrand, dieses unscheinbare Männchen, durch die Straßen geht, in ihm den „ungekrönten König von Preußen" vermuten, eher einen Kleidertrödler.

Dabei ist er die geborene Herrschernatur. Natürlich ostelbischer Junker von reinstem Wasser. Stehen gebliebener Bismarck-Schönhausen vom Jahre 1847, der als Royalist und Reaktionär keine Konzessionen kannte. Großgrundbesitzer. Herr von Gollkowo, Klein-Wiesenthal und Klein-Tschunkawe. Hier, auf diesem niederschlesischen Rittergut mit dem chinesisch-hottentottisch klingenden Namen regiert er, hier ist sein Wahlkreis für den Landtag und den Reichstag. Er ist nicht mehr der Jüngsten einer: er hat schon siebenundsechzig Jahre hinter sich. In Jena erwarb er sich einst den juristischen Doktorhut, machte die üblichen Staatsexamina und wurde zunächst an mehreren Gerichten als Assessor beschäftigt. Dann ging er zur Verwaltung über, trat in die oppelner Regierung ein, wurde 1882 Landrat in Kosel und fünf Jahre später Landrat in Militsch-Trachenberg, allwo auch Klein-Tschunkawe liegt. Nach acht Jahren quittierte er den Dienst und widmete sich ausschließlich der Politik. Seit 1888 sitzt er im preußischen Abgeordnetenhause.

Herr von Heydebrand war kein Blender. Lange Jahre hörte man nicht von ihm. Er war nur Einer unter Vielen. Aber er verwuchs allmählich mit der Materie und mit den Menschen, weil er fleißig war und das Mandat nicht bloß wie einen angenehmen Sport ausübt. Und als die Vordermänner, einer nach dem andern, abstarben, rückte er, schon in gesetztem Alter, in der konservativen Fraktion auf. Ganz zuletzt, erst wenige Jahre vor dem Kriege, ergriff er auch im Reichstag das Steuer der Partei, nachdem Herr von Normann sich in die Gefilde der Ewigkeit zurückgezogen hatte. Dabei war er erst ein Vierteljahrhundert nach dem Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn im Landtage, 1903, in den Reichstag gekommen.

Das muß man ihm lassen: er ist immer zur Stelle. Wenn alles flüchtet, sobald Einer von der äußersten Linken vor das Rednerpult tritt: er harrt aus, und sind auch nur zwei oder drei Parteifreunde um ihn. Als Parteichef hält er auf unbedingte Disziplin. Darin ist er nicht nur der General, sondern auch der kleine Korporal der Partei. Die Herren Mitglieder seiner Fraktion mögen den Sitzungen fernbleiben, wann und wo sie wollen, sie mögen sich die Reden, zurückgezogen, beim Glase Wein im Parlamentsrestaurant anhören, sie mögen sogar spazieren gehen oder sonst was tun; nur bei den Abstimmungen müssen sie da sein. Das verlangt er kategorisch, und sie parieren wie die Rekruten. Bei der zweiten Lesung der preußischen

Wahlrechtsvorlage, als es endlich zur namentlichen Abstimmung für jeden Einzelnen Farbe bekennen hieß, auch für die Herren Land- und Geheimräte der Partei, als die Linke voreilig mit der Abwesenheit einer ganzen Reihe von Mitgliedern der Rechten „aus begreiflichen Gründen" rechnete: da zeigte sich, daß, bis auf einige wirklich Verhinderte, rechts alle zur Stelle waren. Auf das Kommando des Herrn von Heydebrand, der Rechts um! befohlen hatte, waren sie eingeschwenkt wie die Unteroffiziere, und die Regierung erlitt ihre erste schwere Wahlrechtsniederlage.

Im Abgeordnetenhause machen fünf Männer die Politik: Heydebrand, Zedlitz, Porsch, Friedberg und Pachnicke. Alles abgeklärte Häupter in reifen, reifsten Jahren. Ruhig und sachlich. Der Temperamentvollste von ihnen ist Heydebrand. Wie ein Daimler-Motor treibt er durch fortwährende Explosiönchen. Stundenlang kann er mit verschränkten Armen dasitzen und dem wohlpräparierten Redefluß Derer von rechts und von links zuhören. Mit einem Male aber springt er auf, läuft wie ein Wieselchen auf die Rednertribüne, stellt sich jedoch nicht ans Pult, denn das würde ihn in seiner Kleinheit beinah völlig verdecken, sondern zwischen Pult und Regierungstisch und beginnt drauf los zu pulvern. Seine Rede knattert wie Maschinengewehrfeuer. Er spricht nicht, wie die meisten Andern, langweilig nach dem Manuscript. Ein winziges Visitenkärtchen, auf dem er rasch einige Stichworte vermerkt hat, knautscht er in der Rechten. Hurtig und witzig fließt seine Rede dahin. Zwischenrufe stören ihn nicht. Er nimmt sie auf, verarbeitet sie im Nu, erwidert und spitzt die Sätze, ein wenig Gift draufträufelnd, fein zu. Er kann auch, mit Absicht, plötzlich einhalten, die Worte gleichsam wie Edelsteine mit den Fingerspitzen drehen und wenden und sie dann mit knipsenden Fingernägeln wie glitzernde Bosheiten gegen die Regierung und gegen die Linke schleudern. Man hört dem Manne gern zu, denn er ist eine Persönlichkeit von eigenem Reiz, aber schließlich nur ein Desperado, ein Torero, der mit seinem schlanken Messer, ausweichend und ausbiegend, den Stier, den Gegner an einer schwachen Stelle zu treffen versucht. Mehr Dialektik und Taktik als kluge und weitschauende Realpolitik.

Damit sind wir bei der konservativen Parteipolitik seit einem Jahrzehnt. Ein Trümmerhaufen liegt vor uns. Heydebrand hat früher manchen Strauß mit dem Bund der Landwirte ausgefochten, mit der Agrardemagogie, die ihm zu weit ging. Aber Die am andern Ufer waren die Stärkern, und er, als der Klügere, gab nach. Seitdem geht er mit ihnen durch Dick und Dünn. Man kann das so formulieren: Früher machte er eine vorsichtig-zurückhaltende Kreuzzeitungs-Politik — jetzt, seit langem schon, eine drauflospolternde Deutsche-Tageszeitungs-Politik. Er hat die Partei in den Kämpfen um die Reichs-

finanzreform von 1909 aufs Aergste belastet: er zerbrach den konservativ-liberalen Block, trieb die Verbündeten Regierungen unter das kaudinische Joch, nötigte sie, feierlich Das abzuschwören, worauf sie sich eben noch mehrmals auf das Bestimmteste festgelegt hatten, erschütterte so ihre Autorität aufs Schwerste und zwang den Fürsten Bülow zum Rücktritt. Und warum das Alles? Weil er sich mit Händen und Füßen gegen die Nachlaßsteuer sträubte — eine Steuer, die, wie er sich sagen mußte, doch einmal kommen würde und jetzt auch bereits als bevorstehend von der Regierung angekündigt ist. In der Wahlrechtsfrage ging es nicht anders. Er hat jahrzehntelang gegen jede Reform des Dreiklassenwahlrechts, das er im Abgeordnetenhause einmal als „fast ideal" bezeichnet hat, sauer reagiert und hat selbst 1910, bei der vorsichtigen Bethmannschen Reformvorlage alles daran gesetzt, durch taktische Mittel selbst diese Scheinreform, die wenigstens das geheime und direkte Wahlrecht hätte bringen müssen, zunichte zu machen. Aber wiederum ist das Wahlrechtsgespenst aufgetaucht, und wiederum hat Herr von Heydebrand es in Grund und Boden verdammt, hat in jenem bekannten, mit den Rechtsnationalliberalen in einer geheimnisvollen Ecke geschmiedeten Kompromiß das bisherige Dreiklassenwahlrecht durch noch mehr Zusatzstimmen zu übertrumpfen versucht. Abermals hat er dem Volk und der Regierung den Fehdehandschuh ins Gesicht geworfen, hat wie ein ungebärdiges Kind mit den Füßen gestrampelt, und wie er 1909 bei der Beratung über die Nachlaßsteuer nicht das Portemonnaie der Besitzenden einem aus gleichen Wahlen hervorgegangenen Parlament ausliefern wollte, so hat er sich, königlicher als sein Herr, schützend vor den König gestellt, dessen Existenz durch das gleiche Wahlrecht gefährdet sei. Und der Erfolg? Gleich der Nachlaßsteuer wird auch wie eine Naturnotwendigkeit das gleiche Wahlrecht kommen. Es fragt sich nur, mit welchem Preis dieser Aufschub vom deutschen Volk bezahlt werden muß. Das steht einstweilen noch in den Sternen geschrieben.

Eine Desperado-Politik im Innern und nach Außen. Die ersten Reichstagswahlen nach der berüchtigten Reichsfinanzreform kosteten der konservativen Partei Mandat über Mandat. Sie schrumpfte im Reichstag zu einer aussichtslosen Minderheitsgruppe zusammen. Die Jungkonservativen, Rebellen, erhoben ihr Haupt. Aber ihr Führer, Herr Bredereck unseligen Angedenkens, versagte kläglich, und Herr von Heydebrand ging lächelnd über sie zur Tagesordnung über. In der Außenpolitik gerieten die Konservativen, schon vor dem Kriege, ins alldeutsche Fahrwasser. Herr von Bethmann Hollweg steuerte den Versöhnungskurs, vornehmlich England gegenüber. Heydebrand schürte das Feuer gegen die Engländer. Und dann kams zu jenem berühmten ersten Zusammenstoß zwischen Bethmann und Heydebrand. Während der konservative Parteiführer heftig

wider England sprach, lauschte der Kronprinz in der Hofloge seinen Worten. Ich sehe ihn noch heute vorn an der Brüstung dasitzen, aufgestützt mit beiden Händen auf den Säbelknauf. Und während Herr von Heydebrand unten im lärmenden Sitzungssaal rhetorische Brandraketen über den Kanal schickte, klatschte der deutsche Thronfolger entzückt Beifall, indem er die obere Hand mehrmals auf den Rücken der untern fallen ließ. Und dann Bethmann! Ein kochend heißer Wasserstrahl wars, den er seinem Gegner ins Gesicht spritzte. Heydebrand suchte äußerlich die Ruhe zu bewahren. Indes, sein Antlitz entfärbte sich doch zusehends. Solch eine Gegenkanonade von dem Staatshämorrhoidarius hatte er nicht erwartet. Seitdem kniff er, überließ im Reichstag dem Grafen Westarp das Feld und widmete sich fast ausschließlich dem Landtag. Verhältnismäßig selten sah man ihn noch im Reichsparlament: nur dann pflegte er nicht zu fehlen, wenn Bethmann sprach. Dann knurrte und murrte der kleine Herr, der seinen Platz beinah unmittelbar unterhalb des Reichskanzlertisches hatte. Herr von Bethmann Hollweg hatte es von Stund an mit den Konservativen verscherzt. Ein Kesseltreiben gegen ihn begann, so unerhört in der preußisch-deutschen Geschichte, daß alles, was er auch immer tat, sich zu schwerster Anklage wider ihn verdichtete. Da gabs keine Rücksichten aufs Ausland, auf den Monarchen, auf den Angegriffenen selbst. Weil er sich lange Zeit nicht entschließen konnte, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu befürworten, ward er der Schlappheit, des Defaitismus beschuldigt. Vertrauliche Denkschriften wurden verschickt und Verschwörer-Versammlungen arrangiert. Als er vor der amerikanischen Gefahr warnte, wurde er ausgelacht. Herr von Heydebrand, der nur ganz selten zur Feder greift, veröffentlichte in der Kreuzzeitung einen Artikel, der in ganzen zwanzig Zeilen die amerikanische Gefahr abtat. ‚Amerika und wir!' war dieses Elaborat überschrieben und von Herrn von Heydebrand mit vollem Namen unterzeichnet. Und nun? Wieder hat Herr von Heydebrand aufs falsche Pferd gesetzt und eine kurzsichtige Gefühls-, keine langsichtige Realpolitik getrieben. Ein Andres. Die Annäherung an die Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften wurden Herrn von Bethmann zum schlimmsten Vorwurf gemacht. Würmer wühlten sich in das Ohr des Monarchen. Die vom Kanzler unterstützte Idee eines Völkerbundes wurde verhöhnt, und endlich, endlich wurde Herr von Bethmann Hollweg gestürzt. Hohe und höchste Chargen waren behilflich gewesen. Herr von Heydebrand war Sieger geblieben auf einem politischen Leichenfelde. Aber es war ein Pyrhus-Sieg. Denn Bethmanns Erbschaft: Friedenswille, Völkerverständigung, Parlamentarisierung und Wahlreform stand da, und irgendwie mußte man sich mit ihr auseinandersetzen. Eine feste Arbeitsmehrheit des Reichstags aus Zentrum, Fortschritt und Sozialdemokratie bildete sich, und die kon-

servative Partei ward in eine splendid isolation gedrängt. Sie wurde fortan übergangen. Um so geräuschvoller trat sie im Abgeordnetenhause auf, wo sie noch das Heft in der Hand hat. Aber Herr von Heydebrand wird durch seine radikale Katastrophenpolitik schon dafür sorgen, daß auch hier der Eliminierungsprozeß möglichst beschleunigt wird.

Herr von Heydebrand, das ausgeprägteste Profil und der Totengräber der konservativen Partei.

Der Typus inversus von Willi Wolfradt

Von Hans Blühers Werk über ‚Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft' ist der erste Band erschienen: ‚Der Typus inversus' (bei Eugen Diederichs). Ein Werk wie dieses gibt der Ueberzeugung neue Nahrung, daß die Kritik an Grundlagen und Methode einer geistigen Schöpfung mit der Anerkennung ihrer Genialität und dem Bekenntnis zu ihrem Rang nicht notwendig in Widerspruch stehen muß. Hier waltet zwischen Buch und Leser ein Verhältnis, dessen Charakter nur erotisch genannt werden kann. Erwägungen der urteilenden Vernunft vermögen es nicht zu trüben, und es wahrt seine Autonomie sowohl gegenüber dem Sexus wie vor dem Logos, weshalb es vorzüglich geeignet erscheint, als Beispiel unsexueller Erotik zur Unterstützung der nachfolgenden kritischen Erörterungen herangezogen zu werden. Die Erschütterung der Grundlage muß das wissenschaftliche Ergebnis und erst recht seine Verwendbarkeit für wissenschaftliche Folgerungen in Frage stellen und den kühnen, gegen die offizielle Sittlichkeit gerichteten Angriff als aus einem falschen Gesichtswinkel herausstoßend abprallen lassen. Nichtsdestoweniger stempelt eben diese Kühnheit im Bunde mit ebenso großzügiger wie tiefblickender Problemstellung und prägnanter Differenzierung die Ausführungen zu einer Tat des Geistes, eines universalen, nicht fachlich bornierten, obwohl fachlich anscheinend sehr erfahrenen Geistes.

Es handelt sich Blüher um nichts Geringeres als um eine sexuologische Fundierung der sozialen Ursysteme: einmal der in der Familie verkörperten gemischten Gesellschaft, und zum andern der in Männerbünden, insbesondere dem Staat verkörperten männlichen Gesellschaft. Während der zweite Band seines Werkes diese Formen der Gesellung in Hinsicht auf ihren sexuellen Charakter zu diskutieren verspricht, beschäftigt sich der vorliegende erste mit dem Werden dieser Formen und der Morphologie des sie angeblich verursachenden Trieblebens. Es galt daher, das ganze Betriebsnetz der Sexualität sichtbar werden zu lassen, insbesondere jene sonst so ängstlich verdunkelten Gebiete der aufs eigene Geschlecht gerichteten Sexualität, der Inversion in allen ihren Spielarten, und nicht mehr im engen Kreise

moralisch desinfizierter Fachsexuologen, sondern vor dem weiten Forum Aller, die an dem innern Aufbau des Menschen Anteil nehmen. Die Helligkeit der Stimme, die hier endlich einmal die heikeln Dinge beim rechten Namen nennt, ohne sich unter den Schutz immuner Wissenschaftlichkeit zu stellen, ohne sich aber auch in der Pose eines verteufelt rücksichtslosen Entschleierers zu gefallen — sie stattet das Buch mit einer Stoßkraft aus, die, vom Rhythmus der Persönlichkeit beseelt, fast zur unbedenklichen Gefolgschaft verlocken könnte. Diese im Sachlichen weigern, heißt nicht: vor dem hier offenbarten Lebensstil kneifen. Mag die darin vertretene Irrlehre auch noch so gefährlich sein: man wird um ihres klaren, edlen, konkreten Pathos willen jeden suchenden Jüngling an sie wagen und dieser verführerischen Apologie der mannmännlichen Sexualität aussetzen müssen. Um des Frühlings der geistigen Atmosphäre, um der schöpferischen Einstellung, um der rein sprachlichen Potenz willen. Um des Bildungswertes willen, den ein so bedeutendes Werk darstellt, indem es Erkenntnisse verschiedener Gebiete mit festem, zielbewußtem Griff aus ihrer aller Enge holt und zur Synthese einer weitgespannten Forderung bringt. Seine Haltung, hinter der sich eine ganze Generation freiblickender Jugend spüren wird, sollte Epoche machen.

Blüher sieht auf dem Grunde der Staatenbildung, der Männerverbündung aller Art, als gestaltendes Prinzip die Neigung des Mannes, dem Manne zu folgen, und erklärt diese als eine triebmäßig sexuelle. Im Gefolge der psychoanalytischen Methode der Freud-Schule spürt er diesem invertierten Geschlechtstrieb des Mannes, seinen Hemmungen, seiner Fort- oder Mißentwicklung, seiner psychischen Bedeutung, seinem Verhältnis zur weibwärts gewandten Sexualität nach, wobei er ein reiches Material offener, versteckter und auf alle möglichen Arten verdrängter Verfallenheit des Mannes an das eigene Geschlecht zu Tage fördert. Die Inversion der Sexualität wird von der Perversion als einer Abirrung von der sexuellen Leitlinie sauber geschieden und unermüdlich die Parallelität und natürliche Gleichberechtigung beider Richtungen dargestellt. Kompliziertere Erscheinungen wie Angst und Haß werden auf ihren sexuellen Charakter hin betrachtet, Typen sexuellen Verhaltens wie Mucker, Faun, Pessimist, infantiler Mensch ziehen vorbei. Der invertierte Mann krönt schließlich diese Reihe als nur reinere Ausprägung einer Anlage, die mehr oder weniger allen Männern eigne. Die Verdrängungen und Verbiegungen dieses Triebs bis zur Neurose werden entwickelt, bis schließlich die bürgerliche Auffassung: Homosexualität sei Entartung, gradezu in ihr Gegenteil verkehrt und fast alles Nicht-in-die-Erscheinung-Treten der Neigung zum Mann als Verkümmerung und Verkrümmung angesehen wird. Eine Fülle anekdotischer Beispiele des Typus inversus macht diesen Begriff äußerst plastisch, wie

überhaupt allenthalben das Leben zur Verdeutlichung herangezogen ist. Möglichkeit und Unerwünschtheit der „Heilung" wird gestreift, die Vermengung ethischer und sexueller Fragen wiederholt überlegen abgewiesen — kurzum: die Problemwelt, die hier so unbekümmert erschlossen wurde, wird mit sichern Schritten nach allen Richtungen hin durchmessen. Eben im Ergreifen solcher nicht ohne weiteres sich bietender Beziehungen offenbart sich der geniale Blick des Verfassers. Schließlich wird der sexuelle Vorgang auf das erotische Gebiet übergeleitet, wo in einer ausgezeichneten Gegenüberstellung von Eros und Logos der kulturelle Sinn der invertierten Sexualität als einer dem schöpferischen Geist dienstbaren sozialen Kraft (auf den fortsetzenden Band vorausdeutend) umrissen wird.

So ausgezeichnet Blüher gegen die vorurteilsvolle ‚Einfachheit' der gemeinen Auffassung und gegen die mechanistische Verblendung der von keinem Geheimnis erschreckten psychiatrischen Wissenschaft polemisiert, so wenig bewahrt er sich davor, in die von ihm selbst geistvoll gerügten Fehler zu verfallen. Zunächst ist es schon verfehlt, sich hier mit methodischer Wissenschaftlichkeit zu tragen; denn einmal ist diese recht ungeeignet, das Grenzland zwischen Körper und Seele zu erhellen, zumal — wie stets, so auch hier — wieder nur die völlige Unzulänglichkeit der vorläufig dem Forscher verfügbaren Hilfsmittel bloßgestellt werden kann. Zum andern aber müßte, wenn schon nicht auf Erweisungen zu Gunsten mitreißender Ahnungen ganz verzichtet werden soll, der angetretene Beweis auch durchgeführt werden, sonst überzeugt er Kritische weit weniger als eine Behauptung, die an ihrer Unbeweisbarkeit von vorne herein Zweifel nicht aufkommen lassen will. Selbst bei Außerachtlassung erkenntnistheoretischer Einwände gegen die Schlüssigkeit auf Erfahrung gegründeter Beweise überhaupt kann es näherm Zuschauen nicht verborgen bleiben, daß Blüher lediglich Behauptungen, Phantasiekonstruktionen, Wünsche und willkürliche Ausdeutungen unsicherer Wahrnehmungen aneinanderreiht, zum Teil ein so beschaffenes Material als naturwissenschaftliche Tatsache einführt und infolge geschickter Verknüpfung beweisähnliche Eindrücke erzielt, die geeignet sind, seine These von der Allgemeingültigkeit der sexuellen Inversion zu erhärten. Er erweist sich darin als ein offenbar doch zu gelehriger Schüler von Freuds Psychiatrie. Die vagsten Traumdeutungen, bekanntlich eine Spezialität der wiener Seelenkenner, werden wie unerschütterliche Erkenntnis munter weiterbenutzt, Worte wie „fraglos" und „natürlich" decken immer zur rechten Zeit besonders zweifelhafte und auch dem Verfechter nicht so ganz geheure Behauptungen, und der von Blüher selbst ironisierte „Kausaltaumel" tut ein Uebriges, das Kartenhaus psychoanalytischer Erkenntnis zu stabilisieren. Es geht, zum Beispiel, nicht an, die Sexualität für die Entstehung der Angst verantwortlich zu machen auf Grund eines

Materials von Fällen, die lediglich die Angst als Begleiterscheinung sexueller Erregung erweisen. Irgendwie verknüpft sich ja alles in unsrer Psyche miteinander, und unleugbar bestehen, unter anderm, auch Beziehungen zwischen Angst und Sexualität. Wie durch jede seelische Erschütterung, zum Beispiel durch ein Triumphgefühl, durch religiöse Erhobenheit, so kann auch durch Angst starke, ja orgastische Sexualität ausgelöst werden. Um sich aber als kluger Mensch an Beobachtungen wie den hier gemachten genügen zu lassen, um das sexuelle Wesen der Angst damit für bewiesen zu erachten: dazu bedarf es schon einer fixen Idee. Sie heißt bei den Freudianern offenbar: Jede psychische Regung ist sexueller Natur. Daß Blüher ihr mindestens in einem hohen Grade verfallen ist, zeigt er, indem er Traumdeutungen Beweiskraft zuspricht, die allenfalls ein barockes Traumgebilde durch eine nicht unmögliche Erklärung plausibel machen, mehr aber auch nicht. Der psychogenetische Weg führt stets zum Ziel — und stets in die Irre. Von welchem seltsamen oder alltäglichen Geschehen aus ließe sich wohl nicht ein Faden rückwärts spinnen, der beim sexuellen Trieb endet? Welcher Traum aber ließe sich nicht etwa auch als verkappter Hunger deuten? Schließlich wird wohl alles im Triebleben eine Ursache (eine!) haben, und bei der innigen Berührung und Beziehung der Triebe untereinander auch im Geschlechtstrieb wurzeln. Wobei nun allerdings darauf aufmerksam zu machen wäre, daß Blüher auch hier wieder in einen von ihm selbst gerügten Fehler verfällt, nämlich den: komplexe Dinge für Größen letzten Endes zu halten und Sexualität infolgedessen als reine, einfache und einheitliche Kraft einzusetzen. In dem Sinne, wie Blüher den Begriff verwendet, als den zwischen Geschlechtlichkeit und Erotik stehenden Trieb, der unter zwei Menschen wirkt und in steter Steigerung zur orgastischen Auslösung tendiert, ist Sexualität jedenfalls ein höchst zusammengesetzter Vorgang, so daß man sie nicht als jenen letzten Trieb ansehen kann, bei dem schließlich jede psychogenetische Rückverfolgung zu enden hat.

Trotz aller scharfsinnigen Definition scheinen mir die Begriffe so wenig sicher auseinandergehalten, daß hierbei die grundsätzliche Kritik einsetzen muß. Gewiß sondert Blüher klar Erotik und Sexualität, und seine Terminologie wankt nicht. Aber die Ergebnisse können Geltung wohl für die Erotik, nicht aber für die Sexualität beanspruchen, also nicht für jenen erotisch gearteten Trieb, der wesentlich mit den Genitalien und den übrigen ähnlich erregbaren Körperzonen zu tun hat. Der Grund für diese Verschiebung ist eben, daß Blühers Sexualitätsbegriff tatsächlich einen noch dazu kaum abgrenzbaren Komplex erfaßt, in dem Erotik und tierischer Begattungstrieb sich mengen und durchdringen, und daß er sich in dem Wahn wiegt, damit eine „Größe letzten Endes" eingesetzt zu haben, auf die alles restlos rückleitbar ist. (Im Ernst dürfte Blüher das kaum glauben, aber er

verfährt auf dieser Grundlage.) Und deshalb verläßt er sich auf die Rückleitung, anstatt zu bedenken, daß im Aufbau des Geisteswesens Mensch geistige Mächte die entscheidende Bedeutung haben. Auf sie hat sich alles zu beziehen, wenn man der Bedeutung seelischer Aeußerungen auf die Spur kommen will. Blüher begeht da denselben Fehler wie etwa Konrad Lange, der das Kunstwerk als Folgeerscheinung des Nachahmungstriebes erklären möchte (wobei nochmals daran erinnert sei, daß der sexuelle Trieb im Sinne Blühers keineswegs irgendwie einfacher oder tiefer gelagert ist als etwa der sehr komplexe Nachahmungstrieb). Unbestreitbar wurzelt die künstlerische Gestaltung ja im Nachahmungstrieb, was zu erkennen aber für die Erschließung des Mysteriums der Kunst und ihrer Kulturrolle ebenso belanglos ist wie für die Wertung des einzelnen Kunstwerks. Die Orientierung Blühers wendet sich zum Ursprung und zieht Schlüsse für die Bedeutung, das Resultat. Mit seiner so ganz andern geistigen Einstellung verfällt er also dem Bekenntnisprinzip der mechanistischen Naturauffassung.

So rückt die Sexualität in den Mittelpunkt einer Betrachtung, die sich um die Erotik zu bemühen gehabt hätte. Diese als bloße Verdrängungserscheinung am Triebleben zu orientieren, ist ungeheuerlich. Ebenso gut könnte man Geist als verdrängte Sinnlichkeit deklarieren, was bei der negativen Stellung Blühers zur Verdrängung nicht eben ein Bekenntnis zum Geiste wäre. Schließlich ist vielleicht alles, was wir mit Kultur meinen, verdrängtes Triebleben. Gut. Da berühren wir aber die wichtigste Stelle des Werks. Blüher unterscheidet zwischen Transformation, also Objektverschiebung des sexuellen Triebes nach oben und nach unten hin, macht als psychische Mechanismen für die erste Art die Sublimierung und für die letzte die Verdrängung namhaft und kennzeichnet die Ergebnisse als Leistung und Krankheit. Wo ist die Grenze? Ist die Sehnsucht der Frau vom Meere, ihre auf das Meer gelenkte sexuelle Energie nun Leistung oder Krankheit? Hier hört die Diskussion natürlich auf: man kann niemand hindern, die Kultur als ein erkranktes Triebleben, Erotik als einen verirrten Entladungskrampf anzusehen. Aber man muß hier darauf hinweisen, daß damit ‚die‘ Voraussetzung des geistigen Menschen im Stich gelassen wird. Wer sie beibehält, muß bekennen, daß Verdrängung ihm der einzige überhaupt vorstellbare Sinn des Lebens ist. Wer sexuelle Verdrängung verneint, sollte sich darüber klar werden, daß er damit am Sinn des Lebens verzweifelt.

Und das heißt nichts andres als ein Bekenntnis gegen den Sexus zum Eros. Nur zwischen diesem Bekenntnis und der Anerkennung der Sexualität als Selbstzweck bleibt die Wahl. Von dem Bekenntnis zum Eros aus aber gewinnt alles ein neues Gesicht. Das oft erwähnte, in seiner Entstehung nie er-

klärte Peinlichkeitsgefühl läßt sich von hier aus erfassen als Veto der Seele, als Einspruch des Eros, dessen Wirken durch die Sexualität beschränkt zu werden bangt. Das ist gradezu die Kernfrage, an der Blühers Konstruktion meines Erachtens zerschellen muß: Wie kommt denn die Peinlichkeitsempfindung in die sexuelle Lust hinein, wer diktiert sie?

Vor dieser Frage wird die psychogenetische Methode fallen müssen, und der Grundsatz: Es gibt keine unsexuelle Erotik — der den Vorgang der Sublimierung sekundär nimmt —, wird sich in die vom Willen zum Geiste diktierte These umkehren: Es gebe für uns Menschen keine unerotische Sexualität! Blüher sollte bei seiner scharfen Unterscheidung von bedingendem und assoziativem Verhalten nicht so ohne weiteres behaupten können, Eros sei sexuell bedingt, sondern sollte den Primat des Eros und die lediglich Koinzidenz von Eros und Sexus doch mindestens zur Diskussion stellen. Es bleibt beispielsweise eine für den letzten Sinn der Erscheinungen blinde Annahme, zu sagen, der Orgasmus sei die „rechtmäßige Fortsetzung der vorausgehenden zärtlichen Gefühle". Das heißt so viel wie: die Religiosität zur Vorstufe des Schlachtopfers machen.

Für die Verteidigung des Päderasten gegen ein Strafgesetz, das einseitig militaristisch gerichteter Bevölkerungspolitik dient, genügte schon der Beweis seiner mittelbaren Natürlichkeit und Harmlosigkeit. Die Behauptung, er werde von der Natur unmittelbar erzeugt, finde ich nicht bewiesen. Was aber würde selbst dieser Beweis für den Kulturwert des Päderasten besagen? Es heißt: ein Plädoyer zum Weltplan erheben, wenn man den Staat als von der Allgemeinheit invertierter männlicher Sexualität bedingt ansieht und aus der genetischen Deutung des Typus inversus seine tendenziöse Verkündung holt. Wären die Dinge so einfach und wäre mit Behauptungen etwas getan, so könnte man ebenso schlüssig sagen: Jede Sexualität, normale und invertierte, ist ein krankhafter Rückfall des autonomen Eros. Aber so einfach sind die Dinge nicht.

Mit großartiger Folgerichtigkeit entwickelt Blüher sein System und darüber hinaus Probleme des Eros, den er als die „Bejahung des Menschen abgesehen von seinem Wert" definiert. Diese Definition wird man verengern müssen, indem man als Grundlage dieser Bejahung das Streben nach Vereinigung anführt (und durch nähere Bezeichnung der Wertkategorie, von der die Eros-Bejahung absieht, den logischen Widerspruch dieser Definition behebt). Daß Blüher diese Grundlage außer acht läßt, ist nur folgerichtig; sieht er doch die Grundlage jenseits des Eros im sexuellen Triebleben. Er zitiert einmal die Worte des Aristophanes aus Platos ‚Symposion', die in ihrer intuitiven Schilderung des Eros alle geistvollen Forschungen des Buches überstrahlen. Aristophanes erzählt da von einer Vorwelt, bevölkert mit Menschen dreierlei Geschlechts, die mit ihren zwei Gesichtern,

vier Armen und so weiter gleichsam als Doppelwesen des gegenwärtigen Typus vorzustellen wären. Ihren Uebermut zu brechen, teilt diese Wesen der Gott in je zwei Hälften, als welche sie jetzt herumlaufen. Dieser legendaren Genetik, die Blüher sehr glücklich zur Erhellung des Typus inversus heranzieht, liegt die Auffassung des Eros als der Sehnsucht einer Hälfte eines Ganzen zu seiner andern Hälfte zugrunde. Diese Sehnsucht nach Wiedererlangung einer verloren gegangenen Einheit mit dem Mann, dem Weib, der Menschheit, der Natur, mit allen Dingen und Gott könnte zum Mittelpunkt jener erotischen Weltanschauung werden, in der dem Sexus eine zwar unentbehrliche, aber nur untergeordnete Rolle zufiele, bei unbedingtem Primat des Eros. Und wenn dann Blüher logischerweise von seiner Grundlage aus zu einer Apologie des Hasses und zur Befeindung des Christentums kommt, so erscheint von der Sehnsucht nach Einheit aus gesehen die christliche Charitas als der Eros zwischen Mensch und Leid, als die erotische Auflösung des Leides, als Erlösung vom Teil zum Ganzen.

Blühers Buch so ausführlich beanstanden, heißt: sein öffentliches Bekanntwerden voraussetzen. Wir müssen uns ihm unbedingt stellen und einsehen, daß nicht viel Wichtigeres geschrieben werden kann. Ich lege es mit der dankbaren Empfindung der Bereicherung aus der Hand und nicht ohne Liebe zu dem Geiste, in dem es entstand. So entscheidend, im Sachlichen gewiß scheidend die obigen Erwägungen waren: sie schmälern die Tiefe dieses Verhältnisses nicht und erweisen so ihren erotischen Charakter. Objektive Anerkennung würde durch Kritik begrenzt — Sicheinswissen von Geist zu Geist ist Bejahung, abgesehen vom rationalen Wert, ist Eros. Die Stellungnahme zu solchem Buch mag von der sexuellen Individualität des in seinen empfindlichsten Geheimregungen ertappten Lesers stark beeinflußt werden, der faunische Mensch wird kaum dazu kommen, sich sachlich gegen die ihm so günstigen Ausführungen Blühers zu wenden, und „Verdrängung" ist die Generalverdächtigung Aller, die an der Psychoanalyse zweifeln. An meinem Widerspruch wirkt ganz unleugbar mit meine abweichende Sexualität. Wer aber wollte noch die Autonomie eines Eros leugnen, der sich aller aufgerührten Peinlichkeit zum Trotz gegen solchen Widerspruch durchsetzt?

Die Gefahr der Propagierung des Typus inversus sexualis sehe ich in geförderter Ausbreitung nicht so sehr der Inversion als vielmehr einer erosarmen, sinnlosen Sexualität, eines seelisch fruchtlosen Trieblebens. Dieser Gefahr entgegen wirken möge das schon bei Blüher versteckte Bild des Typus inversus eroticus, das in seinen Zügen und insbesondere hinsichtlich seiner Kulturrolle darzustellen ein eigenes Buch mit veränderter Grundlegung und Methode, aber von nicht geringerm Range erforderte.

Der dramatische ‚Jugendstil‘ von Julius Bab

So heftig wie in dieser letzten Zeit, im dritten und vierten Kriegsjahr etwa, hat sich der Wille zum Drama in Deutschland seit langem nicht gebärdet. Ich meine nicht nur die merkwürdige, zur Zeit übermächtige und in ihren Wurzeln wohl betrachtenswerte Mode, auf Grund deren Direktoren und Zeitungsschreiber und bis zu einem gewissen Grade sogar das lammsgeduldige Publikum alles in sich hineinfressen, was sich neues deutsches Drama nennt. Es ist ganz gewiß auch eine Jugend da, eine richtige ‚Generation‘, die einen ausgesprochenen Willen zum Drama hat und laut und heftig um sich schreit. Einen so ausgeprägten Willen, grade das neue Drama zu schaffen, hat es in Deutschland vielleicht nur noch in den Generationen von Sturm und Drang und vom Naturalismus gegeben; nur scheint mir, daß in keinem frühern Fall das Geschlecht so ganz und gar mit dem reinen nackten Willen, mit dem abstrakten Tatendrang dastand, so außerordentlich arm an allem Weltbesitz, aus dem die Materie für das dramatische Götterbild zu gewinnen wäre. Gewiß wäre es nicht ganz gerecht, zu behaupten, daß die Bewegung eine rein aesthetische sei, daß der — stets im zwiefachen Sinne des Wortes — eitle Wille, ein Kunstwerk zu schaffen, Anfang und Ende des ganzen Aufschwunges sei; im Gegenteil: ein allgemeinstes Drängen nach weltumwälzender Tat, eine dunkle empörerische Regung lebt zweifellos im jungen Geschlecht und sucht in der Taten abbildenden Form der Poesie: im Drama sein Gleichnis. Nur scheint mir zwischen diesem allgemeinsten Grundgefühl und dem künstlerischen Schaffensakt ganz ungewöhnlich wenig an wirklichem Weltbesitz gelagert. Diese jungen Leute lieben inbrünstig, und wissen nicht wen, hassen, und wissen nicht was, schwärmen, und wissen nicht wovon und wofür. Gedenkt man jener Masse konkretesten Besitzes, Besitzes an Menschen und Landschaften, Gedanken und Tendenzen, innern Zuständen und sozialen Stimmungen, wie sie im ‚Götz‘ und in den ‚Räubern‘, im ‚Wozzek‘ und in der ‚Judith‘, in Hauptmanns Sonnenaufgang und Wedekinds Erwachen zwischen die aktive Grundleidenschaft und die dramatische Form gelagert sind, dann ergreift einen bei einem Blick auf dieses jüngste dramatische Geschlecht eine Art horror vacui, ein Schwindel vor der Leere, vor diesem abstrakten Raum, worin nur die Gespenster pathetischer Ausrufungszeichen umgehen. Wenn die allerneusten Aesthetiker, die hinter diesen neusten Produzenten natürlich schon herlaufen, uns einreden wollen: diese Leere, dieses kaum lyrische, sondern mehr rhetorische Kreisen der Phantasie um die ekstatische Stimmung des vom großen Tatendrang geschwellten Ich, das sei eben das neue große Kunstprinzip — so ist das natürlich Unsinn. Die Theorie, daß ein Drama möglich und notwendig sei, worin die ganze

Welt nur als Spiegelung der Seele des dramatischen Helden vorkommt, halte ich, soweit sichs um eine Normsetzung handelt, für objektiv falsch. Aber sie ist hier auch subjektiv unbegründet — denn wo ist in diesen gespenstisch armseligen Stücken die „ganze Welt", die Gleichnis der Dichter- oder Heldenseele werden soll? Beim späten Strindberg ist dies Innendrama, dieser ungeheure dramatische Lyrismus freilich auf eine Art Wirklichkeit geworden, weil sein Ich die ganze Welt mit all ihren ungeheuren Spannungen und Kämpfen in sich geschlungen hat. Aber was besitzen diese blassen Knaben von diesem Weltall furchtbarer Erfahrungen, diesen mit letztem Ernst geführten Kämpfen um die Erkenntnis der Wahrheit, die Freiheit des Ichs, die Gerechtigkeit unter den Menschen und die Heiligkeit in Gott? Das Einzige, was sie mit einiger Zuverlässigkeit erlebt haben, sind die vagen Erschütterungen der Pubertät, und dazu kommt in letzter Zeit als schon viel weniger selbständiger Besitz ein panisches Erschrecken, ein richtungsloses Aufgewühltsein durch das Grauen des Weltkrieges. Sie haben keine Menschen gesehen und markieren deshalb bleiche Typen; sie haben kein gegenwärtiges Milieu durchlebt, kein geschichtliches durchforscht und dämmern deshalb in einer farb- und zeitlosen Allgemeinheit; sie haben keine geistigen Konflikte durchkämpft und springen deshalb nach Lust und Anlauf von jedem Kampfspiel ab in unbestimmt begeisterte lyrische Deklamation. Dies scheinen mir die höchst negativen Wurzeln des neuen Jugendstils zu sein. Wobei man denn ‚Jugendstil' grade in jener verfänglichen Betonung hören mag, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Bewegung in Kunst und Kunstgewerbe bezeichnete, die sich erstaunlich schnell von einem mutigen Reformversuch in eine banausisch bequeme Mode verwandelte.

Als der reinste Typus dieses dramatischen Jugendstils von 1914 wird Hasenclevers ‚Sohn' ein wenig geschichtliche Merkwürdigkeit behalten, wenn er schon längst jede unmittelbare Gefühlswirkung verloren hat. Wobei ich so gefällig bin, einigen jungen Leuten zu glauben (was ich ältern, modefrommen Kritikern und Direktoren auf keinen Fall glauben werde), daß dieses Produkt zu irgendeinem Zeitpunkt Gefühlswirkung ausgeübt hat oder ausübt. Für mich gewinnt das oben geschilderte vacuum keineswegs an Reiz, wenn lebhafte Literaturbeflissenheit es vollpumpt mit Reminiszenzen an Strindberg und Wedekind, Hofmannsthal und Sorge, Sternheim und Eulenberg. Denn diese Alle und noch Einige mehr haben ihr redlich Teil ganz unmittelbar zu Hasenclevers Sprach- und Szenenbildung beisteuern müssen. Grade wegen dieses äußersten Eklektizismus, mit dem hier alle Anregungen der jüngsten Generation zu einem lyrisch dramatischen Potpourri zusammengefaßt werden, hat dieses bequemst faßliche, von allen Seiten zugängliche Werk auf die junge Generation einen ganz besondern Reiz ausgeübt

und hat bereits wieder Dutzende seinesgleichen gezeugt. Irgendeine Qualität freilich muß wohl solcher Wirkung zugrunde liegen, und die steckt denn auch in Hasenclevers ‚Sohn‘, der sich über die beträchtliche Zahl höchst ähnlicher Produkte nicht bloß durch besonders empfindliche Belesenheit, sondern durch ein Pathos unterscheidet, das nicht der Art, aber dem Grad nach die Generationsgenossen übertrifft. Von diesem Pathos lebt denn auch etwas in Hasenclevers neuem Produkt: der ‚Antigone‘ (erschienen bei Paul Cassirer) — die freilich den Leuten von Geschmack noch fataler als sein Erstling sein wird. Denn dieser neue Hasenclever wird wieder ein geschichtliches Interesse beanspruchen können: er ist ganz besonders repräsentativ für die ungesunde Art von Ehe, die in dieser Generation Theater und dramatische Dichtung mit einander führen. In den großen, gesunden und fruchtbaren Zeiten besteht dieser Ehebund gewiß in aller Festigkeit, aber er besteht unter Herrschaft des männlich-geistigen Prinzips: das neu erwachsene Drama erzwingt seinen Bedürfnissen eine Theaterform. Heute ist es umgekehrt, weiblich-sinnlose Kräfte herrschen: das Theater erreicht für die Zwecke seiner sinnlichen Schauwirkungen, für Massenaufgebot, für Licht- und Farbenorgien dramatische Textlieferungen. Daß hier in unmittelbarer Nachfolge von Freksas ‚Sumurûn‘ und Vollmoellers ‚Mirakel‘ der auf höchstem Rosse der Geistigkeit trabende Führer der Expressionisten erscheint — der Hasenclever, der noch vorgestern so weit ging, für das Theater von morgen Kostüme und Kulissen, ja sogar den Schauspieler als überflüssig zu erklären: das ist der Humor davon! Weil Reinhardts Theatergenie, nachdem es alle ihm erreichbaren Gegenden der bestehenden Bühne durchmessen hatte, in etlichen Monstre-Aufführungen den Zirkus als Instrument ergriff und nun gar solch Theater der Fünftausend als ständige Einrichtung plant: deshalb bearbeitet Hasenclever die ‚Antigone‘ für den Zirkus. Andauernd müssen aus- und einströmende Massen zwischen hysterischem Geschrei und frommem Gesang abwechseln, der Scheinwerfer schlägt die effektvollsten Lichträder, und sogar die für den richtigen Zirkuseffekt schlecht entbehrliche Reiterei wird bemüht. Die Szenenführung ist sehr geschickt zwischen dem bühnenartigen Aufbau und der Arenafläche verteilt — kurz: Reinhardt kann sich kein bequemeres Textbuch für seine Zwecke wünschen. Immerhin erhebt sich die bescheidene Frage, was nun die dramatische Dichtkunst und die menschliche Seele von diesem Aufgebot hat. Der selige Sophokles, der für alles Stoffliche dieses Gedichts voll haftbar bleibt, sorgt freilich dafür, daß im Verhältnis zu der luftigen Leere des ‚Sohns‘ dies Gedicht noch in blühendem Fleische zu prangen scheint; aber daß für die rettungslos verlorene menschliche Hoheit, die keusche Würde sophokleischen Stils hier ein irgend wertvoller Ersatz geleistet wird, dürfte billig in Zweifel gezogen werden. Mit dem hysterischen

Geschrei des Volkes wetteifert die überbrutale Diktion des Kreon, die von den absichtsvollen Sinnlichkeiten der verstorbenen Neuromantik aufgeschwellt scheint. Er „fährt auf", er „brüllt", er schwingt die Peitsche, er stiftet Brand, er schimpft: „Ihr Schweine da unten, was fällt euch ein, mich auszugrunzen." Oder er äußert sich so: „Ich sperr euch in die Häuser und laß euch hungern. Gesindel! Huren wollt ihr alle, Männer regieren mit dem schwangern Bauch. Treibt Unzucht in den eignen Betten, nicht hier vor eures Königs Haus." Wenn dieser hysterische Schimpfbold dann plötzlich, wie der sophokleische Kreon, eine Idee, die Würde des starren Staatsrechts zu vertreten behauptet („Stirb, kleine Geburt, für des großen Zweckes eherne Tafel. Ich herrsche. Ich bin im Recht"): so wirkt das lediglich als lächerliche Anmaßung. Auch wird mancher finden, daß für die karge Kraft, für die einfache unbedingte Frömmigkeit der sophokleischen Antigone, die recht ungehemmt sprudelnde revolutionäre Beredsamkeit von Hasenclevers Heldin keinen schönen Ersatz leistet.

Dennoch steckt hier Hasenclevers Echtestes und Bestes. Er ist doch nicht der ganz einfache Fall eines ehrgeizig anempfindenden Literaturjünglings. Bei aller Armut selbständig erworbener Inhalte hat doch der Grad seines Temperaments etwas Ungewöhnliches und Eigenes. Den sichersten Beweis erbringt seine Lyrik, die nicht in ihren erotisch-kosmischen Ekstasen, aber im politischen Aufruf wirkliche Kraft und unmittelbaren rhythmischen Schwung gewinnt. Wenigstens das zweite Erlebnis, das ich vorhin außer dem primitiv sexuellen als Eigentum dieser Jugend nannte: die Erschütterung durch das Kriegsgrauen, hat bei Hasenclever eine künstlerisch belangvolle Kraft frei gemacht. Und wenn auch im Ganzen diese theatralisch überhitzte und zugleich so pazifistisch absichtsvolle ‚Antigone' nicht mehr als ein seltsames, nach vielen ganz verschiedenen Seiten hin aufschlußreiches Dokumentchen für deutsche Kulturzustände von 1917 bleiben wird: hier und dort sind doch in diesem bedenklichen Zirkustext Stimmen von dem ungeheuern Leiden der Zeit, von der verzweifelnden Sehnsucht nach Gerechtigkeit, nach Liebe und Versöhnung hineingeweht, die dieses sehr künstliche Produkt doch menschlichen Anteils wert machen.

Buchbesprechung von Alfred Polgar

Kürzlich war ich in Bolivia. Der Mensch hat nun einmal die Sehnsucht . . . ins Weite, fort, zu neuen Ländern und neuen Sternen. Die Reise aber nach Sankt Pölten etwa oder nach Vöslau stößt heute auf allzu gewaltige Schwierigkeiten. Also wählte ich Bolivia. Das heißt: ich entnahm der Leihbibliothek das Buch des Doktor Theodor Herzog, Privat-

dozenten für Botanik an der Technischen Hochschule in Zürich: „Vom Urwald zu den Gletschern der Kordilleren.“

Wenn ich nicht irre, hat Bolivia den Zentralmächten noch nicht den Krieg erklärt. Also darf ich sagen, daß das Reisen durch seine ungekannten Wälder und der Aufstieg auf seine unerstiegenen Berge sehr anregend; die Sinne erquickend und den Geist mit großartig-bunten Bildern füllend.

Am schönsten ists im Urwald! Weit und breit keine Menschen. Nur Tiere und Pflanzen, Hitze und endloser Regen und das Brüten der Einsamkeit. Was für Pflanzen! Schon ihre lateinischen Namen haben was Berauschendes. Es klingt so fern allem Gemeinen und Niedrigen, wie fromme Latinität, wie Andacht, wie ein Stück heiliger Urwald-Liturgie.

Mit welcher keuschen Zärtlichkeit Doktor Herzog von den Pflanzen spricht. Er kennt sie nur beim gelehrten Namen und setzt hinzu: „die großblättrige“, „der feuerrotblühende“, „die stachelstarrende“, „die ockerfarbene“ und dergleichen. Es ist nüchtern und doch homerisch. Gesehen und empfunden. Beschrieben und aesthetisch gewertet. Es ist Wissenschaft und Liebe.

Den Schmetterlingen widerfährt nicht so umständliche Ehre. Aber ihre dekorative Bedeutung ist in hellstes, lyrisch funkelndes Licht gerückt. Ihr „farbiges Getümmel“ im hitze-gebadeten, dampfenden Urwald wird gleißend lebendig.

Es gibt andre Tiere, die nicht des Bolivia-Wanderers Entzücken wachrufen. Aber auch hier ist die Schilderung genußreich. Weniger lyrisch, mehr dramatisch. Die Ungezeifer-Abenteuer des Doktor Herzog sind aufregend. Wanzen daumengroß! Vinchucas ist ihr poetischer Name. Nachts „prasseln“ sie auf den Boden der Hütte nieder, in der die alte Indianerin Gastfreundschaft gewährt. Prasseln!

Nette Geschichten hört man vom Ameisenbären . . . . . . „Selbst der Jaguar soll zuweilen der Umklammerung dieses Tieres zum Opfer fallen. Im Tode noch schlägt der Ameisenbär die Krallen so tief und unlösbar in den Leib, daß der Sieger in den verkrampften Armen seiner toten Beute verenden muß“ . . . . . Das schaut heraus beim Sieg-Frieden!

Es gibt noch Indianer in Bolivia mit Pfeil und Bogen. Die wilden Stämme lauern im verfilzten Dickicht des Waldes. Ihre Widerhakenpfeile zischen plötzlich durchs Laub, Tod bringend. Die friedlichen Stämme roboten agrarisch. Sie spielen auch Hockey und tanzen in brauner Fast-Nacktheit ekstatische Tänze. Sie sind schön, gutmütig und leidenschaftlich gern betrunken.

Im Urwald von Bolivia ist es nicht gemütlich. Der Himmel schüttet Sturz-Ozeane herab; Blitze zickzacken bündelweise nieder; der Wanderer wandert nicht, sondern ertrotzt sich mit Beil und Messer einen unendlich mühevollen Weg durch grüne, dornbewehrte Mauern. Die Hitze kocht ihm das Blut im Leibe

zu wilden Fiebern auf; Vinchucas prasseln auf sein Ruhelager; Schweißbienen bedecken wie mit einem lückenlosen lebenden Schleier sein Antlitz und seinen Nacken. Es ist ungemütlich.

Aber ein Gefühl der innigsten Sehnsucht nach dieser wilden Wildnis durchflutet das Herz des Europäers. Wie schön ist primitive Roheit neben komplizierter! Wie paradiesisch ist die Strapaze des Urwalds gegen die der Zivilisation! Wie erträglich kann ein Leben in Schmutz, Gefahr und Drangsal sein, wenn die Natur und nicht Menschenwille es anbefiehlt! Wie romantisch ein Dasein unter Urwaldverhältnissen, wenn es nicht Gipfelpunkt der Kulturentwicklung ist!

Ach, Bolivia . . .!

Salzburg 1918 von L. Andro

Im Mirabellgarten, der dazu geschaffen ist, daß Graf Almaviva, die Hand am Stoßdegen, sich lächelnd zu einer seidenrauschenden Puderdame herabbeuge, wächst jetzt Rotkohl. Die Sandsteingöttinnen, die sich gefaßt und freundlich von rauhen Helden auf Steinarmen entführen und verschleppen lassen, wachsen aus einem Parterre von Krautköpfen hervor. Wo ist Cherubins Welt? Da kommt ein Silberton aus der Ferne. Er spinnt sich herüber von jenem Ende des Gartens, in das sie das neue, weiße Haus des Mozarteums hingebaut haben. Er verdichtet sich allgemach zu dem allerschönsten Melodiegespinst: Daß ich mit Rosen kränze dein Haupt — und man spürt: irgendwo gibt es noch Rosen. Es ist eine kostbare Stimme, die weiß, daß sie Kostbares singt.

Sie gehört natürlich Lilli Lehmann, die hier Sommerkurs hält und achtzehn junge Mädchen und Frauen um sich hat, die lernen möchten. Es sieht nicht aus, als ob eine auch nur einen Hauch ihres Temperaments und ihres Geistes hätte, obgleich alle sehr eifrig bemüht sind, abzugucken, wie sie sich räuspert und wie sie spuckt. Sie selber ist aber mit einer Glut dabei, die ergreift. Sieben Stunden täglich unterrichtet sie und sonntags auch noch. Sie möchte es in die Jungen hineinhämmern, was Kunst für eine ungeheuer ernste Sache ist; die glauben es nicht recht. Berühmt werden wollen sie schon alle, Geld und Ruhm einsacken — aber Kunst an sich? Was ist das eigentlich?

All die leuchtenden Sommertage sitzt die Lehmann drin im Zimmer und arbeitet. Macht Stunde um Stunde Uebungen mit ihnen und darf nur selten aufatmen, wenn sie an eine Begabtere kommt. Ihre Geduld mit schweren Talentlosigkeiten ist unbegreiflich, unverzeihlich. Noblesse oblige. Um ihr weißes Haar herum leuchtet es. Sie singt die Susanne, und die Welt von damals steigt herauf im Duft von welken Rosen. Die Welt von damals, vor vier oder vor hundertundfünfzig Jahren — als wir noch glücklich waren.

Chamberlain von Theobald Tiger

Das kannst du dir nun gar nicht denken,
daß wer aus Ueberzeugung spricht.
Du mußt verleumden und mußt kränken
und suchst gleich, wer denn da besticht.

Du nicht. Nein, du bestichst wohl keinen,
mit Wissen nicht und nicht mit Mut.
Nach deiner Lehre sollt man meinen,
daß so kein edler Arier tut.

Laß nur den alten Bismarck schlafen
und drängel dich nicht an ihn an.
Sieh, deine pappenen Pfeile trafen
vorbei — denn noch lebt Sonnemann.

Willst du durchaus nach rückwärts blättern?
In deinem alten Vaterland,
da dienten deine Namensvettern
dem Staat mit kräftiger, flinker Hand.

Sie schlugen keine süße Sahne,
sie kochten keinen Kinderbrei.
Ach, Tschemberlenn, du lebst im Wahne:
Alldeutsch und deutsch sind zweierlei.

Die Chamberlains hast du beleidigt.
Du sprichst zu England: Nevermore!
Mit Stank wird Deutschland nicht verteidigt.
Ich zieh mir die Verwandtschaft vor.

Strafen von Alfons Goldschmidt

Der Generaldirektor der Mannesmann Waffen- und Munitionswerke in Remscheid ist von der Strafkammer Elberfeld wegen Steuerhinterziehung zu sechs Monaten Gefängnis und über anderthalb Millionen Mark Geldstrafe verurteilt worden. Eine Kriegsgewinnkloake. Hunderttausende ohne Gegenleistung, Deponierung großer Summen im Ausland, ein Selbstmord, widerliche Schuldabwälzungen, eine rasende Einkommenskletterei. In wenigen Jahren von sechstausend Mark auf Millionen. Das ist ein Symptom. Steuerhinterziehung ist heute ungefährlicher Alltagssport, Gesetzesbeachtung gibt es nicht mehr, und der Summenbegriff bläht sich unsagbar auf. Nicht nur in Deutschland. In allen Kriegswirtschaftsländern blüht die Defraudation, die Kapitalsflucht über die Grenze, das Bargeldverstecken, das Banknotenthesaurieren, die Korruption, die neuerdings sogar offiziell beklagt wird. Vor mir liegt ein Gesetz gegen die Steuerflucht. Schön sauber auf dem Papier, aber wer kümmert sich darum, wer liest es nur? Revisionen erfolgen nur sporadisch, Strafen schrecken die Defraudanten in neue Entziehungskünste. In England gibt es einen unerhörten Petroleumsspekulationsskandal, jeder Tag bringt Berichte über Riesenschiebungen, Geldverschleuderung beim gewerbsmäßigen Spiel, Bilanzverschleierungen, Mißbrauch des Amtsvertrauens. Man kann nicht mehr dagegen ankämpfen. Die Strafen wirken nicht. Die Demoralisierung scheint ein Naturgesetz des Krieges zu sein.

*

Lloyd George organisiert den Strafwirtschaftskrieg. Die Verbandspresse macht Riesenpropaganda für die Sperre. Aber es gibt auch Oppositionen. General Smuts sprach von einer chinesischen Mauer. Die sheffielder Stahlfabrikanten wollen wieder die deutsche Kundschaft genießen. Sie weisen auf Millionenkonten, die sie nicht verlieren möchten. Am sechsundzwanzigsten Juli nahm der Ausschuß der radikalen Partei Englands einen Protestbeschluß an: „Die Versammlung verwahrt sich gegen die Politik der Vorzugszölle nach dem Kriege. Sie betrachtet die Zollbevorzugung als einen Todesstoß gegen den Nationenbund und fordert sämtliche Radikale auf, sich dem Protest anzuschließen.“ Manchester Guardian schrieb am fünfundzwanzigsten Juli: „Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, daß die wirtschaftlichen Gründe, die gegen die Einführung von Vorzugszöllen sprechen, heute noch ebenso stark und ebenso unwiderleglich sind wie vor dem Kriege.“ Und etwas später: „Es ist unzweifelhaft, daß die Vorzugszölle eine Ringmauer um das ganze britische Reich bilden würden. Was würden unsre Verbündeten dazu sagen? Sie haben an unsrer Seite gekämpft, und es ist ihnen verkündet worden, daß wir alle für eine gemeinsame Sache fechten. Und nun sollen wir am Ende des Krieges unsre Hochschätzung für sie dadurch ausdrücken, daß wir sie vom Handelsverkehr mit dem besten Viertel der Erdoberfläche ausschließen?“ Selbstverständlich gehört die Cobden-Liga zu den Gegnern der Sperre. Auch die Verbündeten Englands sind keineswegs sämtlich entzückt. Entzückt sind die Eroberungsgruppen, die Wettbewerbsängstlichen und Wettbewerbsbequemen. Beispielsweise italienische Großfabrikanten, während die italienische Landwirtschaft Gegenseitigkeit mit Deutschland will. Sie braucht Absatz für ihren Ueberschuß. Lloyd George möchte das großbritische Zollreich in die Verbandsmauern hinein arbeiten. Ich glaube nicht an die Durchführbarkeit dieses Planes. Wohl an die Möglichkeit von Erschwerungen. Aber eine geschlossene Front läßt sich nicht für die Dauer herstellen. Die Vereinigten Staaten kündigen fünfundzwanzig Millionen Tonnen Gesamtfrachtraum an. Wie wollen sie diesen Riesenraum nutzbringend verwerten, wenn ihr Handel gebunden ist? An einem energischen partiellen Abschließungswillen ist nicht zu zweifeln. Auch nicht an deutschen Wirtschaftskampfnöten nach dem Kriege. Aber zu zweifeln ist an der Realisierbarkeit eines Riesensystems. Weltwirtschaft ist keine Armee. Sie läßt sich nur mit Freiheit disziplineren. Aber ernst ist die Sache. Fürchterlich, daß die Menschen Brot und Kleidung einander mißgönnen.

*

Die Kleinbank scheint verloren. Die Strafe für den Mangel an Gemeinschaftswillen kommt. Die Kleinbank wird Opfer des Großbankrekordstrebens. Die zweitgradigen Riesen wollen aufholen. Das wurde hier schon vorausgesagt. Alle Wochen lesen wir von neuen Angliederungen. Berlin streift das ganze Land ab. Nach Geschäften und Geschäftsvermittlungsstellen in Osten, Westen, Süden und Norden. Die Commerz- und - Disconto-Bank „übernimmt“ den Gelsenkirchener Bankverein. Gelsenkirchen, da bin ich geboren, das kenne ich. In Gelsenkirchen und ringsum gibt es nichts wie Geschäfte. Geschäfte mit Kohlen, Geschäfte mit Eisen, mit Maschinen, mit allem. Gelsenkirchen, das lohnt sich. Ringsum ist noch Zukunft und ist schon sehr fette Gegenwart. Also auch die Commerz- und - Disconto - Bank. Was der Krieg nicht alles zustande bringt! Man hat folgenden Eindruck. Großbankspezialkommissionen sitzen vor deutschen Wirtschaftskarten und

suchen uneroberte Orte. Den Finger drauf, das nehmen wir. Bald nichts mehr übrig, und die Deutsche Bank muß eine Filiale in der Lüneburger Heide errichten. Dann kommt man auf fliegende Depositenkassen, auf Unterwasserkassen undsoweiter. Wo bliebe unser Glück, wenn wir nicht auf Erden, unter dem Wasser und in der Luft die Großbank fänden? Nur sie gibt uns die Sicherheit, daß wir nichts erhalten, wenn wir nicht schon was haben. 1925: 100 Milliarden Großbankdepositen mit $1\frac{1}{2}$ % gewährten und 7 % oder mehr genommenen Zinsen. Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein.

Antworten

Paul K. Was Mannheim recht ist — warum soll das Magdeburg nicht billig sein? „Es war eine mehr als seltsame Talentprobe, die uns am Sonnabend und (da man wohl die Folgen dieses entsetzlichen Zeugs voraussah, sofort noch einmal) am darauffolgenden Sonntag im Sommertheater gezeigt wurde. Am Sonnabend pfiff man, und am Sonntag wurde deutlich vernehmbar gezischt. Ich hatte leider meinen Hausschlüssel nicht mit, sonst hätte ich mich an dem Konzert gern beteiligt. Am gescheitesten taten die, die bei der Premiere nach dem zweiten Akt nach Hause gingen. Sie konnten wenigstens die herrliche Sommerluft draußen atmen und brauchten sich nicht den Kopf darüber zerbrechen, aus welchen Gründen das konfuse Geschwätz eines" — also wessen? Selbstverständlich: Georg Büchners. „Die Hans-Sachs-Abende waren schon gewagt, aber sie konnten noch als Präludium, als Spiegelbild ihrer Zeit und als das Produkt einer Poeterei in einer bedeutsamen Periode deutscher Geschichte gewertet werden. Georg Büchner" dagegen ... Damit kein Blatt und kein Mann in falschen Verdacht gerät: das Blatt ist der Magdeburger Generalanzeiger, und der Mann heißt Wilhelm Georg. Ich habs aber immer gesagt: jede Förderung der Theaterkultur ist wertlos, die nicht bei der Zeitungskritik beginnt. Wenn schon ein Provinztheater und gar ein Sommertheater so anständig und geschmackvoll ist, statt ‚Meine Frau, die Hofschauspielerin' einen „Zyklus der besten deutschen Lustspiele in ihrer historischen Folge" zu geben: dann kommt irgendein Zeilenschinder, der die Rubrik für Ein- und Beinbrüche sicherlich einwandfrei versieht, und fragt einen kunstgebildeten Dramaturgen, „ob er glaube, daß dieses Märchen zum Preis des Schlaraffenlandes, wo der Faulheit ein hohes Lied gewidmet wird, eine literarische Tat bedeutet, die verdient, im magdeburger Sommertheater an zwei Abenden ausgestellt zu werden." Nun ließe sich immerhin denken, daß dies nicht der höchste aller vorhandenen Maßstäbe ist. Aber das magdeburger Sommertheater, das so wäre, wie Herr Wilhelm Georg es sich wünscht: das verdiente ohne Zweifel, ihn zum Beurteiler zu behalten.

Tägliche Rundschau. Dir ist ein kleines Malheur unterlaufen. Der Vorsitzende im Chamberlain-Prozeß hieß Mager-Leonhardt, nicht Major Leonhardt. Denn noch haben wir — verzeih — eine Zivilrechtsprechung im Deutschen Reich. Aber Du siehst schon ad maioren gloriam den Vorgesetzten in jedem Manne.

Dietrich Eckart. Ach, Mensch, Sie langweilen einen aber. Diese vollkommene Ahnungslosigkeit, in der Sie da herumtorkeln; diese Fälschungen — Sie legen Ibsens Peer Worte in den Mund, die der nie gesagt hat, und nennen das „tiefern Sinn" —; diese Zirkuspogrome gegen eigens angefertigte und auswattierte Juden: auf die Dauer

ist das nicht sehr reizvoll. Wenn Sie Unruh oder Johannes R. Becher oder einen üblen Großstadtschieber oder wen sonst angreifen: gegen Sie will ich Alle in Schutz nehmen. Denn das alte Wort Hebbels bewahrheitet sich an Ihnen (vielleicht fragen Sie vorher Bartels, ob in Hebbels Adern nicht doch . . . na? man kann nie wissen . . . mosaisches Blut gekleckert hat) — das alte Wort: „Der Philister hat manchmal in der Sache recht, aber nie in den Gründen."

Dagobert Dachs. Die Herren Peter Panter und Theobald Tiger danken für das freundliche Gedicht. Sie haben sich aber nicht gezankt: sie haben sich nur (in den Nummern 28 und 29) über die Futterplätze geeinigt. Beide fressen nach wie vor Menschenfleisch; es ist ja genügend da — ich kann ihnen garnicht so viel vorwerfen, wie ich gerne möchte, und wie sie gerne möchten. Aber eine Mahlzeit bekommen sie nicht und bekommen sie nicht; und dabei läuft ihnen das Wasser in langen Appetitfäden zu den schnurrbärtigen Mäulern heraus, wenn sie bloß daran denken: den Kriegsberichterstatter.

Julianus. Wenn die Alldeutschen — warte nur, balde — in dem Spiritus, den sie zeitlebens wie die Pest gescheut haben, beigesetzt sein werden: dann wird man ihre Natur- oder Unnaturgeschichte verfassen, und dann wird als ihre stärkste Eigenschaft die Folgerichtigkeit hervortreten. Sowas von Fähigkeit, aus der eigenen Ueberzeugung die Konsequenzen zu ziehen, dürfte sich selten begeben haben. Eine alldeutsche Korrespondenz verbreitet, was „der bekannte imperialistische Schriftsteller Leo Marse" in einer englischen Zeitschrift über die letzten Tage des Friedens erzählt. Danach hätten zwei Führer der konservativen Partei, Bonar Law und Lord Lansdowne, dem liberalen Premierminister Asquith den Kampf um die Entschließung zur Kriegserklärung erleichtert oder gar abgenommen. „Die Kriegspartei hatte gesiegt. Leo Marse ist im Gegensatz zu Lord Lansdowne ungeheuer stolz auf die Rolle, die er damals gespielt hat. Lord Lansdowne hat sich in den vier Jahren zum Führer der englischen Friedensbewegung gewandelt. Leo Marse ist unveränderlich der alte Kriegshetzer geblieben. Die Einnahmen seiner Monatsschrift während des Krieges übersteigen um zwei- bis dreitausend Pfund jährlich den besten Durchschnitt aus der Zeit vor dem Kriege." Das schreiben Leute, die mit Leo Marse sonst nichts gemein haben mögen, die aber ebenso unveränderlich wie er die alten Kriegshetzer geblieben sind, die weder eine Existenzberechtigung noch eine Existenz hätten, wenns nicht in allen Ländern den Leo Marse, die Gattung des homo insipiens gäbe, und deren Führer, dem Grafen Reventlow, neulich in einer deutschen Zeitung nachgerechnet worden ist, daß er zu der Zeit, wo er seine kriegshetzerischen Vorträge noch riskierte, damit ein nicht unbeträchtliches Vermögen verdient hat.

Ernest L. Das muß ich ablehnen. Kein Fürstenmord ist zu billigen. Aber dem Zaren bittere Tränen in seinen Tod und den Familienmitgliedern in ihr Leben nachzuweinen: dazu liegt meines Erachtens auch kein Grund vor. Wissen Sie, wie Dostojewskij in sein ‚Totenhaus' kam? Und so Tausende, Abertausende? Die Rechnung geht auf. Nein, sie geht nicht auf.

K. S. Ein Bahnbeamter hat einen Hebel nach oben gestellt, auf daß er mit den andern Hebeln sauber ausgerichtet in einer Geraden stehe. Daraus ergab sich ein Eisenbahnunglück. Der Mann, scheint mir, ist gar kein Bahnbeamter, sondern eine Königlich Preußische Allegorie.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Fragen und Feststellungen von Olf

Durch das W.T.B. strahlt amtlich über die Beratungen des Großen Hauptquartiers in alle Welt, daß außer innigem Einvernehmen „völlige Uebereinstimmung in bezug auf die politischen und militärischen Aufgaben“ zutage getreten sei. Das deutsche Volk und die Völker Oesterreichs sind zufrieden, daß ihnen gesagt wird, in welchem Bezuge die Uebereinstimmung besteht; höchstens wüßten sie noch gern, worin man übereinstimmt. Das Auslegungsspiel, das mit der — in Oesterreich und in Deutschland verschiedenen — „Verlautbarung“ über die gleiche und treueste Auslegung des Bündnisses getrieben wird, hält nicht nur von Bedenken vor der Möglichkeit verschiedener Auslegung eines Bündnisses ab, sondern auch von der Frage, wie es denn ausgelegt werde. Der ergänzenden Mitteilung gegenüber, Prinz Radziwill sehe für das Programm, das er ins Hauptquartier mitgebracht habe, die Verwirklichung nahe, wäre die Frage nach dem Inhalt dieses Programms gewiß ein Zeichen von unerlaubt zudringlicher Neugier.

* * *

In einem Leitartikel hieß es von zwei rumänischen Ministern: „Sie wollen für ihr Land leisten, was der Freiherr von Stein für das zusammengebrochene Preußen geleistet hat.“ Was hat er geleistet? Er hat es für die Wiederaufnahme des Verfahrens, für die „Revanche“ (ungefähr) tüchtig gemacht. Begeistert euch das, Freiwillige der preußischen Ostpolitik?

* * *

Die Alldeutschen Blätter finden unglaublich, daß die Norddeutsche Allgemeine Zeitung die Uebersiedlung unsrer Gesandtschaft nach „Pskow“ statt nach „Pleskau“ ankündigte, „und das im schönsten Fettdruck“. Unglaublich, in der Tat; nun wissen wir doch, was Herrn Helfferich so rasch zurücknötigte, und was die Verhältnisse im Osten so verwirrte.

* * *

Die Alldeutschen Blätter wenden sich gegen die **Akademie der Wissenschaften, die sich maßvoll und vernünftig zu der Beibehaltung von Fremdwörtern geäußert hat. Die Predigt**

schließt mit dem Satze: „Ihr aber reicht ihm einen verschlossenen Becher, dessen köstlichen Inhalt Ihr ihm vorenthaltet.“ Dieser Satz ist nicht schön, und es ist leicht festzustellen, daß der Verfasser den Neben- mit dem Hauptsatz nicht genügend verglichen hat, weshalb diese seltsame Kreuzung von Tautologie und Widerspruch entstand, und daß er, um eine möglichst buchstäblich zu nehmende Redewendung des Volksmundes zu gebrauchen, „nicht gesehen hat, was er sprach“. Acht Tage früher stand in der sprachbesorgten, strafbereiten Zeitschrift: „Das Trauerspiel des deutschgesinnten Schriftstellers muß geschrieben werden. Weniger weil sie vom Einzelnen erlebt wird . . .“ Sie, nämlich das Trauerspiel. Alldeutsch, wie schon öfters festgestellt wurde, hat in keiner Beziehung mit deutsch was zu tun. Sogar unter den deutschen Zeitungen wimmeln wenige so von Sprachfehlern und sind so schlecht geschrieben wie die Alldeutschen Blätter.

* * *

Im gleichen Heft der Alldeutschen Blätter ein Aufsatz von Dumcke über ‚Handelswege und Politik‘, der — Prinzipien etwas summarisch nehmend — nach einer Darstellung der bisherigen Verschiebungen der Handelswege eine Restituierung der Landhandelswege nach Asien verlangt. Das ist sehr interessant; nur übersieht der Verfasser seinen eigenen Satz: „Aber alle diese mittelalterlichen politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse verschoben sich, als der Seeweg nach Indien entdeckt wurde.“ Und vor jene Zeit will er zurückweisen, während doch diese Entdeckung noch nicht rückgängig gemacht worden ist und die Folgen der Verschiebung noch bestehen! So wenig die Strategie anders als zufällig Römerschanzen gebrauchen kann: so wenig kann die Wirtschaftspolitik — im Zeitalter der transafrikanischen und der Bagdad-Bahn und ungebauter Tunnels und Kanäle — sich entlang romantischen Karawanenstraßen dirigieren lassen. Ist nicht „Mitteleuropa“ ein orientalisches Phantom, in einer ernstlich vor-europäischen, fast europäischen Zeit? Der Weg nach Südasien ist weit und blutig. Und der Fehler der Betrachtung von Dumcke ist, daß er Politik als Angelegenheit der Objekte für ein Subjekt ansieht, während sie eine objektive Angelegenheit zwischen Subjekten ist.

* * *

Graf Reventlow meint, die Ermordung Eichhorns wäre unmöglich gewesen, wenn nicht die Reichstagsmehrheit seine — des Feldmarschalls — Autorität erschüttert hätte. Nichts für die Reichstagsmehrheit, aber zu ihrem Schutze: diese Art politischer Argumentation heißt Polemik, und für sie haben — scheint es — die Gesetze der Logik keine Geltung. Bei genauerer Ueberlegung müßte man nämlich annehmen, daß es auch für den wildesten

Revolutionär und für den „gekauftesten Ententisten" der Ermordung eines Gouverneurs, dessen Autorität erschüttert ist, eigentlich nicht mehr bedarf.

* * *

Parlamentarische Kreise geben an: Die Frage, ob der Hauptausschuß des Reichstages einzuberufen sei, könne noch nicht entschieden werden, denn sein Vorsitzender, der Abgeordnete Ebert, befinde sich auf einer Ferienreise. Das Donnerwetter schlage in diese zwar parlamentarischen, aber nicht politischen Kreise! Wundert sich ein Parlament, das in der Rücksicht auf Ferienreisen so verbrecherisch weit geht und sich in Absenz erklärt wie andre in Permanenz — wundert es sich, wenn es als der Popanz behandelt wird, der es ist? So schlecht sind die Zugverbindungen kaum, daß Herr Ebert nicht, sobald Dinge von einer gewissen Wichtigkeit vorliegen, auf der Stelle zurückkommen könnte. Oder man müßte bedauern, so ungern mans täte: daß er nicht bei Ausbruch des Krieges auf einer Ferienreise im feindlichen Ausland war.

* * *

Die Deutsche Zeitung ist in der Lage, Paul Schiemanns Gedanken über das ‚Fiasko der russischen Demokratie' schon vor dem Erscheinen der so betitelten Broschüre wiederzugeben; und da ich die Deutsche Zeitung gelesen habe, bin ich in der glücklichen Lage, schon heute zu wissen, daß die Ideale der französischen Revolution, wie die russische Revolution übereinstimmend mit Chamberlain erwiesen hat, in Wahrheit zu ihrem Gegenteil führen müssen. Ich fürchte aber, daß ich dieses Glück nicht verdiene, denn ich begreife noch immer nicht, wie Ideale zu ihrem Gegenteil führen können, und gar in Wahrheit. (Ich weiß, nebenbei, was sich formal-moralisch gegen meine Argumentation einwenden läßt; die Gegenbehauptung aber ist von einer Art, daß mir dieses Verfahren erlaubt, ja notwendig scheint. Der Gegner ist es, der vor mir das Wort „Ideal" trügerisch und ohne Bestimmung gebraucht hat; das wollt' ich, gegen seine Ideale, grade zeigen.) Außerdem nennt jemand in derselben Nummer Wilson den „jungen Mann der amerikanischen Trustgesellschaften". Diesem alten Herrn kann man nur raten, sich, wenn er die Belehrung des Professors Bonn und die Kenntnisnahme von Wilsons „Plattform" ablehnt, über die amerikanischen Parteiverhältnisse der letzten Jahre irgendwie zu belehren.

* * *

Steed, ehemals wiener Korrespondent, jetzt politischer Direktor der ‚Times', betont, daß drei internationale Gruppen

Oesterreich zu retten versuchen, und zwar die internationale Finanz oder die goldene Internationale, der internationale Ultramontanismus oder die schwarze Internationale, und schließlich der internationale Sozialismus oder die rote Internationale. Herr Steed fährt fort: „Gold, Schwarz, Rot, die Farben Alldeutschlands.“ Das ist natürlich Quatsch; mir ist aber, als ob ich mit dieser Kombination (nur ohne den Schluß, versteht sich) schon oft, und nicht auf englisch, hätte spielen hören.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXVII.

Philipp Scheidemann

Ein Dreieck auf die Spitze gestellt und daran ein blond-weißer Henriquatre geklebt: das ist Herrn Philipp Scheidemanns Gesicht. Eine breite, glänzende Straße zieht über den großen Schädel, und zu beiden Seiten ballt sich das Haupthaar wie Strauchwerk, das die Chaussee begleitet. Aus schmalen Oeffnungen blicken dich, ruhig und gelassen, zwei wasserblaue Augen an. Dieser Kopf, der sich einem gleich beim ersten Anblick einprägt, ruht auf einem großen, etwas untersetzten Körper. Scheidemann ist auch in seinem Aeußern über den rein proletarischen Klassenstandpunkt hinausgewachsen, ohne nun gleich die Allüren des philiströsen Bourgeois angenommen zu haben.

Selfmademan. Vor dreiundfünfzig Jahren wurde er in Cassel geboren, kam auf die Bürgerschule und lernte das Buchdruckerhandwerk (wie Henry George, der große amerikanische Bodenreformler). Vom Setzer rückte er auf zum Korrektor und zum Faktor. Schließlich landete er im Journalismus. Mit dreißig Jahren übernahm er die Redaktion der ‚Mitteldeutschen Sonntags-Zeitung‘ in Gießen, blieb fünf Jahre dabei und wurde dann nacheinander leitender Redakteur der sozialdemokratischen Blätter in Nürnberg, Offenbach und Cassel. Hier ließ er sich für längere Zeit nieder, wurde Stadtverordneter und in den Reichstag gewählt. 1911 kam er in den sozialdemokratischen Parteivorstand, legte sein Stadtverordneten-Mandat nieder und siedelte nach Berlin-Steglitz über.

Das die Personalien. Und der Politiker, der Diplomat der Partei? Einst war er blutigrot in seiner sozialistischen Weltanschauung. Auf dem äußersten linken Flügel der Partei hatte er sich niedergelassen. Auf den Parteitagen sprach er gern und

oft. Aber er war kein polternder Draufgänger wie die Zubeil, Ledebour und Stadthagen, die Opposition um jeden Preis zu machen pflegten. Nein, er ließ sich bei all seinem Radikalismus doch stets noch eine Brücke für „rückwärtige Bewegungen" frei, verfiel auch nicht in jenen gehässig-persönlichen Ton wider alle Ganz- oder Halbhaeretiker der Partei und wußte sich mit August dem Starken und Einzigen, mit Bebel, gut zu stellen.

Im Reichstag hat er, schon vor dem Kriege, eine nicht geringe Rolle gespielt. Einmal gabs sogar einen Kladderadatsch. Scheidemann hatte, 1912, in einer Reichstagsrede heftige Angriffe wider die Hohenzollern gerichtet, von Wortbruch und ähnlichen Dingen gesprochen, als plötzlich Herr von Bethmann Hollweg sich in seiner ganzen pappelähnlichen Länge erhob, ein saueres Gesicht zog, seinen Kollegen vom hohen Bundesrat ein vielsagendes Zeichen gab und mit ihnen, in geschlossener Linie, aus dem Plenarsaal marschierte. Der Bundesrat streikte. Uebrigens kein Novum. Am fünfundzwanzigsten Mai 1881 hatte Eugen Richter, als sichs um Hamburgs Freihafen handelte, den Staatssekretär des Innern, Herrn von Böttcher, samt seinen Kollegen und Kommissaren durch einen herausfordernden Antrag zum gemeinsamen Auszug veranlaßt, da der Bundesrat, wie Herr von Böttcher erklärte, es mit der Würde der Verbündeten Regierungen nicht für vereinbar halte, sich an der Beratung dieses Antrags zu beteiligen. Im Falle Scheidemanns wußte der Präsident, der vielleicht auf seinem thronenden Sitze bei der ruhig dahinplätschernden Debatte ein wenig eingenickt war, zunächst garnicht, was denn eigentlich vorgefallen war. Er mußte erst die Fertigstellung des Stenogramms abwarten, erteilte dann pflichtgemäß Herrn Scheidemann einen Ordnungsruf, und langsam fanden sich nunmehr die Herren der Regierung wieder auf ihren Plätzen ein. Und noch einmal war er der Stein des Anstoßes. Als 1912 der neue Reichstag gewählt war und der schwarz-blaue Block eine Niederlage erlitten hatte, schritt man zur Präsidentenwahl, bei der man die neuen Mehrheitsverhältnisse berücksichtigen mußte. Die Sozialdemokratie war aus den Wahlen zwar als die stärkste Partei hervorgegangen; aber man einigte sich doch auf der ganzen Linken, den Präsidenten selbst aus der zweitstärksten Partei, dem Zentrum, zu holen. Und so geschahs. Herr Spahn, Königlicher Oberlandesgerichtspräsident und politische Leuchte der Zentrumspartei, wurde Erster. Herr Scheidemann wurde zum ersten Vizepräsidenten erkoren und Herr Paasche von den Nationalliberalen zum zweiten. Deutschland drohte über der Tatsache zusammenzubrechen, daß ein richtiger roter Sozialdemokrat ins Präsidium des Reichstags gewählt worden war. Der Blätterwald rauschte wild und mächtig, von einem Orkan des Unmuts erfaßt, und Herr Spahn legte rasch die Präsidentenwürde nieder, denn mit einem Sozialdemokraten könne man schließlich doch nicht auf der Ehrenbank des

deutschen Volkes Hand in Hand sitzen. Neuwahl. Herr Scheidemann fiel aus. Deutschland war wieder gerettet, und alle politischen Tugendwächter zogen ein strahlendes Gesicht auf. Herr Scheidemann, der sich für seine neue Würde schon einen stattlichen schwarzen Rock angezogen, hat damals dieses Amt nur einen einzigen Tag ausgeübt.

Im Kriege ist dann alles ganz anders geworden. Scheidemann, der Rote mit dem diplomatischen Geschick, hat sich auf die rechte Seite gelegt und ist von der schroffen Oppositionsstellung gegen die bürgerliche Gesellschaft übergegangen zur Bewilligung der Kriegskredite und zu einer positiven Arbeiterpolitik. Auf Herrn von Bethmann Hollweg hat er indirekt einen starken Einfluß ausgeübt und ihm par distance die Lehren der Demokratie eingeimpft. Er, der gleich Theodor Wolff von vorn herein für einen Verständigungsfrieden, für einen Frieden ohne Annektionen und Entschädigungen eingetreten ist, wurde nicht müde, in öffentlichen Verhandlungen, im Reichstag und in Artikeln für diese Idee zu wirken. Der Scheidemann-Friede wurde bald ein Schlagwort. Aber weil er nicht den Frieden um jeden Preis, weil er nicht der Regierung blindlings und prinzipiell einen Kampf auf Leben und Tod ansagen, weil er die Kriegskredite nicht ablehnen wollte, geriet er samt dem Gros der Fraktion bald mit dem linken Flügel der Partei, den Haase, Bernstein, Hoffmann und Genossen, hart aneinander. Es kam, nach stürmischen häuslichen Szenen im Reichstag und außerhalb seiner Räume, zum Bruch, die ‚Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft‘ splitterte ab, Haase trat vom Parteivorsitze zurück, und Scheidemann wurde sein Nachfolger. In seinem solinger Wahlkreis hat er von da an mit den Radikalen einen schweren Kampf auszufechten gehabt. Seine Verhandlungen führten dort nicht so selten zu Tumultszenen, und letzthin kam er überhaupt nicht mehr zu Wort. Er beabsichtigt daher, sich bei den nächsten Reichstagswahlen in Cassel, wo er jahrelang gelebt und gewirkt hat, aufstellen zu lassen.

Im Parlament ist er einer der wirkungsvollsten Redner, der sehr sauber, mit einem leichten scharfen Unterton, spricht. Schlagfertig weiß er jedem Einwand zu begegnen, und Witz und Sarkasmus würzen seinen Vortrag. Er redet, im schmucken Cutaway, elegant und glatt wie ein Staatsmann, und mancher Minister beneidet ihn im Stillen um seine Rednergabe. In seinen Artikeln tritt seine ironisch-witzige Ader noch stärker hervor. Der ‚Vorwärts‘ bringt nicht selten Beiträge des Parteihäuptlings, aber auch dieses und jenes andre Parteiorgan.

Mit den Sozialisten des neutralen Auslandes hat er, nicht ohne Vorwissen der Regierung, während des Krieges enge Fühlung gehalten, weilt oft in Holland und in Schweden, und immer, wenn er den Koffer packt, wird die Presse der Rechten, Unheil witternd, unruhig.

Nicht zuletzt ihm, der so plastische Worte findet wie das von der „Schädelpyramide" und von dem Narren, der noch an einen militärischen Sieg glaube, durch den allein der Krieg beendet werden könne, nicht zuletzt seiner klugen politischen Taktik ist das Zustandekommen der sogenannten Reichstagsmehrheit zu danken, die endlich den Willen des Parlaments in jedem Einzelfalle auf einen bestimmten Nenner zu bringen sucht und der parlamentarischen Zerrissenheit, von der die Rechte bisher so unendlich viel profitierte, ein Ende gemacht hat.

Variationen im Jugendstil von Julius Bab

Der Repräsentant einer Gesellschaft kann nie ihren schwächsten oder schlimmsten Elementen angehören, denn selbst die Schwäche einer Klasse mit beispielhafter Deutlichkeit darzustellen, braucht es eine gewisse Art. Daher ist auch Hasenclever im Jugendstil noch keineswegs der schlimmste Fall. Schlimm aber sind die Söhne seines ‚Sohns'. Und zählen kann sie beinahe kein Dramaturg mehr, all diese Produkte, die in den letzten Jahren durch seine Hände glitten — diese aufgeblähten Knabenhaftigkeiten, die sich so ungeheuer feierlich verbitten, so komisch genommen zu werden, wie sie nun einmal sind. Diese Tertianerentrüstungen über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und die Gemeinheit der Pauker im ganz besondern, diese strohleeren Deklamationen, als deren katastrophale dramatische Konsequenz für gewöhnlich ein dämonisches Nachtcafé auftaucht, mit einer Bemühung um verruchte Erotik, die gradezu rührend wirkt — häufig krachen dann auch irgendwo die Kanonen hinein, und in aller Eile wird die Weltfriedensfrage gelöst. Daß in diesem jungenhaften Treiben hie und da Spuren eines wirklichen Gefühls und einer echten künstlerischen Möglichkeit auftauchen, stimmt lediglich traurig, wenn man sieht, wie die unvernünftigste Verhätschelung diesen Knaben den letzten Rest der Selbstkritik raubt, durch die ihr Talent sich vielleicht der eitlen Selbstzufriedenheit entwinden und jener demütig lernenden Weltverehrung zuwenden könnte, ohne die kein Talent auch nur den allerembryonalsten Anfängen entwachsen kann.

Natürlich hat es nicht den mindesten Sinn, diese Dinger aufzuzählen. Man muß sich schon ein paar Erscheinungen zuwenden, bei denen die Masse des Talents doch erheblich genug scheint, um eine Entwicklungsmöglichkeit immerhin bestehen zu lassen. (Da hat man denn aber auch jedes Mal sofort unter chronischem Halleluja-Singen den jeweils endgültigen Messias des neuen deutschen Dramas eingeholt!) Solch ein immerhin der Rede wertes Talent ist Hanns Johst. Sein höchst typisches Gegenstück von Hasenclevers ‚Sohn' — minder angelehnt, minder theaterwürfig, einfacher und noch lyrischer — nennt sich gleich ehrlich: ‚Der junge Mensch' (wie alle seine Dramen im

Delphin-Verlag erschienen). Danach hat er seinen weltschmerzlichen Jüngling in ein Biedermeierkostüm gesteckt, ihn Christian Dietrich Grabbe genannt und über diese neun Bilder, in denen der Dichter bald mit „seinen Freunden" schwärmt, bald mit „seinen Feinden" flucht, großartig geschrieben: ‚Der Einsame, Ein Menschenuntergang'. Ich kann die Begeisterung für dieses Produkt durchaus nicht teilen; es scheint mir höchstens halbecht. Eine objektive Gestaltung jenes merkwürdigen Problematikers und sehnsuchtsvollen Nihilisten, dieses Wedekind unsrer romantischen Großväter ist natürlich garnicht beabsichtigt. Dazu steht dies Geschlecht dem inhaltlosen Revolutionismus jenes schleppfüßigen Titanen viel zu nah. Aber auch der Versuch, eine Gestalt dieses beliebigen Namens mit persönlicher Leidenschaft zum Ideal vergeblich ringenden Genies zu erhöhen, scheint mir nicht geglückt. Zu wenig Geist ist in den Vorgängen dieser Handlung und trotz, zum Teil auch wegen des fleißigen Bemühens um Grabbes wüstpolternde Sprache ist viel zu viel Sentimentalität in diesem Dialog. Die einzige sozusagen dramatische Erfindung Johsts: Isabella, des treuen Freundes Braut, die der Wüstling, ha! verführt, ist sogar barer Kitsch. Was übrig bleibt, sind ein paar hübsch gefundene romantisch melancholische Wendungen, wie sie etwa Eulenberg in guten Stunden hätten einfallen können, vor allem der Schluß, wo der alte Lumpenmusikant dem bereits gestorbenen Dichter, den er selbst schlafend wähnt, das Mozart-Ständchen bringt. Auch in der Kampfszene des Dichters mit der Mutter wird, neben viel banalem, hie und da ein echtes Gefühl für die Not der in ihrer einsamen Verschlossenheit ringenden Kreatur laut. Von diesem Gefühl für das einfach Kreatürliche stammt dann der Wert von Johsts Komödie ‚Stroh' — der einzigen Lustspielarbeit von irgendeinem Rang, die sich bisher an einem Kriegsstoff entzündet hat. Die sächsischen Bauern denken natürlich garnicht daran, der Regierung befehlsgemäß ihr gutes Korn abzuliefern. Sie behaupten, in ihren vollen Schuppen nur Stroh zu haben. Wenn dann aber zwei gerissene Gauner nächtlicherweile dies Korn zur Stadt fahren und verkaufen und dabei ertappt werden, so müssen die Bauern den Dieben noch viel Geld dazu geben, damit die nicht sagen, wo sie ihre Beute gemacht haben. Diese wirklich lustige Rache des einmal verletzten Rechts ist in drei knappen Akten mit großer Lebendigkeit hingezeichnet, und es ist wirklich beachtenswert, mit wie skrupelloser Selbstverständlichkeit und einfacher Lebenskraft Johst die wohlgesetzten und die landfahrenden Gauner jeden seine Sache führen läßt. Der Vergleich mit Hauptmanns ‚Biberpelz' liegt nahe, und die große Unterlegenheit des Jüngern besteht nur darin, daß Hauptmanns Gestalten einen großen Reichtum erhalten durch hundert kleine Wendungen, mit denen liebende Phantasie, hingebender Anteil an ihrem Leben sich verrät, während Johsts Figuren in ihrem mit sehr echter Brutalität hin-

polternden Dialekt doch karg und knapp auf das nächste Ziel der Komödie gerichtet sind, und — mit Ausnahme des einen alten, spitzbübisch würdigen, drollig abgeklärten Landfahrers, des „heiligen Joseph" — alle reichlich roh und unsympathisch wirken. Das Ganze gleicht einem Stück begabten, aber kalten Naturalismus von anno 1890 für ein unvoreingenommenes Auge völlig, und dies ist vielleicht sehr verräterisch für den lyrisch pathetischen Jugendstil: wenn seine Vertreter einmal Talent genug haben, um sich aus den engsten Kreisen des lieben Ich herauszubegeben und ihren Mitmenschen statt billiger Dithyramben die einzig wertvolle und angemessene Huldigung des Künstlers: gestaltende Hingabe zu weihen — dann zeigt sich, wie klein eigentlich der Gefühlsschatz war, den sie so großwortig hin und her gewendet haben, daß er nicht einmal ausreicht, um die paar Bauern einer Komödie ganz zu ernähren. Die Liebeskraft eines Künstlers aber darf ebensowenig und noch viel weniger als die jedes andern Menschen nach seinen versichernden Worten gemessen werden, sondern nur nach den Taten, die ihr entströmen. Die Tat des Künstlers aber heißt Gestaltung, und aller ‚Aktivismus', den der Dichter Gott schuldig ist, ist volle Belebung einer Dichtung — was freilich eine der wirksamsten und wichtigsten Tathandlungen der Welt ist.

Indessen gehört auch das zum Jugendstil, daß Menschenliebe und Wille zur Weltbeglückung sich vielfach in großem Geschrei erschöpft, und für die einfache Künstlertat so wenig von diesen Leidenschaften übrigbleibt, daß zerrbildhaft kalte Figurinen, nicht Menschen auf der Szene erscheinen. In dieser Künstlerschaft herrscht nicht das starke Blut, sondern der Kopf. Wenn es dann wenigstens ein starker Kopf ist! Davon hängt der noch mögliche Wert ab. Schulbeispiel, völlig unerträglich, nur deshalb nicht komisch, weil viel zu peinlich, ist Leo Herzogs ‚Schattentanz' (feierlich verlegt als Eröffnungsstück einer Serie unsrer Jüngsten im Verlag Oesterheld & Co. und sogar schon aufgeführt). Grund des völligen Versagens: die Blutarmut des Jugendstils von 1917 ist mit einem bemerkenswerten Mangel an Intelligenz gepaart. Als Vertretung des allgemeinen Jugendweltschmerzes ist diesem Dichter glücklich die untypischste, zufälligste, krankhafteste Zivilisationserscheinung von allen eingefallen: das Wunderkind! Der zu seinem Unglück mit Geigentalent belastete Vierzehnjährige, der von seiner Familie schamlos ausgebeutet wird. Ein stärkeres Schulbeispiel für mangelnde Sinnbildlichkeit und dramatische Untauglichkeit eines Motivs ist schwer auszudenken. Aber wenn es wirklich jemand gibt, der so neugierig ist, wissen zu wollen, wie man anno 1917 ohne Talent, aber mit treuer Anlehnung an Wedekind, Hasenclever und Sorge Drama machte, wie man zwischen unerledigten Schulaufgaben und unerreichten Nachtcafés „erlebte" und zwischen kitschigem Naturalismus und „mystischer" Lyrik „gestaltete" und

wie man die völlig distanzlose Behandlung puerilen Weltschmerzes dadurch um ihre komische Wirkung brachte, daß die ungeheuere Anmaßlichkeit der ‚Aufmachung' doch überwiegend ärgerlich wurde — wenn einer wirklich dies alles zu schauen begehrt, dann greife er getrost zu Leo Herzogs ‚Schattentanz'.

Gegenbeispiel: Paul Kornfelds ‚Verführung' (bei S. Fischer). Die Blutarmut des Jugendstils ist durch Intelligenz, durch eine alle Einzelheiten durchströmende geistige Kultur so geadelt, daß hier ein Niveau bedeutend über Hasenclevers ‚Sohn' erreicht wird. Ja, weil die Extreme sich berühren, erinnert dies Werk klügster Bewußtheit an den taumeligen Dilettantismus von Reinhard Sorges ‚Bettler', der einmal am Anfang dieser Reihe stand und sich freilich an seelischer Kraft von allen später Nachfolgenden (ich vergleiche Kleines mit Großem!) so unterschied wie der einzig wahre Novalis von allen seinem Blut entsprossenen Romantikern. Denn so haushoch Kornfelds Arbeit an stilistischer Rundung und szenischem Plan Sorges Monstrum überragt: hinter der lyrischen Ekstase und der elementaren Gestaltungskraft, die bei Sorge plötzlich quer durch kindlichste Banalitäten wetterleuchtet, bleibt er so weit zurück, wie der lebendigste Gedanke an künstlerischer Zeugungskraft hinter dem unintelligentesten Erlebnis zurückbleibt. Kornfeld hat freilich jene geistige Konsequenz, mit der man aus der Not eine Tugend macht. Seine Typenwelt ist mit prinzipieller Reinheit durchgebildet. Bitterlich heißt der Held, der mit hinreißender Rhetorik den Zustand des Werthermenschen formuliert: „Ich will alles, und es kommt immer nur eins"; und seine Weltverzweiflung führt dramatisch zu einem sozusagen rein abstrakten Mord: er erwürgt ohne einen privaten Anlaß den Joseph, nur weil der so ganz und gar Philister ist, wie Bitterlich des jugendlichen Weltgefühls zerstörendes Uebermaß. Und dann fühlt sich Bitterlich wohl hinter Kerkermauern: „nur in der Finsternis begreifen wir das Licht", und will nicht fliehen, obwohl seine Seelenkraft Staatsanwalt und Gefängnisdirektor zu Helfern verwandelt, und die Mutter, die „hinter jeder Türe steht", die unendliche festhaltende Lebenskraft („die schadhafte Stelle in seinem Strick") ihn verzweifelt drängt. Aber dann kommt „die Verführung": die sinnliche Interpretation des menschlichen Seligkeitsbegriffs gewinnt doch noch einmal als Weib Macht über ihn und heißt Ruth. Sie entfliehen nach „Orendorf" in den Taumel kindlicher Daseinslust, bis die feindliche Welt sie wieder in ihre Kreise zieht und endgültig vergiftet. Wie diese Vergiftung sich zuträgt, mit zweimal vertauschten Giftfläschchen, das ist (wie alles, was in diesem Stück notgedrungen eigentliche Handlung andeutet) schlicht kolportagehaft. Natürlich ist Kornfeld klug genug, hieraus einen absichtlichen Stil von kolportagehafter, sprich: primitiv volksmäßiger Schlichtheit zu machen. Aber diese fromme Einfalt erinnert doch gar zu sehr an den berühmten Pferdehändler,

der seinen tatsächlich hinkenden Gaul falsch beschlägt, damit man denke: er hinkt nur, weil er falsch beschlagen ist. Tatsächlich muß Kornfelds dramatisches Gleichnis überall hinken, wo er, vom unüberhörbaren Befehl der dramatischen Form gezwungen, seinen rein und stark gedachten, aber in keinerlei Realität geborenen Gestalten doch Handlungen eines irgendwie realistischen Scheins entlocken muß. Da zeigen sich die unvermeidlichen Schwächen dieses in seiner Art doch bedeutenden Produkts. Seine Stärke liegt in dem wirklich tiefen Wissen um die innerste Rangordnung menschlicher Werte. Die Typenreihe, die Kornfeld erbaut, ist nicht nach bürgerlicher Moral, ist nach keiner äußerlichen Gerechtigkeit gerichtet. Wesen und Wert all dieser Figuren ist der Grad ihrer Liebeskraft, der Grad, in dem ihr Gefühl Anteil hat am überpersönlichen Leben, am Empfinden der Welt, an dem, was Angelus Silesius das „Wesentlichwerden" und „der Seele Würdigkeit" genannt hat. Diese religiösen Typen des Spiels haben freilich „ihre Heimat im All und nicht auf der Erde", sind, wie Kornfeld in einem vortrefflichen Aufsatz über das Wesen des Dramas gefordert hat, nicht psychologisch, sondern seelisch fundiert. Und es scheint mir nur, daß solche Figuren, denen man etwa auf den Kopf zusagt: „Wie gemein du bist!", oder die selbst sagen: „Mein faules Herz kommt immer zu spät", mehr richtige Formulierungen dramatischer Lebensvorgänge als dramatische Gestaltungen sind. Das Wissen um die heimliche Weltmacht der Seele, das hier ausgesprochen ist: das ist bei Shakespeare und Kleist und Hauptmann lebendig! Der unzweideutige Mann, namens Bitterlich, ist schließlich doch nichts andres und nicht mehr, sondern ganz einfach weniger als Hamlet und Faust, Werther und Karl Moor und selbst Golo und Johannes Vockerat. Auch hier kann ich mich nicht überzeugen, daß Mangel an Blut (subjektiv gesprochen) oder an realem Weltbesitz (objektiv gesprochen) einen neuen dramatischen Stil zu kreieren vermag. Freilich, wenn die geistige Erfassung der Lebensphaenomene so subtil, die sprachliche Ausdruckskraft so fein und beweglich ist wie bei Paul Kornfeld, so erreicht das Gedachte nicht selten jene Nähe des Lebens, in der doch das Nachfühlbare beginnt und ein kunstähnliches Erlebnis sich einstellt.

Nette Bücher von Peter Panter

Heute wollen wir uns einmal ganz leicht und locker anziehen — damals, als man sich noch nicht darüber freute, wenn Einer eine ganze Warenladung ins Meer gesenkt hatte, nahm man dazu weißen Flanell — und weit, weit von dieser entsetzlichen Erzieherhaftigkeit teutscher Wochenschriften wollen wir ein bißchen in ein paar Büchern blättern, in ein paar netten Büchern.

Im Jahre 1909 ist von Paul Busson ein kleiner Band ‚Arme Gespenster' erschienen, und es gibt heute noch die Exem-

plare der ersten Auflage, mit ihrem anständigen Papier, in gutem Leinenband, in der saubern Ausstattung, in der der Verlag Albert Langen die meisten seiner Bücher herausgebracht hat. Laßt einmal den ganzen Kram mit den Lehrsätzen beiseite: solch ein Buch macht Spaß. Es enthält an die zehn Geschichten, reißend erzählt, knapp und fettfrei. Sie spielen in verschollenen Jahrhunderten, und es ist Kraft darin, etwas von jener Kraft, mit der der Student Busson einmal auf dem Paukboden gestanden haben mag — und das bunte Abenteurertum ist nicht aus blassen Tintenfässern gesaugt, sondern wirklich ausgefüllt. Herr Busson wird wahrscheinlich nachts nur selten unter den Galgen seiner Heimatstadt gehen und da die armen Gehenkten abschneiden, aber es ist zu fühlen, wie er solche Kerls bejaht, die's tun. Und lange, bevor Edschmid (von dem ich immer annehme, daß er eigentlich Kasimir Eduard Schmid geheißen hat, einfach Schmid) in gewundener Qual mit der imaginären Kraft Andrer protzte, lange, bevor es Mode war, seine Helden mit verächtlich geschürzten Lippen einen ganzen Harem ausschlagen zu lassen („Sie würden das nicht können!") — lange vor dieser schönen Zeit lag in diesen Geschichten so eine Art Romantik spielender Kraft. Ob man dazu nun Ja oder Nein sagt, das ist Geschmacksache; ich mag den Band immer wieder lesen: die hübsche kleine Erzählung von dem erstochenen Dichter mit den Versen:

Je suis mort de l'amour, entrepris
entre les jambes d'une dame;
bienheureux, d'avoir rendu l'âme
au même lieu, où je l'ai pris.

Oder — und die gefiel mir immer am besten — die famose Geschichte vom ‚Probestück', das der künftig anzustellende Henkersknecht an einem armen Jüden in der Folterkammer ausüben soll. Wie da die scheußliche Roheit — golden leuchtet der alte Satz: confessio regina probatorum — von der simpel bürgerlichen Seite angesehen ist, wie still und sachlich die Marterung beschrieben und betrieben wird, denn sie wird bezahlt und ist schließlich ein Gewerbe gewesen wie andres auch: das ist meisterhaft. Nicht ein Flocken Mitleid ist darin, aber doch schreit einer zum Himmel aus dem finstern Turm: Adonai — Adonai! Der alte Henker und sein fröhlicher Nachfolger aber gehen nachher einen Schoppen trinken „auf den schönen Tag".

Man gewinnt ja gemeinhin, wenn man die Dinge so bürgerlich pathosfrei wie der alte Fontane ansieht, dem nach seinem eigenen Geständnis nichts so sehr fehlte als der Sinn für Feierlichkeit. Wohl ihm und uns! Und es ist nur zu wünschen, daß recht Viele lernten, die Große Zeit auch einmal von hinten zu sehen, aus dem Kulissenloch, hinter dem sonst der Feuerwehrmann steht. So sah der junge Gustav Doré die Weltgeschichte; Peter Scher hat seine illustrierte historische Abhandlung über Rußland in 477 Bildern herausgegeben. (‚Das heilige Rußland', gleichfalls bei Albert Langen.) Es sind un-

endlich komische Bildchen in dem Buch. Gewiß, man darf nicht an die hunderte seiner (Dorés) kleinen Bilderchen zu Balzacs ‚Contes drôlatiques' denken; da überkugelt sich sein Witz, in denen steckt aufgeplustertes Mittelalter mit Offenbachschen Ritterrüstungen, fabelhaften Schleppen, dicken, angesoffenen Mönchen mit vier Nasen im Gesicht, und in denen steckt die restlose Bewältigung des winzigen Formats. Gewiß, man darf nicht an Daumier denken; hier wird nicht getötet, sondern nur gekitzelt und geneckt, aber wie lustig und spaßig wird das gemacht! Doré hatte Zeit, obgleich er so viel in seinem Leben gezeichnet hat; ich glaube, das ist sein großes Geheimnis. In unsern trostlosen Witzblättern erschöpft sich der Witz des Zeichners meist in einem einzigen Einfall: Doré zeichnete noch richtige Bilder zum Anbegucken; man kann mit dem Zeigefinger darauf herumfahren, und man wird immer noch eine lustige Einzelheit entdecken. Am lustigsten ist seine Technik, in ganz kleinen Bildern furchtbar viele Menschen anzuhäufen: kolossale Reiterscharen, von denen man meist nur ein dickes Gewoge und die Lanzen sieht; besonders amüsant ist es, wie der König Wladimir wehenden Mantels und wehenden Bartes vor einer drei Kilometer langen Front junger Damen sich eine Gattingemahlin aussuchen will, bis zum Horizont läuft die Linie der jugendlichen Schönen. Und Doré kommt immer auf neue zeichnerische Ideen, die meist mit dem darunter gesetzten Text auf das Lustigste kontrastieren; es ist leider etwas aktuelle Allegorie in den Blättern, auf denen unter einem wilden Tohuwabohu von Reiterkämpfen jedesmal etwas andres politisch Wichtiges druntersteht. „Stimmen erheben sich: ‚Sind wir denn Barbaren, daß wir uns so zerfleischen?' ‚Ihr seid Barbaren!' brüllen Andre, ‚wir dagegen sind zivilisierte Völker!'" Und dann immer dasselbe zeichnerische Durcheinander. Wie witzig das Problem gelöst ist, die nächtliche und tägliche Regierungstätigkeit Katharinas zu schildern, möge jeder selbst nachsehen. Man staunt über diese Fülle graphischen Witzes, der über die Worte ‚Die Regierung Peters des Zweiten' und ‚Die Regierung Peters des Dritten' einfach je eine dicke Null setzt, und der unerschöpflich Metzeleien abbildet, denen der Stachel des Ernstes ausgezogen ist; man muß über diese maßlosen und unmenschlichen Uebertreibungen immer wieder lachen: Menschen werden zersägt, in vierzehn sorgfältig abgewogene Teile zerlegt, und was vor den Toren Konstantinopels vor sich geht, ist mit Worten garnicht zu sagen. Das Ganze ist ein sauberer und freundlicher Spaß.

Von dem letzten Buch, das vor mir liegt, traue ich mich gar nichts zu sagen. Lest Ihr gern Kriminalromane? Ich ja. Das heißt, wenn sie gut sind — und sie sind gut, wenn sie sich nicht ganz ernst nehmen, sondern noch so viel Gemächlichkeit und Behaglichkeit haben, auch die Nebenumstände, das Drum und Dran sorgfältig zu schildern. Doyle hatte das (Panter! verkriech

dich in die Tabaksbuchenwaldungen der Ostsee! Wenn dich die Teutschen erwischen, schießen sie zwanzig Treiber an!), und in dem dicken Wälzer von Gaston Leroux ‚Das Phantom der Oper' geht es bei aller Furchtbarkeit gemütlich zu. Das Buch ist lange nicht so spaßig wie von dem gleichen Verfasser ‚Das Geheimnis des gelben Zimmers' (also, ich muß schon selbst lachen, mit welchem Ernst ich diese Hintertreppentitel aufschreibe, aber ich glaube, jeder Mensch hat einmal Stunden, wo er auch solchen Kram lesen mag). Die erste Hälfte des ‚Phantoms' ist spannend, „es liest sich schön", sagt man in solchen Fällen, und entzückend ist vor allem dieser heilige Ernst, mit dem das alles erzählt ist, und durch den doch manchmal ganz leise die Ironie zwinkert, nie das Auge des Regisseurs durch das Guckloch im Vorhang ... Der Schluß ist ein wenig zu sehr Jules Verne.

Wir Deutschen sind merkwürdige Leute. Nicht etwa, daß wir uns ruhig gestehen: auch wir wollen uns einmal ausruhen und leichte Bücher lesen, auch wohl ruhig einmal einen richtigen Quark — das ist kein Mann, der nicht aus vollen Kräften banal sein kann — nein, wenn wirs schon tun, dann lügen wir uns irgendein Brimborium darum herummer. Es gibt Leute, denen dieser Karl May — mir ist der Bursche immer als Ausbund der Fadheit vorgekommen — lieb und teuer ist. Aber sie sagens nicht. Sie malen ihm eine Glorie an: ihr meint, das sei einfach ein Unterhaltungsschriftsteller für die reifere Jugend gewesen? Gott bewahre, ein Philosoph war das, ein Mann mit den allegorischsten Hintergedanken, ein schwerer, vollbärtiger, sächsischer Denker, weiland zu Radebeul, jetzt in der Unsterblichkeit.

In diesen Blättern wird rechtens dauernd und ausgiebig auf gute Literatur hingewiesen. Ich halte es für kein Zeichen mangelnder Lebenskraft, wenn man auch einmal beherzt und klar sagt: heute, Sonntag Nachmittag, habe ich mich auf ein Sofa hingelümmelt und geschmökert. Was? Allerhand. Aber es waren nette Bücher.

Der Essai von Ilse Linden

Der echte Essai ist eine Fuge.

Sprühend im Fliehn durchläuft er alle Stimmen.

Führer ist er und Gefährte in einem.

Zwischen der öden Etüde ‚Dissertation' und dem Salonstück ‚Plauderei' ragt er: eine herbe Architektur.

In Montaigne hat der Johann Sebastian Bach des Essais gelebt.

Seine am Denken entflammte Seele hatte den Schwung gefiederter Pfeile und ihre metallene Spitze.

Er umspielte das Wort und durchbohrte es.

Dieser skeptische Mensch erkannte als Erster die paradoxale Art des Essais. Jene ausbrechende Lust an schärfsten Zergliederungen. Jenes mathematische Formen ekstatischer Werte.

Der junge Schlenther

Als vor einiger Zeit im Berliner Tageblatt der Ruf nach Paul Schlenthers Gesammelten Schriften ertönt war: da ließ ich mein eigenes Geschreibsel stehen und liegen, kletterte unter das Dach meiner Bibliothek zu den Broschüren, zog die zerlesenste heraus und — und schob sie nicht früher an ihren Platz zurück, als bis ich, auf die oberste Sprosse der Leiter gehockt, die vierundsechzig Seiten wieder einmal verschlungen hatte. Ich bin freilich von jeher in ihren Autor vernarrt gewesen. Aber Keinem, dem deutsche Wortkunst und deutsches Theater wichtig sind, wird es leicht fallen, sich vor dem Schlußpunkt von der „Jubiläumskritik" zu trennen, die diese Schrift am „Berliner Hofschauspiel" einstmals geübt hat. Das Jubiläum, das fünfzigjährige Dienstjubiläum, beging am zweiten September 1883 der Generalintendant der königlichen Schauspiele; und Paul Schlenther, „Dr. phil.", scheute nicht den Vorwurf, des Takts und Zartgefühls zu ermangeln, wenn er hoffen konnte, unmittelbar vor diesem Ereignis ganz besondere Aufmerksamkeit für einen Kampf um die Sache der Kunst, also gegen die halb soldatische, halb bureaukratische Leitung der größten deutschen Bühne zu finden. Es war richtig gerechnet. Der neunundzwanzigjährige Literaturhistoriker, den noch am zehnten August außer seinen Angehörigen, Lehrern und Studiengenossen niemand gekannt hatte: der erwachte am nächsten Morgen und war berühmt. Der Rat Gotthold Ephraim Lessings hatte sich, wie gewöhnlich, bewährt: daß nämlich der junge Kritiker sich zunächst jemand suchen solle, mit dem anzubinden verlohne. Für den Schüler des unzünftig-vorurteilslosen Wilhelm Scherer, der seinen Germanisten die Tagespolemik nicht verargte, war also dieser Jemand: „Botho von Hülsen und seine Leute."

Dreierlei hat Schlenthers Gelegenheitsarbeit vor der Vergilbung geschützt: ihr pamphletistischer Wurf; ihr bildhafter Stil; ihre zeitlos gültige Kunstanschauung. Erst wieder Franz Mehring in seinen Streitschriften und Karl Kraus in seiner ‚Demolierten Literatur' sind mit solchem Furor der Ueberlegenheit gegen die Opfer ihres satirischen Ingrimms vorgegangen. Vor Botho von Hülsens Person wird schließlich der Respekt gewahrt, der seiner strengen Ehrenhaftigkeit und seiner ritterlichen Gesinnung zukommt, darf der Respekt im Verlauf der Darstellung um so getroster gewahrt werden, als die Bosheit des allerletzten Satzes, der dem Jubilar „ein langes und glückliches Alter" wünscht „in beschaulicher Ruhe", vernichtend genug ist: aber für seine Leute gibts keine Schonung. Oder doch höchstens die, daß die schlimmsten nicht bei Namen genannt werden. Die Nachwelt, die dem Mimen angeblich keine Kränze flicht, soll ihm ebenso wenig faule Eier ins Jenseits schmeißen können. Für die sanftere Sorte der Wurfgeschosse, die faulen Aepfel, bleiben der tönernen Köpfe mit Namensschild eine schwere Menge. Aufreizend mittelmäßig muß die Truppe gewesen sein, die sich da hinter Schillers geduldigem Rücken austobte; oder eben nicht austobte. Nichts tadelt Schlenther temperamentvoller als das Phlegma dieses führerlosen Ensembles, das noch neun Jahre nach dem Einzug

der Meininger in der Reichshauptstadt nicht zum Ganzen strebt, nicht eines Dramas eigene Atmosphäre erfühlt und heraufzuzaubern bemüht ist; und wir ältern Besucher des Schauspielhauses glauben ihm jedes Wort: einfach, weil wir von den Mitgliedern, deren Charakteristik unsrer eigenen Kenntnis nach bis in die Haarspitzen stimmt, auf diejenigen schließen, die ein freundliches Schicksal uns erspart hat. Wehe dem, der dank Stimme, Gang, Gesicht oder Seelengeruch das Los erwischt hat, zu Schlenthers roten Tüchern zu zählen: es wird kein heiler Faden an ihm gelassen, und die Verschickung nach Dessau oder Neustrelitz, liebe Städtchen, die ja des Schmucks jeder Residenz: eines Hoftheaters auch nicht entraten, ist die mildeste Form der vorgeschlagenen Hinrichtung. Die Kritiker unsrer Gegenwart, die so viel Herzeleid ob ihrer Verroht-heit dulden, erhalten bestätigt, daß keineswegs sie sie eingeführt haben.

Immerhin: dieses Strafgericht ohnegleichen liegt fünfunddreißig Jahre zurück; und wenns schon kein Heldenstück (obwohl manchmal Pflicht) ist, an wehrlosen Schauspielern seinen Witz zu wetzen: wen interessiert solche Stilübung noch zu einer Zeit, wo die Kinder der armen Gaukler bereits wieder Kinder haben, und gar zu einer Zeit, wo diese Enkelsöhne tot oder krüpplig geschossen werden! Nun, Kunstwerke pflegen Generationen und Kriege zu überdauern; und Schlenthers Flugschrift ist allerdings eins. In den vier Druckbogen steht kein leeres, nicht einmal ein flaues Wort. Aber das ist erst ein negatives Verdienst. Man schlage eine beliebige Seite des mausgrauen Heftgens auf: man sieht im Nu alle Farben spielen. Alle deutschen Farben, deren Kennzeichen die Vereinigung von Prunklosigkeit und Glanz ist. Mit so schlichten Mitteln wie Alliterationen, Assonanzen und Antithesen werden die malerischen Vergleiche musikalisch erklingen gemacht. Die Wirkungen zweier Künste heben in diesem Falle einander nicht auf, sondern hoch; und um freudig hinzuhorchen, hätte der anspruchsvolle Leser der beginnenden achtziger Jahre wahrscheinlich von seinen Tageskritikern gar nicht so unverwöhnt zu sein brauchen, wie er war. Ausnahmen, selbstverständlich, gab es, zwei oder drei; aber herrschend waren die Aus- und Nachläufer zweier Richtungen. Von Hegel schleppte sich über Rötscher bis zu dessen kleinsten Adepten eine zähe, jedes Reizes bare Verquollenheit; und von Heine die Folgen waren billige Tändelreize. Jenen Schwulst bekämpfte dieser flache Esprit, der den Sieg auch in der Gunst des Publikums nicht verdiente. Da kommt plötzlich ein unbekannter Ostpreuße und setzt an beider Stelle männlichen Geist von beweglicher Anmut. Es wäre nicht schwer, eine Linie von Gottfried Keller und Jakob Grimm zu Paul Schlenther zu ziehen und ihm von jenem die sinnliche Fülle, von diesem die leuchtende Klarheit zuzuerkennen; nur hieße das: sich im Format der Ahnen vergreifen. Begnügen wir uns, ihn von Fontane und Speidel her, aber auf dem besondern Feld der Theaterkritik über diesen wie jenen hinauszuleiten. Er schreibt von Anfang an nicht weniger berückend als sie und übertrifft sie sogar als Schreiber durch eine Knappheit, die bereits das elektrische Zeitalter ankündigt. Wo Fontane eine behagliche Anekdote ausspinnt, um eine schauspielerische Nachschöpfung atmend und

greifbar hinzustellen, und der Epiker Speidel an denselben Zweck eine Spalte wendet: da uns bei dem Epigrammatiker Schlenther — der allerdings in der Aera der kondensierten (neuerdings allzu sehr kondensierten) Nahrungsmittel schon wieder als Epiker erscheint — drei unabgenutzte Adjektiva oder anderthalb Sätze von schlagender Sinnfälligkeit. Doch das würde nicht entscheiden.

Was entscheidet; womit sofort in dem Gesellenstück dieser Broschüre die Meister überboten werden; und wovon sie letzten Endes ihren Dauerwert hat: das ist die Aesthetik, die ihre Grundlage bildet, und die heute noch gilt, weil sie immer gegolten hat. Mit einem Wort: Schlenther schreibt nicht bloß schön — er urteilt auch „richtig" und hat den Willen, sein Urteil, seinen Geschmack, sein Glaubensbekenntnis durchzusetzen. Das ist der Fortschritt. Th. F. bedeutete zwar gewiß nicht, wie Fritz Mauthner, selber von Jugend auf der Sprachkritik inniger hingegeben als der Theaterkritik, die Chiffre erklärte: Theater-Fremdling; und die kritische Großmacht Wiens hatte sicherlich ihre Volltreffer; aber ob diese oder Fehlschüsse, das war hier wie dort eigentlich Zufallssache. Es war ja überhaupt Zufallssache, daß Fontane und Speidel die Poeten, der entfaltete und der verkappte, zur Theaterkritik gekommen waren. Bei ihrem dankerfüllten Bewunderer war sie Beruf, Bestimmung, Passion. Nichts falscher, als diesem früh phlegmatisch wirkenden Manne die Leidenschaft abzusprechen. Von welch nordischer Verhaltenheit immer ihr Ausdruck werden konnte, und ob sie allmählich zur „zielbewußten" Beharrlichkeit abkühlte: unerloschen heizte und speiste sie seinen Instinkt. Und der schied die Wahrheit von der Lüge. Das aber war es, was nottat und jederzeit nottut. Freilich: was ist Wahrheit? Goethe sagt einmal, daß man ein Leben brauche, um wieder so klug zu werden, wie man als Zwanziger gewesen. Schlenther beweist das. Er war im Revolutionsjahr 89 nicht ganz mehr so klug wie sechs Jahre vorher. Da wußte er noch, daß zur Natur erst die Kunst zurückführt, welche wahrer ist als die Wirklichkeit. Da stellte er deren ungeschminkte Wiedergabe noch nicht als Ziel auf. Da war er noch kein unbedingter Naturalist. Da fordert er noch, daß aus einer Summe vereinzelter Erscheinungen die Einheit eines harmonischen Kunstwerks sich bilde und Das entstehe, was die Sprache der Kunst mit dem vielumdeutelten (später streng verpönten) Wort Stil bezeichnet. Aus dieser theoretischen Ueberzeugung wird, so unpedantisch wie möglich, das Programm für die Praxis eines Theaters entwickelt, das den großen Dichtungen der Vergangenheit und der dramatischen Produktion der Gegenwart die formvollendetste Gestaltung zu gönnen hätte. Es war die Periode der dumpfesten Stagnation und durchaus nicht so selbstverständlich, wie es uns heute erscheint, gegen Otto Franz Gensichen, den Modedichter des deutschen Volkes, den uneingänglichern Fremdling Ibsen auszuspielen; den Spuk eines lüstelnden Parisertums durch die ideale Reinheit von Iphigenie und Tasso gebannt zu wünschen; an den Platz pathetelnder Epigonen die Grillparzer, Hebbel, Kleist und, zuerst und zuletzt, William Shakespeare zu drängen; den Leuten Botho von Hülsens, unter denen einzig der einzige

Arthur Vollmer ohne jede Einschränkung anerkannt wird, statt der wild grassierenden, so verführerisch zugkräftigen und ensemblezerstörenden Virtuosen als Muster deutscher Echtheit, Tiefe und Kraft Albert Niemann und Bernhard Baumeister aufzurichten. Dieses alles und mehr aber unternahm und verfocht mit gediegenster Sachkenntnis, geistigem Mut und goldener Rücksichtslosigkeit der junge Paul Schlenther.

Sein Erfolg? Der Erfolg, den jede aufrüttelnde Kritik von entschlossener Unabhängigkeit zuvörderst zu haben pflegt: der Kritiker wird als Skandalmacher weithin bekannt, und seine Leistung, wofern man ihr nicht unlautere Absichten unterschiebt, wird, wie auf Verabredung, totgeschwiegen. Die meisten Fachgenossen waren wohl auch für diesen keineswegs schüchternen Benjamin noch nicht reif oder gar nicht geschaffen, es je zu werden. Nur Einer verstand seinen Schlenther: Otto Brahm; und der mißverstand ihn und ließ, offenbar aus Furcht, sonst der Klüngelwirtschaft geziehen zu werden, kaum ein gutes Haar an dem vorwärtsweisenden Dokument von der Zeiten Kümmerlichkeit. Zur Entschädigung, und zum Zeichen des Eindrucks, den zu verhindern der Presse schließlich doch nicht gelingt, wird es nachgeahmt. In der Literatur der achtziger Jahre ist lustig genug zu verfolgen, wie die neuen Theaterdirektoren Berlins zunächst einmal gründlich verschlenthert werden. Botho von Hülsen hatte sich wenigstens mehrere Menschenalter der öffentlichen Beurteilung ausgesetzt, bis er ihr endlich nach den Regeln der Kunst unterzogen wurde: Bolko von Hochberg, der Graf, den man ihm aus Pietät gegen seine altgedienten Initialen zum Nachfolger gibt, ist bereits im ersten Amtsjahre kampfbroschürenfertig; und Adolph L'Arronge, der im Monat des Intendantenjubiläums das Deutsche Theater als ernsthafte Konkurrenz für das Hoftheater eröffnet, sogar schon früher. Aber Schlenther kann erst zwei Jahre nach seinem Debüt die tageskritische Probe auf sein Exempel einer künstlerisch stichhaltigen Prinzipalschaft in beiden Häusern zu machen beginnen. Und setzt sie fort, bis er selber Prinzipal, und zwar einer wird, gegen den ein wiener Rhadamanthys den Spieß umzudrehen sich vornimmt. Die Abrechnung mit ‚Paul Schlenther und seinen Leuten' ist niemals erschienen, weil das Hauptobjekt zwischendurch wieder Kritiker wurde. Und das Gegenstück, das in diesem Sommer fällig gewesen wäre, hat der Krieg, und vielleicht nicht nur der Krieg, verhindert. ‚Georg von Hülsen und seine Leute': das wäre zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Generalintendanten ein Thema gewesen, wenn Paul, so wie Botho, der Welt einen Sohn hinterlassen hätte. Aber in dieser grauenhaftesten aller Zeiten erben die ewigen Krankheiten, nicht die Aerzte sich fort. Und man muß schon froh sein, daß der jüngere, sechzig Jahre junge Hülsen Scharfblick genug hat, um seine eigene Heilungsbedürftigkeit zu ermessen. Das zweite Vierteljahrhundert seines Regimes soll sich von dem ersten grundlegend unterscheiden. Das täte not. Ob die guten Vorsätze rufen werden, das hängt wohl von vielerlei ab. Unter anderm von Sonne und Regen einer Kritik wie jener des Anfänger Schlenther, dem das Kommerslied den Lebenstext des aufrechten Erdensohns in die Seele gesungen hatte: „Wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!"

Dreißig Grad von Theobald Tiger

Das ist die Zeit der dicken Sommerhitze.
Das Thermometer kocht. Die Sonne strahlt.
Die gnädige Frau hats warm; ich Plebs, ich schwitze —
in blauem Badehöschen, eindrucksvoll bemalt.

Am hellen Strand läuft eine leichte Brise
und legt sich wieder — nein, das wird kein Wind.
Jetzt ist August, da hatten wir die Krise,
wie so die deutschen Sommerkrisen sind.

Da hinten badet eine fette Dame.
Es steigt das Meer, wenn sie ins selbe tritt.
Sag an, Sylphide, ist vielleicht dein Name
Germania? Nehm ich dich als Sinnbild mit?

Es rinnt der Sand. Da schleicht sich ein Vehikel —
wohl gar mit Butter? — übern Dünendamm.
Bei mir langts nur noch für den Leitartikel —
was Kluges bring ich heut nicht mehr zusamm.

Wie lang ists her — da war in diesen Wochen
in angenehmer Weise gar nichts los.
Man hat nur faul den faulen Tang gerochen . . .
Heut kommen Kunz und Hintze angekrochen —
Du liebe Zeit, wie bist du heiß und groß!

Gründungen von Alfons Goldschmidt

Der Krieg brachte einen Gründungstorkel. Die Organisierer wollten sich nicht mit den Plänen begnügen: sie wollten die Pläne auch verwirklichen. Früher gründete man mit Rentabilitätszielen: der Krieg hat die Schlagwort- und Ideengründung gezüchtet. Staatssozialistische Gründungen, Gegenseitigkeitsgründungen, sozialpolitische Gründungen, charitative Gründungen, Weltmarkt- und Gegenweltmarktgründungen. Die Universalbonzen müssen sich Ubiquitätshintern anschaffen. Die Nachfrage nach Repräsentanten war nie so wild. Die Verbandskalender schwellen an, täglich werden neue Spesenmöglichkeiten geschaffen, und immer noch dauert dieser Ideengalopp. Wo es Treue gibt, gibt es bald auch Bünde. Die Bundesgründung ist überhaupt sehr beliebt. Herrlich dieses Wirtschaften mit Büros, Sesseln, Schreibmaschinistinnen, Verbindungen und Verbeugungen, mit Prospekten und blendenden Unterschriften, mit unbenutzten Archiven und benutzenden Geschäftsführern, mit Ehrenvorsitzenden, Förderern, Spendern, Mitgliedern und Volk. Mit Propagandaplakaten, Rundreisen, Fest- und Fettessen, mit Telegrammen und Antwortveröffentlichungen, mit Parolen und Sinnsprüchen, mit Ordensaussichten und Uneigennützigkeitsversicherungen, mit diesem ganzen faulen Getue, bei dem doch nichts heraus schaut.

*

Stiller war es bis vor kurzem auf dem Geschäftsgründungsfelde. Aber jetzt wird auch dort fleißig gepflanzt. Da gibt es Lichtspielgründungen, Autogengründungen, Heringsgründungen, Werft- und Schiffahrtsgründungen, Bankfilialgründungen, Motorengründungen. Dazu reihenweise Kapitalserhöhungen. Und alles das trotz Genehmigungs-

zwang und Zulassungsschwierigkeiten. G.m.b.H. schießen auf wie Radieschengrün nach einem Frühlingsregen, G.m.b.H. zu tausend Zwecken, von der Ehevermittlung bis zur Schweinezucht, was oft dasselbe ist. Es fehlt an Gründungsformen — an Gründungsgenie fehlt es nicht. Noch erkennt man nicht die aufgelegten Pleiten. Aber sie werden kommen, dessen darf man sicher sein. Soll ich da fehlen? Auch ich habe gegründet. Seit 1905 habe ich Gründungen empfohlen und runtergemacht: es war Zeit, die Sache mal am eigenen Leibe zu spüren. Wie alle Gründer sage auch ich: Wir werden das Kind schon schaukeln.

*

Einige Gründungen und Kapitalserhöhungen. In Cöln wurde die Rheinische Lichtbild A.G. mit 5,5 Millionen Mark Grundkapital errichtet. Produktions-, Vertriebs- und Vorführungsunternehmen, also gemischtes Kinowerk. An der Spitze der Barmer Bankverein. Die Banken sind jetzt Lichtbildliebhaber geworden. Sie wittern neue Möglichkeiten und finanzieren dementsprechend. Hie und da allerdings strahlen sie nur mit dem Namen vorweg. Seit die Ufa nach tausend und einer Leinewand greift, regen sich die Kinogroßgründer. Ob immer mit Selbständigkeitszielen oder mit dem Auge nach Berlin oder mit unterirdischen Verbindungen nach der Reichshauptstadt, läßt sich noch nicht sagen. Konkurrenz ist erwünscht — Monopol, Konzessionseinseitigkeiten, Ueberhitzungen sind nicht erwünscht. Man muß warnen. Weiter eine Fischerei-Gründung, die Hochseefischerei A.G. ‚Trave' in Lübeck. 6 Millionen Mark Aktienkapital. Wohl eine Gründung zwecks Friedensfischzug, denn im Kriege wollen oder können die Fische nicht recht anbeißen. Die Emdener Heringsfischereien haben nicht viel Segen aus dem Meere geholt. Aber Fischerei — das ist eine gute Zukunftssache, wenn erst einmal die See frei wird und Material und Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Hier sollte der Staat geben oder die Städte, denn es handelt sich um Volksernährung. Nicht 20 000 Mark oder 6 Millionen, sondern 100 Millionen und mehr. Die Fische wachsen im Meere — man braucht sie nicht zu säen, man braucht den nassen Acker nicht zu pflügen, man braucht nur die Früchte zu holen. Wann wieder gibt es Fische in Butter, in Dilltunke, mit Zitronenscheiben, mit Petersilienkränzen? Es war eine herrliche Zeit. Seither präsentiert man uns faule Fische und Stockfische, aber damit ist uns nicht gedient. Von den vielen Verteilungs- und Beglückungsgründungen der Kriegswirtschaft will ich nicht sprechen. Sie gehören in das Organisationskapitel, aus dem hier schon häufig vorgelesen wurde.

*

Dagegen sind einige Kapitalserhöhungen zu nennen. Zunächst die der Reederei A.G. von 1896 zu Hamburg. Kapitalsverdoppelung auf 10 Millionen Mark. In sechs Monaten Kapitalsvervierfachung. Man merkt die Reichsschiffahrtsbeihilfe. Doch daran ist nichts zu bemängeln, denn Frachtraum tut uns not. Aber die Aktienbegebung ist etwas eigenartig. Es besteht da nämlich eine Finanzgruppe, die Agiofeste feiert. Ich bedaure die „alten" Aktionäre der Gesellschaft nicht. Sie können mit dem Bezugsrecht zufrieden sein. Aber ich vermisse die Begebungsparität. Weshalb wird jener Gruppe eine Extrawurst gebraten? Wir haben jetzt oft eine Begebungsleichtfertigkeit, die scharf verurteilt werden muß. Man macht es mit einseitigen Sperren, mit hohen Agiodifferenzen und noch auf andre Weise. Mit der Neuaktie läßt sich allerlei anstellen, und es soll Leute geben, die das Geld mit der einen Hand einzahlen und mit der andern wieder wegnehmen und in ihre Tasche

stecken. Doch das gehört in das Kapitel Großaktionäre. Dann die Aktienumgründung der Bayrischen Motorenwerke G.m.b.H., Aktienkapital 12 Millionen Mark und von potenten Firmen und Industriellen voll eingezahlt. Keine weltbewegende Sache, aber doch nicht uninteressant. Die Auftragsbehörde auf Ansuchen der Gesellschaft im Aufsichtsrat. Eine Sicherungsmaßnahme und deshalb im Staats- und Landesinteresse. Wo der Staat Großaufträge gibt, darf er auch kontrollieren. Das ist selbstverständlich. Es gibt aber Unternehmungen, die sich an die Behörden herandrücken. Das sind Verbindungssucher mit Augenzwinkern. Nicht im genannten Falle, den ich nicht kenne. Aber die Verbindungssucher sind mit Vorsicht zu behandeln. Es sind nicht selten Süßgiftreicher, die eigenartige Gesinnungen einträufeln wollen. Kontrolle darf nichts sein wie Kontrolle. Es darf nicht sein, daß ein süddeutscher Minister über Beamtenkriegsgepflogenheiten die Hände ringt.

Antworten

Kino. Mit dir beschäftige ich mich schon lange nicht mehr. Der letzte Spaßmacher ist sich über deine abstruse Langweiligkeit klar und reißt schlechte Witze über deinen unendlichen Stumpfsinn und deine gänzliche Unfähigkeit, irgendwas andres auszurichten als die Verpöbelung des Geschmacks. Klappere in Frieden (wenn auch im Kriege). Und nur manchmal zucke ich noch zusammen — so, wenn einer nach dem berühmten Originalroman von Schrumm Bumm: ‚Graf Leo Tolstoi, Sein Leben und Lieben' (in hundert Lieferungen) ein Filmwerk bilden wird, für welches sich ein Konsortium bilden wird, dessen Grundlage eine Million bilden wird. Die Volksbildner werden behufs Inangriffnahme des Films in die Ukraine machen. Meine besten Wünsche begleiten das mit Recht so feuergefährliche Celluloid, das diese furchtbare Katastrophe birgt. Als ärgste Roheit wird haften bleiben: der Silberbart des Grafen — den Ihr gewiß den ‚Eremiten von Jaßnaja Poljana' nennen werdet. Ach, ich bins müde, mich mit dir zu befassen. Wer heut noch auf dich hineinfällt, ist deiner würdig, du Hintertreppenfunzel.

Kitty F. Das wars, Sie habens erfaßt, was mir außer dem Frieden am meisten gefehlt hatte: ein Ersatz für Zavadil. Weder der kleine Napoleon noch Bibikoff war einer. Ich bin verzweifelt, Pallenberg ist es, und nun gar der Sommerdirektor Sladek wird es, der Tausende scheffeln könnte und immerzu Freibilletzettel ausschreiben muß. Da fällt irgendwem einer jener schönen klassischen Verse ein, die schon oftmals Trost und Hilfe gebracht haben. „Spät erklingt, was früh erklang." Selbstverständlich. Vor neun Jahren ist Pallenberg als ‚der fesche Rudi' in die Reichshauptstadt eingezogen. Sollte nicht vielleicht heute wieder . . .? Erst recht. Und so kommt es auch. Wenn Maxe im Spiel manchmal innehielte und von der Bühne herunterhorchte, so würde er allerlei fruchtbare Anregungen für die schauspielerische Wiedergabe der unwahrscheinlichsten Lachlaute profitieren. Vier Akte lang droht man aus dem Leim zu gehen. Da es vier Akte einer unbeschreiblich salzlosen Unsinnigkeit sind, so erscheint die Leistung des Schauspielers umso beträchtlicher. Bei weitem übertrifft er an Geist und Erfindungsgabe Autoren wie Alexander Engel und Julius Horst. Sie hetzen eine einzige Situation, ja, ein einzelnes Wort zu Tode, und es ist Pallenbergs eigenstes Werk, daß diese blöde Monotonie uns keinen Augenblick langweilt. Er findet in Blick, Bewegung und Ton immer neue Nuancen

für die Unbehaglichkeit, nicht das zu sein, was vorzustellen er auf sich genommen hat. Der vergilbte, fast schon verwesende Rendant Pimpfinger will einem lebenslustigen Amtsvorsteher zu Gefallen den feschen Rudi machen. Das ist ein Gegensatz zwischen Absicht und Mitteln, den nur der entschiedenste, der tollkühnste Mut zur Groteske zu überbrücken vermag. Pallenbergs Pimpfinger, ein schäbiger, in sich verkrochener, unwirsch-galliger Argan, springt in die vorgetäuschte Orgiastik eines Provinznestes mit zwei Beinen, denen gegeben ist, den Humor ganzer Akte zu bestreiten. Diese Beine wetteifern an Biegsamkeit mit dem spanischen Rohr, das nebst ihnen das verhungerte, buntkariert ausstaffierte Körperchen stützen soll, verkrümmen sich zu den phantastischsten Figuren und bieten ein Bild menschlicher Ohnmacht, das bis an die Grenze der Tragikomik geht. Es wäre, bei solchem Mangel an dichterischem Substrat, sicherlich unerträglich, diese Grenze überschritten zu sehen. Pallenberg bewahrt uns davor. Tut er's aus Takt? Tut er's aus Hundeschnäuzigkeit? Er ist gewiß eine Hundeschnauze; aber ebenso gewiß ist er Künstler von Stil und Geschmack. Von einem geschmackvollen Plakatstil, der die Lächerlichkeit eines Menschen zwar scheinbar breit entwickelt, weil nämlich die Autoren es nicht unter vier Akten getan haben, der diese Lächerlichkeit aber tatsächlich mit gleichsam erbitterter Folgerichtigkeit komprimiert. Wie er das Lebemannswort „kolossal" mit immer andern Vokalen herausnäselt, oder wie er uns in vielen Tonarten, aber mit verstockter Einsilbigkeit vorstöhnt, daß ihm „schlecht" sei: das ist von einer essentiellen Schärfe, die man heute nicht minder bewundert als vor neun Jahren. Und nur das ist der Unterschied, daß man damals beklagt hat, eine Meisterschaft solches Grades an Schund verschwendet zu sehen, während man unterdessen gelernt hat, daß dies hier ihre Domäne ist, und ihr wünscht, daß sie sich nicht länger von den sogenannten „wirklichen Aufgaben eines Menschendarstellers" möge einengen lassen.

Dadaist. Euer Oberdada — wo bleibt Huelsenbeck? — Baader ohne Vornamen hat im Juli 1918 an Paul Ernst einen maßlos konfusen Brief geschrieben, worin er außer dem Weltbewußtsein, dem Tod und den Engeln auch den Nobelpreis ordnet. Er muß ihm zuerteilt werden, sagt er, „von rechtswegen". Ich habe weder Zeit noch Neigung, mich auf diese albernen Jungens, die die anständigen geistigen Bestrebungen kompromittieren, ernsthaft einzulassen. Er mag sich einen kleinen Nobelpreis aus Pappe zulegen und ihn ins Mündchen stecken. Das freilich, aus dem Gebrüll zu schließen, niemand und nichts wird stopfen können.

Sport

Rekord-Nennungsschluß für Grunewald. Die diesjährige Rennzeit neigt sich langsam ihrem Ende zu. Infolgedessen sind bei den kürzlich stattgefundenen Nennungsschlüssen so hohe Zahlen erreicht worden wie nie zuvor. Für drei Ausgleichsrennen des Union-Klub am 5. und 8. September wurden 231 Pferde gemeldet. Drei Rennen werden wiederum auf der Grunewaldbahn gelaufen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wo stehen wir? von Germanicus

Während der letzten Wochen hat sich die westliche Front nicht unwesentlich verändert. Wir gedenken in tiefer Ehrfurcht der Männer, die dort in Abwehrschlachten, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat, bis zum Tode ausharren. Wir sind davon überzeugt, daß, wieweit auch immer unsre Linien zurückverlegt werden, der Feind doch nicht seine eigentliche Absicht: den Durchbruch und die Zertrümmerung erreichen wird. Wir haben niemals die Kriegskarte für ausschlaggebend gehalten. Auch haben wir nicht geglaubt, daß selbst die Einnahme von Paris oder die Eroberung von Calais den Ausgang des Krieges wesentlich anders gestalten würden, als er durch die politische, wirtschaftliche und kulturelle Struktur Deutschlands von vorn herein, und zwar mit metaphysischer Bedingtheit, festgelegt ist. Wir haben niemals daran geglaubt — wie siegreich auch immer unsre Heere sein mochten — daß eine Weltherrschaft Deutschlands aufgerichtet werden könnte. Auch damals, als unsre letzte Offensive fast widerstandslos vorwärtsstürmte, konnten wir für Deutschland kein höheres Ziel erblicken als das des Junior-Partners. Selbstverständlich sahen wir damals, als die militärischen Erfolge sich häuften, diesen Junior-Partner um einige Nuancen glanzvoller, kühner, aber auch gewagter, abenteuerlicher. Wir sind über die Wandlung nicht unzufrieden. Sie kann Wesentliches an dem Schicksal Deutschlands nicht ändern; sie kann aber sehr wohl dazu dienen, nicht nur dem Schicksal Deutschlands, sondern dem des ganzen Europas schnelle Klärung zu bringen. Es ist möglich, daß die Entente jetzt, weitere amerikanische Hilfskorps erwartend, sich noch auf einen längern Krieg einstellt; aber es ist beinah wahrscheinlicher, und würde der traditionellen Klugheit der englischen Politik jedenfalls entsprechen, wenn die Entente jetzt, da ihre militärische Kurve hochsteigt, und da immerhin die Möglichkeit einer noch stärkern militärischen Auswirkung von ihr ins Spiel geworfen werden kann, zur Friedensfindung einlenkt. Auch die amerikanische Hilfe unterliegt einer leicht errechenbaren Relativität, und die Möglichkeit, Deutschland in die Kniee zu zwingen, ist auch heute noch so gering, daß die für ein derartiges Experiment einzusetzenden Opfer kaum in ein richtiges Verhältnis zu dem dann vielleicht erreichbaren Mehrgewinn zu bringen sein würden. Wir möchten also nicht unbedingt sagen, daß der Friede fern ist. Und dies umso weniger, als wir mancherlei Grund haben, anzunehmen, daß die zuständigen Stellen Deutschlands heute doch noch um einige Grade mehr als etwa im Frühjahr dieses Jahres friedensbereit sind. Die Schwere der Verantwortung, in einen neuen Winterfeldzug hineinzugehen, steht

heute den maßgebenden Persönlichkeiten beider Lager deutlicher als in jedem frühern Kriegsjahr vor Augen. Dies gilt, sofern wir ehrlich sein wollen, für Deutschland in einem besondern Grade. Aber auch die Andern können die Entscheidung, ob nun Schluß gemacht werden soll, oder ob wirklich das berüchtigte knockout riskiert werden darf, nicht leicht nehmen. Die Stunde der politischen Offensive, bestimmt, den Frieden, der mit den Waffen nicht erstritten werden kann, einzuleiten, scheint darum gekommen. Der neue deutsche Staatssekretär kann, wenn er nur halbwegs mit richtigen Instinkten die Sachlage erfaßt, kaum fehlgehen. Und wenn nicht alles täuscht, wird der Widerstand, den die Entente oder, richtiger gesagt: wohl England dem Kommen des Friedens jetzt entgegensetzt, nicht unüberwindlich sein. Das Echo, das die Rede des Staatssekretärs Solf in England gefunden hat, dürfte solchen Optimismus bestätigen. Daß dieser Friede allerdings kein alldeutscher Friede sein wird, daß er vielmehr den Vorstellungen der Verständigungspolitik durchaus nahekommen wird, steht ohne weiteres fest. Aber ebenso gewiß ist, daß er nicht das Geringste mit jenen Wahnvorstellungen gemein haben wird, die das linke Rheinufer im Schatten der Trikolore sahen, die deutsche Flotte vom Meere weggeblasen und unsre Kolonien unter den Genossen der Entente aufgeteilt. Ob es notwendig war, einen so großen Umweg zu machen, um schließlich zu einem Zustand zu kommen, der von dem vor dem Kriege nicht wesentlich entfernt sein wird, wird erst eine distanzierte Betrachtung entscheiden. Wir können nur das Schicksal beklagen, das uns auferlegt war, und in solcher Einsicht werden wir uns aufraffen müssen, um alles zu tun, was die Wiederkehr einer derartigen Katastrophe verhüten könne. Die Idee vom Völkerbund und alles, was dazu gehört, marschiert. Der Geist Kants, den wir, noch als Zauberer vermummt, schon im November 1915 zitierten, als wir dem Grafen Reventlow entgegenhielten, was nunmehr Doktor Solf als Redner der deutschen Reichsregierung an die Adresse des Herrn Balfour sandte, beginnt Europa zu durchdringen: „Irgendein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrig bleiben, weil sonst auch kein Frieden abgeschlossen werden könnte und die Feindseligkeiten in einen Ausrottungskrieg ausschlagen würden." Der Fanatismus vom Schlage Balfours und Reventlows ist erledigt. Man braucht ihm nicht einmal Fußtritte zu geben, denn er ist wahrlich kein toter Löwe. Er ist nichts als eine zerplatzte Illusion. Das Zwiegespräch, das sich zwischen Solf und Lord Cecil angesponnen hat, und dessen Weiterentwicklung keineswegs aussichtslos erscheint, hat zum mindesten für die nächste Zeit nationalistische Tiraden unmöglich gemacht. Annektionisten gab es in Deutschland immer nur in gezählten, allerdings sehr lauten Exemplaren; bis auf wenige Angstherzen aber ist das ganze

deutsche Volk davon überzeugt, daß es sich die Entwicklungsfreiheit und den Erdraum, wie es beides seinen Anlagen gemäß braucht, unter allen Umständen erhalten wird. An einer westlichen Defensivfront würde sich die Entente noch durch Jahre hindurch den Schädel einrennen müssen. Inzwischen könnten wir immerhin mancherlei im Osten, sowohl im nahen wie im fernen, an Neubauten zustande bringen. Das Gleichgewicht der Möglichkeiten, aus dem heraus allein ein dauernder Friede entstehen kann, beginnt sich zu festigen. Wir sind weder begeistert noch hoffnungslos; aber wir sind zuversichtlich. Wir könnten, wollten wir uns schmeicheln, ebenso traurigen wie heitern Gemütes sagen: wir haben recht behalten. Die ‚Germania' erklärt sich bereits damit zufrieden, daß der Forderung des deutschen Kolonialstaatssekretär auf Rückgabe der deutschen Kolonien durch Lord Cecil kein schroffes Nein entgegengesetzt worden ist, und fragt dann: „Kommen wir vielleicht dem Frieden näher, wenn wir bei eigenen und feindlichen Ministern immer nur das Trennende heraushören und alles geflissentlich übergehen, was dazu beitragen könnte, gestern noch bestehende Gegensätze heute wenigstens abzuschwächen?" Ein Reuter-Communiqué aber gibt zur gleichen Zeit eine Auslegung der letzten Rede Lloyd Georges: „In Wirklichkeit hat Lloyd George dargelegt, welcher Lage sich ein militaristisch unverändertes Deutschland gegenübersehen würde, und daß es undenkbar sei, daß eine Nation, die Anhänger eines rein militaristischen Ideals sei, jemals Mitglied der Liga der Nationen werden könnte. Falls Deutschland glauben sollte, seinen Standpunkt ändern, um zu den friedlichen Aufgaben zurückkehren zu können, durch welche es einen hervorragenden Platz innerhalb der freundschaftlichen Zusammenhänge der Nationen gewonnen habe, so würde das von den Alliierten sofort anerkannt werden." Wir wollen gewiß nicht vergessen, daß Reuter Fallen und Stricke zu legen weiß. Und wir sind ebenso überzeugt davon, daß die ‚Germania' in ihrer Bescheidenheit den Maßstab, den die deutsche Reichsregierung notwendigerweise anlegen muß, nicht ganz erreicht. Aber immerhin: wir finden es keineswegs sinnlos, daran zu erinnern, daß vor einiger Zeit Graf Hertling und soeben Herr Clemenceau der Meinung Ausdruck gegeben haben, der Krieg werde noch in diesem Jahre zu Ende gehen.

Fragen und keine Antworten von Olf

Die Westminster Gazette erinnert daran, daß Hertling und Lloyd George beide gesagt haben, der Friede sei morgen möglich, und fragt, warum denn diese beiden Männer nicht zusammenkämen und entsprechend handelten. Die Frage ist doch wohl nicht unberechtigt. Die Antworten stehn aus.

*

„Wenn also die liberale Partei", schreibt der Nieuwe Courant und meint die englische, „nicht alle Fühlung mit den Geistern verlieren will, so muß sie ihren Pazifismus in den Hintergrund stellen." Man nimmt also das Parteiprogramm ins Schlepptau und geht zu den „Geistern", die man nicht rief. Das Rezept ist gut und wird überall befolgt. Herr von Zedlitz meint, im ‚Tag': „Jetzt handelt es sich . . . nicht mehr um die Austragung des grundsätzlichen Gegensatzes für oder wider das gleiche Wahlrecht." Fragen wir lieber nicht, worum es sich jetzt handelt. Richtig ist, daß es sich schon immer, ob man es wußte oder nicht und wollte oder nicht, um ganz andres gehandelt hat. „Deutsche Beharrlichkeit gegen englische Zähigkeit" wird jetzt oft zitiert, und der Unterschied, falls man wirklich mehr als einen oberflächlich untersuchten vokabulären damit meint, scheint mir nicht gar so groß, in modis nicht und nicht in res. Ich möchte wissen, was der Nieuwe Courant zur Prinzipienfestigkeit des Herrn von Zedlitz und des Herrn Ebert sagt.

*

Was tut, und wovon redet man, wenn in der Türkei und näher die Völker auf einander schlagen? Der polnische Staatsrat hat drei Gesetzentwürfe verabschiedet: die Erhöhung der Gehälter für die Volksschullehrer, die Regelung des Mieterschutzes und die Gebührenordnung der Gerichtsvollzieher. Kann man sich etwas Wichtigeres denken? Vielleicht ist der polnische Staatsrat nicht schuld; vielleicht aber geht es, gesetzmäßig, allen Parlamenten so, die sich zwischen Aktivismus und Passivismus halten.

*

Der Hauptausschuß ist nicht einberufen worden. Die meisten Parteiführer stehn auf dem Standpunkt, daß es nicht erforderlich sei, und die Regierung (bei der das freilich weniger verwunderlich ist) steht auf demselben Standpunkt. Wenn man auf dem Standpunkt stehe, daß der Reichstag überhaupt befragt werden müsse, dann müsse nicht der Hauptausschuß, sondern der Reichstag einberufen werden. (Was vom Standpunkt der Parteiführer wohl als eine furchtbare Möglichkeit erscheint.) Da „jedoch" „anzunehmen" ist, daß die große Mehrheit des Reichstags hinsichtlich der schwebenden Fragen keinen Anlaß zur Kritik finden werde, so sei der Zusammentritt des Parlaments nicht so dringlich. Vorsitzender des Hauptausschusses ist übrigens der Abgeordnete Ebert; und der ‚Vorwärts' meinte, es wäre bei einer Einberufung des Reichstags nichts Gescheites herausgekommen. Diese Standpunkte sind sämtlich verständlich, diese Annahmen sind sämtlich berechtigt, und es bleibt nur die Frage für Deutschland ungeklärt, wozu ein Parlament da sei. Bedenklich ist es, wenn ein Parlament, wie eben und schon öfters das oesterreichische, durch Regulierung der Abwesenheit, in

negativer Arbeit also, Beschlüsse zustande bringt; das deutsche erklärt sich in Absenz — wie andre in Permanenz.

*

Was erfüllt, nach vier Jahren Krieg, die Seele des Journalisten? In einem Leitartikel der Vossischen Zeitung steht: „Das deutsche Volk muß sein seekriegerisches Herz erst noch entdecken." „Dem Engländer muß zu Gemüte geführt werden, daß jede Veränderung seiner jetzigen Lage zu einer noch nachteiligern für ihn führen muß — wenigstens in der Vorstellung." Am deutschen Volke sei es, „die Versenkung eines jeden feindlichen Schiffes, soweit menschliche Phantasie dazu ausreicht, in Gedanken mitzuerleben." Wir sehn davon ab, daß für „den Engländer" eine „vorgestellte" nachteiligere Lage schließlich nicht so schlimm wäre — wir wünschen mit dem Leitartikler: daß Alle, Alle, Alle ernsthaft und wahrhaft den Untergang jedes feindlichen Schiffs und jedes eignen Panzerautos miterlebten — gäbe es da noch kriegerische und „seekriegerische" Herzen?

*

Die Presse lärmt: „Die Polizei dringt in die Posträume ein, um zu kontrollieren, das Postgeheimnis wird durchbrochen." Man wahrt die Rechte des Staatsbürgers, man stellt sich entflammt vor seine Lebensmittelpakete. Denkbar wäre, daß es sich einmal um das strafrechtlich sehr geschützte geistigere Teil des postalischen Verkehrs handelte: um das Briefgeheimnis. Würde die Presse ebenso mannhaft sein?

*

Der Eintritt in die Jugendwehr erfolgt bekanntlich freiwillig. Bekanntlicher bestehn seit langem Zweifel an dieser Freiwilligkeit. General von Bacmeister erklärt, es bestehe kein genereller Zwang. Sind Schwierigkeiten bei der Versetzung, Nichtteilnehmern gegenüber, genereller Zwang, und es gibt sie also nicht? Ist ein Druck auf die Lehrherren spezieller Zwang? Oder, ganz kurz: was ist „genereller" Zwang, der nicht besteht?

*

Der ‚Populaire' schreibt verächtlich von einer Gemeinsamkeit französischer Soldaten mit Japanern und Chinesen. Doktor Solf spricht in einer Rede, die den bemerkenswerten Fortschritt macht, die Redewendungen des kontradiktorischen Verfahrens durch solche aus der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu ersetzen (und die, ach, ganz einfach: aus einem Herzen klingt), von der Ehrenpflicht gegenüber minderjährigen Rassen. Wilson, der unbeirrbarste Politiker, übersieht, daß beschränkter Zusammenschluß Abschluß bedeutet, und hält einen vorläufigen Weltbund für eine Vorstufe statt für ein Hindernis des endgültigen. Muß, ehe die Harmonie Europas auch einen Schritt nur näher kommt, vor der Beschränktheit kontinentaler Sympathien im Namen der Menschheit gewarnt werden?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXVIII.

Wilhelm von Waldow

Gleich und gleich gesellt sich gern. Herr Doktor Georg Michaelis, die eingetrocknete Bürokratenzitrone mit dem sauren Heiligenschein, setzte Herrn Tortilowicz von Batocki-Friebe an die Luft und berief Herrn Wilhelm von Waldow in den Hundstagen des Jahres Neunzehnhundertsiebzehn an die Spitze des Kriegsernährungsamtes. Darin glich er, der so gern den starken Mann spielen wollte, ganz und gar nicht Caesarn, dem klassischen Vorbild aller Herrenmenschen. Der liebte „wohlbeleibte Männer“ um sich, „mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen“. Beides hatte Herr von Batocki: Wohlbeleibtheit und einen glatten Kopf, der nur von wenigen Haaren beschattet war; und wir haben keine Veranlassung, anzunehmen, daß er an Schlaflosigkeit litt. Dennoch wurde er nach Königsberg, auf den Ruhesitz des Oberpräsidiums abgeschoben. An seine Stelle trat ein Bürokrat, der in Schweinsleder gebunden schien, ein vergilbtes Aktenstück. Nach der sprudelnden Gesprächigkeit und Schreibfreudigkeit kam die gemessene Ruhe und Zurückhaltung des überkorrekten Beamten, kam das stumm warnende Ausrufungszeichen. Hager und lang, kalt und unnahbar: Durchhalten müssen wir — in Paragraphen!

Die Presse der Rechten jauchzte. Endlich war der ihr unangenehme Herr von Batocki kaltgestellt, der immer nur Konsumenten- und nicht Produzentenpolitik getrieben habe. Aber man vergaß, daß er als ostpreußischer Großgrundbesitzer doch eigentlich Produzent von reinstem Wasser war. „Warnen möchten wir“, schrieb die Deutsche Tageszeitung, „vor der Anschauung, daß es nur einer Vereinheitlichung aller Maßnahmen unsrer Lebensmittelversorgung bedürfe, um eine weit bessere Versorgung der Gesamtheit als bisher zu gewährleisten.“ Die Zentralisierung der Lebensmittelorganisationen war den Agrariern schon über, und hoffend blickten sie auf den neuen Mann aus Stettin, aus dem gesegneten Pommern. Die blätterreichen Bäume der Linken aber schüttelten unwillig ihre Wipfel: Wie, Waldow? Ein Mann mit dieser politischen Vergangenheit? Einer, der sich, bei blinkenden Bajonettspitzen, nur wohl fühlt im gesetzlosen Ausnahmezustand, der sich seine Sporen als Ostmarkenfanatiker in der Provinz Posen verdient hat? Einer, der mit rücksichtsloser Energie vorzugehen gewohnt ist?

Die Herren von Waldow sind echteste Junker und führen ihren Stammbaum bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück, haben dem Lande in Generationen als Beamte und Offiziere gedient, zwei gehören auch dem preußischen Abgeordnetenhause an, Bernhard und Achatz, und haben sich dort ganz rechts, dicht an der Wand, angesiedelt. Wilhelm saß zu Anfang des Jahr-

hunderts als Regierungspräsident in Königsberg und führte dort ein straffes Regiment. Bülow versteifte sich damals, innenpolitisch, auf einen verschärften Ostmarkenkurs. Die Antipolenpolitik wurde auf Jahre hinaus sein Steckenpferd, mit dem er sich Lorbeeren zu erreiten hoffte. Ende Februar 1903 war Herr von Bitter nach den peinlichen Vorfällen Löhning und Willich-Endell von seinem posener Oberpräsidentenposten zurückgetreten, weil er Bülow für die neue Richtung nicht geeignet, das heißt: zu nachgiebig erschien. Waldow wurde sein Nachfolger. „Der Cassius dort hat einen hohlen Blick; er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich." Aber Bülow war er in Posen eben recht. Nach kaum einem halben Jahr tritt bereits ein Wechsel im Präsidium der Ansiedlungskommission ein. Landrat Blomeyer aus Meseritz nimmt, mit raschem und energischem Griff, die Leitung des Ansiedlungswerkes in die Hand. Beide verstehen sich ausgezeichnet. Politische Seelenharmonie. Im Abgeordnetenhause gibt der Minister Freiherr von Hammerstein Januar 1904 in der Polenfrage die Parole aus: „Wir haben nicht zu verhandeln mit Gegnern, die uns ebenbürtig sind — wir haben zu befehlen, und sie haben zu gehorchen." Die Preußen polnischer Nationalität, die ihrer Wehr- und Steuerpflicht, wie jeder andre Staatsbürger, nachzukommen haben, werden auf ihrer eigenen ererbten Scholle wie Parias mit der Peitsche zu Paaren getrieben. Nach diesem Rezept handelt Waldow. Noch im selben Jahre werden in Posen die Königliche Akademie und das Kaiser-Friedrich-Museum eröffnet. Eine gewaltige Kaiserpfalz im romanischen Stil wird am Eingang der Stadt hingebaut als Wahrzeichen deutscher Willkür und deutscher Machtfreude. Das war die kulturelle Offensive. Die politische setzte gleich hinterher ein. Die sogenannten Sprachen-Erlasse eröffneten den frisch-fröhlichen Nationalitätenkampf. Fortan sollten die Kinder von polnischen Lehrern Beicht- und Kommunionunterricht nur in deutscher Sprache erhalten. Die Polen begehren auf. Der Klerus steht wie ein Mann auf. Tut nichts: es wird weiter regiert, weiter geherrscht. Es sollten unter allen Umständen moralische Eroberungen gemacht werden. Im Germanisierungsgedanken mußte Preußen Deutschland voran sein. 1907 werden kurzerhand über fünfzig Schüler aus verschiedenen Gymnasien der Provinz entlassen, weil deren Geschwister sich weigern, im Religionsunterricht der Volksschule deutsch zu antworten. Den Polen ist der Heiland ein Pole und die Jungfrau Maria eine Polin, die die milden und lieblichen Züge der schwarzen Mutter Gottes von der Jasna Gora in Czenstochau hat. Und von der, zu der sollte man deutsch sprechen? Als der Erzbischof von Gnesen-Posen, Doktor von Stablewski, stirbt, bleibt der Stuhl jahrelang unbesetzt, weil die Regierung die vorgeschlagenen Kandidaten, die der polnischen Gesinnung verdächtig sind, ablehnt.

Und 1908 kommt, als letzter Trumpf, das Enteignungsgesetz zustande. Im Jahr darauf lädt der Oberpräsident eine Reihe süddeutscher Politiker und Publizisten zu einer Maienfahrt in die Ostmarken ein, um ihnen stolz das Ansiedlungswerk zu zeigen. Schmucke, saubere deutsche Dörfer auf grünen Fluren gleiten an den Augen der Besucher vorüber: aber den stillen und zähen Gegenstoß der Polen gegen die deutsche Ausnahmepolitik sehen sie nicht, die Ausbildung des Genossenschaftswesens zu einer wirtschaftlichen Waffe im Kampf um den Boden auf dem Lande und in den Städten.

Nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow ändert sich langsam der Kurs. Zwar erklären sowohl der Reichskanzler, Herr von Bethmann Hollweg, wie der neue Landwirtschaftsminister, Herr von Schorlemer-Lieser, ein Katholik, daß das Enteignungsgesetz gegenüber dem polnischen Großgrundbesitz angewendet werden würde. Aber der erste Anwendungsfall läßt lange auf sich warten. Mittlerweile bahnt sich eine neue Versöhnungsaera an. Kriegswolken beginnen den lachenden deutschen Himmel zu verdunkeln. Da heißt es: vorbeugen und im Innern das Haus bestellen. Aller Zwist und Hader muß, vornehmlich in den Grenzgebieten, ausgejätet werden: in Posen-Westpreußen, in Elsaß-Lothringen und in Schleswig, in den fremd sprechenden Gemarkungen. Im August 1913 sind eine Anzahl polnischer Magnaten Gäste des Kaisers an der Festtafel im posener Residenzschloß. Einige werden auf der Fahrt dahin von der Menge beschimpft. Aber es bleibt bei der neuen Wendung. Die Zeiten, da, unter Caprivi, Herr von Koscielski-Admiralski bei Hof persona gratissima war und Ihrer Majestät die Hand küssen durfte, scheinen wiederzukehren. Scheinen bloß? Wilhelm von Waldows Rolle ist ausgespielt, und griesgrämig muß er seinen Ranzen packen. Er bittet, nachdem schon vor ihm Herr Blomeyer vom Präsidium der Ansiedlungskommission wegen Meinungsverschiedenheiten in der Enteignungsfrage sein Amt hatte niederlegen müssen, um einen andern Wirkungskreis und findet ihn, kurz vor Ausbruch des Krieges, in der ruhigen Provinz Pommern. Hier wird er bald von den Beamten, ob seiner eisigen Zurückhaltung, das gefrorene Handtuch genannt.

Zwei Jahre danach, als alles nach einer Lebensmitteldiktatur schrie, gedachte man, ihm diese Aufgabe zu übertragen. Aber die Linke lärmte bei der ersten Andeutung, und Herr von Batocki machte das Rennen. Ein Jahr später hatte Herr von Waldow seinen ostpreußischen Kollegen ausgestochen. Er, der hochkonservative Herr mit den Gewaltallüren, kam nun in ein sonderbares Milieu. Ein Sozialdemokrat stand ihm als Unterstaatssekretär zur Seite. Waldow schluckte die bittere Pille. Im Beirat saßen Gewerkschaftsführer, noch einmal Sozialdemokraten, Christliche und Hirsch-Dunckersche. Er nahm auch

diese gemischte Gesellschaft hin. Und schließlich war dem Kriegsernährungsamt noch ein Reichstagsausschuß beigegeben. Selbst das würgte er hinunter. Dafür wurde er Staatssekretär, und gleichzeitig wurde ihm auch das Amt des preußischen Staatskommissars für Ernährungsfragen übertragen, das bis dahin Herr Georg Michaelis inne gehabt hatte. Diese Machtfülle, die in seine Hand gegeben wurde, ward ihm eine lindernde Salbe.

Dann, als er das Amt übernahm, als die Presse sich ausgetobt, Kritik und Wünsche in Hülle und Fülle vorgebracht hatte, wurde es merkwürdig still um ihn, sein Amt, seine Würden und seine Aufgaben. Er schwätzte nicht, sondern er arbeitete. Verordnungen über Verordnungen kamen heraus, die Paragraphen marschierten gleich schwadronenweise daher; aber: an dem System Batockis, an der Zwangswirtschaft änderte sich nichts. Die Agrarier fingen allmählich an, lange Gesichter zu ziehen und mürrisch zu werden. Herr von Oldenburg-Januschau, der Don Quichote des Bundes der Landwirte, schirrte sein Roß mehr als einmal zum Streit wider die Kriegswirtschaft, Herr Doktor Rösicke, der Ajax der Bündler, holte zu einem kühnen Streich wider Batockis Erbschaft aus, schrie: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ und stellte im Reichstag einen Antrag, der eine Bresche in die Rationierungswirtschaft legen und dem Landwirt noch größere Verdienstmöglichkeiten eröffnen sollte. Aber Herr von Waldow blieb hart wie weiland der Landgraf von Thüringen. Nur unter der Hand bewilligte er den stürmisch drängenden Agrariern, hie und da, ein wenig höhere Preise, bald für Milch, bald für Getreide, um die Produktionsfreudigkeit zu erhalten. Im Kampf gegen den Schleichhandel aber versagte er. Der schoß immer üppiger ins Kraut, obwohl Waldow kein Mittel dagegen unversucht ließ und selbst die hehre Reichspost zu veranlassen wußte, das stets hoch und heilig gehaltene Postgeheimnis aufzugeben. Ganz besonders aber hatte er das Kriegswucheramt in sein Herz geschlossen. Das wurde förmlich zu seiner Leibgarde wider Hamster und Wucherer.

Das Publikum ist inzwischen fatalistisch geworden. Weder Batocki noch Waldow haben es satt machen können. Der Eine haschte nach Popularität, der Andre nach Paragraphen. Beides sind Begriffe. Aber Begriffe vermögen den hungrigen Magen nicht zu sättigen. Dem Publikum ist bei der staatlich garantierten kargen Tagesration das Temperament zum Teufel gegangen, und Herr von Waldow hat nie eins gehabt. Aber Alpdrücken und schlechte Träume haben aufgehört, denn die kommen nur aus vollen Bäuchen. Das ist wenigstens ein Verdienst. Die andern werden wir mit unserm gemeinen Untertanenverstande sicherlich später erkennen lernen! Bis dahin werden wir, wohl oder übel, resigniert die Hände über dem eingefallenen runzligen Bäuchlein falten müssen und denken: Wir halten still, wie's Waldow will.

Der transitive Größenwahn von Julius Bab

Wenn es erlaubt ist, einen grammatischen Begriff, der bisher nur für das Verbum Gültigkeit hatte, auf das Substantivum anzuwenden, so muß ich unbedingt von transitivem Größenwahn sprechen — ich muß, um den Zustand richtig zu bezeichnen, der seit einiger Zeit in der deutschen Oeffentlichkeit gegenüber der dramatischen Produktion herrschend geworden ist. Früher wurde in der Literatur wie überhaupt das Wort Größenwahn nur intransitiv gebraucht, das heißt: es drückte eine Meinung aus, die man in bezug auf sich selbst hegte oder betätigte. Neuerdings aber hat es transitiven Charakter bekommen: es drückt die Meinung aus, die gewisse publizistische Anführer und unter ihrer Suggestion die armen unschuldsvollen Theaterdirektoren und sogar das ärmste eingeschüchterte Theaterpublikum prinzipiell von allem hegen, was in Deutschland unter dreißig Jahr alt ist und Dramen schreibt. Als ich vor anderthalb Jahrzehnten eintrat in den Kampf um die Klärung des dramatischen Begriffs und die Förderung des dramatischen Talents — Dinge, die viel inniger zusammenhängen, als der naive Dichterling und der gewiegte Bühnenfachmann glauben —, da war die völlige Achtlosigkeit, die Kritiker und Theaterleiter noch für heraufkommende Talente hatten, ein Hauptangriffspunkt. Selbst Hofmannsthal und Wedekind waren noch kaum beachtet, und Keiner von Denen, die inzwischen mit billigen Entdeckerehren zu prahlen sich gewöhnt haben, hatte schon die Namen Herbert Eulenberg, Schmidtbonn, Paul Ernst, Hinnerk, Emil Ludwig, Stucken gehört. Inzwischen ist es beinah nötig geworden, in umgekehrter Front zu kämpfen. Denn für die Klärung der Erkenntnis, was eigentlich ein Drama sei, und für die Förderung des wirklichen dramatischen Talents ist heute in Deutschland nichts gefährlicher als die Gemeinde-Bildung, die sich überall um jedes dramatische Embryo sofort vollzieht, die Aufführungen der unwahrscheinlichsten Produkte erzielt und dafür sorgt, daß die Luft sich mit so viel kritischem Weihrauch erfülle, daß das Publikum aus Angst, sich zu verschlucken, nicht einmal zu gähnen wagt.

Gegen diesen dramaturgischen Terror des transitiven Größenwahns Stellung zu nehmen, scheint also eine nächste dringende Aufgabe. Aber woher stammt er? Er ist ja nichts weniger als eine alltägliche und selbstverständliche Erscheinung. Ja, wenn man bedenkt, daß die menschliche Natur im allgemeinen doch viel eher zur Verkleinerung als zur Vergrößerung der lieben Mitmenschen und ihrer Verdienste neigt, so könnte man versucht sein, das ganze Phaenomen rührend und rühmlich zu finden. Das ist es nun aber durchaus nicht, weil es keiner positiven Kraft seine Entstehung verdankt, sondern lauter negativen Dingen. Zunächst der völligen Unempfindlichkeit da-

für, was ein lebendiges, zeugendes Dichterwort im Unterschied zu einer literarischen Phrase ist. Diese elementare Unfähigkeit reicht bei uns bis in höchst gebildete und höchst maßgebliche Professoren- und Direktorenkreise und bildet die Voraussetzung. Auf diesem Grunde keimt dann der Samen der innern Schwäche, des Anlehnungsbedürfnisses, des blinden Genieverlangens, die ganze halb sehnsüchtige und halb eitle Haltlosigkeit, die die Not und das beunruhigte Gewissen der Kriegszeit überall vervielfacht haben. Auf solchen Samen und solchen Grund braucht dann nur noch der befruchtende Regen einer energischen Propaganda zu fallen (solange die Clique nicht fertig gebildet ist, kann es der Autor selber tun), der Wille zum Theatergeschäft läßt seine Sonne leuchten, und so entkeimt der transitive Größenwahn. Vielleicht hat er mit einer noch ganz vagen, ganz unsichern Sehnsucht nach dramatischer Kunst etwas zu tun: ein irgendwie besonders gerichteter zielbewußter Wille zum Drama spielt jedenfalls nicht hinein. Denn keineswegs triumphiert mit diesem dramatischen Größenwahn ausgesprochen der vorher geschilderte dramatische Jugendstil. Man nimmt dessen Vertreter mit, wenn sie sich grade der heftigen Genie-Nachfrage anbieten, aber man feiert ebenso blindlings völlig andre altmodische oder ganz physiognomielose Erscheinungen.

Da ist, zum Beispiel, ein Mann in Leipzig, der Sebrecht heißt, und der das dramatische Aeußerungsbedürfnis vieler deutscher Oberlehrer hat. Außerdem hat er mit Energie Hebbel und einige andre Dramaturgen gelesen und vermag deshalb etwas geschwollen stilisierte, aber garnicht dumme Artikel über das Drama zu schreiben, die an allen möglichen geeigneten Stellen erscheinen. Die Dramen, als deren Kommentar diese Artikel aber gemeint sind, werden denn auch von jenen oben erwähnten Unempfindlichen, die eine schwache Beziehung zur Theorie, aber gar keine zum Leben der Kunst haben, respektvollst gerühmt und von verschiedenen folgsamen Direktoren aufgeführt. Daß das Deutsch all dieser Bibeldramen bei unsäglichem Bemühen um sogenannten Bilderreichtum sich von der papierenen Leblosigkeit all der begeisterten Oberlehrerstücke, die wir in Deutschland seit hundert Jahren zu Tausenden haben, nicht im mindesten unterscheidet, und daß all die großen Probleme, von denen angeblich gehandelt wird, tatsächlich immer über den ältesten und banalsten erotischen Leisten geschlagen sind: das haben weder Kritiker noch Direktoren bemerkt — und woher sollte es da das gute Publikum merken?

Ein andrer Mann lebt in München und heißt Max Pulver. Er läßt sehr viele Bücher drucken, und hurtig erklärt man ihn für ein Genie, und Verleger und Kritiker bringen ihn in die Gesellschaft der leidenschaftlichen Jugend. Ich habe in diesen glatten, etwas blasiert kühlen, wesentlich an George gebildeten Versen stets nur geschmackvolle Geschicklichkeit, nie einen Hauch

eigenen Lebens gefunden. Und worin etwa sein fünffüßiges Jambendrama ‚Alexander der Große' sich von irgend einer gleichnamigen Primanerübung unterscheidet, habe ich beim allerbesten Willen nie einsehen können. Der transitive Größenwahn aber treibt heute allgemein den guten Willen so weit, den völligen Mangel jeder lebendigen Eigenart als eine künstlerische Feinheit, eine delikate Primitivität, eine irgendwie bedeutende Schlichtheit zu nehmen. Ein Legendenspiel, wie Pulvers ‚Robert der Teufel', das recht geschickt mit byzantinischer Steifheit in einer Art frommen Bilderbuchstil gehalten ist, legt diesen freundlichen Irrtum sogar recht nahe. Der letzte Instinkt muß entscheiden, ob hier das Schlichte der innerlich notwendige Ausdruck eines Erlebens ist, vor dessen Größe Kunst und Pathos schamvoll verstummen, oder ob es sich hier lediglich um ein geschicktes Spiel mit alten Formen, um ein Kunstgewerbe im Geschmack gewisser moderner Glasfenstermaler handelt. Mich führt die Unmöglichkeit, ein eigenes Erlebnis hinter diesem primitiv kolorierten Bild vom schlimmen, aber durch tätige Reue entsühnten Sünder zu finden, durchaus zu negativer Entscheidung. Natürlich spielt dabei noch das Vertrauen eine Rolle, das die Gesamtpersönlichkeit eines Autors einflößt, und dieses Vertrauen ist bei mir endgültig erschüttert worden durch ein Drama, das Pulver ‚Ygernes Schuld' nennt. Das spielt in Stuckens Artus-Kostümen und stellt im übrigen eine grenzenlos unfreie und in seiner schwülstigen Wirrnis gradezu lästerliche Abwandlung von Kleists erhabenem ‚Amphitryon' vor. Wer ein so eitles Literatenspiel mit den heiligsten Besitztümern deutscher Dichtung zu spielen vermag, der hat mir für immer die Möglichkeit genommen, an eine innere Notwendigkeit seiner Kunstübung zu glauben. Ein bald mehr, bald weniger gepflegter artistischer Sport ist alles bei diesem Pulver — aber das wird den neuen Wahn nicht hindern, ihn uns noch geraume Zeit als dichterische Größe darzustellen.

Von größerm sozialen Belang ist das Auftreten des Wieners Anton Wildgans, weil hier gewisse Umstände den transitiven Größenwahn der Kritik zu einem richtigen Publikumserfolg, ja zu einem großen Theatergeschäft haben auswachsen lassen. Der wiener Lyriker Wildgans ist sicherlich das, was man einen edlen Menschen nennt, und wälzt wahrscheinlich unablässig hohe Gefühle im Busen. Indessen sind es keineswegs hohe Gefühle, die den Dilettanten vom Dichter unterscheiden. Ja, wo sie mit einem ausreichenden Mangel an persönlicher Einsicht und schöpferischem Kunstverstand Hand in Hand gehen, sind grade die hohen Gefühle die berufenen Erzeuger des Kitsches. Von dieser Mischung ist bei manchem echten Klang schon in seiner Lyrik einiges zu spüren. Die Dramen aber kann ich durchaus nicht besser bezeichnen, als indem ich Wildgans den Sudermann des Expressionismus nenne. Das Moralische mag sich immer von

selbst verstehen — es ist auch sicherlich naiv, in jenem Sudermann einen spekulativen Giftmischer zu sehen, der planvoll kaltherzig die Leiden und Leidenschaften seiner Generation zu dicken Theatereffekten verpanschte. Aber er war eben ein Romankopf, ein Mensch, für den das Leben nur in solch konventionell abgestempelten, sackgroben Verdickungen faßbar war, wie sie zum Theatererfolg praedestinieren, und in eine so beschaffene innere Form nahm er just den Stoff seiner Zeit auf. So ähnlich organisiert scheint mir das Nervensystem von Wildgans, wenn es auch, der Zeit entsprechend, weniger auf die schwarze Fülle der Realitäten als auf das empfindsam phantasierende Ich eingestellt ist, und deshalb statt derber schreiender Theaterbälger lyrisch szenische Mißgeburten von piepsiger Gebrechlichkeit zur Welt bringt. Das Grundverhältnis von Wildgans zu dem, was sich mit einiger innerer Notwendigkeit ‚Expressionismus' nennen kann, bleibt doch das gleiche wie weiland Sudermanns zum ‚Naturalismus': an Stelle innern Erlebens greift ein zufälliger Geschmack, dessen charakteristisch extreme Mischung aus Brutalität und Sentimentalität man kitschig nennt, nach Inhalten und Formen der letzten Literatur-Aera. Der Expressionismus hatte sein wenigstens subjektives Recht darin, daß junge Menschen ihr Ichgefühl so leidenschaftlich und absonderlich steigerten, daß es ihnen die ganze andre Welt verschlang und ihre Stimme gleichsam als die einzige im Weltraum voll lyrischer Uebermacht zurückblieb. Ein antibürgerlicher ekstatischer Zustand ist die innere Voraussetzung dieses Stils. Wildgans setzt regelmäßig mit bürgerlichen Zustandsbildern voll trivialster Realität ein; er „zeigt", daß es sich ohne Geld schwer lebt (‚Armut'), oder daß die Ehe, da sich oftmals die Personalunion mit der Erotik ihres Anfangs löst, ein problematisches Ding ist (‚Liebe'). Wenn ihm dann aber der dramatische Einfall, der dies Bild in Bewegung setzen soll, durchaus nicht kommen will — und in puncto Einfallosigkeit steht er freilich dem naturalistischen Sudermann sehr fern und dem neuen Jugendstil sehr nah —: dann gebärdet sich Wildgans plötzlich „expressionistisch", statt der Realität, für die es am Bewegungsmotiv fehlt, begibt sich ein wenig lyrischer Spuk, und statt des dramatischen Dialogs, für den es an antithetischer Kraft fehlt, ergießen sich lyrische Wechselreden von Furcht und Schrecken erweckender Banalität. Lange kann es wohl nicht dauern, bis man bemerkt, daß sich tief innerlich die Wildgänsische Wera von der Sudermännischen Alma Heinicke und der Mann mit dem Namen voll unübertrefflich flachen romanhaften Tiefsinns Vitus Werdegast vom edlen Grafen Trast nicht im mindesten unterscheiden. Einstweilen halten unsre Kritiker, die den sprachschöpferischen Durchbruch einer überschwemmenden Leidenschaft von der bequemen Ausbreitung einer angelesenen Empfindsamkeit nicht im mindesten unterscheiden können, diesen Wildgans für einen sehr

modernen Dichter. Und das Publikum rennt ganz selbstverständlich monatelang in ein Stück, wenn der dritte Akt in einem Bordell und der fünfte Akt in einem Ehebett spielt — teils obwohl, teils auch weil in beiden nichts Böses passiert, schon aus dem Grunde nicht, weil in Stücken von Wildgans nie irgendetwas passiert. Ein lebendig fühlender Mensch freilich, der der innern Not eines Dichters noch gefährlichere Schauplätze und sehr viel gefährlichere Handlungen zubilligen würde, fühlt sich doch recht peinlich berührt, wenn ohne eine rechtfertigende, neuen Reichtum spendende Not rührselige Geschwätzigkeit an Dinge rührt, die nur in den Händen der Leidenschaft rein bleiben.

Die schöne Bücherei von Harry Kahn

Doch kaum war ihm das Wort entfahren, in Nummer 33 nämlich, das Wort vom aufgekratzten Unternehmer, der sich fünf Meter Strindberg zulegt und sich drum als Kulturfaktor fühlt, so kommt auch schon der Leitfaden für bildungsbedürftige Kriegsgewinnler heraus. Natürlich in Frankfurt am Main, dem neuerschlossenen Kunstzentrum, wo der sublime Kasimir durch Escamotage eines halben Vornamens seines Glückes Edschmid wurde. Besagter Faden, der sich von nun an ziegelrot durch das Geistesleben jedes gehobenen Munitionsarbeiters und geheimen Sohlenverkäufers ziehen soll, nennt sich: ‚Die schöne Bücherei', ist beinahe zwanzig Bogen stark und kostet nur acht Mark. Geheftet. (Will sagen: der Einband geht schon am ersten Tag aus dem Leim; tut er das erst nach achten, so nennt man das heutzutage bekanntlich gebunden und zahlt schlicht das Doppelte.) Für solchen Preis bekam man früher die Prachtausgaben von zwei Klassikern und erhält man heute noch ein drittel Dutzend Hamsuns mit Titelbildern von Gulbransson und Heine. Dafür schmückt den Umschlag des modischen Snob-Katalogs eine unorganisch aufs Blatt gepflanzte Zeichnung des Sternheim-Spezialisten Ottomar Starke, die wahrscheinlich den „idealen Leser" darstellen soll. Denn dieser wird von dem Vorredner, ebenfalls Herrn Starke, mehrfach mit Worten von Novalis und solchen, die es sein möchten, apostrophiert. Und die vielleicht charakteristischsten Züge an dem ganzen Wälzer sind die, die das Gesicht dieses idealen Lesers zeigt. Es sind nämlich — was eigentlich mehr auf den derzeit als ideal geltenden Dichter wiese — die eines korrumpierten Konfirmanden. Man ist darum zunächst versucht, das Buch, das er in der Hand hält, auf den guten alten Plötz zu schätzen. Es dürfte aber doch wohl das Erzeugnis eines wesentlich jüngern Tags gemeint sein. Denn das Ganze ist auf ‚Die Moderne' zugeschnitten, zu der es, immer nach dem Vorwort, eine Einführung sein will.

Heraklit bildet also sozusagen nur ein Piedestal für Herwarth Walden und Meister Eckhart ist der Sockel für Hermann Essig. Modern aber ist selbstverständlich nur, was bei oder mit dem Wolff heult. Jeder Anderthalbbogen-Autor, der zum Rudel gehört, wird uns, hierin zum Mindesten Aischylos und Cervantes gleich, mit Kopftitel und in Antiqua-Majuskeln vorgesetzt. Selbst Fräulein emmy hennings, die sonst in weiser Selbsterkenntnis und ungewollter Symbolik ihre kleinen Anfänge betont, genießt auf diesem Jahrmarkt verklüngelter Eitelkeiten eine Bevorzugung, deren sich weder Anzengruber noch Keyserling, weder Peladan noch Heidenstam rühmen können. Man stellt fest, daß es jetzt zur Bildung jedes bessern Butterschiebers gehört, das schmächtige Büchlein aus der Feder dieser jungen Dame — oder besser aus dem Tintenstift eines zürcher Caféhauskellners — zu kennen; aber eines der schönsten Bücher eines der größten Epiker aller Zeiten, dem die Dame hennings den Titel — ‚Die letzte Freude' — (sagen wir) nachgedichtet hat, findet sich keineswegs in dem Katalog aus Goethes Vaterstadt. Oder etwa: Gottfried Kölwel, ein modisch aufgeputzter Baumbach-Ersatz, dessen Halbmarkbändchen uns mit gleicher typographischer Wucht unter die Nase gerieben wird, ist ‚modern'; aber Christian Morgenstern ist es nicht; und seine drei grotesken Gedichtbände (die ernsten, geschweige ‚Stufen', kennt unser Munitionsmentor nicht) müssen sich mit einer mitleidigen Erwähnung in Kleinkursiv unter ‚Belletristik' begnügen. In diesen Anhang, der einem Hinterstubenregal mit Remittendenramsch zum Verwechseln gleichsieht, schmeißt der mainisch-modische rector germanicus alles kunterbunt hinein, was er in der ‚Moderne' und in der Literatur der einzelnen Völker unterzubringen zu feig oder zu faul ist. Da wird so beiläufig, zwischen Maltzahn und Megede eines gewissen Thomas Mann mit zwei Romanen und einem Schauspiel — die Novellen existieren nicht — Erwähnung getan, während in Bruder Heinrich, der ja schließlich auch kein hergelaufener, aber ein Dichter mit gelbem Umschlag ist, die deutsche, sogar die germanische Literatur gipfelt. Auf welche Höhe er über Hofmannwaldau, Gottfried Ephraim Lessing, Max Dauthenday und Gerhard Hauptmann gelangt ist.

Das nämlich ist die Original-Orthographie der wunderschönen Bücherei'. Man kann sich vorstellen: wenn schon das grüne Holz der deutschen Namensrechtschreibung derartige Astlöcher aufweist, was dann das dürre fremdsprachige und fremdwörtliche für eine groteske Maserung zeigen mag. Da tanzt denn der Karneval der Halbbildung, den diese ganze törichte Publikation darstellt, seine tollsten Cancans. (Wohlgemerkt: es sind keine Versehen der Setzerhand; dazu sind die buchstäblich auf jede Seite treffenden Entgleisungen viel zu typisch für das mittelschlächtige Schmockwissen, das seiner selbst spottet und nicht

weiß wie, wenn es auf die erste Textseite ein Wort des Konfuzius setzt, das so lautet: „Wer es über sich bringt, auf den öffentlichen Straßen und Plätzen die Weisheit zu verkündigen, die er auf der Gasse aufgelesen hat, der gibt damit jeden Anspruch auf geistigen Wert preis.") Da gibt es eine Methaphysik, einen Horazius Flaccus und einen Laurentzius Valla, einen Theodorich den Großen und einen Franz von Assissi, einen Gulio Romano und einen Nicola Pisano, einen Benozza Gozzoli, einen Paola Veronese, einen Bernardo Firenzo und eine Stadt Vicenca, einen Dante Gabriel Rosetti, einen William Thakeray und einen John Flaxmann, ferner einen Paul Lagarde und einen Saint Beuve, auch noch ohne Bindestrich, der dafür Romain-Rolland verliehen wird. Man will es nicht glauben, daß der Herausgeber der Freund und Illustrator eines der (wie man auch sonst über Sternheim denken mag) gebildetsten Männer der Zeit ist, bis man merkt, daß Herr Starke nicht einmal seinen hypermodernen Kollegen Césanne und Archipengo das Recht auf ihre Rechtschreibung läßt. Bonsels hat eine „Indianerfahrt' verfaßt und Paul Ernst nichts als ‚Geschichten aus dem alten Pitaval' herausgegeben. Die Lieder des Mirza Schaffy zählen zur Belletristik und in der gleichen Laubenkolonie für heimatlose Schriftsteller wird neben Presber und Queri blasphemischerweise Wilhelm Raabe angesiedelt. Sealsfield gehört zur amerikanischen und das Memoirenwerk von Napoleons Marschall Macdonald zur englischen Literatur. Das Anmutigste aber ist das, was es für die „ideale Bücherei" (vorwörtlich!) nicht gibt: weder Moritz Heimann noch Richard Beer-Hofmann, weder Charles-Louis Philippe noch Henri Barbusse, weder ‚Kinder ihrer Zeit' noch ‚Stadt Segelfoß', zwei der herrlichsten und tiefsten Bücher, die die Weltliteratur hat, können dem frankfurter „idealen Leser" bekannt werden; und der Name Scholz kommt keineswegs in der Verbindung mit „Wilhelm von", sondern nur als der des Verfassers einer ‚Geschichte von deutscher Treue und Herzeleid' (bei Janke) vor.

Genug der Beispiele, die sich um das Fünffache vermehren ließen. Denn es bedürfte nicht eines Fünftels, um den prätentiös aufgemachten Schmarren in die Ecke zu werfen, wo zu Friedenszeiten der Kohlenkasten steht. Warum ich das nicht schon beim ersten Anblättern oder spätestens beim zweiten Blick getan habe, statt mich umständlich und jetzt auch dieses Blatt ausschweifend mit ihm zu befassen? Nun, offengestanden, hauptsächlich deshalb, um das Machwerk so niedrig zu hängen, daß es selbst die Papierverteilungsstelle sieht. Die größten Zeitungen müssen ihr Feuilleton fast eingehen und dadurch die freien Schriftsteller halb verhungern lassen; die anständigsten Verleger können neue Manuscripte nur mit bedauerndem Achselzucken ungelesen zurückschicken; Hauptmanns Volksausgabe vermag nur verspätet, ein großer Teil der Insel-Bücherei über-

haupt nicht neu aufgelegt zu werden —: aber irgendein Sortimenter, der seine Luxusladenhüter nicht rasch genug an den reichgewordenen Mann bringt, darf einen ‚Katalog‘ von vollen dreihundert Seiten herausgeben, aus dem Der, ders nötig hat, nicht einmal etwas Bündiges über die Nomenklatur der größten Geister und die Orthographie ihrer Werke erfahren kann. Das hat uns grade noch gefehlt: daß man auch unsre geistige Nahrung so zerfahren rationiert wie die körperliche, und daß man den Aermsten unter den Armen — man bedenke: von tausend Exemplaren dieser so „schönen Bücherei“ hätte man zehntausend der im Feld so beliebten Inselbändchen herstellen können — die geistige Notdurft entzieht, damit den Snobgelüsten Derer, die jeden Preis zahlen können, das unnützeste Zeug zu Gebote steht. Kurz: es hat uns grade noch gefehlt, daß auch dem Schleichhandel des Geistes Tür und Tor geöffnet wird.

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

Kritik des Schwanks ‚Loge Nummer 7‘ von Kurt Kraatz

von Julius Hart

Man müßte Kurt Kraatz fragen, ob er als Dichter der reinen Begriffe und platonischen Ideen einherkommt, als feiner, stiller, schwärmerischer indischer Yogid, der uns zum Nirwana und zum ewigen Frieden führen will, oder als ganz bewußter Träger einer naturalistischen Weltanschauung. Man müßte sich, bevor man urteilt, ernst, lange und gründlich mit ihm unterhalten, disputieren und ihm hundert und tausend Fragen vorlegen. Man kann nicht grade sagen, daß Kraatz sich von der Erkenntnistheorie losgemacht hätte; man darf im Gegenteil wohl direkt behaupten, daß die Wurzeln seiner Kraft im Avenariusschen Empiriokritizismus und in Schuppers Immanenzphilosophie liegen; sein Bestes freilich verdankt er wohl dem Ernst Machschen Positivismus. Wenn man an jene Szene denkt, wo der Schwiegervater und der Schwiegersohn wegen ihrer nächtlichen Ausflüge vor einander zittern, so erkennt man hier deutlich den Einfluß der phaenomenologischen Philosophie Husserls und seiner Schule. Die heraklitische Naturwelt des alten Dramas, wo alles fließt, ist wieder erstarrt und vereist und zum Reiche der Idee geworden, und Kraatz liebäugelt inbrünstig mit dem Mephistopheles-Schlüssel, noch immer im tiefen Glauben, daß er ihm die Tore zum Schattenland der „Mütter“ und der Ursachen öffnen soll. Sein Guido Bammelberger singt: „Ach, wärn wir doch in Prenzlau bloß geblieben, in Prenzlau ist das Leben ja so schön!“, und darin zeigt sich die tiefe Uebereinstimmung, die zwischen Bergsons Intuitionsphilosophie und gewissen irrationalistischen Bewegungen in Deutschland besteht. Arm in Arm mit Kraatz wandelt man in den Gärten der Upanischaden und der Veden, Kantischer und Hegelscher Entzückungen, und wenn Pieseckes Schwindeleien herauskommen und die schlimme Schwiegermutter das Ganze entdeckt, dann erkennt man, im Turm der höchsten und reinsten Vernunft, der absoluten Einheit und Gleichheit aller Dinge, mit Krishna in der ‚Bhagavadgita‘, daß wirklich alles eins und gleich ist, Sein und Nichtsein, Tun und Nichttun, Denken und Nichtdenken, Sekt und Himbeerlimonade, Gänsebraten und Kartoffelpuffer.

Saisonbeginn

Wenn man seine Hoffnungen auf die neue Saison nach den Ergebnissen der alten bemäße: man hätte sich garnicht weggerührt von dem Lande, wo der Logierhauswirt jeden dritten Nachmittag im Chausseegraben seinem Schleichhändler auflauerte und einmal seine Frau durch einen Passanten bitten ließ, ihm Kaffee und Abendbrot zu schicken, weil der Schleichhändler ausgeblieben sei und jetzt vereinbartermaßen erst zwölf Stunden später käme; und wo man auf diese Weise so gesättigt wurde, wie es in Berlin weder unserm Körper noch unserm Geist widerfährt. Die künstlerische Hungersnot des vorigen Winters ist wenigstens hinterher wissenschaftlich aufgeklärt worden. In den Witz-Blättern unsres Deutschen Theaters, die nur darum nicht der Kriegsersatz des ‚Simplicissimus' sind, weil dieser für einen solchen Vergleich selbst heute noch zu viel Charakter hat — da findet sich mittendrin plötzlich der ernste Satz: „Das Spieljahr 1917/18 brachte dem Theater den bisher stärksten Zustrom von außen her." Nun, dann hat man sicherlich mühelos dem angestellten Deliranten seine Besoldung erhöhen können, damit er lauter als jemals Leistungen ausbrülle, die zu liefern überflüssig war, solange der bisher stärkste Zustrom von außen her anhielt. Wer keinen Tarif für seine Ueberzeugung hat und sich von dem gliederwerfenden Ausrufer auch durch aesthetische Kennerschaft und historische Bildung unterscheidet, der weiß freilich längst, daß wahre Kunst in dem Augenblick ausgeröchelt hat, wo sie unter die Menge gedrungen ist: daß sie von dieser garnicht begriffen werden kann, solange sie Kunst ist. Der Anreißer aber möchte beides: Rollmops und Chocoladensauce, den Schilling des Pöbels und das Lob der Elite; und da dieses nicht mehr zu haben ist, so dreht er den Spieß um und verfügt: „Wenn eines Tages, den andern Entwicklungen nachhinkend, die Methoden der Theaterkritik gewechselt haben werden . . ." Auf deutsch: die begehrte Methode ist, den Schund zu preisen, die verwehrte, ihn beim rechten Namen zu nennen. Drolligerweise nennt ihn der Marktschreier selber beim rechten Namen, indem er unvorsichtig genug ist, ein Fremdwort zu gebrauchen. Die Art des gebenedeiten Reinhardt von heute sei: neues Barock. Und was zieht sich durch die Kunstgeschichten als Definition des Barock? „Man sucht durch kolossale Größe, durch weite Ausladungen, durch breite, schwere, nicht voll durchgegliederte Massenhaftigkeit zu wirken. Die horizontale Linie wird aufgelöst, die Formen werden gebrochen. Vorherrschend sind verkröpfte Pfeiler, geschweifte Giebel, gedrückte Bogen, gewundene Säulen. Dem Barock gehen Harmonie und schöne Verhältnisse völlig ab. Er ist großartig und ruhelos, mehr dekorativ als konstruktiv." Davon trifft jedes Wort den Theatermann, dessen erste Reklamenotiz nach den Ferien der Welt verkündet, daß im ‚Lebenden Leichnam', in dem Andachtswerk des greisen Tolstoi, die Zigeunerlieder die Opernsängerin Grete Blaha singen wird. Ganz uneinig ist sich die unabhängige Kritik mit dem Propagandachef also keineswegs. Barock: die Bezeichnung lehnt sie nicht ab. Nur wird sie mit Feuer und Schwert bekämpfen, wovor er im Bajazzo-Kittel mit Tschinellen und Pauke einherwankt.

Aber medias in res. Die erste Premiere — der erste Schlager. Ein aktuelles Thema, eine liberale Tendenz, ein geöltes Handgelenk: zweihundertfünfzig volle Komödienhäuser. Die Deutschen politisieren sich, und ihre Theaterschriftsteller lesen nicht mehr bloß die Kulissennachrichten. Ueber dem Strich steht, daß im neuen Deutschland Freie Bahn dem Tüchtigen erschlossen werden soll. Otto Ritschl und Robert Overweg fühlen sich tüchtig genug, von dieser Vergünstigung zunächst einmal für sich selber und dann für ihren Titelhelden Gebrauch zu machen. Jung und unbekannt, wie sie sind, werden sie einfach was leisten und ihre Landsleute schon dazu kriegen, ihnen ebenso massenhaft und aufmerksam zuzuhören wie vor zwanzig Jahren dem ‚Probekandidaten'. Der ihrigte ist allerdings ein alter Herr. Zu seinem vierzigjährigen Subalternbeamtenjubiläum eröffnet sich seiner regen Phantasie die Aussicht, Verwaltungsdirektor zu werden. Seine beiden Vorgesetzten, Präsident und Assessor, verreisen den Dichtern sehr gelegen, und Gottlieb Puntsch versucht sich als Chef. Vom Ministerium läuft eine vertrauliche Anfrage, wie dem Geburtenrückgang zu steuern sei, nicht an ihn ein, aber er antwortet mit einem Trommelfeuer von Vorschlägen und Ideen, die er gleich auf die unbureaukratischste Weise auszuführen trachtet. Sein Gegenstand reißt ihn dahin, der Amtsschimmel wird unter einem Künstler förmlich zum rasenden Pegasus, und unaufhaltsam droht eine neue Aera hereinzubrechen. Bis Assessor und Präsident zurückkehren, Heulen und Zähneklappern anhebt und zuguterletzt ein Ministerialdirektor wahrhaft in die Erscheinung tritt. Bei seinem Namen Doktor Müller schmunzelt die politisierte Schicht des Publikums, als ob er obendrein August hieße. Und so modern ist er selbstverständlich auch. Empfindet Puntsch als die Tat von seinen Gedanken und wird ihn in seinem Ministerium Neuland bereiten lassen. Erst als er Alter und Laufbahn seines Schützlings erfährt, kommt er davon ab und will den angegrauten Napoleon der Schreibstube auf die übliche Art mit Orden und Titel abspeisen. Aber legt Puntsch da los. Das gäbe es nicht mehr, daß eine hochmütige Kaste sich Rechte anmaßen dürfe, die jedermann im Volke gebührten; und unerbittlich entschlossen sei er, seine menschheitbeglückenden Pläne auf der Reichstagstribüne auszubreiten. Eines steht jedenfalls fest: wenn die Stimmen der berliner Premierenbesucher mitzählen, ist Puntsch bereits M. d. R. Nichts geht ihnen lieblicher ein, als was er den Abend über herunterschmettert. In keinem Bezirksausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei, die Johannes Kaempfs Mandat nicht verlieren will, kann zukunftsträchtiger, gerechter und freiheitlicher deklamiert werden. Und wer A gesagt hat, „der muß dem Pastor auch in den Aermel sehen" — eine neue Wendung, die immer wieder stürmisch bejubelt wird. Und damit wir nicht in einer dürren Welt der Begriffe frieren, hat der Präsident selber ein uneheliches Kind, und wir zittern, daß er aufgedeckt wird, aber die edle Mutter übt keinen Verrat — und kurz und gut: der Schiffbauerdamm ist versorgt, und ‚Der Schrittmacher' wird in großen Tagemärschen einen Siegeszug durch die deutschen Lande antreten. Möge er wenigstens überall so rund, so saftig und doch so schlicht gespielt werden wie von dem Menschendarsteller Leonhard Haskel.

Denkmalsschmelze von Theobald Tiger

Da steht nun Gustav der Verstopfte,
aus Eisenguß, die Hand am Knauf.
Jedwedes brave Herze klopfte
und schlug zu jenem Standbild auf.

Und da —? Er wackelt auf dem Sockel,
man gab ihm einen kräftigen Schub.
Die Adler, seine Ruhmesgockel,
das kommt nun alles hin zu Krupp.

Ein kleiner Hund ist der Entente
vermutlich brüderlich gesinnt.
Er schnuppert an dem Postamente
und hebt das Bein. Die Träne rinnt.

Doch plötzlich sieht sein Aug nach oben.
Der Fürst ist weg. Wer weiß da Rat?
Sein Hinterbein bleibt zwar erhoben,
doch tut er nicht mehr, was er tat.

Du kleiner Hund, sei nicht verwundert.
Man kanns verstehn. Du bist verdutzt.
Denn seit dem Jahre Siebzehnhundert
hat Er zum ersten Mal genutzt.

Macht von Alfons Goldschmidt.

Macht ist Fesselung an einen Willen, Staatsmacht Fesselung an einen Zentralwillen. Der Krieg hat trotz Militarisierung, Zensur und Erhöhung der zivilen Exekutivgewalt die Staatsmacht geschwächt. Die Bänder wurden von der Zentrale gestrafft; aber am andern Ende riß die Aufbäumung und zerriß oft das Leitseil. Denn Macht ist nicht nur Fesselung durch Gewalt, sondern mehr noch durch Einsicht der Gefesselten. Das eben ist es: Fesseln dürfen nicht ins Fleisch schneiden. Man sieht es deutlich: Das Zentralisierungssystem wird durch den Krieg vernichtet. Alles zerrt an den Strängen, alles will sich dezentralisieren, ganz Europa ist übersät mit Sowjets, mit Wirtschaftssowjets, mit Gefühlssowjets, mit Selbständigkeiten aller Arten, die nicht mehr so wollen wie die Zentralgewalt. Selbständigkeiten sogar in der Zentralgewalt. Uebermäßige Zügelung, zersplitterte Zügelung, Exekutivkonkurrenz, Gesetzesgegeneinander: das Bewußtsein für Fesselungsnotwendigkeiten ist verloren gegangen. Die Zentralgewalt ist in der Auflösung begriffen, neue Formen bereiten sich vor. Es ist eine ungeheure Wende, aber sie wird nur von Wenigen erkannt. Sie wird nicht erkannt von Denen, die mit ihr operieren müssen.

*

In der Schweiz beschuldigt man die Nationalbank der Lebensverteuerung. Sie wehrt sich, und Verteidiger treten vor sie. Aber hier wird ein bedeutendes Problem angeschnitten. Ein Machtproblem, ein Problem der Macht, die im Stillen sich zentralisiert und mächtiger zu werden droht als die Staatsgewalt. Wer aufmerksam die internationale Großbankkritik verfolgt, der findet immer wieder den bittern Vorwurf der kalten Konzentration, des Zerstampfens der schwachen Menge, des Korrumpierens der Wirtschaft, des Korrumpierens der Behörden,

des Durchsetzens und Durchseuchens jedes Volkskörpers mit Geldgift. Auch aus dem bankenjungen Japan kommen solche Klagen. Hier allerdings entsteht Macht, unerhörte Macht, Uebermacht. Macht viel gewaltiger als die Staatsmacht. Denn Macht ist Fesselung, und die Gefesselten gehen noch gern mit den Riesen, weil der Riese sie spickt. Der Staat hat kein Geld. Der Staat spart, der Staat zahlt mit Orden und Rängen; aber seit Jahrzehnten schon gilt der Tausendmarkschein mehr als eine Ordensbescheinigung. Breit drin, in der Mitte der Wirtschaft, sitzt der Krake. Leise reckt er die Fangarme, bespeichelt mit goldenem Leim. An ihm zerschellen Gesetze, zerschellen Schreie, er ist gepanzert und eisig. Das ist ein Problem, ein furchtbares Problem. Was wollt Ihr mit eurer Sozialpolitik, was wollt Ihr mit Richtern und Staatsanwälten, was wollt Ihr mit Integritätsprinzipien, was wollt Ihr mit dem Heroismus des Geistes und der Tat? Was wollt Ihr mit dem Völkerbund, wenn Ihr vorher den Kraken nicht zwingt? Das ist ein Problem, ein fürchterliches Problem. Herzsaugend sitzt er da, blutfett, mit grauen Augen, ohne Stimme, ohne Muskeln und doch gewaltig ziehend. Das ist Macht, und der Krieg hat die Macht des Kraken ungeheuer vermehrt. Einer sagte mir: Hier ist die Schuld.

*

Was ist Macht? Forderungen sind Macht, aber auch Schulden sind Macht. Schulden fesseln; fragt sich nur, wen. Der alte Staat war Schuldner und doch Gläubiger. Vor dem Kriege. Heute ist er nur Schuldner. In einer Schrift des schweizerischen Bankvereins werden die Gesamtkriegskosten bis Ende Juli 1918 auf 850 bis 900 Milliarden schweizer Franken geschätzt. Ich will hier nicht die bekannten Vergleiche anstellen, die Volksvermögen präsentieren und daran die Aufzehrung klarmachen. Aber 900 Milliarden: das ist eine Schuldenlast, die die Macht verschiebt. Wer die Zinsen von 900 Milliarden fordert, um sie zu zahlen, der muß sich beugen. Das Steuerbewilligungsrecht zeigt seinen Machtcharakter. Die Schulden wandeln den Staat. Sie wandeln die Macht auf das durch sie gefestigte Reich.

*

Was ist Macht? Macht ist Klarheit, Macht ist Ueberblick, Macht ist Vollständigkeit. Macht darf keine Lücken lassen. Die Kriegswirtschaft läßt Lücken, läßt überall Lücken. Wir haben jetzt Unübersichtlichkeit, Verschwommenheit, Unvollständigkeit. Wir haben rücksichtslose Fahrlässigkeit, Drauflosverordnen, Wüten gegen eigene Prinzipien. Ein Beispiel: Die Bundesratsverordnung über Transaktionsgenehmigungen, Genehmigungen von Aktiengründungen, Aktienemissionen, Schuldverschreibungsbegebungen. Man wollte den Kriegsanleihemarkt schützen und vergaß die Industriebedürfnisse. Man fordert immer neue Milliarden, um die rasende Kriegsproduktion zu bezahlen; aber man verbietet den Produzenten die Finanzierung ihrer Produktion. Das ist ein Widerspruch. So werden Umgehungen veranstaltet, und das Stahlwerk Becker etwa gibt nicht Schuldverschreibungen aus, sondern Schuldscheine wie ein Fiskus. Das kommt von dem Ausdemärmelschütteln, von dem Hinhauen der Verordnungen. Man will Macht; aber man weiß sie nicht zu sichern. Man bringt nur Unvollständigkeiten zustande und muß sich nicht wundern, wenn die Beordneten sich wehren. Der Staat ist stolz auf seine Schuldkonsolidierungen; aber der Privatwirtschaft verbietet er sie. So geht das nicht. Man muß das Eine erreichen und doch das Andre nicht versäumen. Milli-

arden über Milliarden dem Reiche, solange sie gebraucht werden. Aber auch die Andern müssen hier und da einen Happen abhaben.

Antworten

W. Sch. Sie schreiben mir: „Ein Besuch des Hindenburgstandbildnagelungsplatzes vor der Siegessäule bei dem Sonntagskonzert der Ludendorff-Spende erweckte folgenden Wunsch: Von einem beliebig zu wählenden Datum an kostet das Herausziehen jedes Nagels eine Mark. Der glückliche Vollbringer dieses Aktes hat außerdem den Vorzug, selbigen mehr oder minder wohl erhaltenen Nagel mit nachhause zu nehmen als Reliquie oder Kuriosität. Das schöne Geld wird dann einem gemeinnützigen Zweck zugeführt. Wäre das nicht der beste Weg, Berlin an der Spitze der ‚Kulturzentren' marschieren zu lassen, die mit wohltuendem Reinemachen beginnen?". Garnicht übel, Willibald. Aber das ist das Schicksal jeder großen Zeit, daß sie der folgenden kleinen ein Gelächter ist und eine schmerzliche Scham. Wenn Sie einen ähnlichen Genuß haben wollen wie bei dem vernagelten Standbild, so lesen Sie die aesthetischen und politischen Zeitschriften aus dem Jahre 1914 — am besten den ganzen Jahrgang. Dagegen ist Ihr Militärkonzert noch ein liebliches Flötengetön. Und es wird — vermute ich — sehr, sehr lange dauern, bis wir den Nagel uns und den Andern wieder aus dem Fleische gezogen haben werden.

Felix L. Das war einmal. Die deutschen Feldzeitungen waren ursprünglich wirklich echte kleine Aeußerungen der Truppenteile. Heute ist das längst organisiert, und muß es schließlich sein, schon wegen der unendlich großen Spionagegefahr. Aber literarisch ist das alles sehr gesunken. An erster Stelle steht durchaus nicht die sehr zweifelhafte ‚Liller Kriegszeitung' mit ihrem Höcker auf dem Buckel, sondern der ‚Champagne-Kamerad', ein meisterhaft geführtes Blatt, von dem man die brave Spießigkeit seiner Heimatbriefe um der wertvollen Unterhaltungsbeilage willen hinnehmen kann. Der Leiter dieses Unternehmens hat nicht den Mund aufgerissen, sondern hat wahrhaft Kulturarbeit geleistet, die ihm die Soldaten draußen und wir in der Heimat gleicherweise danken. In dieser Unterhaltungsbeilage — ‚Im Unterstand' heißt sie — ist kein Gran jenes üblen Reißer-Patriotismus: die gute deutsche Literatur wird abgedruckt und immer wieder gute Literatur; und das geht durch tausend und abertausend Hände, die sich eben noch an Haßgesängen oder Bewers Kaiserhymnen schmutzig gemacht haben. Es nützt doch. Und ich wünschte nur, man begriffe, daß gute deutsche Kunst, auch wenn sie vielleicht nicht so ganz auf der Gesinnungshöhe ist, mehr stärkt und den Deutschen höher hält als Schmieranten, die von der Redaktionsstube aus dem Mann mit der Handgranate Gedichterchens und dummen Schnickschnack vorsabbern. Ueber die verkappte Politik in den Feldzeitungen aber kann ich Ihnen zur Zeit nichts sagen.

E. P. Der bayrische Kultusminister hat neulich darauf hingewiesen, daß die Beamtenschaft durch die schlechte Besoldung bedenklich korrumpiert wird. Das ist sehr wahr. Man muß nur nicht immer an Geld denken. Butter tuts auch, weil Fett besser schmiert. Sie dürfen nie wieder von „russischen Zuständen" reden. Das Adjektivum ist falsch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der rechte Augenblick von Germanicus

Wenn die verschiedenen Reden, die jetzt in Deutschland fast übereifrig gehalten werden, und dazu die Interviews etwa im März dieses Jahres oder gar noch früher stattgefunden hätten: so wäre der Zweck, den all diese Veranstaltungen anstreben, mit wesentlich größerer Sicherheit erreicht worden, als es heute noch möglich ist. Wir wollen nicht sagen, daß dieser ganze Komplex, den man als Friedensoffensive beurteilt sehen möchte, zu spät in das Chaos des Weltkriegs eingeschaltet worden ist; aber: nicht zeitig genug. Solche Nuancen können für die Politik ein Schicksal bedeuten. In der Tat spürt man so etwas wie einen kalten Hauch, wenn man sich darauf besinnt, um wieviel etwa die Erklärung, die Solf über Belgien abgegeben, oder das Bekenntnis, das der deutsche Kronprinz von seiner Kriegsauffassung kürzlich einem oesterreichischen Journalisten abgelegt hat — um wieviel sie wirkungsvoller und aussichtsreicher gewesen wären, wenn die Gegner noch unter dem Druck der sich vorbereitenden, durch die freigewordenen Ostheere furchtbar drohenden Offensive gestanden hätten. Daß die Versäumnis eingetreten ist, ist kein Zufall; es werden darum auch die Folgen der Versäumnis nur das Gesetz erfüllen, wonach Deutschlands Entwicklung abzulaufen hat. Es hat uns während des ganzen Weltkriegs an politischer Initiative gefehlt, weil das deutsche Volk in seiner Ganzheit des politischen Geistes noch immer ledig ist, weil die politischen Stellen nicht die Führung haben. In dem Augenblick, da die Politik in Deutschland die eigentliche zentrale Instanz ist, da sie die Ereignisse, auch die militärischen wertet und durch entsprechende Maßnahmen ausdeutet, in dem Augenblick, da sie dies in freier Entschließung tun kann, wird Deutschlands Zukunft gesichert sein. Und zwar genau in dem Grade, der den uns eingeborenen Kräften und Möglichkeiten entspricht. Wir haben viel vergeudet. Chancen, wie wir sie hatten, kommen so leicht nicht wieder. Wir müssen jetzt alles daran setzen, durch die politische Entschlossenheit, durch die Entschlossenheit der Politik und, was wichtiger ist, der Politiker, zu retten, was noch gerettet werden kann. Wir sagen das ohne irgendwelchen Pessimismus, denn bereits voriges Mal haben wir darauf hingewiesen, daß uns die Kriegskarte für die Gestaltung des Friedens immer nur von sehr relativer Bedeutung gewesen ist. Was freilich sollen wir nun tun? Wird es genügen, die eigentlich verspätete, wenn sicherlich auch heute noch nicht wirkungslose Redecampagne loszulassen? Wird es genügen, in der Defensive, den Feinden möglichst viel Schaden zufügend, zu warten, bis diesen die Einsicht kommt, daß das Geschäft unrentabel ist? Wird es genügen, darauf zu rechnen, daß

sich, je länger der Krieg dauert, desto mehr die unnatürliche Koalition unsrer Gegner lockert? Wollen wir warten, bis England Amerika zu fürchten beginnt, bis Japan gegen den Anglo-Amerikanismus mißtrauisch wird, bis Frankreich einsieht, wie sehr es zu Gunsten Englands zwar Gloire erntet, aber doch zerstampft und zerfetzt wird? Man möchte meinen, daß ein so negatives Verhalten nicht ausreicht, und daß etwas Positives geschehen muß, eine politische Tat. Für solche Tat wird der Mann gesucht. Graf Hertling dürfte für sie kaum ausreichen. Solche Tat wird die Anerkennung der gegebenen und durch nichts mehr wesentlich beeinflußbaren Lage zur Voraussetzung und im übrigen auf die uns beinah zur zweiten Natur gewordene Taktik der Zweideutigkeit zu verzichten haben. Solche Tat wird die Erkenntnis unsrer Gegner, daß die unentwegte Fortsetzung des Krieges schließlich doch zwecklos sein muß, fördern und zur Betätigung zu zwingen haben. Daß es zur Herbeiführung solcher Tat nichts nützen kann, wenn Schleiertänze aufgeführt oder dem deutschen Volke noch stärkere Fesseln als bisher angelegt werden, bedarf keiner Betonung.

Aber auch unsre Gegner werden jetzt darauf zu achten haben, daß sie den rechten Augenblick nicht verpassen. Sie befinden sich uns gegenüber etwa in der Lage, die wir im Frühjahr dieses Jahres ungenutzt haben vorübergehen lassen. Nun könnte man meinen, daß unsre Gegner, wenn sie jetzt den gleichen Fehler machten, den wir gemacht haben, uns dadurch nur nützen würden. Dies wäre aber ein Trugschluß, denn es ist kaum darauf zu rechnen, daß Hilfskräfte, wie sie unsern Gegnern während des Jahres 1918 zugeströmt sind, sich uns noch erschließen werden. Die Hinauszögerung der politischen Entscheidung würde darum kaum anders denn als eine schmerzhafte Verschleppung wirken können. Immerhin: wir haben letzten Endes nicht gar so viel zu fürchten, falls die Herren in London und Washington den gegebenen Augenblick verpassen und auf eine ihnen noch günstigere Stunde warten wollen. Durch den Granit unsrer Westfront und unsrer unbedingten Entschlossenheit, den Bestand des Reichs und dessen Lebensfähigkeit zu erhalten, werden sie niemals beißen können. Auch für sie ist der entscheidende Augenblick jetzt gekommen. Aus der letzten Rede des Lord Cecil, die mancherlei über die Schiffsraumnot der Alliierten verriet, und die so die Besorgnisse Lansdownes, daß Englands Nationalreichtum und seine Stellung als Weltfrachtenführer bereits gefährdet ist und mit jedem Kriegstage neu gefährdet wird, nur bestätigte — daraus darf man wohl den Beginn der Einsicht heraushören, daß eben dieser entscheidende Augenblick naht. Aber eben solche Einsicht muß von uns mit zur Welt gebracht werden. Dieses Geburtshelfers bedürfen wir.

Noch eine besondere Aufgabe wartet darauf, daß der rechte Augenblick nicht verpaßt werde: die Einführung des gleichen

Wahlrechts für Preußen. Die Demokratisierung des führenden Bundesstaates soll ganz gewiß nicht um der Feinde willen geschehen, wohl aber gegen die Feinde eine neue Waffe sein. Die Idee des Kreuzzugs, die sie gegen uns haben aufmarschieren lassen, muß unterhöhlt werden. Die Ansprüche aller Derer, die aus der bisher für Preußen geltenden Machtverteilung Vorteile gezogen haben, sind völlig bedeutungslos vor der Gewißheit, daß die Entvormundung des preußischen Volkes eine politische Notwendigkeit und zugleich eine unentbehrliche Verstärkung des Verteidigungskrieges ist. Die Taktik des Grafen Hertling, die in der Erfüllung der königlichen Botschaft nur einen Rettungsanker für Krone und Monarchie sieht, ist darum abzulehnen. Auch hier erweist er sich nicht als der Mann, der gebraucht wird. Es wäre verhängnisvoll, wollte man zur Ueberwindung der preußischen Konservativen auf ähnliche Ereignisse warten, wie sie notwendig waren und eingetreten sind, um die Alldeutschen auszuschalten. An einer Leiche Operationen vorzunehmen, hat keinen Sinn. Soll die Operation ihren Zweck erfüllen, so muß der Körper, an dem sie vollzogen wird, ein Maximum von Widerstandsfähigkeit aufweisen. Noch ist solch Maximum für Deutschland und so auch für Preußen vorhanden. Dieser Augenblick muß genutzt werden, koste es, was es wolle. Das deutsche Volk hat jetzt zu beweisen, daß es so viel politische Reife besitzt, wie unbedingt vorauszusetzen ist, wenn sein Anspruch auf Mitweltherrschaft Geltung behalten soll.

Die Freiheit der Meere von L. Persius

Ueber Deutschlands Grenzen hinaus wird der Friede, den wir erstreben, allen Völkern die Freiheit der Meere verbürgen und allen Nationen die Möglichkeit eröffnen, im freien Wettbewerb den Werken des Fortschritts und der Gesittung zu dienen." So sprach Herr von Bethmann Hollweg im August des Jahres 1915. Ein Ziel pflanzte er auf, das lauter Beifall grüßte. Während sonst zwei Deutsche mindestens drei Meinungen über das haben, was als des Krieges Frucht zu preisen wäre: hier, in Sachen „Freiheit der Meere' waren sie sich einig. Wohl, weil nicht Einer von Tausend ahnte, was naturnotwendige Folge dieser Forderung sein muß. Offenbarung kam in dem Augenblick, da der Weg gewiesen ward, auf dem der Sehnsucht Befriedigung werden sollte. In Stücke brach die Einigkeit, als Macht- und Rechtsvertreter erkannten, daß sie gemeinsam eines Schlagworts Suggestion verfallen waren. Und Beide hätte doch einiges Erinnern den Herrn von Bethmann nur als Epigonen Robert Fultons erkennen lassen. Der schrieb 1797 in seinem Büchlein „An die Freunde der Menschheit': „The liberty of the aess will be the happineß of the earth." Darf Zweifel aufstoßen, daß der Erfinder des Dampfschiffs mit den Worten:

„Die Freiheit auf den Meeren wird das Glück der Menschheit verbürgen“ den Zustand auf Erden im Auge hatte, der jedem „Menschen“ als allein „menschenwürdig“ erscheint, den Zustand, nach dem — die heilsame Folge der Erfahrungen von vier Kriegsjahren — auch manch Einer lechzt, den des Stahlbads Stärkung für die Wiedergeburt der in seiner Phantasie degenerierten Völker unerläßlich dünkte? Manch Einer — nicht Alle! Beweis: wie sich in ihren Köpfen die Sicherung der Freiheit der Meere malt. Der Völkerrechtslehrer an der berliner Universität, Professor Tripel, läßt sich in einer Flugschrift ‚Die Freiheit der Meere und der künftige Friedensschluß‘ wie folgt vernehmen: „Eine durch Rechtsregeln vollkommen gesicherte Freiheit des Seehandels in Kriegszeiten ist ein Traum, der ebensowenig zur Wirklichkeit werden kann wie die Beseitigung des Krieges selbst . . . Es gibt aber noch eine andre Freiheit der Meere, die in etwas anderm besteht, als in papierenen Abmachungen. Und für diese sollen wir allerdings kämpfen bis zum Aeußersten. Das ist die Freiheit der See von der Tyrannei Englands. Es gilt für uns, die britische Macht in allen ihren Teilen und allen ihren Formen — um mit Moltke zu sprechen — ‚bis auf das Prestige‘ zu schwächen. Nicht allein für jetzt, sondern für die Dauer. Streben wir danach, daß uns das Meer in Zukunft tatsächlich freier werde als bisher. Aber nur für den Mächtigen ist das Meer frei, niemals für den Schwachen. Sorgen wir also dafür, daß wir Seemacht haben. Dann halten wir auch das freie Meer. Sorgen wir dafür, daß dieser Krieg England kleiner, uns größer macht. Sorgen wir dafür, daß wir Flottenstützpunkte in Uebersee, vor allem, daß wir den Ausgang aus dem ‚nassen Dreieck‘ gewinnen, daß wir die flandrische Küste und den sichern Landweg zu ihr in die Hand bekommen. Dann werden wir für uns, aber auch für die unter Englands Willkür seufzenden Neutralen die Freiheit der Meere errungen haben, und die Welt wird aufatmen. Wir leben des frohen Glaubens, daß uns das gelingen wird. Denn einmal muß Karthago zerstört werden, und einmal wird es zerstört werden.“

Und der Geheime Justizrat Doktor Wilhelm van Calker sagte in einem Vortrag über ‚Das Problem der Meeresfreiheit‘, den er in der Aula seiner Universität Kiel Anfang März 1917 hielt: „Allgemeine Humanitätserwägungen und kosmopolitische Ideen im bisherigen Sinne dieser Worte sollten ausgeschaltet werden. Wir dürfen uns niemals mehr in den Fragen des Seekriegsrechts, wie überhaupt des Kriegsrechts, die Hände binden lassen, wie das durch die pariser, die haager und die londoner Konferenzen geschehen ist.“

Die zwei Beispiele, genommen aus einer unendlich langen Reihe „kraftvoller“ Kundgebungen, werden genügen. Also kein Recht, kein Gesetz, nur Dreinschlagen mit deutschen Waffen wird

als Mittel gepriesen, die von allen Völkern erflehte Freiheit der Meere zu erringen. Gesetzt den Fall, alle die gen Himmel stürmenden Hoffnungen unsrer Gehirnathleten, die sich in ihren Gedanken an den auf den Grund des Meeres gebetteten Union Jack vereinen, wären befriedigt: wird dann, darf man bescheiden fragen, der Traum vom Glück der Menschheit der Erfüllung entgegen reifen? Um Auskunft gebeten, sandte ein amerikanischer Freund mir den Satz: „Germany will begin to think over, what this great, noble and large minded ideal of the freedom of the seas means, when she has cruched England.“ (Deutschland wird darüber nachzudenken anfangen, was dies große, vornehme und hochherzige Ideal von der Freiheit der Meere bedeutet, wenn es England zu Boden geschlagen hat.) Und hier meine Antwort: In Deutschlands stolzem Besitz war 1914 die zweitstärkste Flotte auf dem Erdenrund. Freilich, John Bull durfte sich doppelter Tonnenzahl brüsten. (Deutschland — nach dem amtlichen ‚Nauticus‘ — besaß an fertigem Kriegsschiffmaterial 1 019 417, an im Bau befindlichem 325 988 Tonnen, England 2 205 040 und 593 420 Tonnen.) Im August 1914 schwanden die schwarz-weiß-roten Farben von den Weltmeeren. Die Schiffe unsrer Hochseeflotte zerren seitdem ungeduldig an ihren Ankerketten. Nur weniger Auslandkreuzer rastloses Wirken minderte für einige Monate die Sicherheit, die britische Kauffahrer von Alters her für sich auf allen Ozeanen in Erbpacht zu nehmen gewohnt sind. Dann tauchten die U-Boote auf, bald im Nord, bald im Süd, im Atlantic und in der deutschen See, im Eis- und im Mittelländischen Meer, bei den Azoren und an den Küsten Newfoundlands. Des aufrichtigen Engländers Geständnis wird das „Britannia rules the waves“ nicht mehr als uneingeschränkt gelten lassen. Ebenso wird Sachlichkeit niemals erlauben, daß deutsche Lippen vom Verlust britischer Seeherrschaft sprechen. Des U-Boots überwältigender Kraft trauen Millionen Menschenkinder zu, Albions schwimmende Festungen in die Tiefe zu senden, und hiermit die Freiheit der Meere erzwingen zu können. Auch Lieblingsgedanke der zur See schwachen Völker ists, mit einigen Dutzend der kleinen und wohlfeilen Unterwasserfahrzeuge dem Willen des Seetyrannen zu trotzen. Hartes Pflichtgebot heischt vom Fachkundigen, Oel auf das wogende Meer zu schütten, da Träume ins Gebiet der Unerfüllbarkeit entführen. Wohl steht auf englischem Papier, so dem des ‚Economist‘: „Wenn 50 oder 60 deutsche Unterseeboote uns Beunruhigung und Verluste verursachen können, so ist nicht einzusehen, warum nicht 500 oder 600 solcher Fahrzeuge unsere Lebensmittelzufuhr ernstlich unterbinden sollten.“ Kenner, von Mißtrauen gegen die einstens mit viel Zuneigung „Vettern“ Genannten bewegt, wissen, daß Graulichmachen zum Metier gerissener Presseleute am Themsestrande gehört, daß das Phlegma des britischen Inselbewohners nach Aufrüttelung

schreit. Nicht steht es dem Sachverständigen wohl an, sich als Prophet aufzuspielen. Heut, da keine Marine mehrere Hunderte von U-Booten ihr eigen nennt, ists nicht möglich, Erfahrungen zu sammeln. Immerhin, laßt dem U-Boot jeden Triumph. Was zeigt die Zukunft? Wärs wahrscheinlich, daß sich ein Waffeninstrument auf die Dauer allen andern überlegen behauptete, daß kein Mittel mit Erfolg erspäht würde, es zu bezwingen? Wird der Technik Schoß nicht eine Kraft gebären, die dem Lauf des zum Ziele eilenden Torpedos der ungewollten Ablenkung unterwirft, wird nicht späterhin ein Unterwasserschutz den Leib der großen Schiffe umgürten, der sie vor dem Versinken feit? In unendliche Fernen verliert sich der Blick, zu weit, um ihn in den engen Rahmen dieser Betrachtung zu zwängen.

Nebenbei, persönlich: Fest bin ich von der glückhaften Fortentwickelung des unterseeischen Fahrzeugs überzeugt. Jeder nicht aller Vernunft Entkleidete wird sich mit Freuden, wenn ers haben kann, eines Kriegsschiffes bedienen, dem durch des Erbauers Genie die Gabe ward, unter die Wasseroberfläche zu verschwinden, sobald die Situation es erwünscht. Propaganda für die veralteten „Immer-nur-über-Wasser-Fahrer" wär' ein bankrottes Unternehmen, falls einmal das U-Boot allen Anforderungen entspräche. Hier haperts noch. Erst wenn der Motorenfrage befriedigende Lösung ward, wenn Mangel an Geschwindigkeit über wie unter Wasser nicht mehr zu Klagen berechtigt undsoweiter undsoweiter: dann, erst dann wird man das Ueberwasserkriegsschiff ins Museum stellen. Bis dahin gibts noch einen langen Weg, auf dem an erster Stätte der Bau von Spezialfahrzeugen, wie Küstenwach-, Minenleger-, Hochseeboote für Kreuzeraufgaben und andres mehr zu erwarten ist. Verständige Worte über die Entwickelungsmöglichkeit des U-Boots sprach der Franzose Olivier Guihéneue in seinem Werk ‚Dreadnought ou submersible?' Dort forsche der Wissensdurstige weiter.

Was wünscht als Frucht vorstehender Hirnarbeit gepflückt zu werden? Man lese aufmerksam. „Der Herrschaft zur See und hiermit des Genusses der Freiheit der Meere darf nur Der sich rühmen, dessen Arm stark genug ist, fernzuhalten alle andern Völker von der Benutzung der Weltwasserstraßen. Nicht genügts, Gebieter der machtvollsten Armada zu sein — nein, dieser Armada müßte auch die schier überirdische Kraft innewohnen, jeder Kombination feindlicher Flotten zu trotzen, erfolgreich zu trotzen. Weiter wärs nötig, für jede neuartige Waffe, wies nun das U-Boot ist, ein vollgültiges Gegenmittel bereit zu halten."

Die Frage geht an die Vertreter des Gewaltstandpunktes: Kann Deutschland in Zukunft eine Kriegsflotte halten, die allen andern Flotten zusammengenommen überlegen ist, sind

wir gewiß, daß unsern Erfindern vom Himmel als Geschenk die sofortige Antwort auf jedes neu auftretende Kriegsinstrument beschert werden wird?

Aber lassen wirs, lassen wir das unmöglich Scheinende möglich werden. Auch menschliche Voraussicht ward oft betrogen und der Fachautorität in diesem Kriege gar manches Fiasko. Der Schützengraben brachte Feldherrn-Genialität zum Kosten, und: was kündeten vor dem August 1914 Marinegelehrte über Dreadnought und Unterseeboot? „Das stark gepanzerte und schwer bestückte Linienschiff bildet den Kern jeder Flotte, es erkämpft die Entscheidung auf hoher See!!" „Das Unterseeboot kann in der Kriegführung immer nur für lokale beschränkte Ziele in Betracht kommen. Sein Aktionsradius reicht nimmer über die Küstengewässer hinaus!" Also, der Löwe bezwang den Walfisch, Zerschmetterung wurde der Flotte, die bisher die Bedingungen diktierte, unter denen die Meere befahren werden durften. „Was wird", so fragt das Menschenkind, „hiermit gewonnen?" Aus des Urteilsfähigen Munde kommt die Erwiderung: Nichts. Denn wenns durch Schicksalsspruch der Flotte unter dem Union Jack beschieden ward, den ersten Platz zu räumen: was meint man wohl, bliebe dem Emporkommenden? Unweigerlich wird er den Fuß in die ausgetretene Fährte setzen. Nur des Narren Sinn treibt Gefühlspolitik. Der, über dessen Pfad als Leitstern „Wirklichkeitsstreben" steht, darf nicht — schon militärischer Aufgaben halber, wie Nachrichtenübermittelung — den Kauffahrer, sei er feindlich, sei er neutral, als Kräutchen Rührmichnichtan in Watte packen.

Was aber dann? Wirds nie eine Freiheit der Meere geben?

Schauen wir zu, was die Vertreter des realpolitisch gerichteten Pazifismus zu sagen haben. Mit lauwarmer Behandlung des großen Problems geben einige von ihnen sich ab. Als obs damit gelingen könnte, Zyklopen zu bändigen. Milchsuppen sind keine Kost für unheilbare Anhänger internationaler Anarchie. Sie glauben, es genüge, Stimmbänder abzunutzen, Tinte fließen zu lassen für die Humanisierung des Kriegs — Humanisierung, Veredelung des Kriegs! man höre, man höre! man könnte ebenso gut von der Veredelung der Hölle sprechen —, für Abschaffung von Blockade, Konterbandebegriff und Prisenrecht. Wollen neue Regeln aufstellen, wie es im Seekrieg zugehen müßte — wahrscheinlich, wenn Rechtsgelehrte auf Kommandobrücken stehen. Als ob Admirale und Kapitäne, einem Gesetzesparagraphen zuliebe, nicht das tun werden, was ihnen — wie sie meinen! — Landesinteresse als Richtschnur vor die Nase schiebt.

Welch Schicksal sah die Menschheit dem Seerecht nun im Kriege werden, dem Seerecht, das wahrlich unter heftigen Wehen in Paris, im Haag und in London zur Welt gebracht wurde! Ziehe man einen Schleier darüber. Hat noch einer den Mut,

zu hoffen, daß irgendwer sich nach dem Völkerrecht richten wird? Jede Regierung wird von ihren Machtmitteln den Gebrauch machen, der ihr nach Lage der Dinge zweckentsprechend, dem eigenen Vorteil dienlich scheint. Tausend Gesetze, zehntausend mögen erlassen werden: kein Kriegführender wird sich ihrer erinnern, wenns ihm Schaden bringt. Der Ohnmächtige fühlt die Faust des Starken, gleichgültig, ob die Gesetzesübertretung zum Himmel schreit. Fred Jane, der eine der gewitzigsten Federn in Albion führt, schrieb 1906 in seinen ‚Ketzereien über Seemacht': „Natürlich ist es ganz ungesetzlich, daß Unterseeboote in neutralen Gewässern liegen und auf Opfer lauern. Am Schluß des russisch-japanischen Krieges schlug man vor, Regeln in dieser Hinsicht zu erlassen. Eines Tages werden sie bestimmte Form annehmen und von allen Nationen anerkannt werden. Aber welches Unterseeboot wird sich dadurch abhalten lassen, in unbewachte neutrale Gewässer einzudringen? Ferner ist es ungesetzlich, Minen auf hoher See oder sonstwo außerhalb der Dreimeilenzone zu legen. Die Kenntnis dieser Vorschrift ist beinahe ein direkter Ansporn dazu, die Minen weiter hinaus aufs Meer zu legen, wo sie weniger vermutet werden. Eine Mine, die dahin gelegt wird, wo der Feind eine zu finden erwartet, ist eine völlig nutzlose Mine. Wenn man überhaupt eine Mine legt, so ist es doch selbstverständlich, daß man sie an einen gesetzlich verbotenen Ort legt, an dem sie weniger vermutet wird."

Dieser Engländer redet die lautere Wahrheit! Was kündet sie Dem, dessen Sehnen nach Sicherung der Seewege geht? Einzusargen jedweden Traum, der das liebliche Bild von der Freiheit der Meere, geschützt durch juristische Spitzfindigkeiten, vorgaukelt. Mögen die Rechtsprofessoren mit ihren gelehrten Köpfen wackeln: ändern werden sie nichts an der Unumstößlichkeit des Ausspruches jenes britischen Admirals, des Lord Fisher: „Die Quintessenz des Krieges ist rohe Gewalt. Mäßigung im Kriege ist Dummheit. Vernichte gründlich und überall, wo es nur möglich ist." Braust Geklirr entfesselter Waffen über das Erdenrund, dann liegt auch Amphitrites Reich in Ketten. Das wissen die aufrechten Pazifisten, denen Jonglieren Verrat an der Sache heißt, die nur in radikalster Kur Rettung erschauen. Einer ihrer Besten, Walther Schücking, sagt in seinem Buch ‚Internationale Rechtsgarantien', nachdem ausgeführt worden ist, daß Seebeute, Konterbande und jede Blockade abgeschafft werden müssen, wenn tatsächlich etwas für die Freiheit der Meere erreicht werden solle: „Aber selbst diese völlige Negation würde noch nicht genügen, eine wirkliche Meeresfreiheit herzustellen . . . Der angeblich realpolitische Gedanke, die Freiheit der Meere durch Machtentfaltung zu gewinnen, ist jetzt utopischer als die Hoffnung auf die Neugestaltung der Verhältnisse zur See mit Hilfe des Rechts. Freilich muß radikal zu Werke ge-

gangen werden.“ Der marburger Rechtslehrer empfiehlt, die offene See der Herrschaft des Haager Staatenverbandes unterzuordnen, und er schließt: „Falls einer der kriegführenden Staaten die aufgestellten Normen über die Freiheit der Meere verletzt, wird gegen ihn die internationale Exekution verhängt.“

Die internationale Exekution! Das Problem der Probleme! Die heikelste Frage für den Haager Staatenverband — oder mag man ihn ‚Völkerbund‘ nennen. Dem helläugigen Grey bliebs nicht im Dunkeln. Der gab die Lösung am dreiundzwanzigsten Oktober 1916: „Alles wird davon abhängen, ob der den Bund tragende Wille der Völker von den Lehren dieses Krieges so durchdrungen ist, um zu erkennen, daß künftighin jedes Land, auch wenn es vom Streite nicht unmittelbar berührt wird, doch ein Interesse und zwar ein Lebensinteresse daran hat, an der Erhaltung des Friedens mitzuwirken, sogar unter Anwendung von Gewalt.“ In gleich klarer Erkenntnis schrieb ein deutscher Professor, Franz von Liszt, in seinem Werk über Völkerrecht: „Die harte Lehre, die uns der Weltkrieg zum Bewußtsein gebracht hat, ist die Einführung des Zwanges in das System des Völkerrechts . . . Die Zukunft des Völkerrechts hängt davon ab, ob es gelingen wird, in die Neuorganisation des Staatenbundes das Moment des Zwanges einzuführen.“

Die ehrlichen, die furchtlosen Pazifisten rufen also: „Fort mit dem Glauben an die rohe Gewalt, fort mit militärischen Machtmitteln, aber auch fort mit der Halbheit, wie Humanitätsbestrebungen im Kriege, Festsetzung von Konterbande, Blockadebegriffen undsoweiter. Nur Völkerbund, Schiedsgericht und Abrüstung können Bürgschaft geben für ein freies Meer. Aller Nationen Wille drängt auf das Ziel hin.“ Da stehen die Skeptiker auf: „Britanniens Söhne werden sich nicht zu solch schimpflichem Handel bereit finden. Kaum warfen sie den Köder aus, als zappelnd auch schon der deutsche Michel am Eisen hing. Niemals wird Albion den ersten Nagel in den Sarg seiner Seeherrschaft treiben. Ueber Piraten hielt John Bull stets seine schirmende Hand. Selbst des Yankees Ueberredung glückte es nicht, ihn zu bekehren.“ Und sie weisen mit Magistermiene auf das Buch der Geschichte hin, allwo geschrieben steht: Schon Benjamin Franklin kämpfte für die Freiheit der See, und Preußens und der vereinigten nordamerikanischen Staaten Regierungen setzten 1785 in ihrem Freundschaftsbündnis die ungehinderte Straße der Handelsschiffe im Kriege fest. Henry Clay trat 1826 für die Forderung ein, daß Privateigentum auf See die gleiche Sicherheit wie auf dem Lande haben müsse. 1822 erging von Seiten der Union ein Ersuchen an England, Frankreich und Rußland, die friedlichen Kauffahrer mit ihren Gütern unbehelligt auch in Kriegszeiten ihren Weg ziehen zu lassen. Stets erhob Großbritannien Einspruch. In der Pariser

Deklaration 1856 scheiterten abermals die Bemühungen der für die Menschenrechte Eintretenden an Englands Hartnäckigkeit. 1862 sagte Charles-Summer im Senat zu Washington: „England hat in Fragen des Seerechts gewalttätig den schwachen Völkern seinen Willen aufgedrungen. Das Prahlen auf ‚Britannia rules the waves' wird unerträglich. Jedes Erbarmens bar legte England während des Bürgerkrieges unsre Schiffahrt in Ketten."

„Der Union Jack duldet keine andre Flagge neben sich auf den highways of the nations", so sprach schon Cromwell, und als Hugo Grotius, der Stolz niederländischer Rechtsgelehrsamkeit, sich vermaß, die Forderung des „mare liberum" aufzustellen, da kam das Gebot von Karl dem Ersten von England, ihn zu züchtigen. Königin Elisabeth verfügte die Fortnahme hanseatischer Kauffahrer in portugiesischen Häfen, weil ohne ihre Genehmigung sie die Nordsee zu durchqueren gewagt hatten.

Das — die Beweismittel der Skeptiker. „Tatsachen"? Unbestreitbar. Strebsamen Forschern fällts nicht schwer, noch Berge von Material aufzutürmen. Und dennoch: was besagts? Pazifisten umzustimmen, dazu reichts nicht aus. Deren Glauben klammert sich an das Vertrauen, daß des Briten Sinn geläutert aus dem Weltenbrand hervorgehen werde. Sie berufen sich auf Worte wie die Edward Greys: „Es wäre sehr vernünftig, die Freiheit der Meere zum Gegenstand von Beratungen nach diesem Kriege zu machen, aber nicht als etwas Abgesondertes und nicht, solange kein Friede und keine Sicherheit gegen den Krieg und deutsche Methoden zu Wasser und zu Lande bestehen. Wenn es Garantien gegen einen zukünftigen Krieg geben soll, so müssen sie allumfassend und wirksam sein und Deutschland ebenso wie die andern Nationen, England eingeschlossen, binden." Und der ‚Manchester Guardian' schrieb kommentierend: „Als ein Ideal, das während des Krieges Anwendung zu finden hätte, kann das der Freiheit der Meere keine Stelle haben. Während Deutschland so kämpft, wie es tut, und die Unterschiede niedertritt, die mühsam zwischen Neutralen und Kriegführenden, zwischen Nichtkämpfern und Kämpfern errichtet wurden, können wir uns nicht erlauben, irgendeinen Teil unsrer Stärke zur See zu opfern. Aber nach dem Kriege verdient die Freiheit der Meere die volle ernste Beachtung. Wenn wir durch irgendwelche Konzessionen, die unsre Verteidigungskraft zur See unangetastet lassen, das preußische System des Militarismus beseitigen können, so würde unsre Flotte der Sache der Menschheit den letzten ihrer Dienste erwiesen haben."

Die Skeptiker schieben solche Bekenntnisse beiseite. Nur auf die Aufrichtigkeit ihrer Sache, auf die ihrer Gefühle bauen sie; Heuchler schelten sie die Andern, vertrauen nur auf sich und auf die eigene Kraft. Wir aber, die, sollen wir nicht dem Tode bei lebendigem Leibe verfallen, nimmer dahin geben werden die

Hoffnung auf bessere Zeiten, hält unumstößliche Ueberzeugung aufrecht: aus diesem grausen Bad von Blut und Tränen wird die Versöhnung Brücken schlagen hinüber ins Reich, da unser höchstes Glück sich aufs Recht, nicht auf die Macht stützt, auf das Recht, das allein verbürgen kann „die Freiheit der Meere".

Anmerkungen von Klabund

Zustand! entrüstete sich früher der Berliner, da hatte er noch nicht mit dem Kriegszustand gerechnet.

*

Das Ruhrgebiet hat sich von Westfalen nach und nach über ganz Europa ausgedehnt.

*

Die Bolschewiki beweisen, daß der Glaube Zwerge versetzen kann.

*

Tirpitz belegte neulich auf einer Reise ein ganzes Coupé erster Klasse für sich. Als der Andrang des Publikums zweiter Klasse sich der leeren Plätze bemächtigte, äußerte er sich sehr indigniert über den Klassenkampf.

*

Maikäfer flieg, der Sozi ist im Krieg, der Vater ist in Pommerland, Pommerland verzinst sich mit 700 Prozent.

*

Amerikanischer Pazifismus: eine sonderbare Art, den ewigen Frieden herbeizuführen, indem man den ewigen Krieg propagiert.

*

Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben? Schwerlich. Früher waren es deren zwei: schwarz und weiß. Aber unter dem Druck des Krieges habe ich die Fähigkeit gelernt, in allen Regenbogenfarben zu schillern.

*

Wenn der bayrische Löwe brüllt, hört jeder sofort heraus, daß er ein harmloses Kinderspielzeug ist und nur so lange brüllt — wie er von den Preußen aufgezogen wird.

*

Expressionismus: die Kunst derer, die expreß Jonier sein wollen. Oder, wie ein alter Philosophieprofessor in Marburg immer sagte: Wir sind Griechen, meine Herren, nicht wahr? wir sind Griechen.

*

Als derselbe Professor einst in Dresden einen Gastvortrag hielt und wieder mit seiner klassischen Formel: Wir Griechen! begann — da schrien die Sachsen: Das ist uns nichts Neues, das tun wir von jeher! denn sie hatten in ihrem heimatlichen Idiom verstanden: Wir kriechen . . .

*

Der Schlachtgeschrei der Imperialisten diesseits und jenseits:
Prolet — arier aller Länder, vereinigt Euch!

Bolschewisten und Andre von Olf

Laut Deutscher Tageszeitung weiß der russische Mitarbeiter des Nieuwe Rotterdamsche Courant von einer allgemeinen Flucht der russischen Gebildeten in die Ukraine zu erzählen. Sie fliehen, weil man sich dort sicher fühle, und weil der Untergang des Bolschewismus näher rücke. So weit ist es mit der Verwirrung im Osten gekommen: die russischen Gebildeten, die Intellektuellen, womöglich die Bourgeois, die Kadetten fliehen, weil sie den Sturz des Bolschewismus fürchten! O Zeiten! O Zeitung! O Deutsche Tageszeitung!

*

„. . . dann müßte man die ganze Lehre vom Völkerrecht und vom Kriege einfach umkrempeln . . . zu der Anschauung, daß die im Kriege erworbene Gewalt überhaupt keine rechtliche Gewalt wäre . . . (man denke: es gibt Menschen, die zu dieser Anschauung gekommen sind!) . . . oder etwa gar den Plebiszit. Und doch ist es eben grade das Wesen des Krieges, daß Herrschaft und Macht auch für das Recht maßgebend sind und daher das Recht sich der Rechtstellung fügt, die der siegreiche Staat sich erworben hat." Der dies sagt, ohne einen Augenblick daran zu denken, wie im Zivilrecht ein Pfandrecht erworben wird, der dies sagt — in einem Aufsatze flacher als die flachsten Stellen seiner entsetzlich flachen Rechtsphilosophie — der dies sagt, ist kein Militär: er ist ein Jurist und heißt Kohler.

*

Die Kölnische Volkszeitung findet — und der Reichskanzler greift die Ansicht auf —: daß die Geistesart der Deutschen stark zur Kritik neige. Auf Grund dieser überraschenden Erkenntnis spricht sie sich, „unbedachte Aeußerungen" befürchtend, gegen die Einberufung des Reichstages aus. Die Gute! Wenn diese überraschende Erkenntnis richtig sein sollte, kann man nur — wohl in Uebereinstimmung mit den Alldeutschen — annehmen, daß die Mitglieder des Reichstages, von denen ja kaum Aeußerungen zu befürchten sind, undeutschen Geistes seien.

*

Die Alldeutschen haben einen „Chamberlain-Dank" begründet. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Assoziation des „Invalidendanks" mitgesprochen hätte.

*

Die B.Z. kommentiert Lord Cecils Rede: „Es ist lächerlich, so zu tun, als ob unsre Alldeutschen und nicht die Engländer derzeit an der Verlängerung des Krieges Schuld trügen." Nun ist aber „unsre Alldeutschen" und „die Engländer" überhaupt keine einwandfreie Entgegensetzung.

*

Die ‚Indépendance Roumaine' hat bestritten, daß eine deutschfreundliche Politik den Traditionen König Karols ent-

spreche. Der „Steagul“ unterscheidet, entgegnend, zwischen den Traditionen: zwischen 1877 und 1881 habe König Karol eine Verbitterung gegen Deutschland durchgemacht, weil er in Deutschland nicht die gewünschte Unterstützung fand, da Deutschland durch seine Interessen und die damaligen internationalen Beziehungen verhindert war, Rumänien zu unterstützen. Was nun: Interessen wie damals? Tradition wie früher und später? Und was bildet Tradition, und was bestimmt Interessen? Wer unterscheidet Interessen, und wer lehrt Tradition? Ueber der Interessen- und vor der Traditionspolitik steht eins: vernünftige Politik.

*

Die alldeutsche Publizistik betont mit aller Energie, daß die oesterreichischen Alldeutschen ganz verschieden von den reichsdeutschen seien. Auch Herr Doktor Hopfen sei kein Alldeutscher, und die Vaterlandspartei sei nicht alldeutsch; am Ende ist es auch Herr Chamberlain nicht und nicht die Deutsche Zeitung? Dagegen spricht Herr von Gebsattel davon, daß dem Alldeutschen Verbande „Mitglieder von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken angehören, soweit sie auf dem Boden ihres Volkstums stehen“. Die Einschränkung ist nicht ganz klar, und ich kenne, beim Himmel, keinen Alldeutschen auf dem äußersten linken Flügel. Es bleibt nichts übrig als die Bitte an die Alldeutschen: einmal deutlich zu bestimmen, wen oder was — oder wen und was — sie für alldeutsch halten.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXIX.

Georg Michaelis

Ich schlage mein politisches Tagebuch auf.

7. März 1917. Im Abgeordnetenhause eine kleine Sensation. Der neue preußische Staatskommissar für das Ernährungswesen, der Herrn von Batocki, dem Manne ohne Exekutivgewalt, für die speziell preußisch-agrarischen Verhältnisse an die Seite gegeben ist, hat sich heute dem Parlament, auf etwas ungewöhnliche Art, vorgestellt. Ein kleines, eingetrocknetes Männchen. Ein Gesicht wie ein Papagei, der sich leicht im Gehänge schaukelt. Die Venus ist aus Schaum geboren, Michaelis aus Aktenstaub. Seine Fassade ist vergilbt. Dieses Kerlchen taucht mit einmal hinterm Rednerpult auf und spielt den kleinen Napoleon. Fürchterlich rasselt er mit dem Schwert seines Geistes. „Das Amt, das mir übertragen ist, wurde geboren aus der schweren Sorge, in der wir in unsern Ernährungsfragen leben.“ Und dann rollte er die Schuldfrage auf, hieb links und hieb rechts und züchtigte vor allem die Herren Junker und Agrarier, die das Getreide verfüttern, statt abzuliefern, und die Augen

der Rechten wurden größer und größer. Dann, als er das Murren und Knurren unter sich vernahm, trumpfte er erst recht auf: „Wer wollte dem widersprechen! Ich möchte wissen, wer mir in den Arm fallen will? Und mit Erfolg in den Arm fallen würde, wenn ich meine Pflicht auf diesem Gebiete tue?!" Ei, ei, dachten wir alle, dieses Bureaukratenmännchen haut ja tüchtig, mit unzureichenden physischen und stimmlichen Mitteln, um sich. Komik oder Tragik? Die komische Alte als Held. Aber er sprach noch weiter: „Ich übernehme kein Amt, das ein Schwert ohne Schärfe ist, und ich behalte kein Amt, das mir irgendwie nach dieser Richtung das Schwert stumpf machen sollte; sondern ich will im Aufblick zu Dem, der mir hilft, und der dem deutschen Volke hilft, durchhalten . . ." Neue Töne. Es fehlte nur noch: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen."

Auf dem Heimweg sprach ich mit mehreren Herren der Linken, denen der kleine Mann mit der Bibel und dem Katechismus auf der Zunge imponiert hatte. „Er ist doch ein ganzer Kerl", sagte der Eine. „Erst hat er die Reichsgetreidestelle in Schwung gebracht, hat, als alles, Ende 1914, verzagt und verzweifelt war, unsre Brotgetreideversorgung gesichert und hat es nun gewagt, den Herren Konservativen recht ernstlich ins Gewissen zu reden." „Wissen Sie eigentlich Näheres über Michaelis?" fragte ein Andrer. „Einiges: Er stammt aus einer sehr kinderreichen schlesischen Kreisrichterfamilie. Der dritte von sieben Sprößlingen. Er selbst hat auch sechs Kinder um sich versammelt. Sein Aeltester ist, blutjung, als Kriegsfreiwilliger gefallen. Eine Zeitlang war Michaelis Dirigent der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen bei der Arnsberger Regierung, ging später als Oberpräsidialrat nach Breslau, sprang helfend ein, als das Elend nach der Oderüberschwemmung 1903 recht groß war, kam dann ins preußische Finanzministerium, rückte bis zum Unterstaatssekretär auf und wirkte, während des Krieges, im Nebenamt an der Spitze der Reichsgetreidestelle. Mehr weiß ich nicht. Oder doch noch etwas: Vier Jahre lang lehrte er in Tokio an der Schule für deutsche Rechts- und Staatswissenschaften. Und ist sechzig Jahre."

27. März 1917. Heute erhielt ich eine eilige Einladung zu einer Besprechung mit Doktor Georg Michaelis im Finanzministerium. Nachmittags hin. Das Haus am Kupfergraben könnte auch schon eine Auffrischung vertragen. Lauter winklige Amtsstuben. Es fehlte, am Eingang, bloß noch das Wachtlokal mit dem Korporal drin. Kurz: Militäranwärter-Atmosphäre. Durch einen längern Korridor gings in einen nicht eben großen Konferenzsaal. Langer grüner Tisch. Eine offizielle Corona. Der Staatskommissar erschien, alles verbeugte sich, er ließ sich nieder, zog seine Uhr heraus, knipste den goldenen Deckel auf und legte sie vor sich hin. Dann sprach er. Langsam, trocken, ge-

schäftsmäßig, ließ einmal, so nebenher, durchblicken, welches Vertrauen er bei Hindenburg und Ludendorff im Großen Hauptquartier gefunden habe, na und so weiter. Als wir über die Linden nach Hause gingen, waren wir uns darin einig: Ein besserer Kanzleirat, der gern den Caesar spielen möchte.

13. Juli 1917. Die Kanzlerkrise in vollem Gange. Bethmann Hollweg ist nicht mehr zu halten, nachdem der Stein vor seine Füße gerollt ist, über den er stolpern muß. Die höchsten Militärs, die einflußreichsten Junker, die führenden Parlamentarier der Rechten haben ihn nicht aus der Vertrauensstellung beim Monarchen herausbrechen können. Stein oder ich, Sein oder Nichtsein ist jetzt die Parole, und Bethmann ist hinten heruntergefallen. Und sein Nachfolger? Alle möglichen Namen wurden genannt. Graf Roedern, der sympathische Chef des Reichsschatzamtes; Graf Hertling, der aber seines hohen, höchsten und allerhöchsten Alters wegen bereits abgelehnt hat, und mancher andre. Zum Scherz will ich noch registrieren, daß auch Herr Michaelis als Prätendent erwähnt wird. Wir lachten alle in unsrer Weinstube; aber jener Politiker meinte es wirklich ganz ernst und sagte, wir würden ja sehen.

14. Juli 1917. Wie eine Bombe schlugs ein. Michaelis — Reichskanzler. Kein Mensch war gefragt worden. Kein Parlamentarier, niemand, niemand. Aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Und nun hat Deutschland die Bescherung. Auch der Kaiser kannte ihn nicht näher, wie jetzt bekannt wird. Der Kaiserin aber war er als oberfromm empfohlen worden. Und dann seine Leistungen! Das Brot hatte er drei Jahre lang richtig unter die Leute verteilt. Warum sollte er nun nicht auch die Menschen, die durch dieses Brot gewachsen sind, richtig behandeln können? Als er seiner Frau telephonisch von seiner Ernennung Mitteilung machte, erzählte mir heute Einer aus der Reichskanzlei, habe die ganz erschreckt bloß gesagt: „Ach, Du bist ja verrückt!" Ob er ein salbungsvolles Amen dazu gesprochen hat, weiß ich nicht. Aber vielleicht macht sich dieser Mann aus der bureaukratischen Ochsentour, vor ders Bismarck eiskalt über den Rücken lief, ganz gut. Die Presse, die er hat, ist so übel nicht. Die Tägliche Rundschau überschreibt ihren Begrüßungsartikel stolz und froh: ‚Unser Reichskanzler', denn sie hat ihn empfohlen, die Rechtspresse grollt ihm nicht mehr, und nur die Linke hadert, weil er dem Deutschen Reiche so mir nichts dir nichts aufoktroyiert wird. Nun, warten wir ab.

18. Juli 1917. Ein merkwürdiger Kauz, dieser Michaelis. Bekennt, daß er sich bisher nicht mehr mit Politik befaßt habe als jeder andre Zeitgenosse auch, und nimmt als Chef der Reichskanzlei, in die ein politisch und diplomatisch gewandter, geschmeidiger und in allem erfahrener Mann hineingehört, den Leiter der Reichsfettstelle, einen Landrat von Graevenitz. Fette, Oele, Schmiermittel machen sich in Bismarcks Räumen breit.

19. Juli 1917. Erstes Auftreten im Reichstag. Michaelis hält seine große Rede, nachdem die parlamentarisch-ministeriell-militärischen Konferenzen im Garten des Herrn Helfferich beendet sind. Er wollte, wie ers dem Zentrum und der Mehrheit versprochen hatte, ein Bekenntnis zur Friedensresolution, zum Frieden ohne Annektionen und Entschädigungen ablegen. Wollte. Aber mit einem Male, so mitten drin, fügt er fast halblaut, unauffällig, das Sätzchen ein: „Diese Ziele lassen sich im Rahmen Ihrer Resolution — wie ich sie auffasse — erreichen."

20. Juli 1917. Wir haben im Reichstag zuerst garnicht so sehr auf das Hintertürchen geachtet, das sich der fromme Herr Michaelis mit dem Blick nach oben da mit einem Mal aufmachte. Jetzt, wo der Wortlaut der Rede vorliegt, wo einem dies Wort: „Wie ich sie auffasse" anstarrt, da merkt man das erste Unheil, das Doktor Michaelis angerichtet hat. Er hat, im Nu, die Regierung vor dem In- und Ausland um jeden Kredit gebracht. Mit solch einer Unehrlichkeit in der Politik kommt man nicht drei Schritte weit.

30. Juli 1917. Jetzt ist ein Ueberblick über das Echo seiner Reichstagsrede im Auslande möglich. Katastrophal. Man schenkt Deutschland keinen Glauben mehr. „Deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang . . ." Die Treue hat Herr Michaelis verspielt, den Wein hatte er schon seit Jahren als christlicher Temperenzler oder richtiger: Mäßigkeitsfreund verschmäht, und den Gesang (Andrer) kannte er nur aus dem Choralbuch: „Ach bleib mit Deiner Gnade" . . .

6. August 1917. Es ist amüsant, zu sehen, wie kalt Herr Michaelis seine, in langen Jahren ersehnte Rache genießt. Alle die Herren, die eben noch seine Vorgesetzten waren oder ihm sonst Unbequemlichkeiten gemacht haben, werden jetzt, da er sich völlig souverän dünkt, einer nach dem andern mit der seidenen Schnur abgewürgt. Sein Chef von gestern, Herr Finanzminister Doktor Lentze, der ehemalige Stadtrat und Oberbürgermeister, muß als Erster daran glauben; Herr Batocki, der Präsident des Kriegsernährungsamts, wird wieder nach Königsberg im Eilpaket verschickt (obwohl er gehofft hatte, bei dem Revirement bloß in die Königgrätzer Straße, ins Landwirtschaftsministerium hinüberzuwechseln), na, und so weiter. Kein schöner Anblick.

20. August 1917. Das Kapitel Michaelis wird immer unerfreulicher. Im Hauptausschuß des Reichstages, wenn er spricht, zittert man um ihn, wie um einen indisponierten Sänger auf der Bühne. Aber Herr Michaelis ist dauernd indisponiert, weil die Anlage verfehlt ist. Das Unzulängliche, hier wards Ereignis. Wann und wie wird das enden?

22. August 1917. Heute, im obern Couloir, kommt der Chef der Reichskanzlei Herr von Graevenitz ganz aufgeregt auf die Herren der Presse zugestürzt und bittet sie, von dem Vorfall um Gottes willen nichts zu bringen. Mißverständnis, Ver-

schen — man kennt diese Michaelis-Melodie. Er hatte sich in der Kommission so ganz nebenbei, wie damals, im Monat Juli, noch weiter von der Friedensentschließung entfernen und hatte feststellen wollen, daß er sich niemals zu ihren Zielen bekannt habe. Aber diesmal begehrte die Linke denn doch heftig auf und packte ihn an den Hammelbeinen. Er mußte, nachdem die Mehrheitsparteien sich zu einem hochnotpeinlichen Gericht in dieser Angelegenheit zurückgezogen und ihn durch einen Parlamentär mit weißer Fahne um Aufklärung ersucht hatten, einige Verlegenheitsworte stammeln und einen ganz kläglichen Gang nach Canossa vor dem Reichstag tun. Alle Tage haben einen Abend. Ich finde, dieser Tag hat keinen Abend. Manche sagen, daß Herr Michaelis nur bis zu den Michaelis-Ferien bleiben werde. Hoffentlich haben sie recht. Lange kann das Reich, in einer so ungeheuer schweren Zeit, diese Belastungsprobe nicht ertragen.

4. September 1917. Daß er den Siebener-Ausschuß zur Beratung der Antwort-Note an den Papst gebildet hat, war nicht übel. Das Parlament wird politisch satisfaktionsfähig.

6. September 1917. Er hat die Linke und das Zentrum wissen lassen, daß er Elsaß-Lothringen die Autonomie verleihen wolle. Alles sei in Vorbereitung. Einstweilen, bis zum Oktober, solle man öffentlich die Sache nicht weiter berühren. Wieder ein Lichtblick.

9. Oktober 1917. Nun hat sich Michaelis das unglaublichste Stück geleistet. Er hat von einer (im Keime erstickten) Meuterei auf einem Kriegsschiff gesprochen und hat die Unabhängigen Sozialisten der Mitwisserschaft an dem Komplott beschuldigt. Gewaltige Aufregung. Der Mann, lärmen sie im Plenarsaal und in den Wandelgängen, müßte unter Vorzensur gestellt werden. Das Ausland kann wieder einmal hohnlachend triumphieren. Bleibt Michaelis auch jetzt noch auf seinem Posten? Weicht den Klebstoff mit einer warmen Dusche von hinten auf.

10. Oktober 1917. Er wollte erst Herrn von Capelle, den Chef des Reichsmarineamts, den eigentlichen Vater des völlig mißglückten und geradezu kindisch arrangierten Vorstoßes gegen die äußerste Linke als Bock in die Wüste schicken; aber das ist mißlungen. Das Parlament läßt jetzt nicht locker. Dieser Mann soll und muß gehen. Eine Kraftprobe. Variation zu dem Michaelis-Motiv: „Wer will mir in den Arm fallen?"

11. Oktober 1917. Die Reichstagsmehrheit hat eine vertrauliche Deputation zu ihm entsandt, um ihn endlich, endlich davon zu überzeugen, wie notwendig das Reich ihn — nicht braucht. Er ist schwerhörig geblieben.

12. Oktober 1917. Zu Schiff nach Kurland. Läßt sich huldigen. Will noch einmal mit vollen Zügen aus dem Reichskanzlerbecher trinken. Prosit. Aber dann auch Schluß.

14. Oktober 1917. Er hält sich noch immer für unentbehrlich. Möchte, wenn er schon gehen soll, wenigstens die Lei-

tung des preußischen Ministeriums in der Hand behalten. Graf Hertling will nicht: entweder alles oder gar nichts.

2. November 1917. Michaelis fügt sich. Gott sei Dank. Laßt uns das Niederländische Dankgebet anstimmen: „Wir treten zum Beten . . .“

14. Juli 1918. Nun sitzt Herr Michaelis schon lange als Oberpräsident in Stettin, hält täglich seine Morgenandachten und fühlt sich weit vom Schuß als Untergebener Derer, die er einst selbst in den Sattel gehoben, ganz glücklich und zufrieden. Die Letzten werden die Ersten sein und die Ersten die Letzten. Er hat beides durchgekostet. Das Märchen von Harun al Raschid, der einen der Aermsten des Reiches für Einen Tag Kalif sein ließ. Dieser Scherz hat dem Deutschen Reich bloß ein bis zwei Jahre Krieg und damit viele hunderttausende blutige Opfer gekostet. In jenem orientalischen Märchen liest sich die Episode harmloser.

30. August 1918. Conrad Haußmann hat in seiner württembergischen Wahlrede das richtige Wort gesagt: „Ich erhebe Anklage gegen den frühern Reichskanzler Michaelis, daß er im Sommer und Herbst 1917 die Politik des Prinzen Max nicht vertreten hat, sondern Zweifel in die Haltung Deutschlands gesät und das Mißtrauen gegen uns begünstigt hat.

Freundliche Aufforderung von Theobald Tiger

Ich bin ein dicker, aber reiner Knabe,
von treuer, braver, biederer Ehrlichkeit;
ich freu mich an dem bißchen, das ich habe,
und geh in schmucklos grauem Bürgerkleid.
Doch würd auch ich das goldene Kalb umhuppen,
nennt mir ein Schieber eine große Zahl
und deutet auf den Kaffee tief im Schuppen:
„Na, wollen wir mal?“

Michel steht auswärts. Sei es in Rumänien,
sei es in Belgien, seis in der Türkei —
und in der Heimat sitzen nur die wenigen,
die gründen eine Vaterlandspartei.
Der Kammerherr reicht zierlich wie zum Tanze
die Fingerspitzen einem General;
stehn sie parat, dann fragt der Chef vons Ganze:
„Na, wollen wir mal?“

Der Friede ist ein junger, eleganter
Flaneur auf jenem Boulevard der Welt.
Von Tag zu Tag wird er nur noch charmanter,
doch scheints, daß er den Damen nicht gefällt.
Da gehn nun so viel, mit und ohne Schleier,
in Poirets Stoff, in Schottlands buntem Shawl —
und keine, keine spricht zu ihm als Freier:
„Na, Kleiner? wollen wir mal?“

Immermann und Grabbe

Lassen wir doch die Literatur-Heuchelei. Mindert es die Verehrungswürdigkeit Otto Brahms, daß er kein Drama gedichtet hat? Der Dramaturg Immermann, der kaum fünf Jahre hat arbeiten dürfen, und dessen Arbeit an jedem Abend der Bühnenvorhang begraben hat, der ist als ethische und geistige Kraft, nach dem Gesetz von ihrer Erhaltung, noch heute lebendig: der Dramatiker Immermann, dessen ‚Merlin' der Buchdruck aufbewahrt hat, der ist eine ‚Mythe' wie sein Werk, durch dessen erste Aufführung nach fast neunzig Jahren der Instinkt von Legionen abgeneigter Theatermänner hinterher zu unerwarteten Ehren gekommen ist. Keine Möglichkeit, anders als durch eine Dissertation oder Habilitationsschrift halbwegs Absichten aufzudecken, die so wenig Klarheit und Gestalt gewonnen haben, daß hiergegen der zweite Teil des ‚Faust' ein Gebild von leuchtender und einleuchtender Sinnfälligkeit zu nennen ist. Zwei Seelen wohnen auch in Merlins Brust, da seine Eltern Candida und Satan heißen. Was denn sollte aus solcher Begattung sonst entstehen als eine „Tragödie des Widerspruchs"! Immermann aber hat das Pech, daß er zu sehr ihr Held ist, um ihr Schöpfer sein zu können: zu sehr das Opfer des Widerspruchs zwischen dem Ehrgeiz, Goethen den Kranz von der Stirne zu reißen, und der ungenügenden Einsicht in die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit eines Sagenstoffes; zwischen einer Erdgebundenheit, der Thema und Umwelt des ‚Oberhofs' gemäß sind, und dem Zwang, den ihm niemand g'schafft hat, auf dem Kothurn den Olymp zu ersteigen; zwischen der Pflicht zur Durchblutung großer Menschheitssymbole und der Fähigkeit zu allegorischen Spielereien. „Was wär' das Heilige, stünd' es zu erringen?" Das gilt mehr als für jede Heiligkeit für die apollinische. Immermann ringt respektgebietend um sie, aber erringt sie eben deswegen nicht. Sein ‚Merlin' mutet an wie poetische Darmverschlingung. Von Abstraktionen und Reflexionen, von Motiven, Problemen und Kommentierungsversuchen, von Kontrasten und Parallelfiguren ein undurchdringliches Gewirr, in das manche Rätsel obendrein künstlich hineingestopft scheinen, und dessen Staubtrockenheit völlig unerträglich wäre, wenn es nicht ab und zu lyrische Eingebungen überglänzten.

Wahrscheinlich sind wenige Dramen für die Bühne so ungeeignet wie diese gedunsene Geheimniskrämerei eines tapfern Lebenskämpfers, dessen literarisches Schicksal damit erklärt ist, daß ein hohes Muster imstande war, ihn um jedes Augenmaß für die eigenen Grenzen zu bringen. Aber bestimmt ist kein einziges Drama so ungeeignet für die Volksbühne. Als deren neue Leitung es vor Monaten ankündigte, stieß ich erschreckt einen Warnungsruf aus; mit dem Ergebnis, daß über die Granheit meiner wie aller Theorie des grünen Lebens goldener Baum erhaben die Wipfel schüttelte. Und da saßen sie nun, die armen Leute, denen verheißen worden war, daß sie's mit einem fälschlich verkannten allererhabensten Meisterwerk der Weltdramatik zu tun kriegen würden, saßen in förmlich verzweifelter Andacht mit angststarren Mienen und quälten sich steinerweichend, Sinn und Verstand in Ereignisse zu legen,

deren tatsächlichen Zusammenhang zu erfassen bereits eine stattliche Leistung gewesen wäre. Und immer, wenn sie nichts begriffen hatten, klatschten sie wie besessen, die armen Leute, die sich ja doch ihrer Führer würdig erweisen mußten. Ach, wären diese Führer nur erst ihres Publikums würdig, das nicht gelockt zu werden braucht, sondern da ist und da bleibt, willig, vertrauensvoll und dankbar um jeden Preis, selbst um den Preis der gigantischsten Langenweile. Einen so hohen Preis, weil er nötigenfalls gezahlt wird, auch einzukassieren, ist Dilettantismus, heißt Raubbau treiben mit einem Kapital, das unerschöpflich scheint, aber vermutlich nicht ist. Das Haus am Bülow-Platz steht drei Jahre und hat schon den dritten Pächter. Mit den ersten beiden war man sehr unzufrieden: mit dem kleinbürgerlichen Schankwirt Emil Lessing wie mit dem smarten Großtraiteur Reinhardt, der sich zu seinem Hauptspeisesaal, dem Deutschen Theater, und zu dem Grillroom, den Kammerspielen, eine Schwemme hinzuwünschte und die Volksbühne dafür geeigneter fand als ihr Besitzer. Jetzt hat dieser seine Hoffnung auf Friedrich Kayßler gesetzt. Der lasse die Unzulänglichkeit des Dramatikers Immermann nicht den Theaterdirektor Immermann entgelten, sondern nehme sich keinen andern zum Vorbild. Erfolgreicher darf er sein.

Aus Immermanns Stadt stammt der Dekorationsmaler Ewald Duelberg. Ich habe ihn im Verdacht, daß er eine Ausstattungsmanier mit zu uns gebracht hat; denn der Charakter des ‚Merlin‘ fordert nicht unbedingt diese Art Inszenierung. Es gab immer wieder Lehrkörper der Stereometrie mit Confetti: Würfel und Polyeder bedeuteten eine Schlucht, und die Bäume, vor denen man keinen Wald sah, bestanden aus bunten Papierschlangen. Beleuchtung und Farben erfreuten das Auge; aber daß das dunkle Gedicht damit irgendwie aufgehellt worden wäre, kann man nicht sagen. Gewiß hätte man sich leichter hindurchgewunden, wenn der Schauplatz immer unzweideutig zu erkennen gewesen wäre. Wiederum, da auf solche Veranschaulichung verzichtet wurde, war der ganze, ziemlich große, Aufwand zu sparen. Dann tatens neutrale Vorhänge ebenso gut wie diese Parallelepipeda, Rhomben und Kegel zwischen Masten mit untenherumgeklebtem Blumenwiesenersatz und Schauspielern, die auf keinen faßbaren Stil gestimmt waren, weil dazu die Dichtung weder saftig noch aetherisch genug ist und die Zeit der gemeinsamen Arbeit nicht gereicht hatte. Die Gaben der Truppe werden zuverlässiger abzuschätzen sein, sobald ihr Führer ihnen richtige Aufgaben zugewiesen haben wird. Auf den ersten Blick sieht es aus, als hätte Kayßler seine Soldaten nach der Elle gekauft. Lauter statiöse Kerle, von denen manche selbst ihn überragen. Ob auch künstlerisch? Daß er Protagonist ist, ja daß er überhaupt mitspielt, ist abermals für den Thespis eine Gefahr. Wäre dieser furchtbare Abend über uns verhängt worden, wenn Kayßler unter den Stücken die Wahl ohne Rücksicht auf seine schauspielerischen Bedürfnisse träfe? Sein Merlin litt durch einen Einschlag von Süßlichkeit in Stimme, Gesicht, Kopf- und Armbewegungen. Manchmal sang er Falsett, und dann wieder sank er ohne Grund und Uebergang in den Baß. Nun, Eröffnungsvorstellungen glücken bekanntlich nie.

Nach dem Dramatiker Immermann sein Grabbe leider nicht als Dramatiker, sondern als Dramenfigur. Das ist bezeichnend für die Ungesundheit des berliner Theaterwesens: daß der tote Förderer und der lebendige Verarbeiter Grabbes eher auf die Bühne gelangen, die nichts oder wenig von ihnen hat, als Grabbe selbst, in dem zwischen Schutt und Schlacke Goldbarren stecken. Den ‚Einsamen, einen Menschenuntergang', haben hier Bab und Polgar geschildert. Im Bunde der Dritte sage ich, daß dieser untergehende Mensch nicht grade Christian Dietrich Grabbe genannt werden dürfte. Den, wie jeden Kerl, kann ja doch nur jemand seines Kalibers formen. Und da der sympathische Hanns Johst etwa wirkt wie ein Carl Hauptmann nicht von sechzig, sondern von dreißig Jahren, so würde ich seinem Grabbe allenfalls den Tobias Buntschuh glauben. Damit ich ihm den Napoleon und den Gothland glaube, läßt Johst ihn ungeheuer von sich eingenommen sein. Umgekehrt würde ein Genie draus. Goethes Tasso zweifelt an sich, und so brauche ich nicht an seiner Dichtergröße zu zweifeln. Aber nehmen wir diesen Grabbe für — na, für Hans Müller, der auch Könige und Helden dramatisiert hat, stellen wir uns den statt adrett und mündelsicher liederlich und versoffen vor und fragen wir, ob sein Schicksal, keine Tantiemen zu hecken, sondern elendiglich zu verrecken, uns nahegehen würde. Was geschieht der Reihe nach? Ihm stirbt die Gefährtin, nachdem sie sein Kind geboren hat; ihn verläßt der Freund, dem er die Braut verführt hat; ihn entläßt die Behörde, der er allzu zigeunerhaft gedient hat; ihn kuranzt der Verleger, dem er nicht Aufführungen genug hat; ihn schilt die Mutter, in deren Augen er für die aufgewendeten Studiengelder nicht die rechte Karriere gemacht hat; ihn verlachen die Spießer, vor denen er sich im Rausch prostituiert hat; ihm zieht in der letzten Stunde die Wirtin das Kissen aus dem Bett, das er nicht bezahlt hat. Und dann stirbt er, und wir sollen um ihn trauern wie der Lumpenmusikant, den ein Ton des zerbrochenen Menscheninstruments in der Seele getroffen hat. Das behauptet Hanns Johst; aber den Ton, der uns träfe, den hat er nicht. Er hat ihn höchstens in dem Zwiegespräch zwischen Sohn und Mutter; nämlich solche Zwiegespräche sind aus stofflichen Gründen so unverwüstlich wie Kinderszenen. Er fühlt selber, wie hier die menschliche Beziehung der beiden Partner für ihn dichtet und rührt, und schenkt sich deshalb einmal die Sentimentalität, die die meisten übrigen Bilder durchfeuchtet. „Ins Bett, Christian! Ins einsame Bett mit dir! Und aus ganzem Herzen geheult!": ein Dichtersmann, der mit dieser Tirade abwankt, um mit keiner viel bessern zurückzukehren, der darf sogar Grabbe heißen — er ist unter jedem Namen verloren. Auch unter dem Namen Paul Bildt, um den als Kern das Kleine Theater eine glatt laufende, angenehm anzusehende Aufführung hat zusammenschießen lassen. Mancher wildere Mime hätte den wirklichen Grabbe aus sich geliefert. Bildt spielte seinen Hans Müller, Carl Hauptmann, Hanns Johst gewissenhaft, sauber und nur zu langsam. Aber den Zeitverlust brachte die Pausenlosigkeit wieder ein. Es ist also möglich, zweieinhalb Stunden ohne Dünnbier und Premierentratsch im Theater zu sitzen. Ein nachahmungswürdiger Zwang zur innern Sammlung, ohne die dieser ‚Einsame' sicherlich nicht so gut weggekommen wäre.

Salden von Alfons Goldschmidt

Die russische Räte-Regierung will uns sechs Milliarden Mark zahlen. Das ist der Saldo, der Deutschland nach der Forderungsaufrechnung bleibt. Eine stattliche Summe, zahlbar in Gold, in Papier, in Lebensmitteln, in Anleihe. Ein Sechstel des Saldos sollen Finnland und die Ukraine erledigen; aber Rußland verbürgt sich auch für diesen Betrag. Eine deutsche Behördenorganisation wird den Gläubigern das Geld zuführen, und man muß wünschen, daß es dabei nach unten und oben keine willkürlichen Berechnungen gibt. Man hofft auf Markkurssteigerung, auf Versorgungsbesserung, auf Wiedererweckung des deutsch-russischen Handels nach der Finanzbereinigung. Einige allerdings sprechen von einem russischen Bluff, von Undurchführbarkeit des Abkommens, von einseitigem Profit. Ich teile diese Befürchtungen und Anschuldigungen nicht. Die Räte-Regierung liebt uns nicht, das ist gewiß. Aber ihre Vertragstreue zu bezweifeln, haben wir keinen Grund. Um schuldenfrei zu werden, hat sie sogar das kommunistische Bankprinzip durchbrochen. Sie hat zwecks bequemerer Abgeltung privatkapitalistische Konzessionen oder Konzessionen an privatkapitalistische Methoden gemacht. Sie will uns schnell los werden, und wir sollen in Zukunft mit unserm Gelde nicht mehr in Rußlands Wirtschaft werben. Sechs Milliarden Mark: das ist unser Aktiv-Saldo; die Ausschließung: das ist unser Passiv-Saldo. Man gibt uns oder will uns doch geben, was wir zu fordern haben; aber der Kommunismus will keine Gemeinschaft mehr mit dem Privatkapital. Hier setzt die Strenge ein, hier scheint nichts zu wollen; vorausgesetzt, daß die Sowjet-Regierung und der Kommunismus bleiben. Die Schuldbegleichung ist höchst angenehm für uns: sie ist eine Verwirklichung schon zu drei Vierteln verlorener Hoffnung und eine Auffüllung. Eine Auffüllung des Goldbestandes, eine Milderung des Markangebotes, ein Zuschuß zur Nahrung und eine vereinheitlichte hochverzinsliche Forderung. Aber die Ausschließung ist peinlich. Ob kommunistische Republik oder nationalistische Wut: ausgeschlossen sollen wir vom Osten und Westen werden. Mit einem Saldo oder mit Entschädigungen oder sonstwie: aber ausgeschlossen sollen wir werden. Zwar besteht ein Unterschied: die kommunistische Republik Rußland will alle Fremdkapitalien rauswerfen, die Entente nur das Kapital der Mittemächte, besonders das deutsche Kapital. Aber aus diesem Unterschied macht sich der Kaufmann nichts. Was ist dagegen zu tun? Das eben ist das große Weltwirtschaftsproblem, das selbst das Reichswirtschaftsamt noch nicht gelöst hat. Nicht mit Textilstellen, nicht mit Cacaostellen, nicht mit Schiffahrtsstellen und nicht mit Devisenstellen. Nur eine internationale Vernunft kann es lösen, eine Wirtschafts-Verbrüderung, ein Weltwirtschafts-Ausgleich, eine sanfte Gegenseitigkeit, vom Willen zum Lebenlassen hin und her geleitet. Weg mit Wirtschafts-Nationalismus, mit den Abschließungs-Wüterichen, mit den Mitteleuropa-Kerkerlingen, mit diesen ganzen Komplex-Plänen, die höchst ungesund sind. Weg mit ihnen, dann werden alle Völker einen Aktiv-Saldo verbuchen können.

*

Man hat die Seehandlung um sechshunderttausend Mark erleichtert. Die alte ehrliche Seehandlung, die kein Kutscher kennt. Kein Kutscher kennt sie, das kann ich bezeugen. Denn als ich sie vor vielen Jahren besuchen wollte, fuhr mich der Kutscher vor eine Fischhandlung.

„Det ist die beste Seehandlung in Berlin", sagte er mir. In der Tat gab es dort frische Fische — frische Fische, die wirklich vorhanden waren. Nicht eine Firma Flörsheimer, die gar keine Firma ist, sondern nur einen Stempel, eine Stube und unsagbar viel Frechheit besitzt. Mit diesem Stempel, dieser Stube, dieser Frechheit sowie mit einigen Briefbogen und verschiedenen Schreibmaschinen hat sie das Ding gedreht. Sie hat einen Fischzug gemacht, wertvoller als alle Seefische, die in einem Monat zu Kriegspreisen in Berlin verschlichen werden. Es ist ein dualistischer Schwindel, bei dem zwei schwere Jungen in der Bank selbst mit geholfen haben. Aber es ist doch ein Reinfall. Das Erkundungssystem, das Sicherungssystem war unzureichend. Da gibt es keine Entschuldigung. Unzureichend war auch der Personenblick. Gegen Schwindler hilft nur das Auge. Menschenkenntnis ist das Haupterfordernis. Nicht Schimmelpfeng oder eine Gefälligkeitsreferenz oder das Urteil eines Graphologen. X-Strahlen in die Kontrolleursseele sind nötig. Alles andre ist mehr oder weniger unzulänglich.

*

Noch ein Passiv-Saldo. Frau Lepa hat „Spitzen der Gesellschaft" bemogelt. Wie Frau Kupfer. Frau Lepa: das ist beinah ein Seuchenname. Nirgends finden die Kupfers und Lepas ein Feld wie Berlin. Erscheint eine, die mit Röcken raschelt, mit Unterschriften aufwartet, mit Florstrümpfen kokettiert und sonst noch Freundlichkeiten bietet, so ist das Geschäft schon gemacht. Dann kommen sie, die Esel mit dem Monokel, die weiblichen Gimpel mit Doppelnamen und kronengesticktem Taschentuch, die wulstigen Naiven mit der dicken Bauchkette, dieser ganze Tiergarten voll von blasierten und plumpen Kamelen, Schafen und andern Haustieren. Wenn Berlin nicht jedes Jahr einen solchen Reinfall erlebt, ist es nicht zufrieden. Da tänzelt ein parfümierter Jüngling mit Blau-Rasur vom Osten herbei und legt die ganze Gesellschaft rein. Da kommt ein Weibsen mit dem Scharm, da kommt ein Mann mit dem bekannten Prädikat. Immer wieder machen sie in Berlin ihr Geschäft. In der Weltstadt, in der es so kreuzdämliche Menschen gibt. Faule Menschen, wucherlüsterne Menschen. Diese Passiv-Salden machen Freude. Mit Gimpeln und Parasiten hab' ich kein Mitleid. Sie müssen ihre Lepa bekommen, sonst werden sie nicht vernünftig.

Antworten

Max Bewer zu Dresden-Laubegast. Sie erlassen auf einer Postkarte einen Warnungsruf. Titel: ‚Deutschlands Tod nach dem Krieg!' Da wird gereimt und nationaloekonomisch — qualis poeta! — dargetan, daß Deutschland Longwy und Briey nach dem Kriege braucht. Das Zeug wird an Soldaten gratis — es würde auch keiner kaufen — ausgeteilt. Für diese krause gereimte ungereimte Politik sind vorhanden: Geld, ein Stück Dichter, ungezählte Ballen Karton, Geld, eine richtige Organisation zur Verteilung, Geld — und wenn ihr nun noch einen findet, ders glaubt, dann könnt ihr euch glücklich preisen.

H. G. Der Uebergang in der Hauswirtschaft wird nicht schwer fallen. 1914 erklärte jener Berliner: „Wenn ick mal wieder nach Hause komm, denn schlaf ick erst mal drei Tahre in Kohlnkasten, det ick ma an den Komfocht jewöhne." Heute jedoch wird ihm eine Kellerwohnung eingeräumt, in der früher wegen ihrer Gesundheitsschädlichkeit keiner wohnen durfte: Unterstandsersatz.

Berliner Lokalanzeiger. Du bist entrüstet und verlangst, der Zeitungskäufer solle doch so viel für sein Blatt ausgeben, wie die darin enthaltene geistige Nahrung an Wert ausmache. Dann müßte er in den meisten Fällen noch Geld herausbekommen. Aber abgesehen davon: tut doch nicht so, als ob die Zeitung eine Vermittlerin geistiger Nährwerte oder auch nur tatsächlicher Nachrichten sei. Ihr Text ist ein Anhängsel, richtiger: ein Abhängsel des Annoncenmarkts. Als diesen bei euch die Schwerindustrie beherrschte, waret ihr alldeutsch. Da ihr jetzt plötzlich auffällig von den Alldeutschen abgerückt seid, wird eine andre Gruppe wohl mehr geboten haben. Ich bitte euch: tut nicht so!

H. K. Doch. In dieser einen Beziehung bin ich durchaus auf Seiten der alleralldeutschsten Tageszeitungen. Die Tägliche Rundschau berichtet wieder einmal, daß auf einem Dampfer in der Nähe von Kiel zwanzig gefangene Engländer Sitzplätze hatten, während die Deutschen standen. Als dann ein verwundeter deutscher Soldat einen Engländer bat, sich setzen zu dürfen, wurde der frech. Die Herren Deutschen lachten. Der Engländer wurde noch heiterer gestimmt und schlug vor, den Deutschen ins Wasser zu werfen. Daraus wurde merkwürdigerweise nichts. Einer der Fahrgäste „ventilierte" die Frage juristisch: die Engländer hätten grade so gut bezahlt wie die Deutschen, also . . . Da hat nun die Tägliche Rundschau, was sie selten genug hat: recht. Es ist eine urdeutsche Tölpelei und eine elende Schlappheit, sich so zu betragen. Sicherlich soll man Gefangene nicht dauernd stoßen, aber davon ist ja hier gar nicht die Rede. Es ist widerlich, daß auch nicht ein energischer Mann da war, der den ganzen englischen Trupp von den Bänken fegte. Diese kleinen Vorkommnisse bringen uns die Verachtung der Andern ein. Und das nach Gebühr.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Da die Herstellungskosten der ‚Weltbühne', wie sämtlicher Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat steigen, sind wir gezwungen, wie die meisten Blätter, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten Oktober an kostet das Vierteljahresabonnement 6,50 Mark, das Jahresabonnement 22 Mark, die Einzelnummer 60 Pfennige. Die Jahresabonnements, die vor dieser Ankündigung aufgegeben worden sind, gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.

Verlag der Weltbühne.

Der politische Durchbruch von Germanicus

Abermals: um wieviel wirkungsvoller und entscheidender wäre die Rede des Vizekanzlers gewesen, wenn sie ein halbes Jahr früher hätte gesprochen werden dürfen. Es ist wohl kaum zweifelhaft, daß Herr von Payer auch schon im März dieses Jahres über Krieg und Frieden genau so gedacht hat wie heute. Er hätte also schon damals dem Deutschen Reiche den großen Dienst leisten können, den er ihm heute durch sein offenes Bekenntnis leisten wollte. Der Bann, der ihm bisher die Zunge beschwerte, ist die Ursache dafür, daß nun heute alles das, was in glücklicherer Stunde unwiderstehlich gewirkt hätte, in seiner Eindruckskraft wesentlich geschwächt ist. Destomehr gilt es, den Durchbruch der politischen Einsicht, der durch Payers wie Burians Rede vollzogen worden ist, unerbittlich zu erweitern. Jedes Zögern würde jetzt Verrat nicht nur an der bessern Einsicht, sondern auch am Vaterland sein. Die Herren der andern Meinung sind erledigt; sie haben sich abseits zu stellen; ihre Verheißungen haben sich nicht erfüllt, und ihre Absichten sind damit wertlos geworden. Leute, die vom Zusammenbruch Deutschlands und von seiner Vernichtung faselten, wenn nicht Belgiens Küste fest in deutscher Hand bliebe, oder wenn nicht eine erhebliche Kriegsentschädigung in Deutschlands Kassen flösse, die haben in der öffentlichen Diskussion von nun an kein Wort mehr mitzureden. Sie sind politische Leichen. Sie können zufrieden sein, wenn sie ungestraft bleiben. Tragen sie doch die Verantwortung dafür, daß die Gegner uns mindestens mit einem Schein des Rechts die Schuld an der Fortsetzung des Krieges aufhalsen können. All die Zweideutigkeiten und all die törichten Spintisierereien, mit denen wir anstelle der gesunden politischen Vernunft gesegnet waren, haben unsern Feinden dazu gedient, die Kriegsmüdigkeit ihrer eigenen Völker immer wieder aufs neue zu besiegen. Zur Politik gehört an erster Stelle die Fähigkeit, richtig abzuschätzen, was die Parteien leisten können. Wer sich in solcher Schätzung vergreift, ist Dilettant. Wer sich in solcher Schätzung durch den Umschwung der Ereignisse muß belehren lassen, ist unzulänglich. Wer heute nicht mehr in der Lage ist, die Kriegsforderungen, mit denen er gestern noch hausierte, aufrecht zu erhalten, wird nicht ver-

langen können, das Ohr des deutschen Volkes jemals wieder zu finden. Insofern haben wir eine Klärung des politischen Gewissens und der politischen Einsicht erlebt. Wir sind von Narren und Schwärmern befreit worden und haben zur Geltung endlich Die kommen sehen, die vom ersten Tage an, weil sie nicht nach äußerlichen Vorgängen und technischen Tricks, sondern aus der Substanz des geschichtlich Gegebenen heraus den Gang der Entwicklung zu beurteilen vermochten, die Möglichkeiten und damit das Ziel dieses Kriegs richtig abgeschätzt haben.

Payers Rede hat alles gesagt, was notwendig ist. Mehr kann von uns nicht verlangt werden, und mehr wollen und werden wir auch nicht geben. Jetzt steht es bei den Andern, sich zu entscheiden. Der politische Durchbruch ist uns gelungen. Dieser Sieg macht die militärischen Vorgänge an der Westfront wett, die unsre Gegner uns als eine schwere Niederlage ankreiden. Die Welt weiß nun, daß Deutschland, aller Winkelzüge ledig, einen redlichen Frieden zu schließen jederzeit bereit ist. Es wird jetzt den Gegnern verflucht schwer fallen, ihren Landsleuten zu beweisen, daß dieses Deutschland die Welt zu unterjochen entschlossen ist oder auch nur entschlossen war. Wir geben uns bei solcher Feststellung keineswegs einem falschen Optimismus hin. Wir erwarten keineswegs, daß nunmehr die Entente sämtliche Bruderarme öffnen wird. Aber drüben kann nun kein Zweifel bestehen, daß eine Friedensbestimmtheit und eine politische Offenheit, wie sie Payer geäußert und geübt hat, ebenso der Einsichtslosigkeit wie der Tücke des Gegners Daumschrauben ansetzt. England hat wiederholt erklärt, daß es nur um Belgiens willen den Krieg fortführe. Wir haben das nie so verstanden, als ob England um des liebenswürdigen Charakters der Belgier willen sich in Unkosten stürze, sondern nur so, als ob England allerdings unter keinen Umständen dulden würde, daß Deutschland, jedenfalls dieses Deutschland, wie es heute ist und morgen sein wird, sich mit Kanonen und Unterseebootsstationen an der belgischen Küste festsetzt. Nachdem nun über diese Frage Klarheit geschaffen ist, wird England es jedenfalls erheblich leichter haben, zu erwägen, wie es die Franzosen über Elsaß-Lothringen beruhigen kann, und wie es zugleich der immer deutlicher werdenden amerikanischen Gefahr sich zu entziehen vermag. An die angebliche Absicht Englands, Deutschland zu vernichten, haben wir nie geglaubt; wir sind aber überzeugt, daß England, selbst wenn sichs an derartige Dummheiten je verloren haben sollte, grade während der letzten westlichen Kämpfe einsehen gelernt hat und, falls es dazu kommen sollte, im Anrennen gegen die Hindenburg-Linie noch immer mehr lernen wird, in Deutschland einen Mitbewerber um die Schätze der Erde anzuerkennen. Im übrigen glauben wir nicht, daß England von seiner traditionellen Klugheit, nicht für andre die Kastanien aus dem Feuer zu holen, diesmal abweichen wird.

Herr Clemenceau dürfte sich wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sein Revanchetraum selbst in Lloyd George keinen Geburtshelfer finden wird, vorausgesetzt, daß England nur die Gewißheit hat, seine besondern Kriegsziele gesichert zu sehen. Mag sein, daß England um der schönen Haltung willen die Franzosen noch einige Zeit im Elsaß-Wahn beharren läßt; mag auch sein, daß in der Erwartung, Deutschland wenigstens um einiges zurückzudrücken, die Entente geschlossen noch einmal das Kriegsglück im Jahre 1919 versucht. Solch Experiment müßte scheitern. Und dann, wenn nicht früher, werden die Ausführungen Payers oder vielmehr die Gesinnung und die Einsicht, aus denen heraus sie gemacht worden sind, die Frucht erzwingen. Ueberraschungen kann es für uns kaum noch geben, nachdem wir nun endlich alle militärischen und maritimen Faktoren beider Parteien richtig schätzen gelernt haben. Nicht zuletzt die U-Boote und die Amerikaner. Die Unbelehrbaren können nicht mehr stören. Die Erkennenden sind in Zuversicht fest. Bleibt noch die Frage, ob die Exekutiv-Beamten willens und fähig sind, die Politik im Sinne des nunmehr vollzogenen Durchbruchs auch wirklich zu Ende zu führen. Payer hat, was die fremden Kabinette betrifft, bereits angedeutet, daß die Urväter des Krieges, soweit sie noch in diesen Kabinetten sitzen, zunächst einmal in die Versenkung geraten müssen, auf daß neue Männer an ihrer Stelle die Geschäfte des Friedens betreiben. Mit der gleichen Logik läßt sich solche Erneuerung auch für die deutsche Regierung, soweit sie nicht bereits erneuert worden ist, voraussagen. Wir können darum in den turbulenten Nachrichten, die während der letzten Wochen sehr eingreifende Veränderungen in der Reichsregierung prophezeiten, nicht absolute Falschmeldungen sehen. Wohl aber Ungeschicklichkeiten von Uebereifrigen oder platte Versuche, Unvermeidliches im letzten Augenblick abzubremsen. Eine Erneuerung der Reichsregierung muß ja kommen. Sie muß die konsequente Fortsetzung der bisher schon vollzogenen Demokratisierung sein. Rosengartenweisheit und Heldenstücke, wie deren eines wohl die Verbannung des mit dem Fall Hentig gut vertrauten Grafen Wedel sein sollte, dürften da kaum ausreichen. Payer muß angemessene Nebenmänner bekommen. Die ganze Angelegenheit ist übrigens damit entschieden, daß, wie man heute wohl schon mit Bestimmtheit sagen kann, die Sozialdemokratie in die Reichsregierung einzutreten gedenkt. Daß dann auch mit diplomatischen Graufüchsen, die „dem Sinne nach" oder, wie weiland Michaelis es verstand, die Dinge über alle Hindernisse hinwegzujonglieren versuchen, nichts anzufangen sein wird, ist selbstverständlich — ergibt sich schon daraus, daß für eine der wichtigsten Aufgaben, die der Kanzler in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident zu vollenden haben wird, grade das unentbehrlich ist, was Graf Hertling dem Herrenhaus bei der Beratung des Wahlgesetzes nicht

auferlegen zu können glaubte: Tempo! Graf Hertling hat von den Erledigten, da sie zur Stunde sich noch bemerkbar machen können, die ihm gebührende Antwort bekommen: die Präsentation eines Ständewahlrechts. Und obgleich solche Ohrfeige bereits knallte, hat er oder der ihn dirigierende Junker Radowitz durch die Norddeutsche Allgemeine den schäumenden Ueberrannten noch attestieren lassen, daß man ihnen keine absichtliche Verschleppung nachsagen könne. Auch in dieser Frage hat Payer die Erlösung gebracht: gründlich und schnell hat das preußische Wahlrecht zu kommen, oder es erfolgt die Auflösung. Keine Verschleppung und keine Verschlechterung. „Schon die nächsten Tage oder Wochen müssen die Entscheidung bringen." Das ist der rechte Ton. Auch hier wiederum müssen wir sagen: Wieviel wäre für Deutschland, wieviel für seine Widerstandsfähigkeit, wieviel für die Begeisterung seines Volkes, wieviel für die Gewißheit seiner Zukunft gewonnen worden, wenn solche Sprache Payers schon vor Monaten hätte gesprochen werden dürfen! Durch! Jetzt heißt es: Durch! und nicht mehr dessen achten, was unter die Räder des Siegeswagens kommen muß. Wird solche Politik gemacht, und eine andre wird kaum zu machen sein, so kann man sich schließlich die theokratische Romantik gefallen lassen, die, um die Rauheit dieser demokratischen Zeiten hinzunehmen, noch des Traumes vom Landesvater bedarf.

*

Inzwischen hat die Oesterreichisch-ungarische Regierung einen politischen Durchbruch größten Stils vollzogen. Dieser entscheidende Schritt konnte seit langem erwartet werden; aber er scheint dennoch überraschend gekommen zu sein. Wenn Herr Hintze um der austro-polnischen Lösung willen Herrn Burian bereits für erledigt hielt, so wird er jetzt hierüber und über manches mehr eines andern belehrt sein. Jedenfalls wird man nicht leugnen können, daß er wenig erfolgreich das Spiel gemischt hat. Unter keinen Umständen aber darf er behaupten, daß er die Mittemächte führt. Das ist ein Zustand, dessen Peinlichkeit nur noch vermehrt werden würde, wenn Deutschland bei einer Aussprache zwischen Oesterreich-Ungarn und der Entente sich wirklich, wie Hintze vorgeschlagen hat, mit dem Zuschauen begnügen wollte. Die Mehrheitsparteien sollen hierüber wesentlich andrer Meinung sein. Wir möchten hoffen, daß es gelingt, von ihrer Auffassung die Reichsregierung zu überzeugen.

Zu diesem Krieg von Eichendorff

Nun weht schon durch die Wälder
der kalte Boreas;
wir streichen durch die Felder,
von Schnee und Regen naß;
der Mantel fliegt im Winde,
zerrissen sind die Schuh,
da blasen wir geschwinde
und singen noch dazu:
Beatus ille homo,
qui sedet in sua domo,
et sedet post fornacem,
et habet bonam pacem!

Bemerkungen von Olf

Die antisemitischen Zeitungen wissen überhaupt nicht mehr, was sie zu Rußland sagen sollen. Trotzki hieß eigentlich Braunstein, und nun wird Lenin von Dora Kaplan angeschossen, und Kannegießer scheint auch koscher.

*

Die neuen Briefmarken der Ukraine sollen jetzt „endlich" erscheinen. Also wird es „endlich" etwas gewiß und unanfechtbar Ukrainisches geben.

*

Erzberger läßt sich über die Friedensaussichten interviewen. „Wenn die Entente glaubt, sie könne Deutschland niederringen, . . . so ist das eine verbrecherische Illusion." „Wenn die Schar der Annektionisten bei uns von einer Niederringung Englands und seiner Verbündeten spricht, so ist das eine gleich gefährliche Illusion." Gewiß, ein Verbrechen ist sogar für den Verbrecher gefährlich, und man kann fühlen lassen, daß man in einer Gefährdung ein Verbrechen sieht. Aber Erzberger ist in seinem Vokabular weniger tapfer, als wir glaubten.

*

„Friedrich der Große", sagte in einer auffälligen Rede General von Freytag-Loringhoven, „ist trotz aller Krisen mit unbeirrbarer Sicherheit dem Hubertusburger Frieden entgegengegangen." Ganz recht, dem Hubertusburger; den viele, übrigens mit einem sinnlosen Wort, heute einen Verzichtsfrieden nennen würden.

*

Die Neue Fraktion des Herrenhauses ist der Meinung, das Abgeordnetenhaus solle sich bei seinen Etatsberatungen einer größern Kürze in seinen Reden befleißigen, dann könne bedenkenlos dem Herrenhause das volle Budgetrecht eingeräumt werden. Das heißt zwei Fliegen auf einen Schlag! Bei der antiparlamentarischen Gesinnung der meisten deutschen Parlamentarier aber ist zu fürchten, daß nach den Sicherungen gegen etwaige Taten das Abgeordnetenhaus auch noch mit Sicherungen gegen seine Worte höchst einverstanden sein wird.

*

Nach amtlichem Bericht wurden in der Generaldiskussion der vom Herrenhaus gebildeten Wahlrechtskommission die vermutlichen Wirkungen erörtert, welche die Annahme des gleichen Wahlrechts oder die Nichtdurchführung der Julibotschaft haben würde. In einem Lande, dessen erste Kammer über die Folgen statt über die Gründe des gleichen Wahlrechts diskutiert, dieses also für eine Nützlichkeits- statt für eine Rechtsfrage hält und somit zeigt, daß sie noch im diplomatischen Zeitalter der Kabinettskriege etwa statt in einem politischen lebt, in einem solchen Lande überkommen einen freilich Zweifel am gleichen Wahlrecht.

*

Rechtsstehende Blätter deuteten jüngst die Möglichkeit einer sozialdemokratischen Portefeuille-Uebernahme an, nur die Vossische Zeitung meinte, daß unter den gegenwärtigen Umständen daran nicht gedacht werde. Wenn doch die sozialdemokratische Presse so meinte! Aber unter den gegenwärtigen Umständen und angesichts der gegenwärtigen Sozialdemokratie muß an alles gedacht werden.

*

Wenn, in einem mehr weitschichtigen als weitsichtigen Leitartikel der Vossischen Zeitung, Herr Jakob Schaffner sich angesichts nebelhafter Pläne eines neutralen Staates den Satz entschlüpfen läßt: „Kolonien tuns auch nicht", so verrät eine Spalte später der Satz: „Deutschlands Heilung und Hilfe winken ihm aus seinen festländisch-europäischen Möglichkeiten", warum ers ließ. Dennoch soll der Vossischen Zeitung dieser Satz so wenig vergessen werden wie den Alldeutschen Blättern der: „Durch günstige Friedensbedingungen kann man vieles erzwingen, nur den Willen der Völker kann man nicht bezwingen." Dieser außerordentlich richtige Satz widerlegt alle Aufsätze seiner Umgebung, richtet die gesamte Argumentation der Alldeutschen Blätter. Sie sollten es einrichten, daß man ihn nicht zu oft gegen sie zitieren muß.

*

Die Aufschrift einer von der Stadt Berlin dem Professor Klimsch — man ist doch modern — in Auftrag gegebenen Denkmünze lautet nach übereinstimmenden Meldungen: „Ihrem Heimatheer Bürgerdank und Ehr." Das ist, Ihr Berliner, nicht deutsch, sondern gereimt; das ist Ihr Bürger, keine Münzenaufschrift, sondern ein Rätsel. Hoffen wir, daß die Kehrseite auf die von „Ihrem" angeregte berlinische Frage: „Wem seine?" die Antwort und überhaupt des Rätsels Lösung bringt.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXX.

Paul von Hintze

Gestern erhielt ich eine Einladung von Seiner Exzellenz dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herrn von Hintze: Wilhelm-Straße 76, eine Treppe.

Die Räume sind mir seit langem bekannt. Vorn, in dem bescheidenen Vestibül aus unsrer Vorväter Tagen, die beiden Sphinxe, die sich behaglich auf ihren Steinpostamenten ausgestreckt haben, und die nun jeden Eintretenden beim Besteigen der Treppe gutmütig beäugen. Auch der Konferenzsaal des Auswärtigen Amtes, in der ersten Etage, macht einen durchaus einfach-bürgerlichen Eindruck. Keine Seidentapeten, keine wiesenweichen Teppiche, keine schweren Damastvorhänge an den paar Fenstern. Ein grünbedeckter Tisch in Hufeisenform besetzt

fast den ganzen, in seinem Ausmaß recht kleinen Saal. Links an der Wand das lebensgroße Bild Wilhelms des Zweiten aus seinen dreißiger Lebensjahren, rechts Kaiser Friedrich. Daneben die bekannten Marinetabellen von S. M. aus der ersten Zeit des Flotten-Enthusiasmus. In einer Fensterecke ein riesiger Globus. Das ist, nebst einem Bücherregal, das ganze Mobiliar.

Zur Sitzung sind einige Legationsräte gekommen, Wirkliche und Geheime, Referenten, ein Unterstaatssekretär und, zuletzt, der neue Herr Staatssekretär selbst. Gegenstand der Verhandlungen: Hohe Politik. Natürlich vertraulich.

Herr von Hintze eröffnet die Sitzung und leitet sie mit einer längern Darstellung ein. Ein frischer, noch unverbrauchter Mensch. Von Statur klein. Etwas untersetzt. Sehr beweglich. Innerlich voll Unruhe wie ein fernher grollender Vulkan. Aeußerlich die Ruhe selbst mit einem Stich ins Ueberlegene. Spricht jovial und doch etwas von oben herab. Will seine Zuhörer glauben machen, daß er alles sub specie aeterni betrachte. Kennt die Menschen und weiß, daß sie betrogen werden wollen. Kennt die Menschen der ganzen Welt, denn er ist, weiß Gott, Zeit seines Lebens überall herumgeschmissen worden.

Die beiden großen braunen Augen wandern gleichmäßig, während die Rede fließt, von links nach rechts und von rechts nach links, um jeden Einzelnen seines kleinen Auditoriums ständig unter Kontrolle zu haben. Und er will Eindruck machen, will nicht bloß, kalt und nüchtern, durch die Sache selbst und ihre geistige Verarbeitung, sondern auch durch die Form des Vortrages wirken. Er spricht, in gewählten Ausdrücken, ohne Gedankenstriche, Pünktchen und Ausrufungszeichen, glatt und abgerundet wie ein Buch. Kein Nachsatz fällt unter den Tisch. Alles reiht sich in sehr wohlgeordneten Sätzen an einander. Jedes Stäubchen einer stilistischen Unebenheit pustet er von dem Filigran seiner Rede ab und flickt alle Augenblicke, mit ruhigem Bedacht, Worte, Wendungen, Bemerkungen ein, die seine Belesenheit in der Literatur, wenn auch nicht grade der modernen, illustrieren sollen.

Kein Aristokrat, dem, in Haltung und Rede, alles von selbst wird. Nein, ein Mann, der sich, in strenger Selbstzucht, alles und jedes erst hat erarbeiten müssen. Er fußt (wie man so sagt) auf keiner Familie, auf keinen Konnexionen, auf keinen materiellen Gütern (und ist bis heute, unerschrocken, Junggeselle geblieben). Alles hatte das Schicksal ihm eigentlich versagt, alles äußerlich Greifbare. Als er noch bei der Marine war, sagten sie in intimen Kreisen, er schaue aus wie ein kaiserlicher Leibkutscher. Und nun kutschiert er ja auch so etwas wie den kaiserlich-deutschen Reichswagen. Aber die ihn so wenig freundlich verglichen, hatten doch im stillen Respekt vor ihm. Man sprach von ihm als dem „wahnsinnig" klugen, fleißigen und ehrgeizigen Hintze. Er ist bald in alle Sättel gerecht, ist un-

ermüdlich tätig und nimmt keine Rücksichten, wenn es gilt, das von ihm als richtig erkannte Ziel zu erreichen. Dies Ziel liegt jedoch stets in der Linie des eigenen Vorteils. Bei allem zeigt er, als Marineoffizier, Rückgrat, ohne indessen auf diplomatische Schlauheit zu verzichten. Im Gegenteil: darin ist er besonders groß. Da er an Bord des ‚Kaiser Wilhelm II.‘, als erster Offizier, eine gewisse Bequemlichkeit unter den jüngern Kameraden zu entdecken glaubt, geht er mit Pech und Schwefel dagegen vor. Das macht ihm natürlich viele Feinde. Aber er läßt sich nicht beirren. Im übrigen kennt er keine Vorurteile. Dazu ist er zu sehr Weltmann. Als einer seiner Jahrgangsgenossen nach der Verabschiedung eine „nicht voll standesgemäße“ Ehe einging, beschlossen seine Kameraden, nach dem engherzigen Brauch, von dem üblichen Hochzeitsgeschenk abzusehen. Hintze, als Crew-Aeltester, protestierte gegen so „mittelalterliche“ Ansichten, und das Geschenk ward gemacht.

Seine Karriere rollt sich in rasch wechselnden Bildern ab. 1882 tritt er als Kadett in die Marine ein. Schon bei der Prüfung gewann ihm seine Klugheit den ersten Platz, den er von da an ständig hielt. Der spätere Gouverneur von Kiautschou, Admiral von Tröppel, ein sehr gestrenger Herr, war sein Kadettenoffizier, sein Erzieher. Hintze hatte es nicht leicht, und fast hätte er damals den Dienst quittiert. Aber seine Energie überwand alle Fährnisse. Drei Jahre lang gondelt er an Bord der Kreuzerfregatte ‚Prinz Adalbert‘ um die Erde herum. Als er zurückkehrt, wird er, am achtzehnten Juli 1885, Unterleutnant zur See. Der Weg zum Ruhm stand ihm offen. Aber der Weg war weit, und der Ruhm ließ bedenklich lange auf sich warten. Verschiedene Kommandos von keinerlei Bedeutung folgen. Fast scheints, als habe man Hintzes Talente nicht erkannt. Schiffsjungen muß er erziehen, beim Torpedoversuchs-Kommando tut er Dienst und dergleichen mehr. All das vermag ihn natürlich nicht zu befriedigen. Endlich gelingt es ihm, auf die Marine-Akademie zu kommen. 1894 bis 1896. Im Reiche geht der Flottenrummel los. Während seine Kameraden allerhand Sport treiben, arbeitet Hintze wie ein Pferd. Er lernt Sprachen über Sprachen und bildet sich auf allen möglichen Gebieten weiter. Trotzdem ist er kein Duckmäuser. Tempi passati. Er hält auf tadellose Kleidung und ist materiellen Genüssen nicht abhold, bleibt aber stets in Grenzen, ist nie high spirits.

1896 sieht sich Hintze an der ersten Etappe seiner ehrgeizigen Wünsche. Am achten April wird er, als Kapitänleutnant, zum Oberkommando der Marine kommandiert. Nun beginnt, rapide, sein Aufstieg. Zwei Jahre später wird er Flaggleutnant des Kreuzergeschwaders in Ostasien. Sein Chef ist der Vizeadmiral von Diederichs. Hintzes Name wird zum ersten Mal, für einen Augenblick, in der ganzen Welt genannt: die Dewey-Affaire

von Manila im amerikanisch-spanischen Kriege. Es war im Sommer 1898, als das Flaggschiff des Admirals von Diederichs vor Manila auf den Philippinen ankerte. Hintze wurde von Diederichs zu Admiral Dewey entsandt, um Vorstellungen zu erheben, als amerikanische Offiziere sich anschickten, die angedrohte Durchsuchung zweier deutscher Kriegsschiffe vorzunehmen. Dabei fiel Herrn Hintze gegenüber das Wort aus dem Munde Deweys: „Young man, will jou tell me, that means war?" Junger Mann, willst du mir sagen, daß das den Krieg bedeutet? Hintze, glatt rasiert, sah damals, trotz seinen sechsunddreißig Jahren, noch sehr jugendlich aus. Der Konflikt aber hatte, wie man weiß, in jenen Tagen, außer einer überaus heftigen Preßkampagne, keine Folgen.

An Stelle des Herrn von Diederichs wird Prinz Heinrich Oberbefehlshaber des Kreuzergeschwaders. Hintze wird sein Admiralstabsoffizier und siedelt vom ‚Kaiser' auf das Flaggschiff des Prinzen ‚Deutschland' über. Kommandant ist der Kapitän zur See Müller (heut Chef des Marinekabinetts). Der genoß in der Marine einen ähnlichen Ruf wie Hintze. Zwei Herren von eminenter Schlauheit trafen also hier an Bord zusammen. Einer war dem andern unsympathisch. Erklärbar nicht zuletzt aus der Nähe des Prinzen. Aber sie taten, was unter den obwaltenden Umständen das Klügste war: sie schlossen Frieden, schlossen einen Bund fürs Leben, auf Gedeih und Verderben. Dieser Bund hat sich bewährt. Bisher ist er für beide Teile „auf Gedeih" bestehen geblieben.

1901 kehrt Hintze in die Heimat zurück, wird am siebenundzwanzigsten Juli zum Korvettenkapitän befördert und als Erster Offizier an Bord des Linienschiffes ‚Kaiser Wilhelm der Zweite', eines Schiffes der heimischen Hochseeflotte, kommandiert. Lange Jahre hatte er keinen Frontdienst mehr getan und ward ihm allmählich völlig entfremdet, da er nur noch mit der Feder arbeitete. Fast wäre Hintze nun vom Schicksal ereilt worden. Leute zu behandeln, verstand er nicht. Es kam zu mancherlei Mißhelligkeiten. Aber das Glück wich dennoch nicht von seiner Seite. 1902 sitzt er bereits wieder auf einem Drehschemel — im Admiralstabe der Marine. „Ich möchte gern als Marine-Attaché nach London", seufzt er; und dieses Wort ist bei seiner Vorliebe für alles Englische verständlich. Sein Wunsch geht aber nicht in Erfüllung. Er kommt ein Jahr darauf als Marine-Attaché — nach Petersburg. Hier begründet er, wenigstens in den allerhöchsten Kreisen, seinen Ruf als Diplomat. An der Seite des alten, würdigen Grafen von Pourtalès entwickelt er ein bißchen viel Aktivität. Am Zarenhof ist er bald **persona gratissima** und hat, stets und ständig, das Ohr Seiner Majestät. Während der Revolution von 1905, als die Wogen über dem Zarenschloß zusammenzuschlagen drohen, läßt er eiligst

deutsche Torpedoboote nach Kronstadt kommen und bietet sie dem Zaren, im Falle der Flucht, zur freundlichen Benutzung an. Sein Einfluß wird immer größer. Er wird der treueste Berater Nikolaus des Zweiten. Als die Revolution garnicht enden will, schlägt er dem Zaren vor, alles Entgegenkommen gegen die Masse einzustellen und es einmal mit äußerster Strenge, mit den rigorosesten Maßnahmen zu versuchen. Der Rat Hintzes wird befolgt und — bewährt sich. Solch eine persönliche Machtstellung schafft natürlich Feinde. Unter den Russen sowohl wie unter den Deutschen in der Botschaft. Aber seine Position bleibt durch Feindschaften, selbst durch Skandälchen unerschüttert. Im Flug geht es weiter vorwärts. 1905 wird er Fregattenkapitän, 1906 Flügeladjutant des Kaisers und Königs, 1907 Kapitän zur See, 1908 erhält er den Adel und 1909 lautet sein Titel: „Militärischer Bevollmächtigter am Kaiserlich russischen Hofe, attachiert der Person Seiner Majestät des Kaisers aller Reussen und zugeteilt Allerhöchst dero Hauptquartier." Höher gehts nicht mehr. Peter, wie sie ihn (warum, weiß ich nicht) stets in Kameradenkreisen nannten, scheint alles erreicht zu haben.

Plötzlich gibts eine Retardation. Hintze wird abgesägt. Die Marine-Rangliste von 1911 verzeichnet lakonisch: „Der Abschied wurde bewilligt behufs Uebertritt in den Auswärtigen Dienst dem Kapitän zur See von Hintze." Was war geschehen? Eine unvorsichtige Aeußerung über „Hessen" war zu Ohren gekommen, für die sie nicht bestimmt war. Das war Hintzes Verderben. Die Rotte wartete ja nur darauf.

Als er aber von seinem Schrecken erwachte, gewahrte er, daß er die Treppe hinaufgefallen war. Der Kontreadmiral als Titel, den Hintze noch erhielt, hätte ihn samt der stattlichen Pension zufriedenstellen können. Das Auswärtige Amt wurde ihm indessen ein neues Sprungbrett. Dort hatte er freilich allerhand Gegner. Den Mann, der ihnen ins Handwerk gepfuscht hatte, den haßten sie gründlich. So wurde Hintze nach Mexiko abgeschoben, auf den Gesandtenposten, der noch einem jeden das Genick gekostet hatte. Aber das Auswärtige Amt hatte sich getäuscht. Hintze machte das Unmögliche möglich, stellte sich in Mexiko mit aller Welt auf freundschaftlichen Fuß, errang sich spielend Sympathien und erregte das größte Aufsehen, als er mitten in einen Haufen feuernder Aufständiger mit seinem Auto hineinfuhr und bedrängte Deutsche rettete. Kurz: sein Stern, der schon dem Verlöschen nahe schien, strahlte wieder in reinstem Glanze. Die Gunst des Kaisers, die ihn ständig gestützt hatte, leuchtete erneut über ihm. „Das ist mein Mann", sagte der Monarch.

Da kam der Krieg. Hintze ging nach China und rettete, was zu retten war. Als Heizer verkleidet, kam er über den Ozean und entging glücklich der Verfolgung durch die Feinde. „Das haben Sie famos gemacht", lächelte der Kaiser, als Hintze

ihm das später erzählte; „wenn Sie noch einmal durchkommen, können Sie Botschafter in Peking werden." Nachdem China die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen hatte, machte er sich in die Heimat auf. Man gab ihm, in einer kritischen Zeit, den Gesandtenposten zu Christiania. Auch hier lavierte er sehr geschickt. Norwegen blieb, wenn auch unfreundlich, neutral. Als Herr Zimmermann unseligen Angedenkens aus der Wilhelm-Straße ausziehen mußte, wurde Hintze als Nachfolger genannt. Aber er war zu alldeutsch-suspekt, und die Linke winkte ab. Kühlmann blieb Sieger. Nachdem auch ihm nur ein kurzes Dasein als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes beschieden gewesen war, ist Herr von Hintze doch in das Haus Wilhelm-Straße 76 eingezogen. Er brannte einige, nicht alle, Brücken zu den Alldeutschen ab und machte seine Verbeugung vor den Mehrheitsparteien des Reichstags. Bisher ist er in dem Parlament offiziell nicht hervorgetreten. Nur hier und da hat er öffentlich gesprochen: zum Khedive von Aegypten, zu den Iren und zu der wiener Presse, der er erzählte, daß man in Deutschland eine Knebelung der öffentlichen Meinung nicht kenne. Na ja. Im übrigen hatte er für Alle freundliche Worte.

Worte bloß? Nun, man wird ja sehen . . .

Fritz von Unruh

von Julius Bab

Ein viel ernsterer Fall innerhalb der Explosionen des transitiven Größenwahns als die meisten andern ist der Lärm, der sich um Fritz von Unruhs ‚Tragödie': ‚Ein Geschlecht' erhoben hat. Hier handelt es sich um ein Werk und vor allen Dingen um einen Autor, in dem gewiß irgendwelche dichterische Kräfte dunkel rumoren. Auch um einen ehrlich strebenden Menschen, dem man ungern unfreundlich begegnet. Auch ist es sehr unangenehm, sich durch die Opposition gegen dieses Produkt in die Gesellschaft Jener zu begeben, die aus außerkünstlerischen Gründen eine vaterlandsparteiliche Hetze gegen Unruhs Arbeit eröffnet haben. Dennoch: wenn man den Begriff dramatischer Kunst rein erhalten will, bleibt einem nichts übrig, als zu konstatieren, daß auf der Gegenseite der Enthusiasmus ebensowenig sachlich genährt ist. Vielmehr sind die früher beschriebenen Motive des transitiven Größenwahns hier noch durch einige besondere Umstände verstärkt: tief eingeborene bürgerliche Ehrfurcht vor altem preußischen Militäradel, der sich zur Literatur herabläßt, kreuzt sich seltsam mit antimilitaristischer Parteigängerei. So ist um dies Gedicht ein Zeitungsnebel entstanden, in dem man es riskieren konnte, dies aus allen geistigen und künstlerischen Formen gequollene Produkt als ein dramatisches (wenn auch vielleicht nicht so ganz theaterfestes!) Geniewerk auszuschreien. Dabei hat keine einzige der vielen begeisterten Besprechungen, die ich mit emsigem Bemühen ge-

lesen habe, mir eine irgendwie klare Darstellung der äußern oder innern Vorgänge geben können; aber auch nirgends fand ich die glatte Unverständlichkeit zugegeben. So muß ich denn bekennen, daß meine doch an manch schwierigem Werk versuchte Lesergabe auch beim zweiten und dritten Bemühen hier vollkommen gescheitert ist, daß mir weder der äußere Vorgang noch die innere Bedeutung dieses Gedichts im mindesten klar geworden ist, und daß ich mich deshalb entschließen muß, die Ursache im Objekt zu suchen und Unruhs Poem (das bei Kurt Wolff erschienen ist) für völlig undurchsichtig und konfus zu erklären.

Man versucht, die Handlung nachzuzeichnen. Aus dem Kriege bringen die Soldatenführer einer Mutter, die eben einen Sohn begräbt, zwei andre, einen feigen und einen gewalttätigen, die verurteilt sind, zum Schandpfahl und schleppen dann den jüngsten Sohn mit sich fort. Der älteste Sohn, der gewalttätige, reißt sich los, begehrt die Tochter, verflucht die Mutter und stürzt sich mit Flüchen auf die ganze Welt schließlich von der Kirchhofsmauer zu Tode. Wenn dann die Soldatenführer wieder kommen, erhebt sich die Mutter zu noch größern Flüchen und entreißt ihnen den Herrscherstab, wird von ihnen dann weggedrängt und getötet?, während unter der Führung des jüngsten Sohnes die Mannschaft zur Empörung? wegstürzt und die Soldatenführer, besiegt oder siegreich?, ihnen nachsehen. Wenn schon der äußere Vorgang nicht klar ist, so wird noch viel weniger seine Bedeutung klar; man spürt nur — hier recht in der Atmosphäre des ‚dramatischen Jugendstils'! — eine vage Erschütterung durch das Kriegsgrauen, keine geistig entscheidende bildkräftige Stellungnahme zu seinem Problem.

Dies dünne Gespenst einer kaum faßlichen Handlung ist mit einem ungeheuren Schwall tobender Worte überschüttet, in deren ununterbrochener, nach wildester Größe suchenden Metaphernjagd sich neben wirklich gefühlten und gedichteten Bildern die krampfhaftesten literarischen Ueberspannungen reichhaltig finden. Wenn eine Mutter sagt: „Dein ruhiger Atem brachte mich in Tränen Vor Glück, daß ich Lebendiges geboren", so ist das ebenso dichterisch wie der Begierdeschrei des gefesselten Sohnes: „Ich streichle sanft den Schatten deines Schenkels mit der Zeh." Das ist gefühlt und gestaltet. Aber: „Die Welt ward so zertreten und zerstampft, Daß sie zu Leichen brach und meine Knie Im Schreck von schnell verstummten Mäulern — froren"; oder: Einst zwangen Ammen uns vorm schwarzen Mann Aus Winkeln erster Regung an die Lampe"; oder: „Alle Schleuderglut der Sinne irrt Wie Wirbelsturm durch Trümmer, die ich schuf" — das ist in all seiner Heftigkeit ein abstraktes, gewolltes Gerede, das man weder nachfühlen noch verstehen kann. Und da solche Zeilen weitaus in der Ueberzahl sind, scheint mir das Stück so wenig ein dichterisches wie ein menschliches Monument. Und nun gar als Drama! Ich wüßte nichts, was von der

dramatischen Idee sich weiter entfernt als dies unerträglich monotone Geschrei auf dem hohen C, dies ununterbrochene Fortissimo-Reden dreiviertel allegorischer Gestalten, diese Dialoge, die nur Ideenausdruck, und zwar völlig unklaren, aber keinen irgendwie taterzeugenden Willen gegeneinanderstellen, und diese Gesten, die nie sich selbst bedeuten, sondern immer als Symbol gelten wollen — aber sag mir: für was?

Fritz von Unruh war ein großes Talent. In den ‚Offizieren' und dem ‚Prinz Louis Ferdinand' war das Tempo und die kämpferische Energie eines Dramatikers. Nur fehlte es einem ständig in wirren Splittern vorwärtstreibenden Dialog und seiner durcheinanderkochenden Handlung an der klärenden, besinnenden, ordnenden Kraft. Das hat man ihm gesagt, und vielleicht hat der Wille, dies Fehlende zu erzwingen, diesen frostigen Allegorienstil und dieses hitzig gereckte Pathos erzeugt. Aber dann muß sich Unruh sagen lassen, daß er auf dem allergefährlichsten Wege ist, daß er die Verwirrung nun von der Haut ins Mark seines Kunstwerks gezogen hat, und daß ihn, wie alle Dichter, nichts retten und fördern kann, als die geduldigste, liebevollste Hingabe an Menschen, Dinge und Taten der Wirklichkeit. Wenn aus deren Erleben dann ein persönlicher Formwille aufwächst, mag er den Stoff so selbstherrlich sondern, auswählen und umprägen, wie es dem innern Bedürfnis entspricht. Jener ‚Expressionismus' aber, der das wüste Herausschreien einer von keiner Welthingabe geklärten subjektiven Erregung bedeutet, ist das Ende aller Kunst. Schlimm, daß sich Unruhs starkes Temperament grade an diesem gefährlichsten Punkt in das Netz der literarischen Mode verfangen hat. Man muß fürchten, daß jene so sehr bedeutenden (wenn auch wegen ihrer dienenden Rolle nie genug gewürdigten) rein geistigen Scheidungskräfte, die der ungeheuren vitalen Leidenschaft Heinrich von Kleists erst das große künstlerische Gleichgewicht gaben, diesem Jüngling fehlen, der an Art und Gang seines Blutes ihm wohl verwandt scheinen könnte.

Unsterblichkeit von Alfred Polgar

Die großen Ereignisse konservieren die kleinen Menschen. Diese kommen mit jenen auf die Nachwelt, in die Geschichte, zur Unsterblichkeit.

Es ist so wie mit den Operetten-Melodien und ihren Texten. Hier dauert die Unsterblichkeit allerdings nur ein paar Jahre, aber immerhin: in der sangbaren Melodie hält sich der vertrottelte Text wie ein Präparat im Spiritus. Meine Freundin, die ein fabelhaftes Gedächtnis für Operettenmelodien hat, hegt solcherart — ohne ihr Verschulden und so kränkend das für sie wie für mich ist — einen Großteil der Dichtungen von Brammer, Grünwald, Bodanzky und Viktor Leon in unauslöschlicher Erinnerung.

Mit den welthistorischen Ereignissen kommen auch, zufällig in sie eingeschlossen wie die Fliege im Bernstein, Menschennamen auf die Nachwelt.

Das Ultimatum an Serbien, diese Einberufungs-Kundmachung des Weltkriegs, ist vom Grafen Berchtold als oesterreichisch-ungarischem Minister des Aeußern unterzeichnet.

Ein Jahrhundert später: „Kohn, wie hieß der oesterreichische Minister, der das Ultimatum an Serbien im Jahre 1914 unterzeichnet hat?"

Kohn weiß es nicht.

„Setzen Sie sich, Sie Ignorant."

Man wird ein Ignorant sein, wenn man nicht wissen wird, daß Graf Berchtold oesterreichisch-ungarischer Minister des Aeußern im Jahre 1914 gewesen ist.

Ich sah ihn kürzlich. Auf dem Rennplatz. Lang, schmal, elegant, im schwarzen Schoßrock, das Triëder zur Seite. Er hat das oesterreichische Aristokratenlächeln: aus Gemütlichkeit und Suffisance gemischt. Er sieht jung aus. Kein weißes Haar. Er hat die kleine Episode offenbar seelisch gut verdaut.

Vielleicht wird er noch einmal Minister des Aeußern. Die politische Entwicklung läuft bei uns ja sichtlich rückwärts. Nach Czernin Burian; warum nicht nach Burian Berchtold? Wenn man die astronomische Zeit, bestimmt durch die ewigen Gestirne, nach Gutdünken vor- und zurückstellen kann, wirds auch bei der politischen Zeit, bestimmt durch vergängliche Menschen, keine Schwierigkeiten machen. Und am Ende schließt der Weltkrieg, unter der Ministerschaft des Grafen Berchtold, mit Serbiens Annahme des oesterreichischen Ultimatums vom Juli 1914.

Der Staat wird dann dastehen wie Michael Kohlhaas auf dem Schafott. Als einer, ders durchgesetzt und recht behalten hat! Weib, Kind, Freiheit, Besitz, Gegenwart und Zukunft dahin — aber die Pferde sind aufgepäppelt. Und Serbien hat uns kennen gelernt.

Jedenfalls, wies immer sein wird, der Graf Berchtold ist schon unsterblich. Er war dabei, als es anfing, das nie zu vergessende Vergessenswerteste. Er stand an der Ecke, an der die Geschichte der Menschheit die fluchwürdige Wendung machte, umbog und rückwärts ging. Alle, die damals dort standen, sind unsterblich.

Sie kommen in die Historie, nicht weil sie waren, sondern weil sie dort waren, an der Ecke. Ein Zufall ihres Passantendaseins rettet ihre Namen in die Ewigkeit hinüber.

Diese Unsterblichkeit fällt dem Sterblichen so zu, wie die gewisse goldene Uhr dem gewissen millionsten Besucher. Eine Art Haupttreffer.

Einen solchen Haupttreffer machten, zum Beispiel, im Jahre 1618 die Herren Slawata und Martinitz, als sie auf den Misthaufen fielen, aus dem jener lächerliche, armselige, humane, kurze und kleine Krieg aufblühte, der ‚Der dreißigjährige Krieg' heißt.

Unser Krieg dauert schon viel, viel länger. Auch er hat, wie wahrscheinlich alle Kriege, in einem Misthaufen seinen Ursprung. Und der ganze Misthaufen ist unsterblich. Der ganze Müll von Menschen, Dokumenten, Tatsachen und Worten kommt ins Museum der Ewigkeit.

Drei Millionen Franzosen sind seit 1914, unter Entwicklung von gewaltigen, Gott und alle Heiligen in die Nase kitzelnden heroischen Dämpfen, elendiglich gestorben. Etwa hundert von ihren Namen wird die nationale Anekdote kommenden Geschlechtern Frankreichs übermitteln.

Aber als unverlöschliches Licht brennt am ew'gen Himmel, Stern-geworden: Poincaré.

Weil er, als die Tragödie begann, in der Loge saß.

Alle, die damals in den Hof- und Diplomaten-Logen saßen, sind unsterblich. Und Denen, die beim Schluß des Spiels drin sitzen werden, ist gleichfalls historische Dauer verbürgt.

Armer Graf Czernin!

„Meyer, nennen Sie mir oesterreichische Staatsmänner, die im Weltkrieg eine Rolle gespielt haben!"

„Graf Stürgkh, Graf Tisza, Graf Berchtold."

„Und vielleicht noch Graf Czernin, nicht wahr?"

„Bitte, Herr Professor, den haben wir nicht gehabt. Der steht nur im Kleingedruckten."

Worte von Theobald Tiger

So zum Beispiel diese Balten.
Deutsch der Adel, deutsch das Land.
Also laßt uns sie behalten,
Stammesbrüder, Hand in Hand.
Denn es muß an deutschem Wesen
einmal noch die Welt genesen.
Deutsch sei Eskimo und Mohr!"
Goldene Worte, Herr Pastor.

„Mann und Weib sind nur zwei Aeste,
Aeste von demselben Baum.
Zweiheit ist für sie das Beste:
gleicher Schlaf und gleicher Traum.
Wenn sie auch zerrissen wandern,
sie zu Hause, er in Flandern —
Halt ihn fest, der dich erkor!"
Goldene Worte, Herr Pastor.

„Friede! Friede sei auf Erden!
Sieh, auch drüben schießt ein Christ.
Zwar, man wird schon selig werden,
Wenn man nur gehorsam ist.
Christi Worte gelten immer,
selbst in Blut und Schmerzgewimmer,
gelten bis zum Himmelstor!"
Goldene Worte — goldene Worte . . .
Und die Taten, Herr Pastor?

Reinhardt und Kayßler

Heil und Sieg! Die Elemente hassen nicht nur, sondern fördern auch zuweilen das Gebild von Menschenhand. Wäre das Dach des Zirkus Schumann wetterfester gewesen: nichts hätte uns vor Hasenclevers ‚Antigone' bewahrt. So aber hat den Führer eines Ensembles für drei Theater die Schwierigkeit, mit zweien durch den Winter zu kommen, in ein kleines Haus, ein Kleines Schauspielhaus und zu einem Jüngling getrieben, an dem mehr als das bißchen lodernde, ach wie schnell verlodernde Jugend reizvoll ist. Wenn man, wieder einmal, gespürt hat, wie unverwelklich jung, wie „modern" in jedem Atemzuge, wie ewig gerecht, wie unangetastet von immerhin anderthalb Jahrhunderten selbst in der Technik dieser ‚Clavigo' geblieben ist: dann versteift sich die Entschlossenheit, Forderungen aufrecht zu erhalten, die ja doch spätestens von der nächsten Generation, wahrscheinlich noch von der eigenen eingeklagt werden. Das gilt fürs Drama, das gilt für die Bühne. Um zu bemänteln, daß etwas faul an ihr ist, mag der offiziöse Gaunerjargon Bezeichnungen wie „Neues Barock" und ähnliche aushecken. Dies wird Keinen, der sich nicht als Höfling desto tiefer bücken muß, je reichlicher er bezahlt werden will, in der Pflicht beirren, gegen die Lüge die Wahrheit zu stellen, zu warnen, anstatt zu schmeicheln, zu peitschen, nachdem der gütliche Zuspruch versagt hat. Irgendwo soll die Wüste von Grauen und Elend, von Blut und Kot, von Haß und Neid, von Betrug und Habgier eine Stätte bieten, die das zerquälte Herz gastlich aufnimmt und in der Sphäre der Kunst gesunden läßt. Es wäre schrecklich gewesen, sogar diese Zuflucht durch den Krieg zu verlieren. Im vorigen Winter sah es so aus. Alle Friedensarbeit schien vertan und vergessen. Nichts lockte als der mühelose Gewinn. Das wäre höchstens nach Jahren gewinnloser Mühe zu ertragen gewesen. Aber da die artistische Anständigkeit sich so lange als gutes Geschäft erwiesen hatte, war es verwerflich, sich unter die skrupellosen Kriegslieferanten zu mengen. Glücklicherweise: war es. Der Sommer hat offenbar eine heilende Kraft geübt. In der Ruhe dürfte die bessere Einsicht zurückgekehrt sein. Vor dem ersten Abend nach den Ferien vergehen die Greuel der verflossenen Saison und die beschönigenden Phrasen der gedungenen Herolde wie ein trüber Spuk. Nichts von Barock, neu und altem, oder Rokoko oder Gotik: Reinhardts ‚Clavigo' ist einfach eine Schöpfung, wie sie visionärer Blick in die Seele der Dichtung, das feinste Gehör für ihren Pulsschlag, Temperament, zusammenreißende Energie und der Besitz erlesenen Menschenmaterials immer, das heißt: überaus selten zustandegebracht haben.

Da diese Schöpfung nicht von heute, sondern von 1908 stamme, so sei Reinhardts Wiedergeburt vorläufig zweifelhaft und das Halleluja zunächst zu vertagen? Gewiß: an der Inszenierung, deren Bild in meinem ‚Max Reinhardt' aufbewahrt ist, hat sich nichts geändert. Erfreulicherweise nichts; die unvermeidlichen kleinen Störungen abgerechnet, die sich auf der fremden Bühne der Königlichen Hochschule für Musik ergeben. Aber die Besetzung aller acht Rollen hat sich erneuert, in

acht andre Darsteller hat Reinhardt seinen Geist jagen müssen, und daß dieser in jenen Gestalt gewonnen hat, ist eben doch der Beweis, daß sein Zeugungsvermögen ungeschwächt ist. Vielleicht hätt' es den Eindruck noch gesteigert, wenn als Beaumarchais der junge Raul Lange auf die Feuerprobe seiner romanischen Leidenschaft gestellt worden wäre. Hier hätte sich zeigen können, ob im Frühjahr der überlebensgroße Geliebte der Lola Montez nur zufällig an Matkowsky erinnert hat. Decarli ist für den Franzosen ein bißchen zu deutsch. Er hat nicht die ‚Mariage de Figaro', sondern ein grundtüchtiges Handbuch der Philosophie verfaßt. Den Beaumarchais hetzt zu Clavigo sein Blut: Decarli kommt in moralischer Mission. Zu seiner Abrechnung sagt man: Wohl vorgetragen und mit Anstand! sogar mit Brustton, mit Schwung. Aber dieser Rächer seiner Familienehre, dem zuzutrauen wäre, daß ihn ein Hang zur Objektivität, zur behutsamsten Abwägung aller Schuldmomente vom letzten Schritt zurückhielte — der ist jedenfalls glaubhaft als Bruder der aschblonden, ganz und garnicht gallischen Thimig, die vor unsern Augen ergreifend vergeht. Sie spricht vor sich hin und in sich hinein, murmelnd, hauchend, abwehrend; und diese Eintönigkeit, diese Tonlosigkeit, die bei geringerer seelischer Beteiligung eine Marter wäre — hier ist sie unwiderstehlich. Was das schwindsüchtige Stimmchen nicht hergibt, das geben die aufgerissenen Augen her. Ihr Blick kommt freilich aus einer andern Welt, als grade Wegeners Carlos sie seinem Freunde wünscht. Da Goethe nicht in die Klasse Schiller, sondern in die Klasse Shakespeare gehört, so haben bei ihm die Personen eines Dramas alle gleichmäßig recht. Daß schon ihre Erscheinung dieses Recht verkündet, ist eine der vielen Tugenden dieser Aufführung. Wer so aussieht wie Wegener, sich so in derber Lebenslust mit klammernden Organen an die Erde hält, der ist allerdings der geborene Feind von uneinträglichen Passionen. Er befehdet sie ohne Intrigantentum, mit seinem gesunden Menschenverstand, der keine Rabulistik braucht, um sich und gar Moissis Clavigo von der Zulässigkeit kalter Zweckmäßigkeitspraktiken zu überzeugen. Dieser Clavigo ist fast zu weich, zu wehrlos vor der Härte des Daseins. Zuletzt, wo Beaumarchais auf den „Verräter" eindringt, zieht der bei Goethe den Degen und ficht. Moissi hält still. Als ob es ihm Wollust wäre, mit seinem Blute zu büßen, läßt er sich, ohne die Hand zu heben, durchrennen. Dieses Slawentum unterscheidet Moissis Clavigo von allen andern. Mit einem Gewissen, das grauenhaft leidet, schwankt und wankt er zwischen Marien und Carlos hin und her. Nicht schwer, den vollendeten Hofmann und den erfolgreichen Publizisten deutlicher zu markieren; aber unmöglich, ein irdisches Vergehen oder das Vergehen irdischer Beschaffenheit durch wundere Menschlichkeit zu sühnen. Es dauert lange, bis man aus diesen hohen Regionen in den Alltag zurückfällt und lächelnd der Mahnung anmaßlich platter Bursche gedenkt, daß die Kritik vor Reinhardt ihre Methode ändern möge. Ach, es gibt nur eine Methode der Kritik: was man mit unbestochenen Augen gesehen, ehrlich und furchtlos auszusagen. Vor dieser Methode hat Reinhardt sechzehn Jahre bestanden. Im siebzehnten Jahre leider nicht. Aber nach diesem Beginn des achtzehnten Jahrs darf man wieder hoffen.

Möglich, daß Kayßlers Rivalität ihm ein dauernder Sporn wird. ‚Merlin' sei vergessen für diesen prachtvollen zweiten Abend. Hätte der neue Leiter der Volksbühne beide Male im Zuschauerraum gesessen: er hätte mit eigenen Nerven den Unterschied zwischen einer Schliemännerei und einem Belebungswerk allerverdienstlichsten Grades empfunden. Immermann wird nie wieder auf eine Bühne gelangen; aber ‚Maß für Maß' wird nie wieder von der Bühne verschwinden. Rätselhaft, daß dreihundertfünfzehn Jahre vergehen mußten, bis eine Dichtung gewonnen wurde, die auf jede Sorte von Publikum, die zarteste wie die gröbste, eine gradezu zauberhafte Wirkung tut. Die Erklärung für beide Erscheinungen? Die grenzenlose Dummheit der Ausleger, die mit den Maßstäben einer krüppelhaften Aesthetik feststellten, daß in dieser Komödie offensichtlich doch nicht ganz das Gleichgewicht zwischen Ernst und Scherz gewahrt werde, wie es nötig sei, um eine sogenannte restlose Befriedigung „auszulösen". Hat aber endlich ein Dramaturg den Bann gebrochen — wofür dankt man ihm dann? Für ein Gewimmel, worin jeder sich wiederfindet, teils wie er ist, teils wie er sein möchte, teils wie er sein sollte. Für ein Weltbild, auf dem die Weihe der Weisheit und eines göttlichen Humors liegt. Für die packendste, farbigste, spannendste Gestaltung der Einsicht, daß dies ein Jammertal voll Schmutz, Verbrechen und Ungerechtigkeiten ist, daß aber wahre Güte, wahre Würde und wahre Ehrfurcht vor dem Sinn, nicht vor dem Wortlaut des Sittengesetzes die Qual überwindet und überwinden hilft. Der Helfer ist der Herzog. Diese Vereinigung von Menschenbruder, Herrscher und Gott in einer Person ist eine der grandiosesten Eingebungen des unbegreiflichen Wunders, das Shakespeare heißt. In ‚Maß für Maß' ist ungefähr alles enthalten: Shakespeare selber noch einmal in seinem ganzen Umfang, Molière, Kleist, Schopenhauer, Rudolf von Ihering, unser Krieg und der Friede, der ja doch einmal kommen wird.

Ein Werk dieses Ranges zu bewältigen — wer sonst wäre dazu imstande als der Reinhardt seiner frischesten Jahre, die nun also hoffentlich wiederkehren! Da war der Abend der Volksbühne eine einzige Ueberraschung. Es war ganz anders als Reinhardt und — war ihm ebenbürtig. Es war wie die Neugeburt Otto Brahms aus dem ursprünglichen Geiste Max Reinhardts: eine Durchdringung strenger Sachlichkeit mit schäumender Spielfreude. Wenn diese Leistung wirklich von dem verantwortlichen Regisseur Ludwig Berger herrührt, so ist das der Ersatzmann für Richard Vallentin. Achtzehn Szenen konnten sich in der raschesten Folge abwickeln, weil der Schauplatz kein einziges Mal wechselte. Ein rechteckiger Raum, ohne Decke, von schweren Wänden abgegrenzt, hatte euch alles in einem zu sein: Herzogssaal, Straße, Gerichtszimmer, Nonnenkloster, Gefängnis, Hof, Garten und Freie Gegend. Was jedes Mal: das zeigte — ohne Confetti — ein breiter Ausschnitt in der Hinterwand an, über den Ewald Duelberg einen violetten oder goldenen Vorhang oder ein Kirchenfenster oder ein Kerkergitter spannte. Um bei dieser Kargheit unsre Phantasie für die Arbeit, die sie leisten mußte, willig zu machen, war Phantasie nötig und in erstaunlichem Maße vorhanden. Kaum hatte man sich einen belebenden Einfall, einen optischen oder akustischen, gewünscht, so wetteiferten

bereits zwei miteinander. Selbst in dieser dekorativen Wüstenei waren der Rüpelkomik neue Seiten abgewonnen. Wie ein Mörder zur Hinrichtung aus seinem Kaninchenstall von Zelle geholt wurde; wie Grauslich, ein Scharfrichter, seinem Namen und Stand gemäß gekleidet war und sich bewegte; wie Pompejus Pumphose, Zuhälter der Frau Ueberley, für diese als Leitmotiv einen Pfiff verwendete: es entstand eine Lustigkeit, die nie Selbstzweck wurde, sondern sich immer bewußt war, daß sie nur die Folie für den herrlichen Gnadenernst einer unendlich tiefen, unendlich reifen, unendlich milden Ueberlegenheit über die Irrungen, Wirrungen unsrer, unser aller „Pilgerfahrt" abzugeben habe. Und das ist nun der Hauptquell der aufpulvernden Freude, die dieser vorbildlich schlichten Aufführung zu verdanken ist: auch der Gnadenernst gelang, und wenn er nicht durchweg in Shakespeares Format gelang, so war doch die künstlerische Signatur des Abends viel mehr als Sauberkeit, nämlich Reinheit, eine kristallische Klarheit.

Das ist umso höher einzuschätzen, als es sich um ein so junges, zum größten Teil den Jahren nach junges, auf alle Fälle der Uebung nach junges Ensemble handelt. Obgleich solch ein Eindruck täuschen kann: man hat den Eindruck, als habe Kayßler seine Mitglieder nicht allein nach der Elle, sondern auch nach der Ethik gekauft; was ihm zuzutrauen wäre. Seltsam: auf dieser Bühne liegt plötzlich ein Hauch von persönlicher Kultur, von Geschmack, von Noblesse, von menschlicher Anständigkeit. Etwas davon war schon bei ‚Merlin' zu spüren. Nur war es da erstens wertlos, weil der gebildetste Sand immer Sand bleibt, und schien zweitens gefährlich, weil Lauterkeit oft genug ein Surrogat für Talent ist. Jetzt scheint erwiesen, daß hier das eine das andre nicht ausschließt. Aber lassen wir die Vermutungen über die Bürgerlichkeit der Kayßler-Jünger aus dem Spiel, auf das es ja doch einzig ankommt. Da sind die beiden altverdienten Komiker Julius Sachs und Guido Herzfeld, die, bedünkt mich, noch niemals so viel Mut zu ihrer Saftigkeit hatten wie unter dieser Führung. Da sind die beiden jugendlichen Komiker Harry Berber und Erhard Siedel, die womöglich das Zeug haben, Waßmann und Biensfeldt nachzuwachsen. Da ist ein süßes und inniges Geschöpf wie Johanna Hofer. Da ist Franz Stahl-Nachbaur, eine eherne Stimme, ein männlicher Schritt, ein festes Auge, ein adliger Schwung. Da ist Gustav von Wangenheim, ein Stück Parsifal, ein deutscher Jüngling, der die Todesangst seines späten Bruders, des Prinzen von Homburg, zügellos herausschreit, ohne verächtlich zu werden. Da ist Kayßler selbst, diesmal schlackenlos, der als Herzog die buntverworrene Welt der Komödie mit starken und sichern Händen lenkt, als Beherrscher seiner Komöden eine ungeahnte, bei seiner Sprödigkeit so verwunderliche wie bewunderungswürdige Gabe hat, die Werte seines Wesens zu übertragen. Dabei ist, ohne alle Metaphysik, das letzte Geheimnis der Wirkung auf eine sehr einfache Formel zu bringen: Das Wort hat hier seine alte Bedeutung, die das Bild ihm geschmälert hatte, wieder erhalten. Und da Shakespeares Wort der Ausdruck des Urgeistes ist, so wurde man eben überwältigt. Der Weg, der zu Brahm zurück und in Reinhardts Spuren über Beide hinausführt, ist der rechte. Heil und Sieg!

Kempner und dergleichen

von Alfons Goldschmidt

Jura regia, regalia, einst Königsbefugnisse, dann Reichsständerechte, die Bestechungs-, Knebel- und Aussaugungsmonopole des Mittelalters, haben heute nach Heckel „für die Wissenschaft nur noch historisches Interesse". Das ist nicht ganz richtig, denn es gibt noch sehr einträgliche Ueberbleibsel. Mögen sie nun Regalien, Deputate, Pfründen, Fideikommisse, oder sonstwie heißen. Ein solches Regal, ein Bergregal, besitzt beispielsweise der Herzog von Arenberg auf sechsundzwanzig Zechen der frühern Grafschaft Recklinghausen. In der ‚Welt am Montag' vom neunten September berichtet Doktor Frosch, daß die herzoglichen Einkünfte aus diesem Regal in fünfzig Jahren von 349 Mark auf ungefähr 2,4 Millionen Mark jährlich gestiegen sind und in dieser Zeit fast 29 Millionen Mark betrugen. Die ehemalige Grafschaft Recklinghausen ist noch mit fünf ähnlichen Unmöglichkeiten belastet. Das ist ein ganz unsinniger Zustand, durch nichts gerechtfertigt. Noch weniger gerechtfertigt als Steuer- und Portofreiheit. Adel verpflichtet, heißt es. Hier jedoch ist von einer Verpflichtung des Adligen nichts zu merken. Dagegen wird der Bergbau um Riesensummen gebracht, die beispielsweise zur Lohnaufbesserung verwendet werden können. Meines Wissens verzehren die Arenbergs das Geld nicht einmal in Deutschland. Das sind noch Renten, besser als Tantiemen, besser als Gründerrechte, besser sogar als manche Zivilliste. Es schmarotzt noch allerlei am deutschen Bergbau. Weg mit diesen Zopfigkeiten! Geld soll nicht ersessen, nicht durch Pergamentverträge begründet, sondern verdient werden. Goldene Arenberge passen nicht mehr in die Zeit.

*

Es ist natürlich in Oesterreich auch nicht anders. Beim Wiederaufbau Galiziens ist der Fiskus um 1 Milliarde und 50 Millionen Kronen geschwächt worden. Das oesterreichische Ackerbauministerium hat das Wiederaufbauholz den Händlern für 15 bis 23 Kronen pro Kubikmeter langfristig verkauft und die staatliche Wiederaufbauzentrale hat den Kubikmeter mit mehr als 200 Kronen bezahlt. Für Brennholz gaben die Händler 3 bis 4,50 Kronen pro Raummeter, die Bevölkerung in den Städten zahlte 150 bis 200 Kronen für dasselbe Quantum. Das nennt man Staatswirtschaft. Wer ist dafür verantwortlich? Es heißt, der oesterreichische Ackerbauminister wolle gehen. Minister kommen und gehen, aber Geheimräte bleiben. Aus den Geheimratsstuben werden die Weisungen an die Ausführungsorgane geschickt. Die haben die Formalien zu machen — zu sagen haben sie nichts. Es gibt auch in Oesterreich Firmen, für die der Staat Gold ist. Große Firmen, mächtige Firmen, Firmen wie Potter. Streichen sie allein die Riesendifferenz ein oder gibt es Teilhaber? Stille Teilhaber selbstverständlich, Rentner solcher Weisungen. Ein Raummeter Brennholz kostet heute in Wien 150 bis 200 Kronen. Der Holzhändler erhält ihn für 3 bis 4,50 Kronen! Wer wollte da nicht Holzhändler in Oesterreich sein? Ich liebe Galizien, rufen sie wie Aage Madelung. Der Ekel packt uns vor diesem Dreck. Auch das sind Regalien. Auch das sind ererbte Rechte. Zwar werden neue Verträge gemacht, aber Brauch und Anspruch bestehen. Früher war es das Rubelchen, heute ist es der Dollar, das Pfund, der Franken, die Mark, die Krone. Es

wird unheimlich gestohlen. Der Staat wird bestohlen, das Volk wird bestohlen, die Geschäfte werden bestohlen, wo was zu stehlen ist, wird gestohlen. Kein Wunder, daß die Behauptung aufkommt: Kapital ist Diebstahl.

*

Die Vertrauensmännerversammlung der Fortschrittlichen Volkspartei hat den Geheimen Justizrat Maximilian Kempner für den Ersten Berliner Reichstagswahlkreis gekürt. Herr Kempner hat sich auf die Plattform gestellt und ein Programm entwickelt. Verteidigungskrieg, Kampf gegen die Alldeutschen, Parlamentarisierung, Versöhnungsfriede mit „Platz an der Sonne", Kriegswirtschaftsreform (Scheidemandel), Koalitionsrechte der Arbeiter, Hilfe für den Mittelstand, Brücke Mieter-Hausbesitzer, Steuerreform undsoweiter. Das ist ein eigenartiges Programm aus dem Munde des Herrn Kempner. Verteidigungskrieg, Parlamentarisierung, Versöhnungsfriede, Platz an der Sonne — schön. Aber Reform der Kriegswirtschaft? Hier stock' ich schon. Sind Sie, Herr Kempner, der geeignete Reformator? Koalitionsrecht der Arbeiter: ich sehe mir die Aufsichtsratsliste an. Danach kann Herr Kempner garnicht das Koalitionsrecht der Arbeiter verteidigen, ohne auf sehr fette Tantiemen zu verzichten. Aber er kann auch danach nicht Prophet des Mittelstandes sein, denn er vertritt Unternehmungen, die systematisch den Mittelstand kaputt trampeln. Beispielsweise die A. E. G., deren Feldzug gegen den Installations-Mittelstand gewiß nicht mittelstandsfreundlich war, und deren Angestelltenpolitik den Hauptstoff für die Festbesoldetenbewegung geliefert hat und noch liefert. Auch die Steuerpolitik des „entschiedenen Liberalismus" darf Herr Kempner nicht mitmachen, wenn er seinen Geschäften nicht untreu werden will. Das ist ja eben diese elende Labberei, dieser Mischmasch von geredeten Grundsätzen und gescheffelten Millionen, diese peinlichen Widersprüche von Programmen und Taten, die unsre Politik versauen. Im Reichstag sitzen Parteiangeschlossene, die nur eine Hauptpartei haben: ihre Tasche. Mögen sie — aber sie sollen sich dann von der Volksvertretung fern halten. Liberale Politik kann ich nicht treiben, wenn ich im Leben antiliberal handle. Dann muß ich die Finger davon lassen. Ich kann nicht die Geschäfte von einem halben Dutzend Industrien verfechten und zugleich Volksbeglücker sein. Großkapitalverteidiger und Demokrat: das verträgt sich nicht. Herr Kempner ist ein oft gerufener Sanierer. Aber zur Sanierung der politischen Moral taugt er nicht.

Antworten

August H. Sie schreiben mir: „Mit dem Brief, den Sie in Nummer 33 einem Herrn Minimax beantworten, hat Sie ein böswilliger Narr hübsch angeschmiert. Dieser Pseudonymus, der seine Gründe gehabt hat, sich unfaßbar zu machen, stellt es so dar, als sei Baguschs Schrift über ‚Ostasiens kommenden Weltbrand' eine verdammenswerte Kriegshetzerei. Lesen Sie selbst, und Sie werden wissen, was Sie von Ihrem Gewährsmann zu halten haben." Daraufhin habe ich selbst gelesen und muß leider bekennen, daß ein grober Vertrauensbruch gegen mich begangen worden ist, und unter erschwerenden Umständen. Welcher Redakteur kann denn sämtliche Bücher prüfen, die in seinem Blatt angezeigt werden! Er glaubt, sich zum mindesten auf alte Mitarbeiter verlassen zu dürfen. Aber die Zeit ist nun einmal so groß,

daß sich alle Bande frommer Scheu lösen und der Betrug von den andern Märkten auf den Geistesmarkt übergreift. Immerhin: in meinem Laden wird Minimax, welche Namen er künftighin auch annehme, Ihnen nicht wieder vorgelegt werden.

Chamberlain-Dank. Du bist nichts weiter als eine stramme Umgehung des Preßgesetzes, dessen § 16 lautet: „Oeffentliche Aufforderungen mittelst der Presse zur Aufbringung der wegen einer strafbaren Handlung erkannten Geldstrafen und Kosten . . . sind verboten.“ Dein fauler Hinweis: „Es ist selbstverständlich nicht unsre Meinung, den deutschen Chamberlain-Dank für die Prozeßführung oder -folgen nutzbar zu machen“, besagt gar nichts. Natürlich ists nicht deine Meinung, wohl aber deine Absicht. Chamberlain ist vermögend genug, um die Geldstrafe für seine Verleumdung aus eigener Tasche zu bezahlen; schlimmstenfalls täts für ihn die Partei, deren Banner er so wacker hat wehen lassen. Daß der Aufruf — der dem Sinne nach zu einer strafbaren Handlung auffordert — auch von dem rechtskundigen Landgerichtsdirektor Lohmann unterzeichnet ist, macht ihn nicht schmackhafter. Aber ihr werdet euch schon herauswinden. Die unterschrieben habenden Justizräte und Rechtsanwälte werden dicke Kommentare wälzen und sagen: „Ja, Weltbühne, das ist ganz was andres!“ Aber es ist nichts andres, sondern nur dies: der Bannerträger hat eine Geldstrafe aufgebrummt bekommen; ihr nehmt das Hütchen in die Hand und klappert die Höfe ab; und ob er nun die Strafe schon vorher abbezahlt hat oder nicht — das zusammengesammelte Geld kommt in dieselbe Hosentasche. Und da gehörts nicht hin. Der obenerwähnte § 16 besagt weiter: „Das zufolge solcher Aufforderungen Empfangene oder der Wert desselben ist der Armenkasse des Orts der Sammlung für verfallen zu erklären.“ Und das habe ich immer, immer von euch und euern Bannerträgern gesagt: In die Armenkasse! In die Armenkasse!

Sport

Nach langem Zögern und erst nach mehrfachen Aufforderungen ist die Regierung darangegangen, den vielfachen Wünschen der großen deutschen Sportgemeinde zu entsprechen und eine Verlängerung der diesjährigen Rennzeit zuzugestehen. Es ist dies mit um so größerer Freude zu begrüßen, als die neue Herbstrennzeit, deren offizielle Bewilligung seitens der zuständigen Behörden erteilt worden ist, vor allem dem in diesem Jahre so sehr vernachlässigten Hindernis- und Trabrennsport zugute kommen wird. Es werden nach den nunmehr vorliegenden Dispositionen im Laufe der Monate Oktober und November auf der Karlshorster Rennbahn 8 Renntage stattfinden, während auf der Trabrennbahn zu Berlin-Mariendorf an 6 Tagen Rennen gelaufen werden.

Der Verein für Hindernisrennen hat für seine acht Karlshorster Tage folgende Termine festgesetzt: 2., 10., 17., 24., 28., 31. Oktober, 4., 10. November. Er wird in diesen für die Rennvereine so lohnenden Zeitläuften besonders große Anstrengungen machen, um die bisher ganz leer ausgegangenen Hindernisställe wenigstens noch etwas durch großzügige Ausgestaltung seines Programms zu entschädigen. Die Schaffung eines 100 000 Mark-Rennens ist beabsichtigt; die Ausschreibungen werden mit entsprechender Sorgfalt durchberaten.

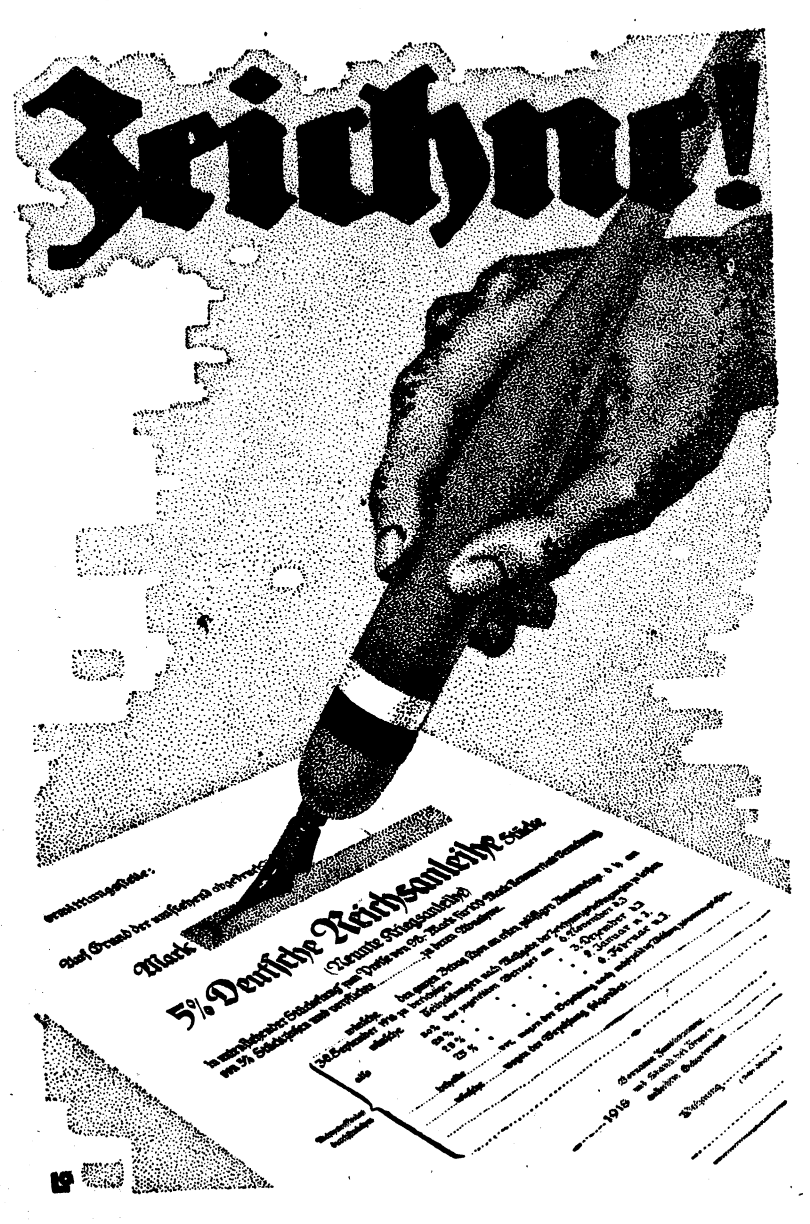
Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Männer gesucht! von Germanicus

Für die Antwort, die Clemenceau auf die oesterreichische Note gegeben hat, können wir dankbar sein: sie schafft uns Klarheit über die Stimmung in Frankreich und gibt damit zugleich eine klassische Gelegenheit, unserm Volk, und nicht zuletzt unsern Soldaten, zu zeigen, welches das deutsche Schicksal sein würde, wenn die Pläne der Entente gegen uns verwirklicht werden könnten. Eine Plakatierung dieser Rede Clemenceaus würde dem deutschen Volke zum mindesten so nützlich sein, wie der öffentliche Anschlag der letzten Kundgebung Hindenburgs es ihm werden sollte. Man braucht kein pathetisches Register zu ziehen, wenn man jetzt erklärt: das Vaterland ist in Gefahr. Und es ist wirklich höchste und letzte Zeit, daß, ohne irgend welche Rücksichtnahme auf wen es auch immer sei, überlegt wird: wie Deutschland vor der Zerstückung bewahrt und lebensfähig erhalten werden kann. Daß es dahin gekommen ist, ist eine Schmach für die an uns vorbeigegaukelten sogenannten politischen Leiter, deren Unfähigkeit, die militärische Lage, auch wenn sie ein Maximum des Erfolges darstellt, zu beherrschen, durch nichts zu überbieten ist.

Nicht daß wir fürchteten, die Heere der Entente den gegen uns erlassenen Vernichtungsbeschluß ausführen zu sehen. Was das betrifft, so sind wir durchaus überzeugt, daß die Gegner verzweifelt schwere Arbeit zu tun haben würden. Selbst wenn es ihnen gelänge, uns hier und da, vielleicht auch auf größern Strecken, noch weiter zurückzudrängen, so würden sie doch jeden Schritt vorwärts mit vernichtend hohen Opfern erkaufen müssen. Die Hindenburg-Linie ist schließlich auch nur ein Begriff; aber die Menschen, die vor unsrer zurückgehenden Front liegen bleiben würden, könnte auch die Entente, und mögen ihr noch so viele Amerikaner und Neger zuströmen, auf die Dauer doch nicht preisgeben; zu schweigen von den U-Booten, deren Wirkung, als so wenig entscheidend man sie auch ansetzen mag, sich immerhin und namentlich für die englische Tonnage peinlich bemerkbar machen muß. Frankreich und Belgien aber im besondern werden früher oder später erkennen, daß die Zurückeroberung ihrer besetzten Landesteile kaum einen politischen Vorteil bedeutet, denn wie jeder Quadratmeter solch zurückeroberten Landes aussehen würde, läßt sich — wenn an die zwischen Ypern und Reims klaffende Wunde gedacht wird — schon heute deutlich genug vorstellen. Die Bedingtheit des militärischen Sieges wird auch die Entente erfahren. Gelänge es, ihr hierfür möglichst frühzeitig die Augen zu öffnen, so würde damit wohl am ehesten der Krieg abgekürzt werden können. Frankreich, Belgien und England müßten sehen lernen, wie wenig sie sich selber nützen, wie sehr sie aber ihre eigenen Schwierigkeiten, vor

allem Amerika fördern, wenn sie, selbst schließliches Gelingen vorausgesetzt, Schritt vor Schritt ihre Linien ostwärts schiebend,



den Krieg unbegrenzt verlängern. Die Kriegführenden sind alle miteinander in eine Sackgasse geraten; diese Sackgasse aufzustoßen, das ist die eigentliche Aufgabe, die gelöst werden muß.

Man könnte solche Betrachtung noch um einen Grad erweitern. Selbst angenommen, Deutschland wäre endgültig besiegt und ein Diktatfrieden ihm auferlegt: wer möchte glauben, daß ein verstümmeltes, eingeschnürtes, vielleicht gar um Elsaß-Lothringen beraubtes Deutschland auf längere Zeit hinaus Frieden halten könnte? Ueber solche Zwangsläufigkeiten aufzuklären, dazu brauchen wir Männer, Männer der politischen Arbeit. Bis zu der Stunde aber, da diese Männer auf den Plan treten werden, bleibt uns wirklich nichts andres übrig, als durch Kanonen und Maschinengewehre den verwirrten, siegestrunkenen Gegnern das Verständnis für das Nutzen des rechten Augenblicks einzuhämmern. Sie müssen einsehen lernen, daß der Preis, den sie für Das, wonach sie streben, zu zahlen hätten, in keinem Verhältnis zu dem Gewinn stehen würde. Für solche Belehrung werden wohl noch einige Monate gebraucht werden. Aber auch diese furchtbaren Monde werden nur dann nützlich verwandt werden können, wenn an ihrem blutigen Ausgangstor eben jene Männer stehen, die sich nicht scheuen, einander die große Pleite Europas zuzugeben, und nun wirklich ohne jeglichen Hintergedanken den Versuch machen, das Chaos zu liquidieren. Es wäre darum falsch, würde diese Aufgabe, die irgendwann einmal gelöst werden muß, unnütz erschwert werden. Solche Erschwerung aber geschieht, wenn jetzt die vorläufigen Ergebnisse des Ostfriedens für scheinbare Sondergewinne oder gar für dynastische Effekte ausgebeutet werden. Wir halten nicht viel davon, so ohne weiteres zuzugeben, daß wir mit uns über den Frieden von Brest und seine Zusatzverträge wollen reden lassen; aber wir sind uns keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß bei der allgemeinen Weltdiskussion auch das östliche Europa durchgesprochen werden wird. Wir sind darum unbedingt der Meinung, daß Vorgänge wie das finnische Abenteuer sehr überflüssige Belastungen unsrer Lage sind, sehr gefährliche Trümpfe, die wir in die Hände unsrer Gegner legen. Man darf es gewiß nicht leicht nehmen, daß die gesamte Entente auf die Revision des brester Friedens drängt. Und so kann man die Bestimmtheit, mit der Herr von Payer die Regelung des Ostens für erledigt erklärte, doch nur als einen taktischen Zug anerkennen. Es ist sicherlich richtig, daß wir uns nicht schon heute alle Zugeständnisse, die wir zu machen vielleicht bereit sind, und die wir machen können, ohne unser Dasein zu gefährden, abringen lassen. Wir müssen gewisse Werte in der Hinterhand behalten. Es kommt nur darauf an, den Augenblick nicht zu verpassen, wo man solche Reserven auszuspielen hat. Auch hier, wie überhaupt — man denke an Belgien —, wird es immer richtiger sein, zu geben als sich nehmen zu lassen. Grade solch Geben aber erfordert wiederum die Entschlußfähigkeit erkennender Männer.

Unsre Lage kann sich, das muß offen eingestanden werden, noch komplizieren. Noch läßt sich nicht erkennen, ob Herr Bal-

four — dessen Rede übrigens viel mehr Anknüpfungsmöglichkeiten bietet, als allgemein angenommen zu werden scheint — nur aus kluger Berechnung, ob er besser begründet mit seiner Antwort auf die wiener Friedensnote versucht hat, alle Schuld auf Deutschland zu wälzen und so einen Keil zwischen uns und Oesterreich-Ungarn zu treiben. Es wäre jedenfalls leichtsinnig, die Möglichkeiten, die sich hier verstecken könnten, unberechnet zu lassen. Grade darum aber ist es mehr als frivol, wenn gewisse deutsche Zeitungen — darunter selbstverständlich die Tägliche Rundschau unter der Pöbelleitung des Wortespuckers Friedrich Hussong — das selbständige Vorgehen der oesterreich-ungarischen Regierung als eine Felonie an Deutschland zu brandmarken versuchen. Mit derartigen Sentimentalitäten ist jetzt nicht zu helfen. Es kommt alles darauf an, die Interessengemeinschaft Derer, die beieinander bleiben müssen, immer wieder zu verdeutlichen. Alles Andre würde und kann nicht halten. Aber auch das Umgekehrte ist richtig: man sollte sich nicht bluffen lassen durch geheuchelte Neigungen, hinter denen unmöglich ein politischer Wille stehen kann. Englands Interesse an einem geeinigten und starken Rußland kann nicht so ehrlich sein, wie England dies vorzutäuschen versucht. England kann unmöglich vergessen haben, wie sehr das zaristische Rußland Indien bedroht hat. Wird also erst einmal über den Frieden von Brest verhandelt, so werden sich die Formeln leichter finden lassen, als dies heute möglich zu sein scheint. Englands Kriegsziele sind: die Landbrücke nach seinem asiatischen Besitz und die Sicherung von Afrika. Diese beiden Achsen seines Imperiums will es unantastbar wissen. Daß mit solcher Absicht unser Bedürfnis nach einem angemessenen Kolonialland zusammenstößt, darf nicht verkannt werden. Daß die Zugeständnisse, die wir um solches Koloniallandes willen England werden machen müssen, zum mindesten seine asiatischen Pläne — es fahren Schlafwagen von Jerusalem nach Kairo — werden anerkennen müssen, ist heute schon deutlich. Auch insofern wird das Programm des Herrn von Payer, das für alle Kriegsbeteiligten den status quo in Anspruch nahm, kaum ganz durchgeführt werden können. Aber grade darum haben wir alle Ursache, den Frieden von Brest solange wie irgend möglich als Abtauschmittel einzubehalten.

Wer aber soll all diese komplizierten Geschäfte für uns besorgen? Die Männer, die heute an den hierzu berufenen Stellen sich aufhalten, können unser Vertrauen nicht im vollen Maße verlangen. Sie wären auch längst ersetzt, wenn ein Ersatz zu finden gewesen wäre. Das ist die kaum begreifbare Tragik, unter der Deutschland leidet, daß es so bitter arm ist an Männern politischen Instinkts: zugleich ein Maßstab für die Möglichkeiten, die ihm innerhalb des weltpolitischen Prozesses gegeben sind. Vorschule! Solcher Mangel an geeigneten Männern muß erkannt werden; er macht es dem Parlament zur doppelten Pflicht,

wenigstens für sein Teil Surrogate zu leisten. Aber was tut nun dieses Parlament? Es bestätigt Deutschlands politischen Begabungsgrad und verzettelt sich in Parteitaktik. Das Zentrum stellt sich schützend vor Hertling, die Freisinnigen schwören auf Payer, die Nationalliberalen kokettieren mit ihren Geldmännern, die noch immer Longwy und Briey nicht vergessen möchten. Und die Konservativen leben noch immer. Sie leben noch — wer soll das fassen! Das preußische Herrenhaus hat noch immer Gelegenheit, Volk und König zu verhöhnen. Inzwischen aber beginnt der Polizeipräsident von Berlin die Organisation der Straße, indem er Wahlversammlungen auflöst.

Berichtigungen von Olf

In einer Rede an katholische Studenten sagte der deutsche Reichskanzler, das Deutsche Reich werde nicht von den Alldeutschen, sondern von Seiner Majestät dem Kaiser im verfassungsmäßigen Zusammenwirken mit dem Bundesrat und dem Reichstag regiert. Uebergehn wir die negative Angabe, da es genügt, sich an die positive zu halten. Da staunt der Fachmann — und kann dem Redner nur raten, ein Lehrbuch des deutschen Staatsrechts nachzuschlagen. Da steht, von wem Deutschland — de jure wenigstens — regiert wird, und wie die Kompetenzen geordnet sind.

*

Der Reichskanzler erklärt, daß er mit dem gleichen Wahlrecht stehe und falle. Es scheint, daß er beides, obwohl die Zustände sich völlig ausschließen, auf einmal tut. Aber er mache nun Ernst: da er, wie man täglich sieht, nicht stehen kann, so falle er!

*

Von der „unnatürlichen Koalition unsrer Gegner" wurde in einem Leitartikel der ‚Weltbühne' gesprochen. Warum unnatürlich? So gewiß es ist, daß nicht, was ist, vernünftig ist, so gewiß ist es, daß alles Seiende natürlich ist. Selbst Bündnisse: wenn nicht auf Grund der reinern Idee, so eben auf Grund des gewichtigern — oder dafür gehaltenen — Interesses.

*

Ein Herr von Böthnigk äußert im ‚Tag', der Staat habe nicht nötig, für die Beteiligung der Beamten am Steigen des Luxus zu sorgen. Gewiß nicht, und der preußische Staat mit Rücksicht auf seine bekannten Traditionen zuallerletzt. Nur fragt sich, ob etwas Käse, mehrere Strümpfe und ein Stück Seife zum Luxus gehören.

*

Man erstaunt über die Erklärung, daß „eine Regierung bei vertagter Kammer unmöglich erscheint" — dem Grafen Rostworowska nämlich, und in Polen.

*

In Artikel Sieben der Zusatzverträge zum Brester Vertrag heißt es: „Ihr" (der Randstaaten) „künftiges Schicksal wird im Einvernehmen mit ihrer Bevölkerung bestimmt werden". Das ist der alte Text, und es bleibt dabei: das ist eine Formulierung des Selbst-bestimmt-werdungs-rechts.

*

Nicht nur die eigene Neugier, sondern auch die Zensur legt es nahe, sich mit den Vorgängen beim Nachbar zu befassen. Da sehn wir, daß die oesterreichische Zensur dem Grafen Czernin eine Rede verboten hat, und daß auf diese Weise sein bekannter Zeitungsartikel erschienen ist. Wir suchen nun den Gedankengang dieser Zensur zu erraten: es wird doch ein Zeitungsartikel nicht nur von viel mehr Menschen gelesen, als eine Rede gehört wird, es wird doch sogar der Artikel wahrscheinlich auch von Denen gelesen, die jene Rede gehört hätten? Man hat mich aber falsch verstanden, wenn man glaubt, daß ich Zeitungsartikel von Czernin der oesterreichischen Zensur denunzieren will.

*

Der deutsche Botschafter in Wien versichert den Abgeordneten der Presse (die sich, wie die Presse immer, einer vorzüglichen Presse zu erfreuen hatten): daß Presse und Diplomatie die Wahrheit verkündeten oder verkünden sollten. Der Fall ist bereits klassisch: wenn Epimenides der Kreter sagt, daß alle Kreter lügen, entsteht ein merkwürdiger Trugschluß; wenn der Diplomat Wedel den Pressevertretern die Wahrheitsaufgabe von Diplomatie und Presse versichert — „das muß wahr sein".

*

Die ‚Germania' geht, um zu einem Vertrauensvotum für den Grafen Hertling zu kommen, kritisch alle Arten des Parlamentarismus in der zivilisierten Welt durch, um an jedem etwas auszusetzen und schließlich den neuen, deutschen, vorsichtigen oder Hertlingschen, zu empfehlen. Abgesehn davon, daß vor dieser Traumgeburt die andern jedenfalls den Vorzug der Sichtbarkeit (oder sagen wir: der Existenz) haben, vergißt die ‚Germania', daß ‚Parlament' bereits ein den empirischen Fakten abstrahierter Begriff ist, und daß sie sich statt an den französischen und den amerikanischen an den Parlamentarismus, an eine Lehre statt an eine Erscheinung, halten sollte.

*

Im Wahlkreise Berlin I steht Herr Kempner als „Hausbesitzerkandidat" Herrn Heimann als dem „Mieterkandidaten" gegenüber. Da wundert sich der Laie nicht mehr: er weiß, daß unter solchen Gesichtswinkeln bei uns Politik, besonders liberale,

und auch Weltpolitik gemacht wird. Aber darf sich, wer dies duldet, überhaupt noch über etwas wundern?

*

Die Kreuz-Zeitung würde es, wie sie selbst sagt, für einen schweren taktischen Fehler halten, aus einer etwa verschlechterten militärischen Lage die Folgerung für einen politischen Rückzug zu ziehn. Das sind unsre Realpolitiker! Ein strategischer Fehler ist es — gelinde gesagt —, zu glauben, daß Tatsachen weniger wirksam werden, wenn man sie verschweigt und bestreitet. Der eine Gegner pflegt so gut wie der andre zu wissen, wie der Kampf steht.

Das andre Frankreich von Hermann Bagusche

In Frankreich ist kürzlich ein Buch erschienen, das ein aus deutscher Kriegsgefangenschaft heimgekehrter Franzose, Maurice Wullens, schrieb. Es ist ein Kriegstagebuch und trägt den Titel: ‚Dans la mêlée' („Im Getümmel'). Den Aufzeichnungen des Verfassers, der als Dichter zu den Hoffnungen der jungen französischen Dichtergeneration gehört und gegenwärtig in Paris eine Zeitschrift ‚Les Humbles' herausgibt, ist folgende Widmung vorangestellt: „An meinen Bruder, den unbekannten württembergischen Soldaten, der am dreißigsten Dezember 1914, nichtachtend die Todesgefahr, mir edelmütig das Leben rettete, an meinen Freund Leonhard Helm, der mich im Kriegsgefangenenlager Darmstadt wie ein guter Vater pflegte, und an die Kameraden Erhardt, Albert Kieser und Karl Businger, die in menschlicher Weise mir nahetraten, nicht zu zählen all die andern, deren Namen ich vergessen habe: ihnen allen sei in Dankbarkeit dieses Buch gewidmet."

Aus dem Getümmel des Krieges kommt, aus Feindesland, diese Stimme zu uns, die Zeugnis gibt, daß in all der traurigen Wirrnis jene Empfindung menschlicher Brüderlichkeit nicht gestorben ist, von der Viele unbeirrt glauben, daß sie nach dieser Kriegszeit die Völker zu Bollwerken des Friedens vereinigen wird. Dann wird auch die Zeit da sein, um die Hochflut des Hasses zu dämmen und jene Kreaturen zu verscheuchen, die aus der Verhetzung der Völker ein gewinnbringendes Gewerbe gemacht haben. Noch sind die Jingos und Chauvinisten am Werk, noch arbeitet die Northcliffe-Presse mit den schmählichen Methoden der niedrigsten Verleumdung, und Zeitungen wie ‚Matin', ‚Echo de Paris', ‚Action française' und ihre Gesinnungsgenossen richten ihre Megaphone gegen die Massen, um den Deutschenhaß allen französischen Seelen unausrottbar einzupflanzen. Die Freischärler der nationalistischen Phrase beherrschen noch mit lauter Stimme den Markt. Die Roßtäuscher der öffentlichen Meinung dürfen noch ihre dunklen Geschäfte spinnen. Und den Tempelschändern der Menschheit verwandelt sich das Blut der Andern in Gold, ihr unsäglicher Schmerz in Gier und Lust.

Vor einigen Wochen hat ein deutscher Staatsmann gesagt, daß es heute in allen Ländern Gruppen gebe, die man als „Zentren des europäischen Gewissens“ bezeichnen dürfe. Wenn auch die Grenzen verrammelt sind, der Schall fremder Worte kommt dennoch zu uns und meldet, daß jenseits der Schützengräben, selbst drüben in Frankreich, ein solches geistiges Zentrum besteht, und daß dort eine Schar von tapfern Menschen den Gedanken des europäischen Empfindens predigt und weiterträgt. Etwa hundert kleine Zeitschriften dienen (wie Otto Grautoff, ein guter Beobachter der zeitgenössischen französischen Literatur, kürzlich im ‚Literarischen Echo‘ mitteilte) bereits in Frankreich diesen Ideen, und zwar nicht nur in Paris, sondern in den verschiedenen größern Städten des Landes, wo die jungfranzösische Literatur regsame Zirkel hat. In Angers erscheint ‚Emancipation‘, in Chatellerault ‚La Veilleuse‘, in Perpignan ‚L'Etincelle‘, in Montpellier ‚L'Effort des Jeunes‘; andre Zeitschriften findet man in Moulins, Orleans, Lyon und Marseille. Außer Romain Rolland (dessen deutscher Musiker-Roman ‚Johann Christoph‘ besonders in Deutschland eine dankbare Lesergemeinde fand) und Henri Guilbeaux, der in gewissen pariser Kreisen als Defaitist verschrieen ist und daher, wie Rolland, in der Schweiz auf bessere Tage wartet, könnte man viele Namen nennen. So vor allem Pierre Jean Jouve (der in seinem Gedichtband ‚Danse des morts‘ das Europa-Bewußtsein der kämpfenden Völker wieder zu wecken versucht), Sebastian Faure (der in Paris eine oppositionelle Wochenschrift herausgibt, „um auszusprechen, was man sagen muß“), ferner Péricat, Loriot, Martinet, Emile Michelet, Blumenfeld, Lambert, Paul Charrier (der die gegen Clemenceau gerichtete Zeitschrift ‚La Caravane‘ herausgibt), Camille Spieß, G. A. Masson, Emile Cetinet, Henri Mugnier, Pierre Girard, A. K. Fried, Jean de St. Prix, Brulat, Séailles, Bannerot, Dujardin, Russel, Samson. Man müßte noch viele Namen nennen. Aber es darf genügen, wenn hier dieser Stoßtrupp erwähnt wird, der gegen die Barrikaden der Dummheit und törichten Verhetzung Sturm läuft und aus den Wirrsalen der Gegenwart den Weg zu alten und neuen Idealen sucht.

Nach diesen vier Kriegsjahren ist gewiß mancher zur Besinnung gekommen. Und die unermüdlichen Sappeure des Gewaltfriedens dürften allenthalben, wenn man Umfrage hielte, nur noch ein geringes Häuflein ergeben. Die Zeit läuft, und die Erfahrung hinterläßt bei Denen, die zu denken vermögen, unverwischbare Spuren. Das Gerinnsel der Phrasen versickert in den Spuren, die der Tag hinterläßt. Nur Diejenigen, die blind sind für die Not der Menschheit, weil sie die Werkstatt des Todes nie betraten, brüsten sich mit den Gefühlen ihrer Ausdauer.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXI.

Friedrich von Payer

Drei Treppen hoch im Reichstagsgebäude ist auf den Sonnabend und Sonntag in dem repräsentativen Saale des Hauptausschusses eine Sitzung des Zentralausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei anberaumt. Drei, vier Tischreihen stoßen auf einen großen Längstisch, der mit dem Fenster parallel läuft; von hier aus kann man den großen Königsplatz, tief unten, überblicken. Riesige Gemälde zieren die Wände. Bilder aus der deutschen Geschichte. Darunter Wilhelms des Ersten Siegeszug von 1870: der Kaiser hoch zu Roß, an französischen Fahnen vorbei, die, fast in den Straßenstaub, vor ihm gesenkt sind. Man weiß, daß dieses Bild einst für einen andern Raum, für den Plenarsaal, bestimmt war, dann jenseits der Vogesen viel Mißvergnügen weckte und daraufhin in den Sitzungssaal des Hauptausschusses wanderte, der Nichtmitgliedern des hohen Hauses für gewöhnlich nicht zugänglich ist.

Hier, wo oft die geheimsten Dinge den Reichstagsabgeordneten in vertraulichen Besprechungen mitgeteilt werden, wo Herr von Bethmann Hollweg einst den uneingeschränkten U-Bootkrieg verkündete, hier findet, hinter verschlossenen Türen, ein kleiner Parteitag statt. Herr von Payer, württembergische Exzellenz, spricht über die politische Gesamtlage. Es ist zur Zeit des ersten Kriegsreichskanzlers. Herr von Payer hat auf seinem Platze ein Manuscript ausgebreitet. Neben ihm sitzt, eine große Hornbrille auf der Nase, der Vorsitzende des Zentralausschusses, Herr Funck aus Frankfurt am Main. Weiter reihen sich an: Herr Doktor Otto Wiemer, einstens Eugen Richters Schüler, der erste Tenor der Partei für rauschende Wagner-Rollen (Tannhäuser, Siegfried, Tristan); Herr Rektor Julius Kopsch, Baßbuffo im fortschrittlichen Konzertensemble, der Mann, der stets mit honigsüßem Pathos die Gegner im eigenen Lager zu entwaffnen versucht, aber mitunter auch den großen Bann der Partei (wie über Herrn Traub) ausspricht; Herr Doktor Friedrich Naumann, der lyrische Tenor (der politische Moraltrompeter von Säkkingen); Herr Doktor Pachnicke, die Jugendliche Naive mit dem zärtlichen Augenaufschlag; Herr Hoff, das Mädchen vom Lande mit den braunen Pausbäckchen; Herr Georg Gothein, der stürmischfeurige Geliebte; Herr Bankdirektor Mommsen, die ältliche Kommunalheroine; Herr Geheimrat Cassel, Ehrenbürger der Partei; Herr Doktor Struve, das witzige Aperçu; Herr Doktor Müller-Meiningen, das Stehaufmännchen mit der großen Suada; Herr Professor Quidde, der pazifistische Wanderprediger; undsoweiter. An hundertfünfzig Menschen. Abgeordnete, Delegierte aus allen Gauen des Reiches und Journalisten.

Herr von Payer reißt in seinem Vortrag die Zuhörer keineswegs mit. Langsam fließt seine Rede dahin. Der schwäbelnde Dialekt gibt seinen Worten Gemütlichkeit. Leicht hat er den Kopf nach vorn gebeugt. Trotz seinen siebzig Jahren fehlt ihm kein Haar auf dem Haupt. Auch nicht ein einziges weißes hat sich unter die schwarze Wolle gemischt. Ein ziemlich langer Bart legt sich auf die Brust. Aus schmalen Oeffnungen blinzeln zwei dunkelbraune Korinthenaugen.

Er hat das Vertrauen der Partei. Eine lange demokratische Vergangenheit rechtfertigt es. Mein Gott, er hat noch Seite an Seite mit Richter, Rickert, Sonnemann und wie sie alle heißen mögen, die längst schon im Grabe liegen, mit Windhorst, Grillenberger, Bebel, Singer und dem alten Liebknecht gegen die Ausnahmegesetzgebung Bismarcks gestritten. In den siebziger Jahren schon, zur Zeit des Kulturkampfes, und in den achtziger, als der Eiserne sich an der Fronde der „Reichsfeinde", wie er sie Zeit seines Lebens betitelte, den Kopf einrannte. 1887, als Bismarcks Septennatsvorlage an diesem Block des Widerstandes von Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie scheiterte, als Herr Payer für das Budgetrecht des Parlaments, für die Bewilligung der Militärforderungen immer nur von Jahr zu Jahr stritt, wurde er, wie so viele Andre, freilich auch ein Opfer der Kartellwahlen nach der plötzlichen Auflösung des Reichstags. Aber drei Jahre darauf, nach den Neuwahlen, saß er schon wieder drin und schied erst siebenundzwanzig Jahre später aus, als er ins Kabinett Hertling berufen wurde.

Schon als Sechsundzwanzigjährigen hatte man ihn in seiner Heimat, in Tübingen, wo sein Vater Pedell an der Universität war, als Kandidaten aufgestellt. Damals unterlag er und ließ sich in Stuttgart als Rechtsanwalt nieder. Später kam er auch in den württembergischen Landtag und brachte es hier schließlich zum Präsidenten, wurde vom König dekoriert, geadelt und exzelliert. In Schwabenland war er seit jeher, auch nach seinem Ausscheiden aus dem Landtag, die populärste Persönlichkeit: unser Payer. Er ist, in Haltung und Gebärde, stets der schlichte Demokrat geblieben.

Seine politischen Leistungen sind nicht gering. In Württemberg war er lebhaft an der verfassungs- wie verwaltungsrechtlichen und an der steuerpolitischen Gesetzgebung beteiligt. Aus der Ständevertretung für Geistlichkeit, Adel und Städte wurde eine Volkskammer. Im Reichstag saß er, zusammen mit Conrad Haußmann, im Kreise von etwa sechs Gesinnungsgenossen in der Fraktion der Süddeutschen Volkspartei, des letzten Drittels der bürgerlichen Linken, die in Freisinnige Volkspartei, in Freisinnige Vereinigung und eben die Demokraten südlich der Mainlinie zerfiel.

Bülows Blockzeit schmiedete nicht nur die Konservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen zu einem lieblichen Gebilde zusammen, sondern wirkte auch innerhalb der drei linksliberalen Parteisplitter einigend. Nicht zuletzt Payers Verdienst war die Verschmelzung dieser Gruppen zur Fortschrittlichen Volkspartei. Im Reichstag wurde er Chef dieser neuen Fraktion und wurde, wenn nicht Herr Wiemer sein sonores Organ erschallen ließ, der Sprecher der Partei bei allen großen Debatten, insbesondere bei den Etatlesungen, wenn jede Fraktion in stundenlangen Reden das vergangene Jahr nach politischen Grundsätzen rubrizierte und registrierte, wenn die Zettelkasten-Arbeit zu Ehren kam. Aber das mußte man Herrn Payer lassen, daß er sich in seinen, meist wohl abgewogenen, Darlegungen über das gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenniveau der Herren Volksvertreter erhob.

Dreimal nur schüttelten seine Freunde den Kopf. Erstens: Wie konnte, flüsterte man, selbst ein so eingeschworener Demokrat Bülows Blockschwindel mitmachen, diese Paarung von Feuer und Wasser? Wie war es zweitens möglich, daß in dieser, dem Liberalismus wenig erfreulichen, Epoche Herr von Payer ostentativ für den Sprachenparagraphen des Reichsvereinsgesetzes, für den Paragraphen Zwölf, stimmen konnte, der alle Merkmale einer Ausnahmebestimmung trug? Herr von Payer brachte das Opfer, gewiß nicht leichten Herzens, um den Block zu erhalten und das Gesetz als solches, einen großen Fortschritt gegenüber den bisherigen buntscheckigen Landesgesetzen zu retten. Wie konnte er drittens, ausgerechnet er, sich von den andern Parteien vorschicken lassen, um im Falle Liebknechts den Bruch der Immunität durch den Reichstag in langer Rede vor dem Plenum zu rechtfertigen?

Als Herr von Bethmann Hollweg sich, während des Krieges, mehr und mehr von seiner konservativen Vergangenheit entfernte und, mit wachsender Einsicht in die tiefern, in die psychologischen Ursachen des Weltbrands, sich nach links entwickelte: da fand er in der Fortschrittlichen Volkspartei eine Schweizer Garde, die seinen Ein- und Ausgang mit aufgepflanzten Hellebarden wohl zu behüten trachtete. Herr von Payer wurde „die Säule der Wilhelm-Straße", wie sie halb spöttelnd, halb respektvoll raunten, und im Reichstag wurde er, neben Herrn Spahn, der immer gleichsam mit eingezogenen Zügeln sprach, der Parteidiplomat, der Wirkliche Geheime Beschwichtigungsrat, wenn die Wogen der Linken sich mitunter, bei irgendeinem Einzelfalle, zu überschlagen drohten. Und dennoch konnte er und die fortschrittliche Reichstagsfraktion, deren Chef er war, nicht den Sturz Bethmanns aufhalten. Alle verließen den Kanzler in der Not, obwohl er noch in letzter Stunde, um Mitternacht vor seinem Rücktritt, dem Kaiser das gleiche Wahlrecht für Preußen

abgerungen hatte. Die Nationalliberalen stießen ihm den Dolch in den Rücken, damit er ja über den vor ihn hingerollten „Stein“ stürze, und der Kronprinz, nicht der Kaiser (das hätte ja nach einer Konzession gegenüber dem Parlament aussehen können), ließ die Parteiführer antreten, um ihr Votum über Herrn von Bethmann Hollweg zu hören. Vor einer politisch völlig unverantwortlichen Persönlichkeit sprachen sie ihren Spruch: die Westarp, Stresemann, Spahn, Payer, David. Die ersten Beiden sagten nur: Er muß fort, denn er ist ein „Verzichtler“. (Inzwischen ist, anno 1918, Herr Doktor Stresemann, der politische Laubfrosch, samt der nationalliberalen Reichstagsfraktion mit Pauken und Trompeten selbst unter die Verzichtler gegangen.) Herr Spahn, auf zitternden Beinchen, erklärte, das Zentrum wolle Bethmann nicht stützen, aber auch nicht stürzen; und Herr David zog im Namen und im Auftrag der Sozialdemokratie ein saures Gesicht. Nur der wackere Schwabe forcht sich nit und trat mannhaft für den Kanzler ein. Seine Königliche Hoheit aber wußte Bescheid, steckte sich eine Zigarette an und war allerhöchst darüber beruhigt, daß die Herren Volksvertreter ja selbst, fast einmütig, diesen ekligen Kleber und Streber, diesen Dreiviertel-Sozialdemokraten Bethmann vor ihm hatten fallen lassen. Und hatte nicht selbst der Philosoph des Willens zur Macht gelehrt: Was fällt, das soll man auch noch stoßen?

Nach jenen Tagen vollzog sich die „Konfirmation“, die Reife des deutschen Parlamentarismus. Die Linke und das Zentrum schlossen sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen und bildeten den Interfraktionellen Ausschuß. Jetzt, fünfzig Jahre nach der Begründung des Norddeutschen Bundes, begann der Reichstag, sich allmählich als gleichberechtigten Faktor neben den Instanzen des Bundesrats und der Regierung zu fühlen und danach zu handeln. Herr von Payer wurde Vorsitzender dieses Interfraktionellen Ausschusses, der de jure keine Aktivlegitimation besaß, de facto aber die stärkste politische Macht darstellte. Wiederholt hatte Herr von Payer nun, in diplomatisch stilisierter Form, Erklärungen im Reichstage für die neue Mehrheit abzugeben, die in den achtziger Jahren schon einen Abwehrblock gegen die bismarckische Ausnahmegesetzgebung gebildet hatte, und die nun berufen war, positive Arbeit zu leisten.

Die erste Kraftprobe war das Mißtrauen, das man im Oktober Herrn Doktor Michaelis kundgab. Mit diesem Reichskanzler länger zu arbeiten, war man nicht geneigt. Michaelis mußte, heftig widerstrebend, gehen. Graf Hertling, der ehemalige Zentrumsmann, handelte darauf als Erster wie ein Politiker in einem parlamentarisch regierten Staate. Er sicherte sich das Vertrauen der Mehrheit des Reichstages und zog, nachdem ein bestimmtes Arbeitsprogramm vereinbart worden war,

Herrn von Payer als Vizekanzler ins Kabinett. Herr von Payer nahm es an dieses „Ministerium“ ohne Portefeuille, das eben erst Herr Doktor Helfferich eigens für sich geschaffen hatte, bezog eine bescheidene Amtsstube im Reichsamt des Innern und sah sich nach einer Sekretärin nebst Schreibmaschine um. So klein hat Herr von Payer angefangen. Er wartete gleichsam auf Arbeit. Und die sollte bald kommen. Im großen Januar-Streik von 1918 spielte er, nicht ohne Erfolg, den Vermittler, am fünfundzwanzigsten Februar hielt er seine Jungfernrede als Stellvertreter des Reichskanzlers im Reichstage, nicht am offiziellen Regierungstisch, sondern vom Rednerpult aus, um auch äußerlich den Parlamentsminister herauszubeißen, und geriet aufs heftigste mit den Konservativen zusammen, weil er sich im Reichsparlament für die preußische Wahlrechtsfrage einsetzte, und weil er, im Anschluß an die vergangene Streikbewegung, die wilde politische Agitation der Konservativen geißelte. „So haben“, sagte er resümierend, „die Feinde die Wahl, ob sie die Pfeile gegen uns aus den Reihen der äußersten Rechten oder der äußersten Linken entnehmen wollen.“ Das wirkte wie eine Bombe. Ueber den Vergleich gerieten die Konservativen außer sich. In großer Erregung sprangen ein paar von ihnen auf, und gleich darauf prasselte es wenig liebenswürdige Worte auf Herrn von Payer, der ruhig still hielt, nieder: „Sind wir hier in einer Parteiversammlung? . . . Das ist der große Staatsmann! . . . Unerhört!“ Der Präsident vermochte die Ruhe des Hauses, obwohl er die Glocke wie ein Wilder schwang, lange nicht wiederherzustellen. Herr von Payer hatte, innerpolitisch, ein demokratisches Bekenntnis abgelegt.

Außenpolitisch tat ers diesen September, als er zu Stuttgart in großangelegter Rede die Kriegsziele Deutschlands einzeln festlegte. Er sprach sich frei und offen für einen demokratischen Frieden aus, erklärte sich für einen Verzicht auf Belgien, überhaupt auf Annektionen, auf Kriegsentschädigungen und wies auf die Notwendigkeit der Schiedsgerichte, des Völkerbunds und der Abrüstung hin. Nur in den Ostfragen nahm er eine exzeptionelle Stellung ein. Sie wollte er von jeder Friedensdiskussion mit dem Gegner ausgeschlossen wissen.

Wieder begehrten die Konservativen und die Alldeutschen auf, wieder gabs einen Presselärm sondergleichen. Die Tägliche Rundschau, die völlig aus dem Häuschen geriet, legte ihm nahe, sich endlich Goethes Spruch in sein Arbeitszimmer hängen zu lassen: „Man leugnete stets und leugnet mit Recht, daß je sich der Adel erlerne . . .“ Ein andres alldeutsches Organ meinte spitz, der Name Payer sei nichts andres als das französische Wort payer, so stamme er aus Frankreich her, und da könne man sich nicht wundern . . .

Herr von Payer lächelt darüber bloß.

Max Brod von Julius Bab

Nicht alles, was glänzt, ist Talmi. In einer Zeit des allzu mächtigen Scheins ist diese Variation die wichtigere. Und nicht alles, was der transitive Größenwahn auf sein Schild erhebt, ist Wahnsinn; es können auch Größen darunter sein. Dies trifft in der jüngsten Dramatik zum Beispiel schon für Reinhard Goering zu. Der allzu pathetisch verkündete Erfolg seiner ‚Seeschlacht' kommt wohl aus ähnlich dunklen Gründen wie der von Unruhs Geschlecht; aber so wenig man hier nach abgekühltem Zeitinteresse noch ein klassisches Meisterwerk finden wird: eine sehr bedeutende Talentprobe wird doch übrig bleiben. Der Weg freilich, den dies Talent nehmen kann, ist aus dem gestrafften Pathos dieser ‚Seeschlacht' und dem nervös springenden Expressionismus von Goerings anderm Drama ‚Der Erste' noch nicht zu erkennen. Die Verbindung zweier so entlegenen Punkte gibt noch keine Entwicklungslinie.

Klarer zeigt sich Wesen und Weg eines andern bedeutenden literarischen Talents, das sich seit geraumer Zeit im Drama versucht. Max Brod aus dem jüdischen Prag, der Stammburg der jüngsten Literaturbewegung, verfügt über ein erhebliches Formtalent und einen nicht nur lebhaften, sondern ernstlich in der Dinge Tiefe trachtenden Geist. Nur scheint mir, daß ihm bei allem Willen zur Andacht doch zuweilen etwas anzumerken ist von jener zu großen Leichtigkeit des Formens und zu schnellen Fertigkeit des Formulierens, die des modernen Juden bedenkliches Erbteil — bedenklich für künstlerische und andre Entfaltung — bleibt. Max Brod hat vor Jahren schon einen hübschen kleinen Einakter geschrieben: ‚Die Höhe des Gefühls'. Eigentlich ein lyrischer Prosa-Monolog, der, seinen monologischen Charakter verteidigend, dramatischen Schein gewinnt: der Jüngling Orosmin, der auf der Höhe eines ganz unsubstanzierten Liebesgefühls schwelgt, läßt sich durch keinerlei Störung aus dem Konzept bringen, schwärmt über jede lästige Wirklichkeit weg. Das kleine Stück ist in vielfacher Beziehung interessant: es ist in seinem alle Realität verleugnenden Subjektivismus vielleicht die erste Bühnen-Arbeit in Deutschland, die man expressionistisch nennen kann — es zeigt aber zugleich, wie merkwürdig diese ethisch entgegengesetzte Richtung doch formal mit der Neuromantik zusammenhängt. Die gab zwar den Menschen nicht, wie er die Dinge überflog, sondern wie die Dinge ihn auflösten, schwelgte aber doch mit ihrem negativen Vorzeichen ganz so uferlos lyrisch in den Tiefen des Ich. Der Weg von den schönen Einaktern aus der Frühzeit Hugos von Hofmannsthal zu dieser Gefühlshöhe Max Brods ist deshalb garnicht weit; und solange diese lyrischen Monologe auch inhaltlich das Gebiet des Dramas nur eben streifen wollen, entstehen schöne, kleine, in sich gerechtfertigte Kunstwerke.

Viel bedenklicher ist Brods dreiaktiges Lustspiel ‚Abschied von der Jugend‘. Hier macht sich ‚Expressionismus‘ nur im Sinne von stilloser Willkür geltend. Das große, bitter ernste und vielleicht auch tragischer Zuspitzung fähige Thema, das der Titel andeutet, wird durch eine salopp witzige Behandlung um all seine Stimmung gebracht. Die Szene ist ein Herzogtum Thrazien ohne irgendein kulturgeschichtliches Fixum — ein höchst gefährliches Unternehmen! denn wo der Menschen erzeugende Boden der Geschichte verlassen wird, da schwingt nur ganz selten höchste Phantasie sich in reines Traumreich hinauf; zumeist sinkt witzelnde Willkür in den pflichtlosen Morast der Operettenwelt hinab. Vom Operettentext bleibt denn auch trotz vielen geistreichen Worten und dichterischen Momenten dieses Spiel nicht unbedingt entfernt. Wie mit den Requisiten der verschiedensten Kulturen, so wird auch mit den Stilmitteln verschiedensten Naturabstandes ein allzu bequemes Spiel getrieben — es kann keine reine Wirkung entstehen.

Eine Leidenschaft von ganz anderm Gewicht trotzt ähnlichen Gefahren in Max Brod jüngstem Drama ‚Eine Königin Esther‘ (wie die andern Werke erschienen bei Kurt Wolff). Auch hier mag es expressionistisches Programm, aber auch künstlerische Schwäche anzeigen, daß die Esther-Fabel aus ihrem geschichtlichen Kostüm genommen und in eine bequemer zu handhabende Phantasiewelt gesteckt ist. Ein Dichter, der durch das Uebergewicht seiner Intelligenz ohnedies stets in Gefahr ist, abstrakte Zeichen für bezwingende Gestalten zu geben, könnte sich den schweren Weg durch die Gegebenheiten von Natur und Geschichte hindurch garnicht schwer genug machen. Die dünne Phantasiewelt Brods gibt zu gefällig nach, wenn seine Gestalten sich ins Abstrakte hinauf recken. Seine Esther ist der nationale, ordnende, ausgleichende, versöhnende Trieb der Menschheit (die Brod, mehr privaten als geistig oder künstlerisch verpflichtenden Motiven folgend, Judenheit nennt) — Hamann ist dieser selben Menschheit oder Judenheit glutvoller, Bewegung, Kampf, ewige Unrast verlangender Trieb. Sie hassen einander und lieben einander: „Wir Beide sind gleich stark, nicht um Haaresbreite ist Einer von uns stärker als der Andre“, ruft Hamann. Aber schließlich erschlägt doch Esther den Hamann: „Ich war doch um Haaresbreite stärker als er. Die Welt könnte nicht bestehen ohne diese Haaresbreite.“ Das Ordnungsprinzip siegt und erhält die Welt; aber mit dem Sieg hat es ja schon Unschuld, Ruhe, Sicherheit geopfert, und in seinem Blute lebt der Erschlagene siegreich fort. Kein Zweifel, daß Brod hier für den tragischen Grundkontrast, auf dem die Menschheit steht, eine tiefe und wahre Benennung gefunden hat. Aber schon die zitierten Stellen beweisen, daß dieser Kontrast in einer Höhe des Bewußtseins ausgekämpft wird, wo jedes durch einfache Existenz überzeugende Leben aufhört. Die nahverwandten Gegnergruppen, Judith und Holo-

fernes, Golo und Genoveva blühen, an Brods Prinzipienträgern gemessen, noch gradezu in Shakespearischem Fleisch. Trotzdem gehen dichterische Wirkungen von diesem oft sehr verzwickten Sinnspiel aus, denn der innere Anteil, der diesen geistigen Kämpfen oft mehr als geistreichen Ausdruck leiht, rüstet auch Brods Phantasie mit einem Märchenton, der in diese unsichere Welt doch einigenden Klang bringt. Wenn Hamann in der sündlosen Welt dieser Königin nur noch Papierfische angelt, oder wenn die Bäume in Esthers Garten plötzlich durchsichtig werden und, ohne Holz und Saft, erklirren wie Glas, so gewinnt sehr scharfer dialektischer Witz doch dichterischen Ausdruck. Immerhin: der Autor, der als Epiker schon Tycho Brahes Weg zu Gott nahezu meisterhaft gestalten konnte, indem er aus einer üppigen Fülle völlig beherrschter Realitäten einen großen ideellen Kontrast ganz sichtbar formte — er sollte es nicht schwer haben, einzusehen, daß das vollwertige Drama, in dessen Gestalten ein lebendiger Schauspieler wandeln soll, wahrhaftig nicht weniger Holz und Saft der Realität braucht, um grüne Frucht zu bringen und nicht in unfruchtbar gläserner Helle zu klirren.

Tiedtke von Alfred Polgar

Plötzlich wird mitgeteilt, daß der Schauspieler Jakob Tiedtke das Burgtheater verlassen hat. Plötzlich ist er fort. Plötzlich verschwunden „wie in die Versenkung". Oder richtiger: plötzlich aufgetaucht aus der wiener Versenkung. Und schon in Berlin, einer dortigen Bühne für mehrere Jahre verpflichtet. Nicht das kleinste Presse-Notizchen hat auf seinen Abgang vorbereitet. Eines Morgens war er weg. Das kleine Minus widerfuhr dem Burgtheater in den Tagen, da ihm das große Plus eines Drittelddutzends neuer Direktoren und Dramaturgen zustieß. Wer den braven Tiedtke gehen machte oder ließ, weiß ich nicht. Aber daß um ihn schade ist, weiß ich. Das heißt: nicht um ihn — ist gerettet! —, sondern um das Vergnügen, das sein Erscheinen auf der Bühne uns bereitete. Er war vielleicht nicht oesterreichisch genug, nicht süßlich, weich, verschwommen, profillos und schön genug, um dem wiener künstlerischen Mehlspeisgeschmack zu behagen. Aber er war ein ganzer Kerl; persönlich, mit einer Aura von Besonderheit um Erscheinung und Spiel. Ein Komiker, dessen Komik mit der dargestellten Figur den ganzen Komplex ihrer geistigen, sozialen, menschlichen Bedingtheiten aufriß. An seinen Bühnenmenschen klebte das Erdreich, dem sie entsprossen, und ihrer Seele Ahnenreihe geisterte um sie. Für pergamentene, säuerliche, verzwickte Figuren, für Kleinbürgerliches, zumal wo es sich tyrannisch gebärden darf, war er, ist er der ideale Schauspieler. Erinnert ihr euch seines Theobald Maske in der ‚Hose'? Einzig, vollkommen! Wie er in der Stube lastete, stark, fest, breit, unerschütterlich, dem

Genius der deutschen Welt von Gott aufs Genick gesetzt, damit der nicht zu übermütig werde: ein Stück haariger Materie, auf das Ordnung und Sitte bauen konnten, weil es ganz gewiß durch nichts vom Fleck zu rücken war. Wie er da mit der Selbstverständlichkeit eines Sklavenhalters, in vollkommener Gelassenheit, seine Frau beschimpfte, wie er disputierte, aß, Zeitung las, seinen Standpunkt einnahm, die Gelegenheitsbegattung einer alten Jungfer Nachbarin nicht verschmähte, immer strahlend von einem Seelenfrieden, den die Muskulatur, die gute Verdauung, die Pensionsberechtigung und die Wacht am Rhein gewährleisten: das war ein Stück wahrhaft erquickender, in den saftigsten Farben des gemeinen Lebens prangender Komik. Man konnte den deutschen Trialismus von Geist, Körper und Geld nicht trumpfiger der Welt hinspielen, als es dieser Tiedtkesche Vollbart tat. Da erschien Verdauung eine geistige Angelegenheit, Liebe ein Finanzproblem, Denken eine Art Gehirnperistaltik. Und als Gehäuse der unsterblichen Seele wölbte sich majestätisch der Bauch. Oder Tiedtke in dem alten Schwank ‚Der Compagnon' von L'Arronge. Was war da in seinem Gesicht für ein Hader von jovialen mit ärgerlichen, fast gehässigen Zügen, in der Stimme für ein Raufhandel zwischen gemütlichen Tönen und einem renitenten Unterton von Bosheit. Der ganze Mann: eine spaßigste Mischung von Verdauungsglück und Magenbeschwerden . . . Wenn Tiedtke auf die Bühne kam, floh die Langeweile. Er war immer amüsant, immer in irgendeinem Zug, einem Tonfall, einem Schnörkel das Gewöhnliche durchbrechend. Sein Witz wohlschmeckend, seine Bonhommie nicht latschig, sondern wie aus der kühlen Ueberlegenheit eines Menschenkenners stammend, der, nicht eigentlich gut, sich den Luxus der Güte gestattete. Er füllte die Szene mit seinem voll- und doch scharfblütigen Wesen, in dem Trägheit und Unruhe, Behagliches und Verkniffenes ein drolligstes Kompromiß schließen. Er hätte Shakespearische Mörder und Richter, Handwerker und Bürger, aber auch Falstaff und Malvolio spielen sollen. Man hat ihn, scheint es, wie einen Dienstboten, der den Herrschaften nicht zu Gesicht stand, weggeschickt. Schade! Daß Herr Höbling Hofschauspieler geworden, kann nicht trösten.

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

Barczynski

Eine Novelle

von Carl Sternheim

Barcynski trat, wohlhabender Sohn, hervor, gewillt, flinkest zu machende Karriere zu wählen. Zufall warf in Literarisches ihn, nicht unbegabt hier erkennend Möglichkeiten und zinsbringende Kapitalanlage. Dem Geschäft ward Blühen, da überrascht man hereinfiel auf vehement verkürztes Deutsch und koupierten Stil. Kühner Bluff gelang: in Bälde ward, der anstürmte einst, kommenden Geschlechtes

Protagonist, gegen Bürger und Bürgergenossen, des Bürgers Stolz. Als dies er erreicht hatte, und sogar er Vetter Molières und Prosaklassiker genannt wurde, vergrößerte das Geschäft Barczynski, anlegend ertragreiche Novellenfabrik. Mit diesem Erfolg habend und sinkend immer tiefer in Bürgerlichkeit (anderer Farbe nur), spie monatlich Erzählendes er hervor. Für aller Preziösen Bekämpfer ausgebend sich, erkannte seltsamerweise nicht die ungeheuere Komik er der Behauptung, da Imperator und Rex der Preziösen er selbst. Protegiert schließlich sogar vom geschundenen Taggerich krepierte so, der mehr einst uns war als eine Hoffnung, an novellistisch-intellexueller Arterienverkalkung und erhielt Beisetzung im ‚Deutschen Jugendfreund‘ und in ‚Norddeutscher Allgemeiner Zeitung‘.

* *
*

Tagebuch
von
Hermann Bahr

31. Februar. Wenngleich es Sünde und unsrer heiligen Mutter, der allein seligmachenden Kirche, sicherlich nicht genehm ist, in einem weltlichen Blatt seine Tagebuchaufzeichnungen zu veröffentlichen, so bringt es doch etwas ein. Also ist es erlaubt.

Gestern las ich bei Goethe: „Am besten ist es, von der Welt sich zurückzuziehen, vor allem Außen sich zu verschließen, nur der Vervollkommnung zu leben.“ Das spricht so recht meine eigenen Gefühle aus. In Gott will ich fürder transpirieren und gegen allen irdischen Lärm meine Sinne verhärten. Da werden die Leute mal staunen. Und Direktor des Burgtheaters möcht' ich gern auch noch werden!

1. April. Heute sah ich ein paar Schauspieler über die Straße gehen. Sie benahmen sich sehr auffällig und gestikulierten erregt. Mich ekelt so etwas an. Ich bin eben kein Schauspieler. Ich bin ein echter, innerlicher, einfacher Mensch und ein getreuer Sohn der Kirche.

31. April. Früher war ich mal für Sozialismus und mal für das neue Oesterreich, mal für Naturalismus und mal für Symbolismus, mal für Briefmarkensammeln und mal für Leichenverbrennung, mal für Hofmannsthal und mal für Wagner, mal für Impressionismus und mal für Expressionismus, mal für Pazifismus und mal für den Krieg, mal für Apfelkuchen mit Schlagsahne und mal für Radelsport: heute bin ich für Frommheit. Man darf eben nicht rosten; man muß sich entwickeln! Gelobt sei der Name des Herrn!

35. April. Ich bin so fromm und gehe so oft in die Kirche, daß die Leute hier mich für einen berliner Juden halten. Das ist ein großer Erfolg.

1. Mai. Ich bin Mohammedaner geworden! Jetzt bin ich endlich am Ziel meines Weges angelangt! Nun hat die liebe Seele Ruh! Das hat mir schon immer gefehlt! Allah il Allah! (Ausrotten müßte man die ungläubigen Hunde mit Feuer und Schwert!) Ach, wie ich mich auf den siebenten Himmel und auf unsern erhabenen Propheten freue!

20. August. Ich bin Direktor des Burgtheaters geworden oder wenigstens so etwas Aehnliches. Ich wollte erst garnicht, aber schließlich — der Poldi Andrian wär' ja geliefert ohne mich! Da hab ich eben nachgegeben. Es ist halt mal wieder was andres.

Theater der Woche

Eine unsinnige Einrichtung das Theater. Sechs Feuilletonspalten von Georg Hermann verschönen einem den Sonntag, kosten für eine dutzendköpfige Familie zehn Pfennige, können eines trüben Wochentags wieder hervorgeholt werden, schmecken dem Leser, ohne ihn anzustrengen, würzig wie die Natur, die sie meisterhaft schildern, und kein Hahn kräht danach. Hiergegen welch ein Aufstand durch Berlin und das Deutsche Reich oder doch seine Presse, welche Raumverschwendung gehetzter Nacht- und ausgeruhterer Tageskritiker, telegraphierender und dann noch episch erörternder Korrespondenten, sobald ein Stück steigt, das fast jeden Zuschauer einen Zehnmarkschein, einen unbequem weiten Weg und einen Abend kostet, jeden gelangweilt und verdrossen entläßt, schon heute von jedem vergessen ist und nur von mir leider nicht vergessen sein darf. Zwangvolle Plage, Müh ohne Zweck. Jettchen Geberts Dichter hat angenommen, daß das Schicksal ihres resignierenden Onkels Jason trotz hundert Auflagen ein paar Analphabeten verborgen geblieben ist, und wiederholt es für diese in friderizianischer Vermummung. Warum soll nicht auch Lord Georg Keith, Erbmarschall von Schottland, seine Pflegetochter Uemetullah, genannt Eminé, Kind des gefallenen Paschas von Odessa, unbekümmert um seinen weißen Schädel lieben und heiraten wollen? Es kommt, wie es kommen muß. Sie will nicht. Sondern zieht dem General einen Hauptmann vor und — diese Abwechslung hat Georg Hermann sich immerhin gestattet — wird mit ihm glücklich. Das ist die ganze, über die Maßen altersschwache Geschichte. Woher ein Gehirnmensch die Lammsgeduld holt, sie aufzuwärmen? Aus seiner Neigung zum Kunstgewerbe. Ihn freuen Schnörkel und koloristische Wirkungen. Einer sagt Dresden, und gleich wird hergezählt, wie viele Tabatieren der Minister Graf Brühl besitzt. Den Briten, der aufkommt, liest man gemeinsam. Namen wie Voltaire, Rousseau, Lamettrie fallen, um uns vertraulich zu machen. Lebensweisheit beruft sich auf Marc Aurel. Den Zeitgenossen kitzeln vorsichtige Parallelen aus demjenigen Kriege, der drei Jahre länger als vorläufig unsrer gedauert hat, und dessen Held — von einem treuen Diener seiner Herrin in der blumigen Sprache des Orients großer Sultan des Abendlandes genannt — den Tafelaufsatz für jeden Akt abgibt. Der geschmackvolle Georg Hermann wird ja nicht geglaubt haben, daß hier für ihn das historische Format zu erreichen sei. Die Regiebemerkungen sind Shaw nachgebildet, in dessen Sinne vielleicht auch angestrebt ist, einen unheroisch-gemütlichen Alten Fritz auf wacklige Beine zu stellen. Schade, daß die Witzdichtigkeit des Iren unnachgeahmt bleibt. Während man weghörte, blickte man auf den Chinesischen Pavillon und die Terrasse von Sanssouci, entworfen von der Enkelin Anton von Werners, da eine Enkelin Adolph von Menzels für das Lessing-Theater nicht aufzutreiben war, bedauerte, daß Dagny Servaes vom Kino verdorben zu werden anfängt und vertauschte die Haase-Rollen, die der König Theodor Loos und der Marschall Kurt Götz auf Bassermannsche Art krächzten, zur Zerstreuung untereinander. Uebrigens heißt der gebildete Schmarren: ‚Mein Nachbar Ameise'.

Noch verdünnter schwebte der Geist Georg Hermanns über der Eröffnungsvorstellung eines Theaters, das sich Palast-Theater nennt, ohne deshalb den Charakter einer Bahnhofshalle, einer Reitbahn, einer Garage für zweitausend Automobile aufgegeben zu haben. Während der Ouvertüre wurde Jemand gehindert, sich eine Zigarre anzustecken. Dieser Parkettgast war instinktsicherer als der Direktor. Der hatte nicht gespürt, daß man aus einem Bums kein anspruchsvolles Theater machen kann. Der hatte aufgekauft, was gut und teuer oder eines von beidem ist: den Hofburgschauspieler ohne die falsche Würde der hochbetitelten Gattung Jakob Tiedtke, die allzu beliebte Tänzerin Kieselhausen, den unverwelklichen Julius Lieban und Attraktionen von Altman, von Barnowsky, von Kaisers sogar. Kunstdruck hielt alle erlauchten Namen auf einem Theaterzettel fest, für den ein gelernter Literarhistoriker eine gelehrte Untersuchung über die Posse des Abends abgefaßt hatte: den „Stralauer Fischzug, Fünf Bilder aus dem alten Berlin nach Julius von Voß und Adolph Glaßbrenner, Musik nach Motiven zeitgenössischer Meister zusammengestellt von Bogumil Zepler, In Szene gesetzt von Fritz Friedmann-Frederich, Musikalische Leitung: Carl Ohnesorg, Die Tänze einstudiert von Georges Blanvalet; Dekorationen und Kostüme nach Entwürfen von Paul Leni, Soli- und Tanz-Kostüme ausgeführt von der Firma Theaterkunst, Chor-Kostüme von der Firma L. Verch." Uff, Ufa! Aber warum wählt die überaus betriebsame Universum-Film-Aktiengesellschaft, beneidenswerte Besitzerin dieses grenzenlosen Musenstalles, einen so kostspieligen Umweg zu der Filmerei, die ja doch in der ganzen Welt das Ende der Firma Theaterkunst sein wird? In der ganzen Welt und besonders am Zoologischen Garten. Besonders hier würde selbst bei höchstem, bei ernstestem literarischen Ehrgeiz einfach nichts andres übrig bleiben. Denn das war der langen Rede dieses Theaterzettels kurzer und betrüblicher Sinn: daß sie nötig war, weil man ohne Hörrohr von den verheißenen Herrlichkeiten kein Wort verstand, das nicht herausgeschrieen wurde, und nichts ohne Fernseher sah, was sich nicht fingerdick unterstrich. Akustik und Optik dieser Riesenscheune hatte einzig ein Fräulein Lotte Stein begriffen, die als Dampfwalze kam und schwitzend, prustend, trompetend und brüllend eine überdimensionale, alles niederbügelnde Drastik entwickelte. Seit der Wangel und außer der Grüning, Valetti und Waldoff ist keine Frau in Berlin so belacht worden. Ohne Frage wird diese Charakterkomikerin sich auch kleinern Raumverhältnissen anpassen. Nicht ebenso zweifellos, aber wahrscheinlich, daß Fritz Friedmann-Frederichs Potpourri bei zweieinhalb statt vier Stunden Dauer und im Kleinen Theater großes Glück gemacht hätte. So aber begann um Neun eine Massenflucht, und als ich, musterhaft pflichtgetreu, erst nach dem letzten Satz von meinem Platz zur Garderobe den Weg antrat, der so weit ist wie der Weg vom Brandenburger Tor bis zum Rathaus, da sang ich mit Schillers Kassandra: Einsam in die Wüste tragen muß ich mein gequältes Herz. Zu einer der nächsten Veranstaltungen hat sich das neue Colosseum eine regelrechte Sprech-Tragödie erlesen: Stefan Zweigs ‚Jeremias', dessen Klagelieder gewiß ein freudiges Echo im Publikum wecken werden, vorausgesetzt, daß sich eines einstellt.

Am folgenden Abend: Walter von Molo. Drei Bände zu füllen, ist keine Kunst. Doch die erbarmungslos widerspänstige sogenannte Bestie Theaterpublikum erst einmal einzufangen und dann auch in der Hand zu behalten: das ist eine Kunst, die man zweckmäßig gleich mit dem Titel zu üben beginnt. ‚Der Hauch im All': was ist das? fragt Galerie und Parkett und fragt gespannt bis tief in den letzten Akt hinein. Ein Hauch, nichts weiter, ist, so erfährt man schließlich, der Mensch, die kleine Narrenwelt, für den Schöpfer. Der Nachahmung solches Schöpfertums hat sich ein Staatsanwalt freventlich vermessen. Er hat einen Mörder anzuklagen und läuft den ganzen ersten Akt lang in einem seltsamen Zustand herum, hinter dessen Gründe wir, wie Kempfdahls Angehörige, gerne kämen. Zweiter Akt: die Gerichtsverhandlung, deren stoffliche Wirkung einigermaßen erprobt ist. Man ist ja immer neugierig auf den Ausgang; aber hier doppelt. Was hat bloß der Staatsanwalt, der da nach und nach Allen verdächtig wird? Den Angeklagten, der Jahre hindurch als Gerichtsschreiber um ihn war, haben anonyme Briefe in Eifersucht gegen seine Frau gehetzt, die vor der Ehe bei Staatsanwalts gedient hatte, und — und eines Nachts ist mir nichts, dir nichts der Dolch losgegangen. Wir würden die anonymen Briefe niemand sonst als dem Staatsanwalt zuschieben, wenn für den irgendein Motiv plausibel, ja nur zu erahnen wäre. Aber tatsächlich: er ist der Absender. Finale des zweiten Aktes: Geständnis, Zusammenbruch, Aufruhr, Tableau, Rhabarber und Vorhang. Bleibt für den dritten Akt: Herbeischaffung des Motivs. Der Mann hat zeitlebens mit zwei Seelen in seiner Brust, einer weißen und einer schwarzen, zu kämpfen gehabt — daher sein Name —, und da hats ihn gewurmt, daß solch ein Herdenwesen auf seine niedrige Weise wolkenlos glücklich sein solle, und er hat dem Drang nicht widerstanden, dieses Glück zu zerstören. Jetzt will er sich umbringen; aber daß zur Stunde sein Sohn der Flieger sich totstürzt, darin erblickt er das Gebot Gottes, Buße zu tun. Für diese wird nicht etwa ein vierter Akt anberaumt. Erfreulicherweise nicht. Denn so sicher die Vorgänge durch ihre Rätselhaftigkeit fesseln, wie eben ein Rätsel einen verfolgt, bis mans gelöst hat: so sicher erregt dieser Staatsanwalt nicht das geringste Interesse in einem Drama, zu dessen unverbrüchlichen Kunstgesetzen gehört, daß wir uns — tat twam asi — darin spiegeln können. Dieser Staatsanwalt: das bin weder ich, noch ists sonst ein Mensch, der mir je vor die Augen gekommen. Das ist ein ausgedachtes, zusammengeklittertes Fabelwesen, ein Studienobjekt für Colloquien der Psychiatrie, ohne die Spur Allgemeingültigkeit, und damit ist Molos Tragödie verurteilt, unwillig abgeschüttelt zu werden, umso unwilliger, als sich am Ende ein peinlich-komischer Widerspruch herausstellt zwischen der Einmaligkeit des ‚Falles' und der Ewigkeit der Personennamen: Mensch, Adam und Eva, Krist und Kraft, Maria und Magdalena. In der dunstigen Hülle religionsphilosophischer Erörterungen steckt der ursprünglich gesunde Kern eines krassen Kriminaldramas. So sehr dieses jene kompromittiert, so sehr kränkeln jene dieses an. Zwischen beiden Unmächten schinden sich die sympathischen und wertvollen Kräfte, die das Theater der Königgrätzer Straße hingebend eingesetzt hat, ohne Ertrag entzwei.

Der Ertrag der Woche: das hohe Vergnügen, Emil Jannings bei Kaisers sich über jede Erwartung entfalten zu sehen. Als mein alter Freund Emil Thomas noch kein Englein, sondern erst Hofschauspieler geworden war, da pflegte er auf die Frage, wie es ihm am Gendarmenmarkt denn nun gehe, nur den einen Satz zu erwidern: „Im Schauspielhäuschen riechts nach Moder." Weiß der Himmel: das tat es. Manchmal verdichtete sich, ganz unhöfisch, der Geruch sogar zu einem gelinden Gestänklein. Aber so oft man auch unsre Hoffnung betrogen hat: daß man jetzt ernstlich dabei ist, die Fenster aufzureißen und Licht und Luft in vollen Strömen hereinzulassen, daran muß nach dieser Probe ich selber glauben. Nicht weil Schmidtbonn gespielt wird. ‚Die Versuchung des Diogenes', der mit besserm Recht Gottlieb Giesecke hieße, leistet ein Libertinertum, das heute schon bürgerliche Polterabende sich erlauben, und ist, vor allem, künstlerisch völlig belanglos. Aber auf den oft entweihten Brettern lag Jannings, und sie wurden zu Erde, zu fetter, fruchtbarer, sprießender, krumiger Erde, in der ein heidnischer Waldmensch mit beiden stämmigen Beinen wurzelte. Und dann zerging der zahme Rheinländer, und ein unsterblicher Märker fegte einher. Wenn man beckmessern will: es wird stimmen, daß die Komödie vom ‚Zerbrochenen Krug' an manchen Stellen zum Schwank vergröbert wurde. Aber das ist der natürliche, also verzeihliche Rückschlag gegen die steife Hoftheaterkonvention, die sich jahrzehntelang, seit Dörings Tod, nicht getraut hat, ein „klassisches" Werk, einen Akt in „Versen" mit den Augen von heute zu betrachten und mit den Lippen von heute zu sprechen. Der Regisseur Bruck hat den Mut, in einer engen niederländischen Stube von mehr als naturalistischer, nämlich von Stimmungs-Echtheit auf den Kleist loszupeitschen, daß die Funken seiner Genialität nur so stieben. Nicht daß es Tritte vor den Hintern, Knüffe und Backpfeifen hagelt, ist das Verdienst: sondern daß in diesem Tempo und vielleicht durch das Tempo die innere Heiterkeit der makellosen Dichtung entbunden wird. Kaum ihr voller Ernst: eine wichtige Gestalt, Rupprechts Eve, hat keine Ahnung von ihrer Wichtigkeit. Aber wie die vorbildhafte Eve von ehedem, Paula Conrad, mit wunderbarer, silberstiftartiger Feinheit berichtend in die Verwirrung greift! Wie Vespermann den Schreiberling Licht in seiner harmlosen Dürftigkeit zuschleift! Wie Patrys Gerichtsrat Walther mit einer genießerischen Ironie, die eben nicht richtet, sondern sich selber der Fähigkeit zu jeglicher Sünde bloß weiß, auf den Vollblut- und Erz- und Erb-Sünder Adam blickt! Und nun dieser! Die Bühne trieft von dem Saft, der Jannings aus allen Poren spritzt. Die Spitzbubenaugen im feist-ordinären Schlemmergesicht befehlen, drohen, betteln und zittern reihum mit jagender Schnelligkeit. Spielend, in doppeltem Sinne spielend erreicht ein Künstler, der sich jauchzend der neuen Freiheit freut, ohne sie jemals zu mißbrauchen, erreicht er, worauf der Zauber, die Göttlichkeit großer Komödie beruht: daß der Schuft losgesprochen, daß er zum Mitmenschen, daß er in seiner kreatürlichen Nacktheit, aus Fülle den animalischen Lastern besonders widerstandslos unterworfen, schlechterdings liebenswürdig wird. Eine unsinnige Einrichtung das Theater? Nein: nicht, wenn solche Gaukler solchen Dichtern zu ihren Rechten an die Nachwelt verhelfen.

Paasche undsoweiter von Alfons Goldschmidt

Seit dem dreiundzwanzigsten September wird die Neunte deutsche Kriegsanleihe begeben. Fünfprozentige Schuldverschreibungen und viereinhalbprozentige Schatzanweisungen zu 98. Also die bekannten Bedingungen. Ich zweifle nicht an dem Erfolg der Anleihe. Je länger der Krieg dauert, um so sicherer ist dem Reiche das Geld. Wenn der Krieg noch einige Jahre dauert, so gibt es ja kaum noch etwas andres als Geld. Die Industrie hat Geld, die Landwirtschaft hat Geld, die Banken haben Geld, die Sparkassen haben Geld, die Kreditgenossenschaften, die Sozialkassen und die vielen Kriegsgewinnler, alle haben sie Geld. Sie haben so viel Geld, daß es auf die Tausende, die kein Geld haben, garnicht ankommt. Ob nun eine Milliarde mehr oder weniger gezeichnet wird: ein Erfolg wird es sein. Nicht die Unterbringung der Anleihen ist die Hauptsache; die Hauptsache ist die Aufbringung der Steuern. Wie sie aufgebracht werden: das ist das Wesentliche. Die Steuer ist Sozialinstrument: mit ihr kann das Reich Gerechtigkeit üben. Je schwerer die Schuldenlast, umso gewaltiger diese Gerechtigkeitswaffe. Mit den Steuern können wir die Sozialwirtschaft beginnen. Mit direkten Staffelsteuern, mit Abschöpfung der Millionen, mit Entlastung der Darbenden und aufwärts Krabbelnden, mit Ausgleichen und Stützungen. Man spricht von Volksanleihen. Sie sollen es sein. Aber Volkssteuern sind noch viel wichtiger. Demokratische Steuern in dieser Zeit der Demokratie.

* *
*

Das Anleihegeschäft ist ein notwendiges Reichsgeschäft und ein solides Geschäft. Aber es laufen hinter dem Reiche Leute her, die die Reichspolitik geschäftlich mißbrauchen. Der Friede mit Rumänien hat die bekannten Propheten des Oelgötzen mobil gemacht. Die Bohr-Anteil-Agenten, die Reklameschreier für Brutto-Prozente und ihre Genossen. Wir haben seit dem Friedensschluß das schönste Oelfieber. Es gibt da kein Gesetzeshindernis: die Springer kommen über alles hinweg. Mit Eleganz umschifft man die Genehmigungskonzession. Es brauchen ja nicht Aktiengesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung zu sein. Man kann beispielsweise Syndikate gründen. Syndikate sind noch verschwommener, bauchiger, in ihnen kann allerlei verschwinden und gefingert werden. In Nummer 73 des ‚Ratgebers auf dem Kapitalmarkt' weist Doktor Hermann Zickert auf eine derartige Syndikatsgründung. Das Unternehmen firmiert: ‚Deutsch-Oesterreichische Naphtagesellschaft', abgekürzt: ‚Douag'. Die Abkürzung ist nicht nur modern, sie ist auch ein beliebtes Geldanlockungsmittel. ‚Douag', das klingt gleich wie zehn gewonnene Millionen. Aber dieses sogenannte Syndikat begnügt sich nicht mit der gedrängten Anpreisung: es hat noch einen andern Trumpf anzubieten. Dieser Trumpf ist der erste Vizepräsident des Deutschen Reichstags: Hermann Paasche. Man sieht also, daß er es nicht lassen kann. Die Bemängelungen, die Aufdeckungen nützen nichts. Paasche bleibt Gründer und bleibt Vizepräsident des Reichstags. Er ist Repräsentant des deutschen Volkes und zugleich einer höchst eigenartigen Oelfirma. Rohöl oder raffiniertes Oel? muß man fragen. Aber es ist das eine sehr ernste Sache, und der Reichstag sollte sich

endlich nach einem andern Vizepräsidenten umsehen. Weshalb soll Einer nicht gründen, weshalb soll er nicht Kapital in unsichere Gefilde rafen? Er mag es tun, und wir werden, wenn wir es merken, ihm eins auf die Finger geben. Ein Reichstagspräsident soll sich wohl an der Festigung der Reichsgründung beteiligen, aber die Oelhelden soll er wüten lassen. Er darf mit ihnen keine Gemeinschaft haben, und der Reichstag sollte sich die Vorspannung des Präsidententitels zu solchen Geschäften verbitten. Ein hanebüchener, ein ganz unglaublicher Zustand! Man lese die Präsidentengeschichte des Reichstags. Man wird Geschäftsleute finden — aber war so etwas jemals möglich? Gegen die unheilige Tippelskirche ist man Sturm gelaufen — aber solche Oeltürme läßt man stehen. Vernagelt sie, verbrennt sie, schlagt sie in Stücke!

* *
*

Man kann es nicht genau sagen, nur andeuten kann man es. Es gibt eine Devisen- und Wertpapier-Regelung, aber es gibt auch Leute, die sie nicht beachten. Es gibt Argusaugen, und doch wird geschmuggelt. Die Regierung macht den Wertpapierverkehr mit dem Auslande sozusagen zum kontrollierten Reichsgeschäft. Doch was ist in dieser Zeit Kontrolle? Kontrolle ist Umgehung. Wenn, sagen wir einmal: Steaua-Romana-Aktien in Holland und der Schweiz erheblich billiger sind als in Deutschland, so nützt die schönste Regelung nichts — sie kommen rein. Sie kommen naturaliter rein, auf dem Buchungswege kommen sie rein — aber sie kommen rein. Man ist eben universell und nicht binneneinseitig. Man bleibt nicht bei Scheidemandel: man dringt über die Grenzen und holt, was zu holen ist. Fürs Vaterland, selbstverständlich. Ich sprach kürzlich vom Kraken, für den die Gesetze nicht gelten. Sie gelten nicht für ihn, das scheint mir sicher. Weshalb gelten sie nicht für ihn? Wo ist der Drachenritter? Hier gibt es was zu tun. Mit der Laterne an die Bücher, und Ihr werdet die lieblichsten Transaktionen finden. Nur nicht schüchtern, Herrschaften! Wir wollen ja nicht das Leben auslöschen, sondern nur das schlechte Leben. Man findet sich bald nicht mehr durch. Das Reich freut sich über den devisenstützenden Effektenverkauf, aber die Gesetzeslosen bringen ihm das Verkaufte hintenrum wieder ins Land. Herr Ballin mitbegründet die Z.E.G. und schimpft dann auf die Kriegswirtschaft. Er schimpft so, wie ich es liebe — aber wo ist hier die Logik? Alles ist abhanden gekommen — sollen wir da nicht die Rückerstattung der Steaua-Romana-Aktien begrüßen?

* *
*

Gleiches Recht für Alle? Gibt es nicht! Es herrscht die Kapazitätensucht, die Bevorzugung der Gefüllten. Weshalb? Wegen der Bequemlichkeit, wegen der Verbindung, wegen der Provision, wegen ... Vielleicht auch wegen der Sozialpolitik und vielleicht auch wegen ... Das Reich will der Schiffahrt mit einer Milliarde oder mehr helfen, und die Schiffahrt soll das Geld den Werften geben. Verteilen natürlich nach Leistungsfähigkeit und nach Landesnotwendigkeit. Wir brauchen Werften, wir brauchen gute Werften, denn wir brauchen gute Schiffe. Wir brauchen keine Werftübergründung, aber die vorhandenen Werften muß man fördern. Ob sie nun an der Elbe liegen oder an der Oder. Gerechtigkeit für Alle? Hohe Zeit, daß sie kommt.

Ersterbendes Gemurmel von Theobald Tiger

Allherbstlich, wenn die braunen Blätter fallen,
fällt auch dem Dichter dies und jenes ein.
Er sieht, wie Wolken sich zusammenballen,
er hört der Völker wilde Streiterein . . .
Der deutsche Dichter kratzt sich an den Waden
und fängt sich still den letzten Sommerfloh;
und denkt: du könntst dich auch mal wieder baden
und überhaupt und so . . .

Ich bin ein Preuße. Pfui auf die Verneinung!
Ich lob die positive Position.
Und ich besitz das Recht der freien Meinung
in Wort und Bild und auch im Grammophon.
Ich sage, was ich will, und sag es feste,
am Stammtisch sag ichs und im Wahlbureau.
Stolz sag ichs und mit einer weiten Geste:
„. . . und überhaupt und so . . ."

Ich wohnte schon in vielen, vielen Zimmern,
am Meer, in Bukarest, in Grossenhain;
und immer hört ich eine Jöhre wimmern,
ein Schreihals muß in jeder Straße sein.
Dann mach ich mir so allerhand Gedanken,
zum Beispiel über unsern Reventlow —
Die kleinen Kinder haut man auf den blanken
und überhaupt und so . . .

Antworten

Alldeutsche. Durch Abwechslung bringt ihr einen nicht auf. Macht der Feind eine Schweinerei, so zieht ihr das deutsche Gemüt aus der Tasche und brüllt: Wir Deutschen sind doch bessere Menschen. Und dann verlangt ihr von unsrer Regierung, sie solle doch nicht so weltungewandt sein, sondern die Schweinerei nachmachen. Und immer wieder fordert ihr Propaganda im Heer. Wißt ihr, wozu der Soldat die Propagandaschriften benutzt? Zu landwirtschaftlichen Zwecken. Recht hat er, selbstverständlich. Denn wer — außer euch — wagt heute, ihm vorzulügen, er bekomme bei genügender Tapferkeit „Anteil an aufzuteilendem eroberten feindlichen Staatsbesitz als Belohnung"? Nein. lügt dem Soldaten nichts vor. Ihr könnt ihm — nun also, ihr könnt ihm nichts vorlügen.

Oesterreichische Morgenzeitung. Auch du erkennst ihn. Wen? Diesen da: „Deutschland hat mit dem Tode des Generalfeldmarschalls Eichhorn einen seiner besten Männer verloren, und Deutschlands schlechtestem Manne, dem Grafen Ernst Reventlow, ist dieser Anlaß grade gut genug, um die bittere Stimmung des Volkes vor den Wagen seiner annektionistischen Gelüste zu spannen und auch gegenüber der Ukraine die Methode: ‚Daumen drauf!' zu empfehlen, die sich, wie man weiß, bisher stets aufs beste bewährt hat. Man ist wahrhaftig in Verlegenheit, ob man mehr über die Leichtfertigkeit oder die Unverfrorenheit einer Partei sich entrüsten soll, die weniger durch ihre Verstandes- als durch ihre Stimmkraft, weniger durch ihre Anhangs- als durch ihre

Kapitalsmasse immer wieder von sich reden macht, obwohl ihre ganze Politik vom ersten bis zu diesem Tag des Weltkrieges eine ununterbrochene Kette von Widerlegungen durch die Tatsachen war. So oft sich irgendwo am fernen Horizont ein neuer Feind gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zeigte, prophezeite der seelenruhige Hinterlandsgraf: „Er wird nicht!"; und wenn er da war, trumpfte er hochnäsig auf: „Was wird er schon!"; und wenn er hatte, war sein letztes Argument: „Gauner!" Diese sympathische Klimax von Anbiederung zu Verächtlichmachung, von Verächtlichmachung zur Aechtung wiederholte sich im Verlaufe des Weltkrieges einundzwanzigmal; sie war die einzige Ueberzeugung, an der der alldeutsche Schreihals von Japan und England bis zu Amerika und China festhielt." Aber auch diese Ueberzeugung wird ihn nicht über Wasser halten. Sie ist zwar leicht wie Kork, aber auch er sinkt. Verlaß dich drauf und warts ab, wie wirs alle abwarten: auch er sinkt.

Firma W. P. Warum nennen Sie Ihr Vertilgungsmittel gegen Wanzen und andre Schädlinge ‚Pogrom'? Sagen Sie doch lieber: Allgemeines Wahlrecht.

W. T. B. in Byzanz. Ihr könnts doch nicht lassen. Da war der Kaiser in Essen und begab sich vom Schießplatz zu der Friedenshalle, dem Versammlungslokal der Firma Krupp, „wo sich gegen eineinhalbtausend Kruppsche Arbeiter und Beamte, so, wie sie von der Arbeit, aus den Werkstätten und Bureaus gekommen waren, eingefunden hatten." So? So, wie . . .? Also nicht im Frack? Nicht ausgeschnitten und mit allen Ehrenzeichen behängt? Lieber Byzantiner: pack ein. Das will ja nicht einmal der Kaiser, diese lächerlichen Anachronismen. Die Leute bei Krupp haben ihren Schädel voll: mit ihrer schweren Arbeit, mit Nahrungssorgen, mit Geldsorgen, mit Sorgen um die Angehörigen im Felde — und wenn sie dann so, einfach so zum Kaiser kommen: dann ist der Arbeitsanzug, in dem sie nur ihre Pflicht getan haben, der richtige gewesen, und Du, verstatte mir die vertraute Anrede: alter Torfkopp brauchst nicht solch ein Wesen davon zu machen.

Sport

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Brief an den Herausgeber

Sehr verehrter Herr Jacobsohn!

Sie hatten die Freundlichkeit, mich um meine Ansicht über die gegenwärtige politische Entwicklung zu fragen. Selbstverständlich läßt sich das nicht mit wenigen Worten sagen. Dazu ist die ganze äußere und innere Lage nicht angetan. Eines kann man aber doch wohl, ohne zu einer ausführlichen Beweisführung verpflichtet zu sein, feststellen, und das ist die Tatsache, daß jetzt die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes zu der Erkenntnis gekommen ist, daß eine Umbildung unsres Regierungssystems in ein parlamentarisches den Interessen des Vaterlandes entspricht und nicht mehr aufgeschoben werden kann.

In Deutschland Politik zu treiben, hat seine großen Schattenseiten. Unser Volk ist noch immer viel zu sehr daran gewöhnt, regiert zu werden, und entschließt sich erst langsam dazu, ein gleiches Maß eigener politischer Initiative zu entfalten, wie es den uns feindlichen westlichen Nationen eignet. Die Folge dieses Zustandes ist, daß man bei uns zwar so oft und laut wie nirgends den Ruf nach führenden Persönlichkeiten erschallen hört, daß aber, wenn ein Politiker neuen Ideen Bahn brechen will, er mit Angriffen aller Art in oft sehr unschöner Form überschüttet wird und ihm das Streben nach persönlichen Interessen vorgeworfen wird. Selbstverständlich darf man sich dadurch in seinem Wege nicht beirren lassen und auch Angriffe aus der eigenen Partei dürfen einen letzten Endes nicht daran hindern, das für das Wohl des Vaterlandes als richtig erkannte Ziel weiter zu verfolgen.

Schon aus meiner Tätigkeit im diplomatischen Dienst habe ich die Ueberzeugung in mein politisches Leben mitgenommen, daß das parlamentarische Regierungssystem trotz aller auch ihm anhaftenden Schwächen dem unsrigen weit überlegen ist. Der im Deutschen Reich seit 1866 zur Entwicklung gekommene Konstitutionalismus ist mir immer wie eine Art Zwitter erschienen, in dem sich weder der eine noch der andre Teil zu wirklicher Kraft entwickeln kann. In der Exekutive eine so gut wie autokratische Regierung mit allen für ein großes modernes Reich unvermeidbaren katastrophalen Konsequenzen in der auswärtigen wie innern Politik; in der Legislative eine ununterbrochene Kette von Kompromissen und Handelsgeschäften mit dem Parlament, die jede großzügige Initiative auf das Aeußerste erschwert. Während in den parlamentarisch regierten Ländern Regierung und Volksvertretung eins sind, standen sie sich bisher bei uns fremd, ja beinahe feindlich gegenüber. Die Folge dieser ganzen Verhältnisse ist der Zickzack-Kurs unsrer Politik gewesen, da eine zielbewußte und ebenso großzügig wie einheitlich geleitete Re-

gierung auf diese Weise nicht zu bilden war. Das Ergebnis war ferner ein Reichstag, der sich in oft sehr fruchtloser Kritik erschöpfte und auf legislativem Gebiet durch starke Umgestaltung der Regierungsentwürfe seine Macht zu erweisen versuchte. Die bedauerlichste Konsequenz war aber, daß der deutsche Bürger seinem Staate immer fremder gegenüber stand und nicht das Gefühl hatte, daß der Staat doch eigentlich er selbst sein müsse. Schon vor dem Kriege hat diese Entwicklung Vielen zu denken gegeben, und grade der Vergleich mit dem Auslande war geeignet, Besorgnisse vor allem für die weltpolitische Zukunft unsres Volkes entstehen zu lassen. Denn Weltpolitik kann nur ein politisch reifes Volk mit Erfolg treiben. Ein solches aber regiert sich selbst! Bei uns allerdings wurden damals derartige Erwägungen mit dem Hinweis auf fehlerhafte Aeußerlichkeiten der parlamentarischen Regierung, wie sie insbesondere in den romanischen Ländern Platz gegriffen haben, abgetan. Die innerliche Kraft eines lebendigen Staatsgedankens, wie sie aber jene Völker und vor allem die Engländer und Amerikaner besitzen, hat man nicht so hoch zu bewerten verstanden, wie es nötig und für uns nützlich gewesen wäre.

Dieser Weltkrieg mußte, wenn er nicht ein überraschend schnelles Ende nahm, langsam, aber sicher das Deutsche Reich zum Parlamentarismus führen. Als ich vor bald drei Jahren mit einer solchen Forderung an die Oeffentlichkeit trat, wurde sie überwiegend noch für undurchführbar gehalten und nicht nur von konservativer Seite, sondern auch aus der eigenen Partei heftig bekämpft. Das Letztere hat sich inzwischen geändert. Aber man wird mir zugestehen müssen, daß es für unser Volk unendlich besser gewesen wäre, wenn nicht erst so viele bittere Lehren den Weg zu der notwendigen Reform hätten frei machen müssen. Schon damals ließ es sich voraussehen, daß einmal doch außen- wie innenpolitische Gründe zwangsmäßig für die Einsetzung einer parlamentarischen Regierung sprechen würden. Heute wird das Erstere gern bestritten und darauf hingewiesen, daß man bei dem Vernichtungswillen unsrer Feinde auf sie mit einem veränderten Regierungssystem kaum noch Eindruck machen werde. Das ist leider bis zu einem gewissen Grade richtig; und größte Skepsis daher am Platz. Eigentümlicherweise sind es aber meistens dieselben Leute, die an einer so späten und in mancher Hinsicht zu späten Reform schuldig sind, die jetzt ihre außenpolitische Nützlichkeit bestreiten. Wie dem aber auch sein mag: eine Freude wird die Einsetzung einer parlamentarischen Regierung in Deutschland den uns feindlichen Regierungen zweifellos nicht bereiten. Innenpolitisch wird Herrn Lloyd Georges und Herrn Clemenceaus Aufgabe damit gewiß nicht erleichtert. Und wenn es einmal zu Verhandlungen kommt, so dürfte eine deutsche parlamentarische Regierung über einen weit bessern Stand und über eine viel größere Autorität verfügen,

als dies bei einer bürokratischen denkbar wäre. Das Ausschlaggebende ist aber jetzt die innenpolitische Notwendigkeit, die uns eine Parlamentarisierung der Reichsregierung zur nationalen Pflicht macht. Das hat sich in den letzten Wochen und Tagen so deutlich erwiesen, daß ich hierüber kaum etwas zu sagen brauche. Auch die überwiegende Zahl Derer, die in Verkennung der weltpolitischen Lage und Art dieses Krieges früher ganz andre Ideen hatten, ist jetzt davon durchdrungen, daß der Krieg keinen Tag länger dauern darf, als bis das Existenzrecht des Deutschen Reiches und Volkes gesichert ist. Aber der furchtbare Kampf, den wir zur Erreichung dieses Zieles zu führen gezwungen sind, wird auch keinen Tag weniger dauern. Ihn siegreich bestehen kann nur ein Volk und ein Volksheer, das weiß, daß die Männer seines eigenen Vertrauens die politische Leitung des Staates fest und unbeeinflußt in ihren Händen halten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Hartmann von Richthofen

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXII.

Robert Friedberg

Einer, der seine Seele an die Politik verkauft hat: Professor, Nationaloekonom, Berufsparlamentarier und seit etwa Jahresfrist Minister ohne Portefeuille. Der Rahmen ist nationalliberal. Also ein Wechselrahmen? Nein. Ein abgeschlossenes, einseitliches Bild, das fest in seiner Umrahmung sitzt.

Herr Doktor Friedberg, der erst in Leipzig, dann in Halle Staatswissenschaften dozierte, ist wissenschaftlich nur wenig hervorgetreten. Das war nicht sein Gebiet. Ein, zwei Bücher über die Börsensteuer und die Finanzen der Gemeinden: mehr wüßte ich nicht aufzuzählen. Aber politisch ist er schon seit undenklichen Zeiten tätig. 1886 betrat er, fünfunddreißigjährig, das preußische Abgeordnetenhaus und ist dann nicht wieder herausgekommen. Halle entsandte ihn zuerst ins Parlament, dann Remscheid-Lennep. Im Reichstage faßte er nur einmal vorübergehend Fuß, in jenen Jahren, da Fürst Hohenlohe mit müden Händen die Zügel des Reichs ergriff.

Eine stattliche Erscheinung. Ganz Professor. Kleiner, quadratisch geschnittener, graumelierter Vollbart, eine Brille auf der dicklich geformten Nase, ziemlich volles Haupthaar, rötliche Backen, ein schlanker Körper auf elastischen Beinen, meist in einen würdigen Bratenrock gesteckt. Und doch von Feierlichkeit keine Spur. Immer freundlich lächelnd, immer höflich — selbst seinem Antipoden von der äußersten Linken Adolph Hoffmann reicht er kollegialisch im Vorübergehen die Hand —, immer dabei, wenn es heißt, die politische Karre redend oder schreibend

ins rechte Gleis zu schieben. Es ist ein Vergnügen, ihm im Parlament zuzuhören. Kein Pathos. Das liegt ihm, weiß Gott, nicht. Aber Sachlichkeit in schnellem Redefluß wie Perlen auf die Schnur gezogen. Das kann er. Schlagfertig und nicht aus der Fassung zu bringen.

Er ist ein Stück guter nationalliberaler Tradition. Sein Interesse konzentriert sich ausschließlich auf Preußen. Darin war er von jeher Meister. Die Arbeitsteilung kam der Partei sehr gut zu statten: Bassermann beherrschte das Reich, Friedberg Preußen. Einer kam dem Andern nicht ins Gehege. Noch ehe er die parlamentarische Laufbahn einschlug, hatte er schon seine Verdienste um die Partei. Auf den Parteitagen hielt er vermittelnde Reden und wußte durch gesellschaftlich gewinnende Art die Leute für sich einzunehmen. Er ist denn auch heute noch vor allem Taktiker, das heißt: politischer Psychologe mit dem rastlosen Trieb, zu handeln. Im Abgeordnetenhause waren seine Reden bei der Etatsberatung stets das Glanzstück. Dann schwelgte er in den Finanz- und Steuerfragen, dann betastete er mit behutsamen Fingern den Ausgleichsfonds der Eisenbahnverwaltung, der dem Etat schon so manches Jahr durch seine reichen Mittel auf die Beine geholfen hat, dann wetterte er gegen das Provisorium der Einkommensteuer-Zuschläge und wandte sich gegen die Thesaurierungspolitik des Herrn Finanzministers.

Er macht kein Hehl daraus, daß er ein Berufsparlamentarier ist, seitdem er seine Professur an den Nagel gehängt hat. In seiner großen Rede wider das Herrenhaus, durch die er im März 1917, am Tage der russischen Revolution, eine Reform der Ersten Kammer forderte, als er sich, spitz und ironisch, mit dem stockpreußischen Grafen Yorck von Wartenburg auseinandersetzte, ging er auf den am andern Ufer gefallenen Vorwurf des Berufsparlamentarismus ein. „Die Ausführungen über die Berufsparlamentarier haben", sagte er, „neben der mehr komischen auch eine ernste Seite. Was hat denn eigentlich der Parlamentarier in Deutschland für Vorteile? Ich wüßte nur den einen, daß er das Bewußtsein hat, seine Pflicht nach bestem Wissen erfüllt zu haben. Und wenn es Leute gibt, die, unabhängig und materiell sichergestellt, es zu ihrer Lebensaufgabe machen, im Parlament tätig zu sein, hier gewissermaßen die Traditionen aufrecht zu erhalten und den Kollegen, die mit Berufsgeschäften überlastet sind, manches abzunehmen, dann sollte das doch eine andre Anerkennung finden als eine Verhöhnung des Berufsparlamentarismus." Und dann holte er zum Gegenschlage aus, stellte fest, daß die ganze Verordnung, auf der das Herrenhaus beruht, mit dem klaren Wortlaut der Verfassungsbestimmung nicht vereinbar ist, und schloß, unter dröhnendem Beifall der Linken des Hauses, seine Rede mit der sarkastischen Bemerkung: „Wenn man den Begriff der Regierung im weitesten Sinne nimmt, also auch die Gesetzgebung darin einbegreift, dann

könnte man auch sagen: Jedes Volk hat die Regierung und die Parlamente, die es verdient. Aber ein Herrenhaus in dieser Zusammensetzung hat das preußische Volk wirklich nicht verdient."

Inzwischen ist Herr Doktor Friedberg Minister geworden, Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, der erste parlamentarische Minister in Preußen-Deutschland, der sein Abgeordneten-Mandat beibehalten hat, und der bei Abstimmungen vom Regierungstisch in den Saal tritt und sich unter seine Parteifreunde mischt, um auch seine Stimme abzugeben. Er ist der eigentliche Reform-Minister geworden, der Wahlrecht-Heros. Bisher hat ihm aber all seine Geschäftskunde und Geschmeidigkeit nichts genützt, die Rechte ist verstockt geblieben, der rechte nationalliberale Flügel, die Fuhrmann, Hirsch und Konsorten, haben ihm, auf schwerindustriellen Befehl, die Freundschaft aufgesagt, und so schritt er im Kampf um das gleiche Wahlrecht von Niederlage zu Niederlage. Das Abgeordnetenhaus allein lehnte das Gleichheitsprinzip zweimal in der Kommission und viermal im Plenum ab. Aber Herr Doktor Friedberg hofft noch immer, obwohl auch das Herrenhaus, wie nur natürlich, ihm die Gefolgschaft versagt. Wartet er auf ein Wunder? Warum löst er, wie verheißen, das Abgeordnetenhaus nicht auf und schreibt Neuwahlen aus?

Er müßte nicht nationalliberal sein. 1892 hatte die nationalliberale Partei das preußische Volksschulgesetz des Freiherrn von Zedlitz zu Fall gebracht. Vierzehn Jahre später macht sie, unter Friedberg, die Konfessionalisierung der Volksschule mit, die jetzt, nach dem Willen des Zentrums, mit verfassungsrechtlichen Garantien umgeben werden soll. In der Wahlrechtsfrage ging er einen umgekehrten Weg. Ursprünglich war er gegen den Gleichheitsgedanken und schwärmte für ein Mehrstimmenrecht nach Alter, Bildung und Besitz. Dann konzedierte er das gleiche und geheime Wahlrecht und hat sich schließlich, unter dem Druck der Kriegsverhältnisse, zu dem gleichen Wahlrecht bekehrt. Und wie hier, so bekannte er sich, der Gegner des parlamentarischen Systems, durch die Tat zur Parlamentarisierung. Das haben ihm die Loh- und Fuhrmänner der Partei nicht vergessen können. Was bedeuten alle seine Verdienste um die Partei: die nationalliberale Rechte ächtete ihn als fahnenflüchtig.

Freilich, ein bißchen suspekt war er ihr immer schon gewesen. In der Auseinandersetzung der Altnationalliberalen mit dem Kern der Partei hielt er sich zur Zentralorganisation und hatte auf der andern Seite für die Jungliberalen ein verzeihendes Lächeln. Er verstand es eben, sich über die kleinlichen Gegensätze zu erheben, rückte nach dem Tode Bassermanns zum Vorsitzenden des Zentralvorstandes der Partei auf und ward mit der Zeit das Partei-Etikett. Auf seine Anregung hin wurde die musterhafte Pressevertriebsstelle begründet, die jährlich Millionen von nationalliberalen Schriften unter die Wählermasse bringt.

Er spielt in der Parteipolitik wie auf einer Klaviatur. Er spielt in Dur und in Moll, er spielt Läufe und Triller, er spielt auch, ebenso hurtig mit der Rechten im Baß und mit der Linken im Diskant, aber die eine Melodie, nach der das gleiche Wahlrecht in Preußen verwirklicht werden könnte, hat er noch nicht herausgefunden.

Graf Reventlow von L. Persius

Bei Hans Robert Engelmann in Berlin erscheint demnächst von L. Persius eine Charakteristik des Grafen Ernst zu Reventlow, ein ungemein verdienstvolles Werk der Aufklärung über den Mann, der wie kein andrer Deutschland in Deutschland und in der Welt geschädigt hat. Hier wird — wenn eben Reventlow nicht so verhängnisvoll gewirkt hätte, wäre zu sagen: aufs Lustigste — bewiesen, dokumentarisch bewiesen, nicht bloß behauptet, wie dieser lärmende Kommandeur der Brigade Eiserne Stirn auch immer anders gekonnt hat: wie er den Admiral Tirpitz schonungslos bekämpft und ihn seit einem bestimmten Tage des Jahres 1908, der nicht Tirpitzens Leistung, wohl aber Reventlows Schicksal verändert, genau so schonungslos lobhudelt; wie er die erste Auflage seines Buches über ‚Deutschlands auswärtige Politik' nach Ausbruch des Krieges rasch durch eine neue, gesäuberte, den Zeitumständen angepaßte ersetzt, die vertuschen soll, daß er in fast allen Punkten falsch gesehen und falsch geraten hat; wie er vorm und am Anfang des U-Boot-Krieges England vom sichern Port gemächlich in die Kniee ringt und Washington auf den kleinen Finger nimmt, heut aber, wo beide Gegner eine recht beträchtliche Zähigkeit bewähren, mit ergreifender Unschuldsmiene von nichts etwas wissen will und alles auf die Hungerfriedensmehrheit zu schieben versucht. Persius entblößt unerbittlich einen Schreib-Sadisten, der leider nicht einmal schreiben kann, unter dessen Peitschenhieben gleichermaßen die deutsche Sprache und die Leserschaft wimmern, soweit sie nicht über die Widerstandsfähigkeit der Menschengattung verfügt, die das Glück hat, sich der größten Kartoffeln zu rühmen. Von dieser Abrechnung, die im April beendet worden ist (die andre Patrioten aber zu günstigerer Stunde wieder aufzunehmen entschlossen sind), geht eine reinigende Kraft aus. Hier folge das Schlußwort.

Ich habe deutlich gesprochen. Es wird jedoch niemand einwenden können, ich wäre unsachlich gewesen. Sollte nicht aus dem doch immerhin nur kleinen Ausschnitt, den ich vom schriftstellerischen Wirken des Grafen Reventlow gab, hervorgehen, wie wenig gefestigt seine Ansichten sind, wie er hin und her schwankt, wie er einen Irrtum auf den andern häuft und sich immer von neuem in Widersprüche verstrickt? Ist es möglich, auf irgendeinem Gebiet, bei irgendeiner Frage zu erkennen, welches eigentlich die Meinung Reventlows ist? Schillert er nicht in allen möglichen Farben, hält er nicht heut hoch, was er morgen verdammt oder umgekehrt? Ich bemühte mich, den Schaden in den Vordergrund zu rücken, den Reventlow bei seinem starken Einfluß auf die öffentliche Meinung unserm Volk zufügt. Ich ging seiner politischen Betätigung in der Vergangenheit bis zur Gegenwart nach und prüfte, ob die Mißerfolge seiner politischen Ratschläge und Voraussagen ihm ein mora-

lisches Recht geben, seine Ansichten auch heut noch, in dieser furchtbar schweren und ernsten Zeit, dem deutschen Volk als der politischen Weisheit letzten Schluß aufzudrängen.

Es gibt gewisse Störungen des Denkvermögens, die recht bedenklich werden können. Phantasien, gepaart mit krankhaftem Produktionsdrang, sei es auf rednerischem, sei es auf schriftstellerndem Gebiet, verleiten zu Taten, deren Hauptbeweggrund wohl zumeist die Sucht ist, die eigene Person im hellsten Licht erstrahlen zu lassen. Dem Betreffenden mag die bona fides nicht abgesprochen werden. Er bewegt sich mit seinen Gedankengängen auf der Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung, Wirklichkeit und Einbildung. Wenn er ein harmloser Mitbürger ist, soll er, der mit der „pseudologia phantastica" behaftet ist, ungestört seine Wege wandeln. Anders, wenn er sich zum Volksbeglücker aufschwingt. Dann ist es Pflicht seiner Mitmenschen, einzuschreiten.

Ich halte jede Meinung in Ehren und hüte mich, ein Vorurteil über eine von der meinen abweichende Ansicht aufkommen zu lassen, vor allem, wenn es sich um das Interesse unsres Volkes handelt. Ich fordere aber das Gleiche für mich. Es ist ein fehlerhafter Charakterzug des Grafen, daß er nicht davor zurückweicht, seine Mitbürger, die eine andre und zumeist maßvollere Anschauung über politische und andre Dinge verfechten, rücksichtslos mit beißendem Spott zu überschütten, sie als Sentimentale, Idioten, Flaumacher, ja als Landesverräter abzustempeln.

Graf Reventlow beeinflußt die öffentliche Meinung in weitem Maßstab. Früher liberalen Regungen nicht unzugänglich, gibt er sich heut als schwärzester Reaktionär. Ist es politisch klug, liegt es im Interesse des Landes, daß er an erster Stelle steht im Kampf gegen die Rechte des Volkes, des Volkes, das die Reaktion nach 1813 erlebt hat? Es wäre nützlich, wenn der Graf sich der Worte erinnern wollte, die Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, 1824 schrieb: „Hätte die Nation 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultats halber?" Sagt sich der Graf nicht, daß ein solches Volk, je länger der Krieg dauert, je mehr er Opfer an Blut und Gut fordert, nicht durch Bedrückung aller Art, wie Belagerungszustand, Versammlungsverbote, Schutzhaft, Vorenthaltung von Rechten undsoweiter, sondern nur durch Hergabe von Freiheiten zum Durchhalten angespornt werden kann?

Auf außenpolitischem Gebiet bringt Reventlow, wie wir sahen, die Regierung in Ungelegenheiten und trägt zur Unversöhnlichkeit zwischen den Völkern bei. Er ist der heftigste Streiter im Annektionskampf, einer der lautesten Rufer nach dem dauernden Besitz der flandrischen Küste. Unsre Regierung hat durch

den Mund der Reichskanzler mehrfach erklärt, daß wir niemals Belgien annektieren würden. Kriegsverlängernd wirkt, wer sich für diese Forderung noch einsetzt. Ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit gewisser Ansichten einzelner Offiziere über den Wert der flandrischen Küste in kriegsmaritimer Beziehung, sollte deshalb die flandrische Frage von jedem wahrhaft sein Volk Liebenden ausgeschaltet werden, denn die üblen Folgen unsrer dauernden Festsetzung in Belgien, falls sie überhaupt möglich wäre, würden unabsehbar sein: wirtschaftlicher Boykott, Verlust unsrer Kolonien und sofort nach dem Friedensschluß einsetzendes Wettrüsten, sowie die sichere Aussicht auf einen baldigen neuen Krieg.

Wie bei der belgischen Frage, so verhält es sich bei allen andern Annektionsgelüsten, die Reventlow in weitestem Umfang im Busen trägt. Unser Volk kämpft, blutet und entbehrt aber nur, um sein Vaterland zu verteidigen, nicht um fremde Völker zu unterjochen und um die Gier nach Land zu befriedigen. Nur das ist das Ziel, für welches wir kämpfen, nicht für fremde Kohlenbecken, für Küstenstriche und andres mehr. Wir wollen siegen, um uns zu behaupten, unser Sieg soll aber neben der Sicherheit für unsre politische und wirtschaftliche Kraft ein Sieg der Menschheitsidee sein. Im ‚Vortrupp‘ schrieb Fidelis im ersten Februarheft 1915: „Wir können uns daher auch als Folge unsres Sieges nur etwas wirklich Stolzes denken: ein deutsches Geschenk an die Menschheit. Dieser deutsche Sieg wird und muß ein Schritt vorwärts sein zur Ausdehnung der Rechtsordnung unter den Völkern . . . Daß es, wenn dieser Krieg einmal ausgekämpft sein wird, eine der nächsten und höchsten Pflichten aller anständigen Menschen, aller europäischen Völker sein wird, ernsthaft und sachlich die Frage zu prüfen: Gibt es nicht doch ein Mittel, uns davor zu sichern, daß so ungeheures Unheil sich wiederhole? — daran zweifeln wir allerdings nicht.“

Für solche hohen Gedanken findet sich selbstverständlich kein Raum im Kopf des Grafen Reventlow. Er verlacht jede Menschheitsidee. Alles Elend, aller Kummer, die der Krieg bringt, fechten ihn nicht an. Wir sahen, für welche Ziele er arbeitet und streitet. Diese Ziele sind nicht diejenigen, für welche die breite Masse des deutschen Volkes sich einsetzt. Es wäre traurig um unsre Zukunft bestellt, wäre es anders. Wie Graf Reventlow bisher seinem Volk unermeßlichen Schaden zugefügt hat, so wird er es auch weiterhin tun, wenn — ja wenn er sich einer Gefolgschaft zu erfreuen hat. Diese Gefolgschaft aufzurütteln, aufzuklären war die Aufgabe, die ich mir bei Abfassung dieser Schrift gestellt habe. Ich muß es meinen Lesern überlassen, aus dem geringen Material, das ich gab, entsprechende Schlüsse zu ziehen. Ich könnte dickleibige Bände mit ähnlichen Anschauungswandlungen, Irrungen, Haßtiraden des Grafen anfüllen; ich hoffe jedoch, daß das Gesagte genügen wird, den von mir verfolgten Zweck zu erreichen.

Bruder Wurm von Moritz Heimann

'Bruder Wurm' von Arthur Holitscher bei S. Fischer.

Stockholm im Hochsommer 1917. Der Kongreß ist zu einer fahlen Verlegenheit geworden, aber noch ist nicht alle Hoffnung entschwunden, noch wimmelt die Stadt von Berufenen und Unberufenen, von Heiligen und Narren, von Menschenfreunden und Gelegenheitsmachern, von Propheten und Kupplern der Idee. Auch der Dichter, der gläubigste unter den Sterblichen, gläubig aus Großmut, gläubig aus Lust an der Selbstopferung, gläubig mehr noch aus Trotz als aus Frömmigkeit gegen seinen halb geglaubten Gott, hat ausgehalten, hat die Enttäuschung nicht Herr werden lassen über sich und nur ihre geheimste Seelenbitterkeit in sich gesogen, er hat die Erkenntnis so lange wie möglich hinausschieben wollen, daß wieder ein geplantes Pfingstfest des Geistes mit der Sprachenverwirrung des babylonischen Turmbaus endige. Und siehe da, es scheint, als solle der Standhafte belohnt werden: in der dreizehnten Woche der Ohnmacht und der Versuche gibt es den Anfang der Tat, man hat einen Saal gefunden für den Friedenskongreß. Wie kläglich die Gemüter schon herabgestimmt waren, das merken sie jetzt an ihrer Hast, sich von dem schwächsten Hoffnungsschimmer recht freudig betrügen zu lassen; und nur der Dichter kennt durch seine aufgeheiterten Sinne hierdurch die Bangnis auch der neuen Hoffnung.

Am Abend sitzt er in dem kleinen Park vor dem Friedenssaal auf einer Bank; Musik und Lichterschein dringen zu ihm her in die weiche liebliche Dunkelheit der Wipfel; die Menschen strömen in den Alleen auf und nieder. Und alles tut ihm wohl, denn seine liebende Seele ist wach geworden und wartet.

Da gewahrt er einen alten Mann, der, eine Pfeife zwischen den Zähnen und eine Laterne in der Hand, mit suchend vorgebeugtem Kopf über den Rasen schleicht; er hört, wie ein Soldat seinem Mädchen den sonderbaren Heiligen erklärt mit dem schwedischen Worte: Daggmask. Daggmask bedeutet Regenwurm. Der Alte sucht, wie wir es als grausame Kinder getan haben, Regenwürmer in dem feuchten Boden des Rasens, zum Angeln oder um sie für ein paar Groschen an Angler zu verkaufen. Der Dichter fühlt sein Herz in plötzlichem Ueberfall wärmer und voller schlagen und folgt mit Rührung dem armseligen Fleiß des Alten, der seine Beute sammelt, „Augen, Nase, Pfeifchen und Kinn zum Rasen niedergebeugt, einen kleinen grünen Lichtschimmer vor seinen Füßen auf der dunklen Erde." Er müßte kein Dichter sein, wenn dieses Bild ihn nicht fesselte; aber es sagt ihm, außer seiner jung-rembrandtischen Schönheit, noch ein Gleichniswort in die Seele, das nicht jeder Dichter, das viel-

leicht nur dieser eine so schamhaft beiseite hätte vernehmen können: „Die Aermsten haben ihren Heiligenschein auf dem Erdboden um ihre Füße."

Was mich anbetrifft, so ist mir Ein solcher Satz Ausbeute genug aus einem Buch, Grund genug, es zu lieben und nie zu vergessen; ich hüte mich, zu verraten, wieviel berühmtes Gedruckte ich dafür in Kauf geben würde. Der mit allen Mühsäligen und Beladenen tief brüderlich verbundene Mensch spricht daraus, der schmerzenvolle, gütige, mit dem immer unruhigen Gewissen; und er ist es denn auch, den wir durch das ganze Buch hindurch hören.

Er beginnt eine imaginäre Zwiesprache mit dem Alten, und unversehens führt sie ihn auf einem Dantischen Wege durch seine und der Menschheit Leid und Schuld, die unermeßlichen, durch alle Sehnsucht, Verzweiflung, Ohnmacht und wieder Sehnsucht und das bißchen unzerstörbare Hoffnung trotzalledem. Der Krieg, der Krieg hat dieses ohnehin weiche, fühlende, mit seiner Schwäche und Sterblichkeit unzufriedene Herz verstört; und er sieht nun mit Entsetzen bestätigt und bewiesen, was sein Argwohn heimlicherweise immer schon von den Menschen sich erwartet hat, ihre Blindheit, Unvernunft, Bestialität und ruchlose Unfrömmigkeit. Bitterkeit des persönlichen Schicksals dringt stellenweise herauf als die einzige rechte Stimmung für das Unglück der Welt; Seelenglanz persönlichen Glückes wird zum Lichtschimmer über der allgemeinen Sintflut. Dieses Buch weint die Tränen eines Mannes.

Aber — „spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr." Ein Klagegesang, und er bewegt uns das Gemüt mit seiner melodischen Wahrheit, mit seiner unmerklichen Kunst; doch auch eine Anklage, das heißt: Gedanken, das heißt: Etwas, was ein Ja oder Nein herausfordert. Ich nun, gleicherweise unfähig, gegen Holitschers Gedanken zu polemisieren, und außerstande, ihnen mit Haut und Haar zuzustimmen, weiß kein andres Mittel, mich gegen ihn zu bewahren, als daß ich einiges sage, was ich — nicht gegen ihn, sondern was ich denke.

Auch Holitscher krankt an einer gewissen neuen Theologie, die mir in wachsendem Maße unzugänglich wird. „Du sollst den Namen Gottes nicht mißbräuchlich aussprechen", heißt das nicht: du sollst ihn überhaupt nicht aussprechen? Gott ist kein Argument. „Wann kommt der Heilige, der den Menschen erlöst?" fragt Holitscher; aber die Heiligen erlösen nur sich selbst. Das ist nicht wenig; obgleich ich gestehen muß, daß ich die Heiligen nur mit Zurückhaltung liebe — obgleich mir scheint, daß die auf dem moralischen Gebiet Genialen uns Menschen weniger vorwärts gebracht haben, als gewisse Mindergeniale, zum Beispiel Schopenhauer weniger als Voltaire, so glaube ich doch zu wissen, was die Heiligen und die moralischen Genies als Reservoire der menschlichen Kraft zu bedeuten haben. Jedoch —

wenn wir entdecken, wie wenig es uns genützt hat, Jahrtausende lang hoch über uns hinaus zu predigen, so sollten wir es doch wohl einmal ernstlich versuchen, nicht höher zu predigen, als wir reichen. Ich hoffe für das tausendjährige Reich nichts von den Predigern des tausendjährigen Reiches; denn diese werden immer nur die Asymptote der Wirklichkeit sein, und an dem Tage, wo es darauf ankommt, werden sie den gespornten Reitern gleichen, denen „zum schärfsten Galopp nichts fehlt als ein Pferd". Ich glaube, daß die Sache der Menschheit nicht von der Menschheit her, sondern von den engern Instanzen ausgemacht wird; und zwar, die innern Gründe beiseite gelassen, schon deshalb, weil diejenigen, die das erstere wollen, als wahrhaft loyale Menschen, die sie sind, zu leicht betrogen werden. Wer, zum Beispiel, den Völkerbund für mehr nimmt als für ein erweitertes Haag, wer ihm als der großen, definitiven Tatsache der Menschheit zujubelt, der verschließt sich davor, daß ihn durchzuführen nur soziale Republiken hoffen können, und keine, selbst die freiesten bürgerlichen Staaten nicht. Denn in diesen wird Geld verdient, lauert also die Macht, unschuldig wie Reineke Fuchs; und wann wird Amerika anfangen, so eine soziale Republik zu sein? Ach, ich fürchte, frühestens in einer Zeit, wo die andern schon wieder damit aufhören wollen — Amerika, das pubertätsjung darauf brennt, alle europäischen Räusche nachzuholen, den Selbstgenuß der Nation und der Macht, den Krieg und den Sieg.

Doch wozu weiter gehen in Bekenntnissen, die endlos sein müßten! Und weiß ich denn nicht auch, daß die Wirklichkeit nichts ist ohne das Ideal? Wenn Holitscher ebenso gut wüßte, daß das Ideal nichts ist ohne die Wirklichkeit, so wären wir bälder einig; Wirklichkeit, zu der auch der Mensch gehört, wie er ist, in anderthalb Milliarden über die Erde hin gestreut, bis in die verlorenen Dörfer, Steppen und Wüsten hinein. Holitschers Mensch ist zu sehr der ersehnte, umarmungswürdige Mensch vergangener oder zukünftiger Urgemeinden, als daß er das Baumaterial für eine Politik sein könnte.

Hierin allein ist das begründet, was in mir dem ‚Bruder Wurm' widerspricht. Nur insoweit eine unmittelbare, praktische Politik aus dem Buche folgt, bleibe ich vor ihm auf der Hut. Aber das Herrlich-Schöne, auf heimlichste Art Stärkende und Zuversichtliche ist grade das an ihm, daß seine Gedanken nicht Gedanken geblieben, sondern Seele geworden sind — Seele, gegen die es keinen Widerspruch gibt. Eine Anschauung, welche trennt, offenbart ihren innersten Lautergehalt, welcher vereinigt, oh Bruder Wurm! Oh liebes, kleines Buch, das in Jedermanns Hand gehört, auch in des Politikers, du wolltest wahr sein, nichts weiter, und nun bist du wahr, weil du Poesie bist, nichts weiter. Nichts weiter? Es ist und bleibt das Höchste.

Vom Himmel durch die Welt zur Hölle

Man muß freilich wegdenken, wegsehen, weghören können: von dem hilflosen Greis am Steuer der umgischteten Reichsschaluppe; von Bulgarien, dessen Machthaberschaft offenbar gierig nach dem Stichwort für die Ratten-Rolle geschnappt hat; von den Ungarn und Rudolf Oesterreichern, die ein Werk wie die ‚Faschingsfee' auf dem tragfähigen Gewissen haben. Drei Stunden will man die Sorge um ein Volk betäuben, welches selbst jetzt noch nicht in seiner Gesamtheit fühlt, daß länger mit Flickarbeit nichts zu machen ist; daß es jetzt keine andre Pflicht hat, als einen völlig neuen Faden zu spinnen; daß es zu oft hinterhergeklappt ist, um sich weiter den Luxus des Schneckentempos leisten zu dürfen. Von alledem für Einen Abend Vergessenheit — Metropol-Theater. Ach, da kostets keinen kleinen Willensaufwand, durch die grinsende Blödheit der Text- und die stumpfe Abgeleiertheit der Ton-, einer Mißton-Dichtung Aug' und Ohr möglichst selten von der Massary ablenken zu lassen. Aber die Mühe lohnt. Einen so aufstachelnden Timbre hat keine Frau seit der Destinn in der Kehle, seit der Cavallière im Körper gehabt. Der einzige bildhafte Vers des Poems sagt von der Hauptfigur aus, daß ihr das Blut in den Adern trillere. Das wird es sein. Eine singt, Eine spielt, Eine, wollen wir annehmen, tut sogar beides zugleich: Diese hier ist auf die wunderbarste Weise ganz und gar in einem Champagner-Rhythmus. Nicht schwer, in, nicht schwer, über der Situation zu stehen: aber mehr als ein unheimliches Kunststück, nämlich die Probe der wahren Maëstria ist es, eine ironische Ueberlegenheit über die Schmalzigkeit der Musik, der Partner und des Publikums zu bewähren und sich nur dem eigenen zigeunerischen Dämon, den eine ausgepichte Großstadt zu ihrem Sinnbild raffinieren möchte, demütig hingegeben zu wissen. Bilde ich mir das ein, oder komponiert diese souveräne Künstlerin wirklich jede ihrer Gestalten auf ein paar Farben? Die Czardasfürstin habe ich grün und silbern vor mir, die Rose von Stambul weiß und golden, die Faschingsfee endlich schwarz und rot. Vielleicht haben diesen Eindruck die Kostüme befestigt; aber er stammt gewiß von der rätselhaften Gabe, einen seelischen Einklang herzustellen, der, je nach dem ob er flirrt oder lastet, sich für die Erinnerung in den entsprechenden koloristischen Wert umsetzt. Erinnerung? Ich bin ja noch mitten drin. Ich schwelge ja noch. Ich denke an keine Politik, an keine äußere und keine innere. Wieviel wichtiger ist die Massary als Malinow und Fehrenbach, wieviel reizvoller, wieviel göttlicher!

Vom Himmel durch die Welt der ‚Arbeit'. Eine enge, unbunte, aber reinliche Welt. Nicht übermäßig bewegt. Die Gattungsbezeichnung ‚Drama', sogar schon ‚Schauspiel' war wohl dem Autor zu anspruchsvoll. Er sagt einfach: Drei Akte. Alle drei verharren im Hause des Architekten, und enden refrainartig so, daß er sein Eheweib auf den Scheitel küßt und es innig und dankbar bei Namen ruft. Ihm ist die Arbeit der Weg zu dem Ziel, von den Behörden anerkannt zu werden und aus dieser Anerkennung ein Hüsli für sich und sein Gritli zu ziehen. Dem knorrigen Kompagnon Uli dagegen ist das Ziel der Weg: er braucht weder Ehrenpreise noch Liebe, sondern nur seine bau-

meisterliche Rackerei. Der Dritte im Bunde wiederum, namens Hans, braucht weder Beruf noch Ehrenpreise, sondern nur seine Grete, namens Helene. Der Aufmarsch ist fertig. Der Kampf besteht darin, daß es Helenen hin und her reißt zwischen dem Nichtstuer, einer denkbar schlechten Partie, aber einem Herzenslabsal, und dem reichen Seifenfritzen Paul Gaston Vogel, zu dem sie nichts zieht als der Wunsch ihrer Eltern und die Aussicht auf soziale Fürsorgetätigkeit. Was tut Gott und der Dichter Sigfried Giedion? Sie erwischt den Fabrikherrn bei der praktischsten Fürsorgetätigkeit an einem seiner Fabrikmädels. Nun hindert sie nichts mehr, dem Mann ihrer aufgedrungenen Wahl Björnsons Handschuh vor die Füße zu schleudern und erleichtert ihrem süßen Freund in die Berge zu folgen, die auf dies abgezirkelte Gewimmel von schweizer Bürgern mit majestätischer Ruhe herniederschauen und dem sympathischen Menschenton eines strebenden Anfängers das gebührend freundliche Echo bereiten. Diese kleinen Leute ringen so redlich mit sich, mit einander. Die verschiedenen, primitiv unterschiedenen Arten der Arbeit erhalten nicht Recht und nicht Unrecht, sondern stehen ebenbürtig in einer Reihe und neben, nicht über der Faulheit, die auch ihre Vorzüge, ja, ihre Vorteile hat: denn jener Hans, der sogar zu faul ist, für den Besitz seiner Grete eine medizinische Prüfung zu schustern, der führt es am Ende heim dieses Prachtgeschöpf. Eine harmlose Angelegenheit, die man wohlwollend hinnimmt (wie etwa die Laubsäge-Bosselei eines aufgeschossenen Jünglings in kurzen Hosen) — angetan von manchem gescheiten, warmen, helläugig-muntern Wort, nicht besonders ergriffen von den Ereignissen und Konflikten, die einem in schärferer, tieferer, getönterer Fassung schon an die Nieren gehen könnten, aber niemals unangenehm berührt, von keinem Zug, keinem Klang, keiner Tatsache. Daß in Reinhardts Kleinem Schauspielhaus am Ende gezischt wurde, richtete sich keineswegs gegen das ganze, ach, so unschädliche Stück, sondern gegen den allzu ungeschickten Verlegenheitsschluß, geboren aus der Neigung zur Symmetrie, für den man umso weniger Verwendung hatte, als eine Szene zuvor Helenens Flucht die organische Abrundung hergegeben. Hier hätte ein produktiver Dramaturg eingegriffen. Aber Reinhardt hat keinen, wie er keinen Regisseur hat. Er hat nur Lohnschreiber, Lohnschreier um sich, die allerdings gestraft genug sind, indem sie nächstens aus dem Hohlraum ihres Gemüts den Nachweis werden schöpfen müssen, daß auch diese hastig herausgeworfene, durch manche Besetzung zweiter Garnitur nicht verschönte Aufführung den Ruhm des Szenenkünstlers Gregori gewaltig vermehrt hat. Haften geblieben ist von dem Abend außer Hermann Thimigs brummelndem, in sich verkrochenem, gutartig-kantigem Arbeitsfanatiker nichts als die strahlende Blondheit Pünkosdy, die bloß auf die Bühne zu treten braucht, damit sich eine Welle der Freude über den Anblick durchs Haus pflanzt. Aber die Naturlaute, die das Gefühl dieses Wesens hervorstößt, sind nicht minder erquickend. Sie ist in Berlin, wo zur Zeit die Unnatur obenauf ist, ein Stahlbad, dessen Wirkung womöglich noch dadurch erhöht wird, daß man es uns so selten gönnt.

Dies war nach dem Himmel die Welt. Und dann ging es ins Trianon-Theater zum ‚Guten Ruf'.

Die Koralle von Alfred Polgar

Schauspiel in fünf Akten von Georg Kaiser. Im Mittelpunkt ein schlechtweg: „Der Milliardär“ genannter Repräsentant irdischer Macht. Seine Jugend war so elend, daß sie ihn durch und durch mit Melancholie-Gift infizierte. Er ist seither in beständiger Flucht vor dem Furchtbaren seines Anfangs. Unermüdlich häuft er Geld und Gut, solcherart Barrieren zwischen sich und dem Furchtbaren türmend. Der Sohn — seines Ichs Fortsetzung — der ein „helles Leben leben“ soll, macht ihm einen Strich durch die metaphysische Rechnung, denn er ist des Mitleids mit den Armen voll und stellt sich, verachtend und verzichtend, gegen die zermalmende Macht der Milliarde. Die Tochter tut desgleichen. Nun ist noch ein „Sekretär“ da, ein Doppelgänger des Milliardenmannes, seinem Herrn so gleich an Erscheinung, daß der selbst kaum wüßte: bin ichs oder ists der Andre?, trüge nicht der Sekretär als Unterscheidungszeichen eine Koralle an der Uhrkette. Dieser Sekretär hat ein Leben „glatt und gut“, das hell ist vom ersten Tage an. Genau so was braucht und sucht der arme, reiche Mann. Deshalb schießt er den glatten, guten Sekretär, einer freundlichen Eingebung des Augenblicks folgend, tot und hängt sich selbst die Koralle an die Uhrkette. In des Wortes Sinn: er nimmt ihm das Leben. Wieso er dieses genommene Leben sich selbst einverleibt (oder besser: seinem eigenen Leib einverseelt), ist allerdings unklar. Nur in einem ganz äußerlichen Sinn kann er doch von nun ab ein „Andrer“ sein. Zu innerst bleibt er doch, der er war. Aber das sind schließlich impressionistische Detailfragen. Genug an dem, der Milliardär nahm gewissermaßen sich das Leben, indem er dem Sekretär das Leben nahm. Es ist verwickelt, freilich, aber das Dasein ist ja überhaupt kompliziert; und die Literatur hat nicht die Aufgabe, ihm platte Einfachheit anzufälschen. Vor seinen Richtern hat der Milliardär einen Rückfall. Er will jetzt wieder der Milliardär sein. Erst da ihm die schöne Jugend des Sekretärs als seine eigene Jugend aus dem Protokoll vorgelesen wird, gibt er, gerührt und erlöst, zu, Der zu sein, der er nicht ist. Dem Geistlichen, der ihm vor seiner Hinrichtung mit dem Kruzifix kommt, kommt er mit der Koralle. „Ausgetriebene sind wir alle — Ausgetriebene von unserm Paradies der Stille. Losgebrochene Stücke vom Korallenbaum . . .“ Ganz stichhaltig ist der Vergleich nicht. Das Leben der Koralle ist so gut ein Leben wie das des Säugetiers. Und was als Schmuckstück an Uhrketten hängt, ist ein Stück verarbeitetes totes Kalkskelett. Es ist droben, auf der Erde, das, was, drunten im Wasser, etwa eine Zigarrenspitze aus Menschenknochen wäre. Aber immerhin: das Heimweh des Milliardärs nach dem friedevollen Dunkel, wo wir waren, bevor wir waren, hat seinen Stimmungs- und Aktschluß-Wert.

Und gegen die Erkenntnis: Nicht geboren werden ist das Beste ... läßt sich logisch wie gefühlsmäßig wenig einwenden.

‚Die Koralle' ist, heißt es, ein expressionistisches Drama. Aber hiezu ist sie nicht langweilig, zäh und humorlos genug. Im Gegenteil. Sie ist ein streckenweis kräftiges und unterhaltsames Theaterstück. Ein Sketch mit spirituellem Hautausschlag, der manchmal bedeutsam konfluiert. Die Figuren: Groteskspieler mit geistig verdickten Gelenken. Gebaut ist die Komödie wie ein Kaktus: stachlig, voll launiger Absonderlichkeiten, wunderlich zerschlitzt, gequetscht, verkürzt und hie und da eine kleine mystische Blüte tragend. (Was für einen herrlichen Schwank könnte dieser Dichter schreiben, wenn er den Mut seiner Kritiker hätte und sich komisch nähme!) Unangenehm, in der ‚Koralle' wie in andern Stücken von Kaiser, ist das kalte, spielerische Herumfingern an Problemen (wie hier das soziale), die dem Autor merkbar Wurscht sind, für die er höchstens eine Art Material-Liebe aufbringt. Er hat da, diese Gleichgültigkeit und artistische Kälte zu verdecken, ein Pathos, das wie ein starkes Kokottenparfüm in die Nase kratzt.

Die wiener Volksbühne tat so, als ob sie sich in dem symbolisch quadrillierten Durcheinander des Schauspiels vortrefflich auskenne. Herr Kortner gab dem Milliardär einen tüchtigen Posten komprimierter Leidenschaft. Ihre gelegentlichen Ausbrüche gerieten wirksam, am schönsten das sanfte Verströmen der Spannungen in den Schlußszenen. Vortrefflich Herr Marlitz als Herr in Grau. Da war, was eigentlich alle Spieler hätten haben müssen: Charakterfarbe des Unwirklichen. Als Sohn stellte Herr Schildkraut seinen Jüngling. Dem einen von den zwei richterlichen Seelenfolterern gab Onkel Friedell die weiche Schärfe alten Pommards.

Das Publikum ließ sich von der ‚Koralle' nicht einschüchtern. Es nahm die sonderbare dramatische Erscheinung — Astralleib mit Möbelpackermuskulatur — gemütlich auf.

Der eiserne Heiland von Oscar Bie

Ich weiß absolut nicht, ob diese Oper von Oberleithner, die das Deutsche Opernhaus uns brachte, gut oder schlecht ist. Ich soll darüber schreiben und gehe auf und ab, indem ich mir überlege, wo ich die Sache anfasse. Als ich sie las, war ich schnell fertig: ich dachte, das ist ein Reißer. Als ich sie hörte, merkte ich eigentlich garnichts Reißerisches. Als mich jemand fragte, wie der Stil sei, sagte ich: italienisch. Aber das ist garnicht wahr: sie ist wagnersch. Wenn man den Text jemandem erzählt, klingt es wie der übelste Kitsch. Aber wenn man es sich überlegt, ist es eigentlich ein sehr dankbarer und dramatischer Stoff. Wenn man die Musik beurteilen soll, scheint sie vollkommen unselbständig und epigonisch — wenn man aber im Theater sitzt, hat man

durchaus angenehme Gefühle und findet eine feine und kluge Hand. Was ist das also?

Es spielt in den Dolomiten zwischen deutschen und italienischen Einflüssen. Ein deutscher Schmied hat eine Italienerin geheiratet und wird darum schief angesehen. Er flüchtet sich in seine Künstlereinsamkeit und schmiedet einen eisernen Heiland.



Der wird sein Leiter durchs Leben. Als er grade seiner Frau nachgeben und mit ihr auswandern will, fällt das Standbild auf ihn herunter und rettet ihn der deutschen Erde. Zuletzt wird der Heiland hoch auf dem Berg an ein Kreuz gehängt, an das der wahnsinnig eifersüchtige Schmied seine Frau gebunden hat, worauf er von einem Italiener, dem seine Frau zuneigte, von hinten erdolcht wird. Das klingt alles fürchterlich, aber es hat

Leidenschaft und Oper in sich. So ein Schmied gibt eine gute, seriöse Bariton-Rolle her, und die italienische Frau und der fahrende Musikant, der mit ihr Heimatsklänge anstimmt, und noch ein Pfarrer, der alles versöhnen will, und der Dorf-Chor und die Dolomiten-Dekoration, das klingt alles sehr opernhaft und bühnenmäßig, und ist dennoch ein Schicksal von symbolischem

Glanze, immer mit der dankbaren stummen Rolle des eisernen Cruzifixes, das so ideal musikalisch über dem Ganzen hängt. In solchem Schmied geht schon etwas vor sich, er wird gepeitscht von Vaterland und Kunst, Frau und Religion, er hat etwas auszusingen. Ich weiß selbst nicht, ist er wirklich eine dichterische Figur? Ich glaube, er ist es in dem Augenblick, da er sich der Musik hingibt und von ihr gedrängt wird, sein Leid in Tönen

zu klagen. Merkwürdig, man vergißt den Menschen nicht, wie er sich da herumplagt mit der lockenden, fremden Frau und mit den patriotischen Chören des Dorfes und mit dem furchtbar großen eisernen Gekreuzigten, den er geschaffen, der ihn gerüttelt, der ihn gesegnet. Die Textdichter heißen Warden und Welleminsky. Vielleicht habe ich sie überdichtet, und sie haben nur gute Szenen gemacht mit Kontrasten, Charakteren, Ensembles. Die haben sie sicher gemacht. Aber die Musik hat ihnen erst die Vision geliehen.

Dabei ist diese Musik nichts weniger als visionär. Sie hat eine Mache. Sie ist Arbeit und Geschmack. Sie bewegt sich in der Wagnerschen Geste, sowohl in der Faktur als im Gesang als in den Instrumenten, aber sie popularisiert dieses Erbe in freundlichster und bürgerlichster Form. Da gibt es Leitmotive und Horn-Romantik und starke Schläge und Geigenzittern und Tänzchen und Götterdämmerung, aber das ist alles so nett und mit einer so lieblichen, leisen Plastik geformt, daß man garnicht böse wird und sein Behagen hat an mancher echt musikalischen Wendung und am Fluß der biedern Phantasie, die von hübschen Einfällen geschaukelt wird und nie den Atem verliert. Da ist nichts Gemeines oder Exzentrisches, kein hohler Effekt und keine Bluffdramatik, sondern alles zeugt von der guten Bildung und der angeborenen Kultur des Verfassers. Einige liturgische Phrasen sind von äußerster Suggestion, ohne daß das Katholische sich wichtig macht. Das Italienische, das Deutsche ist mit zarter Hand angedeutet, ohne in einen patzigen Stil zu verfallen. Und die südliche Floskel, die der Stoff so eifrig zu rufen scheint, drängt sich nicht übers Andeutende, Ornamentale heraus. Reizende Ensembles halten sich von jeder Banalität fern und auch der Vaterlandschor hat mehr Farbe und Stimmung als die Inbrunst des Nationalen. Und doch — was bleibt? Das ist alles wie in einem opernhaften Schimmer erklungen, von einer schwachen Schwärmerei und einem routinierten Geist getragen, mild und klagend in einem fernen Hintergrunde, der sich am Horizont der wirklichen, leibhaftigen, notwendigen Kunst ausdehnt. Substanzlos.

So mag es gekommen sein. Dieses Werk gleitet irgendwie, textlich und musikalisch an einer kernigen, wesentlichen Substanz vorüber. Es entzündet dies Wesentliche während der Aufführung in unsrer Phantasie. Ueberlegen wir es dann, wissen wir schwer zu unterscheiden. Gut, schlecht? Beides und nichts.

Bei Stadtzauberers von Kurt Tucholsky

Der Herr Städtische Oberzauberer Jakob Gischtschiner nahm seinen Frühkaffee ein. Er war sichtlich guter Laune — aus dem dicken Tabaksqualm, der sein Haupt umwölkte, klang melodisches Pfeifen. Denn erstens hatte er von der Stadt eine Gehaltszulage von einhundertfünfundzwanzig Talern bekommen, und zweitens sah

ihm das eigene Antlitz aus der illustrierten Beilage seines Leibblattes entgegen, und das freut einen braven Mann immer. Ja — wahrhaftig, so sah er aus, wie er da als ‚Unsre Zeitgenossen XXVII‘ im ‚Berliner Guckkasten‘ abgebildet war: er saß am Tisch in seinem Labor, ungezwungen und doch ernst hielt er wägend ein weißes Büchschen in der Hand. Im Hintergrund spiegelte sich Flasche an Flasche, vor ihm auf schwarzem Sammet lagen fein säuberlich eine Reihe Zauberstöcke, darunter auch der, den er vom Schah von Persien bekommen hatte. Es war eine herrliche Aufnahme. Jakob Gischtschiner schmunzelte. Immer und immer wieder las er den darunter stehenden Text: „Der Mann auf diesem Bilde ist der Städtische Oberzauberer Gischtschiner, der seit 1912 im Dienst der Stadt Berlin steht. Von 1899 bis 1911 bekleidete er die Stelle eines Stadtzauberers in Gnesen; vorher war er Famulus bei einem der sieben päpstlichen Feuerteufel. Herr Städtischer Oberzauberer Gischtschiner steht im Alter von achtundvierzig Jahren; er ist im Besitz von einem Sohn, einer Tochter und zur Zeit vierzehn künstlichen Kindern, davon sieben mit Wasserspülung.“

Es stimmte auf den Punkt. Wie würde sich Aurora freuen ... Hier lief ein Schatten über das bärtige Gesicht des Meisters. Heute war Sonntag — das bedeutete Familie, Kaffeekranz, Lärm und zu all dem Spektakel noch um sechs Uhr die Ausschuß-Sitzung im Rathaus. Herrgott! laß Abend werden — aber bald.

„Herein!“ sagte der Herr Städtische Oberzauberer. Niemand kam. „Das ist sicher wieder Zebedäus“, dachte er. „Aurora hat ganz recht; ich muß wirklich einmal Ordnung machen, es treibt sich zu viel Kroppzeug in der Wohnung herum!“

Die Sache war die, daß Jakob Gischtschiner ein sehr zerstreuter Mann war. Er vergaß häufig, sein Gezaubertes wieder wegzublasen, was doch für ihn eine Kleinigkeit gewesen wäre — es sammelte sich alles an, und so kam es, daß sich in der Gischtschinerschen Wohnung augenblicklich ein zahlreiches Gesindel aufhielt, erschaffen von einer Laune des Hausherrn und fest entschlossen, die schöne Zeit nicht mit Nichtstun zu vertrödeln. Allen voran tat es Zebedäus, genannt Zippi, ein kleiner sächsischer Teufel mit einem Holzkopf, den Gischtschiner vor ungefähr acht Tagen — ja, es war auch Sonntag gewesen, und man hatte gut und reichlich gegessen — zum Spaß für die Kinder gemacht hatte. Und nun lief er noch immer herum.

„Herein!“ sagte er noch einmal lauter. Ein leiser Sphärenklang durchzitterte das Zimmer. Wenn man nämlich bei Gischtschiners die Türen aufmachte, streifte an der obern Kante ein Haken eine hängende Zither und entlockte ihr einen lieblichen Klang. So trat der Fremde immer etwas befangen ein — harmonisch, sanft, wie auf Engelsflügeln. Es gehörte eine starke Energie dazu, hier laute Töne anzuschlagen. „Na — nun!“ Es kam herein. Vorneweg die ‚Milchkuh‘, ein sonderbar melancholisches Geschöpf auf zwei Beinen, gelb und dünn und unglaublich lang, mit Hörnern

und einem Tiergesicht, knapp ansitzendem Fell und Rollen unter den Füßen. Danach ‚Anton, der Feuerriese‘, der aber noch nicht illuminiert hatte; in seinem offenen Kopf rauchten und glimmten ein paar Scheite. Dann kamen die sieben hygienischen Kinder, es waren meist Mädchen, und man sah ihnen äußerlich nichts an. Dann kam eine laufende Lampe, dann folgten merkwürdige wibbelnde und kribbelnde Dinger, wie sie Herr Gischtschiner wohl zu erschaffen pflegte, wenn er zuviel Knödel gegessen hatte — und dann, ganz zuletzt, bescheiden und festtäglich gekleidet: Zippi.

Es war ein ganz niederträchtiger Lümmel. Er war nur einen Meter hoch, aber wohlproportioniert. Augenblicklich befaßte er sich damit, seinen Schlips zurechtzuzupfen. Er trug Smoking; ein blütenweißes Vorhemdchen hatte er, eine strahlende Uhrkette, schwarze Krawatte, nur leider das alles hinterwärts gedreht — man wurde schwindlig, wenn man ihn ansah. Wo vorn und hinten war, hatte er in einer infamen Weise kaschiert. Er sah aus, als ob ihm eine himmlische Faust den Kopf ins Genick gedreht hätte. Dabei hatte er eine Art, diesen Kopf hinten-, beziehungsweise vornüber zu werfen, daß alles darin klapperte, das linke Auge zuzukneifen und zu kreischen: „Fräulein! Pst! Sie — Fräulein!“ Das hatte er sich übrigens allein beigebracht; Herr Gischtschiner war ein solider Mann, von dem hatte er es nicht.

Er begrüßte seinen Herrn und Meister mit dem Spruch, der ihm bei seiner Erschaffung in den Mund gelegt worden war: „Es ist die häckschtä Eisenbahn!“ Sein Geschrei hatte schon einmal den Hauswirt alarmiert. Herr Gischtschiner stand auf und machte entschlossen: „Rehem!“ Aber es war schon zu spät.

Die Tür tat sich abermals auf, der Himmelsdreiklang sang und verhallte klagend, und im Rahmen stand, in schlichtem Morgenrock für die praktische Hausarbeit eingebunden, Aurora. Aurora Gischtschiner, geborene Bellachini.

„Köbes!“ sagte Frau Aurora. Weiter nichts. Nur: „Köbes!“ Es klang wie Gewitterrollen. Aengstlich drängten sich der Meister und das gesamte Geziefer in einer Ecke zusammen. Der Platzregen begann.

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst nicht alles stehen und liegen lassen! Habe ich einen Mann oder habe ich keinen Mann? Nirgends mehr kann man hingehen, ohne über deine Albernheiten zu fallen! Dazu sollte sich ein ernster Beamter doch zu gut sein! Aber ich werde es den Herren im Rat schon sagen — ganz bestimmt sage ich es! Einen feinen Chef habt ihr euch da ausgesucht — werde ich sagen!“

Flehend näherte sich der Herr Oberzauberer seinem Weib. „Nichts da!“ rief sie. „Du fauler Kerl! Du Nichtsnutz! Du Firlefanz und Hallodri!“ „Ich blase sie auf der Stelle aus“, sagte der Herr Oberzauberer. „Huch!“ schrie Frau Aurora. Denn kaum hatte er das vom Ausblasen gesagt, da witschte Zebedäus durch

(Verzeihung!) — sagen wir: durch Frau Aurora hindurch und zur Tür hinaus. Aber nun gings los.

„Du wirst sie ausblasen, du Schlappschwanz!“ höhnte sie. „Da — der Hauptkerl ist weg, und das hier sind nicht einmal alle. Der Lange, der immer mit den Glasaugen jongliert, und das lebende Reimlexikon sind in der Speisekammer bei den eingemachten Aepfeln, Minna hat ihre liebe Not. Das Mädchen ist neu und muß angelernt werden — nichts nimmst du einem ab! Dann blas wenigstens die hier aus! Marsch!“

Herr Gischtschiner ergriff einen dunkelblauen Zauberstock mit einem silbernen Alpha privativum. „P — hütt!“ machte Herr Gischtschiner. Und sieh — und sieh — das Geziefer schrumpfte zusammen, wurde farblos, versank. „Pütt!“ machte er noch einmal. Sie waren nicht mehr da. Seufzend krachte Frau Aurora auf einen Stuhl. „Dieser Mann — ach! ich unglückliches Weib!“ Aufgelöste Haarsträhnen legten sich einem Schleier gleich um ihren Schmerz . . .

Gischtschinern war nicht wohl. Vorsichtig wollte er auf den Zehenspitzen hinaus zur Tür, wie vorhin Zebedäus — —

Sie wischte sich energisch die Nase. „Köbes!“ sagte sie. „Jetzt gehst du überall herum und räumst auf! Zu Mittag ist Mama da, dann kommen Merlins, Herr Dalailama-Aspirant Obermeier und Frau, und den jungen Pfefferström habe ich auch gebeten, du weißt, er interessiert sich für Käthe. Und er ist trotz seiner Pickel ein lieber und reicher Mensch. Herrgott — der Kalbsbraten — du besorgst alles, gelt, Köbes?

Sie war schon wieder ganz im Bilde. So war sie: zürnen, aber auch wieder bereit zur Versöhnung — man konnte ihr nicht böse sein.

Ahnungsvoll machte sich Herr Gischtschiner ans Werk. Zunächst begab er sich ins Badezimmer, wo er das Wasser laufen hörte und dazu ein unterdrücktes Stöhnen. Ach, du lieber Gott —! Da lag Karl der Dicke (ein historischer Spaß: im Lexikon war kein Bild dieses Herrschers, und der Hauslehrer von Franz brauchte ihn zum Anschauungsunterricht) — da lag Karl der Dicke in der Badewanne und mußte sich das viele Wasser in den Mund laufen lassen. Zepter und Krone schwammen auf den Wellen. Gischtschiner stellte den Hahn ab und wollte schon den Fürsten aus der Wanne heben — schade! er hätte früher kommen sollen. Das Wasser spritzte nur so — die Haut hatte nicht länger gehalten, und nun konnte er sich das Wegblasen sparen. Der war hin. Aber wer hatte das gemacht? Das kleine, mit Gras besäte Schweinchen, das langsam die Wand hinankletterte, und das er ärgerlich wegblies, konnte es nicht gewesen sein. Die Spiegelwanzen auch nicht. Das war Zebedäus. Na warte!

Er fand ihn nicht. Er fand alles mögliche — denn er räumte gründlich auf. Bis auf den Boden kletterte er hinauf. Er fand Dinge, die er gesucht hatte wie eine Stecknadel, so, zum Beispiel,

den wandelnden Zopf, er fand ein hohes C für Kehlkopfgröße 4, in einer stillen Ecke stiegen rote und grüne Kugeln auf und ab, auf und ab — nur Zebedäus fand er nicht. Er stieß auf Wesen, deren er sich kaum mehr entsann, — beim Wegblasen überkam ihn die Erinnerung, und er mußte nachdenken, wann und unter welchen Umständen er sie geschaffen hatte. „Ja — ja — das war damals, richtig —", sagte er versonnen und zerblies das Photographie-Album mit Musik, zu dem er den Schlüssel an der Uhrkette trug. Es stammte noch von einem vergnügten Herrenabend — Frau Aurora brauchte nicht grade hineinzusehen . . . Auch „alle Neune" fand sich bei dieser Gelegenheit, ein Ding mit vielen Kegelbeinen, das man gut als Briefbeschwerer gebrauchen konnte. Und da lagen noch alte Zauberhefte aus seiner Schulzeit auf dem Boden herum — es ist ein seltsames Gefühl für einen alten Mann, die Zeugen seiner Jugend unverändert wiederzufinden. Wehmütig sah er die ungelenke Kinderhandschrift: „Abra — ca — dabra —" buchstabierte er — und dann ein schiefes Pentagramm. Er konnte sich nicht entschließen, zu blasen — liebevoll strich er über die blauen, fleckigen Pappdeckel und steckte dann die Hefte sorgsam in die Tasche.

Zippi war ganz und gar verschwunden. Spuren waren allerdings vorhanden — das geübte Zauberauge entdeckte sofort, daß hier und da jemand Allotria getrieben hatte. In einem Zimmer waren alle Fliegen gelb angestrichen, in einem andern funktionierten die Spiegel nicht mehr — von dem Uebeltäter war nichts zu sehen. Nun, Ordnung war jedenfalls gemacht, und Herr Jakob Gischtschiner war ganz gehobener Stimmung, als er sich für das Mittagessen den schwarzen Rock anzog. Aurora würde mit ihm zufrieden sein — die Gäste konnten kommen.

Und sie kamen. Frau Merlin in einem wundervollen Chamäleonkleid, das in allen Farben spielte, je nach dem Hintergrund, vor dem sie grade saß; Herr Merlin im Gehrock und spitzer Magiermütze mit gelb eingewirkten Schlangen. Frau Obermeier, die sich bürgerlich gekleidet hatte, war dem Platzen nahe.

Sie kamen, begrüßten einander zuckersüß und waren bald im angeregtesten Gespräch — die Männer beim Fachsimpeln, die Damen beim Klatsch. Nur zwei sprachen nicht von den neuen indischen Zaubersprüchen, die die Stadt Berlin ankaufen wollte, und auch nicht von dem dritten „Kammermädchen", das sich der alte Rübezahl bereits zugelegt hatte (es war übrigens wirklich ein Skandal! ein Mann in seinen Jahren!) — sondern diese Beiden sahen sich häufiger in die Augen, als daß sie sich unterhielten.

Die Tochter des Herrn Städtischen Oberzauberers war nicht nur eine gute Partie — sie war auch ein hübsches Kind. Sie hatte ein wenig geschlitzte Guckerchen mit kugeligen Augendeckeln, sie sah fast aus wie eine Japanerin — aber hübsch war sie doch, und so gebildet! Herr Unterzauberer Pfefferström hinwiederum, der jüngste Assistent im Städtischen Dezernat für Zauberei und Ver-

waltungsmagie, war ein dicker, beweglicher, junger Herr, der alle Leute alles fragte, alles sagte und alles wußte. Nur eines wußte er nicht. Die Damen waren für ihn ein süßes Geheimnis. Es war schon einmal vorgekommen, daß er eine junge Frau, die ihrer Stunde entgegensah, gefragt hatte, wann sie denn zu heiraten gedächte — und auch der herrliche Jaspisstrauß, den er ihr an dem Geburtstage ihres Söhnchens mit einem artigen Schreiben gezaubert hatte, hatte nichts an der Blamage zu ändern vermocht. Jetzt saß er Käthe an einem kleinen Ziertischchen gegenüber und sah hold und dämlich vor sich nieder. Käthe war eine entschlossene Natur — sie verstand nichts vom Zaubern, aber sie war weiblichen Geschlechts. Das genügte.

Man setzte sich zu Tisch. Es ging sehr festlich zu — die Suppe war heiß, und kleine beflügelte Putten bliesen aus vollen Backen in die ölige, schwere Flüssigkeit. Stolpernd kroch der Brotkorb zwischen den Tellern einher und bot jedem seine Last an, der davon wollte. Oben, auf dem Kronleuchter, saß eine Maikäferkapelle und fiedelte munter eine kleine Tischmusik.

Das zweite Gericht, nahrhafter Sauerampfer, mundete trefflich und wurde von allen Seiten gelobt. Die Damen besprachen das Rezept, man aß den milden Fisch, und grade wollte Frau Gischtschiner den saftigen Kalbsbraten anschneiden: da stürzte Minna zur Tür herein, mit hochrotem Kopf, die Augen voller Tränen, und an ihren Röcken hing — wer? Zippi.

Er kniff das linke Auge zu und warf den Holzkopf hintenüber, daß es schepperte. „Pst! Sie! Fräulein!“ schrie er. „Pfui!“ sagten die anwesenden Damen. Frau Aurora sah mit einem schnellen Blick auf den Städtischen Oberzauberer, der auf seinem Stuhl förmlich zusammenkroch. „Gneh Herr“, heulte Minna, „der Lümmel setzt mir andauernd zu. Zwei Omeléhs habe ich schon verbrannt. Er stört mich und sagt einem ganz gemeine Sachen. Kusch!“ machte sie zu dem Kleinen. Zebedäus war auf ein Stühlchen geklettert, stand da und sang:

„Wer ein wenig mich kennt,
Weiß, ich bin abstinent,
Von frühmorgens bis abends um Neun.
Nicht ein Weib existiert,
Das mich —“

„Sehen Sie? Hören Sie? Nein — in so einem Hause bleibe ich nicht eine Minute länger!“ sagte Minna entrüstet.

Der Oberzauberer wollte aufstehen, an seinen Arbeitsschrank — aber ehe er so weit war, hatte der dicke Pfefferström aus seiner Brusttasche einen zusammenklappbaren Zauberstock herausgeholt (er trug stets alles zusammenklappbar bei sich) und zielte damit auf Zippi. Der kreischte grade.

„Es ist die häckschtä Ei—“.

Wupp — weg war er.

Und da geschah etwas Seltsames. Denn als sich Pfefferström wieder auf seinen Platz, auf dem so viel zu essen für ihn stand, zurückbegeben wollte, als sich alle um ihn drängten, um ihm für seine Geistesgegenwart zu danken, fiel ihm Käthe, ehe er es sich versah, um den Hals und küßte ihn ab. „Papa — Mama —", sagte sie, „ihr müßt uns Mann und Frau werden lassen!"

Das Halloh! Das Gesprächsthema von acht langen Wochen war Faktum geworden — aber die Ueberraschung war doch grenzenlos. Frau Aurora war sehr stolz auf ihre Tochter, Herr Gischtschiner, froh, eine Ablenkung gefunden zu haben, schickte eine kleine Eisenbahn in den Keller, die Sekt herauffahren sollte, Obermeiers freuten sich über die Verlobung und den Sekt, und Merlins freuten sich über die Verlobung, den Sekt und Obermeiers. Auch Minna trocknete ihre Tränen und brachte die Eierkuchen und den Kaffee.

Es wurde urgemütlich. Die Damen nippten den süßen Liquer, Irrlichter hüpften — ohne den guten Teppich anzubrennen — herum und zündeten den Herren die Zigarren an, die kleine Eisenbahn schnaufte und apportierte der Hausfrau den Schlüsselkorb. Die alte Mama Bellachini erzählte aus ihrer Jugendzeit, wie sie im Feenpensionat war, sie erzählte von ihrem Großvater, der noch unter dem alten Fritzen gezaubert hatte, und alle hörten ehrfurchtsvoll zu. Dann wurde der jüngste Merlin von seiner Mutter in den Mittelpunkt geschoben. „Na, Traugottchen", sagte sie, „nun zeig mal dem Onkel und der Tante das mit den Bällen! Na?" Das Kind machte unendlich langsam den Mund auf, gab sich einen leichten Klaps auf den Hinterkopf und ließ eine rote Billardkugel aus sich herauskullern und dann noch eine und noch eine. Lauter Beifall brach los. „So ein begabtes, artiges Kind!" Papa Merlin lächelte geschmeichelt in seinen grauen Seidenbart, Mama Merlin strahlte, und auch das Brautpaar bezeigte seine Freude. „Nimm dir ein Beispiel dran, Franz!" sagte Frau Aurora zu ihrem Sohn, der noch nichts weiter zaubern konnte, als seinen unglücklichen Hauslehrer an den Stuhl festkleben. Franz zog eine dicke Schnute.

Die Herren rauchten, die Damen schwatzten, das Brautpaar lächelte und drückte sich die Hände — die Zeit verging. „Ich bin fünf Uhr", sagte der Nußbaum-Regulator und räusperte sich.

„Meine Herrschaften", — der Herr Städtische Oberzauberer erhob sich — „es tut mir leid, aber die Pflicht ruft. Lassen Sie sich nicht stören. Ich gehe jetzt aufs Rathaus, Kartoffeln zaubern!" Sprachs und stülpte sich den Zylinder auf den Kopf. Ein fröhliches Abschiednehmen hub an, mit Händeschütteln und erneuten Glück- und Segenswünschen.

Draußen in der Küche saß Minna. Sie blickte träumend ins Herdfeuer. „Eigentlich", sagte sie, „tuts mir leid. Er hatte ja eine mächtig große Schnauze und einen Holzkopf — aber er war doch ein Mann!"

Stimmung von Alfons Goldschmidt

Weshalb, weshalb: darüber zerbrechen sie sich den Kopf. Nach Ideologien, nach Interessen, nach Wünschen wird das Weshalb beantwortet. Man fühlt die Verstimmung, sie ist dick in der Luft, sie ist greifbar, aber man müht sich wie ein Chemiker um ihre Formel. Die Westfront? Das glaube ich nicht. Jedenfalls nicht die Westfront allein, nicht einmal hauptsächlich. Frontveränderungen außerhalb der Heimat berühren das kampfferne Innere kaum. Die Lebenssicherheit ist nicht gefährdet. Solche Furcht hat Keiner. Wohl reißt der Sturm die Stimmung vorwärts; aber der Rückzug ist noch kein Zuversichtsmörder. Es ist etwas andres, etwas, das die Westfront verschärft hat, zum Bewußtsein gebracht. Es ist die werdende Klarheit, es ist die Einsicht. Die diskutierte Theorie wird zum Erlebnis. Wir sehen die Fehler, wir sehen die Möglichkeiten, wir sehen den Jammer und wir beten, noch stumm, um die Befreiung. Die Mündigkeit wird erkannt, das Selbstbestimmungsrecht. Wir wissen schon, daß wir es besser können. Von allen Seiten drängen die frischen Säfte heran, Geknebelte werden selbstbewußt, Befangene schütteln sich, die Dämmerung ist da, der Tag beginnt.

* *
*

Staunend, wütend auf uns, gierig nach Wiedergutmachung, nach Nutzung des Erkannten, so taumeln wir in Neues. Wir wollen das Gewesene nicht wieder, wir wollen das Jetzige nicht mehr. Was im Frieden war, hat der Krieg potenziert und dadurch verdeutlicht. Die furchtbare Gefahr der Anhäufung, das Tötende der kapitalistischen Zentralisation, die Gesetzeslosigkeit der Riesen. Was einst der Adel war, ist heute der Großbetrieb. Er bläht sich auf, er mästet sich und wird gemästet und begräbt sich selbst. Er ist durch seine Wucht außergesetzlich, er ignoriert die Gesetze der Eigentumserhaltung, er quetscht aus und saugt an, er korrumpiert, er ist amoralisch. Wir aber sehen in eine neue Zeit sittlicher Vertiefung, in eine Zeit der Gerechtigkeit im Materiellen, in eine Zeit der Loslösung vom Materiellen. Uebergewalt vernichtet sich immer. Sobald sie sichtbar wird, ist ihr Ende nah. Wir haben erkannt, daß diese Macht selbst den Staat zerstört. Die rasende Zentralisation der Privatkräfte machte das behördliche Zentralsystem machtlos. Der Staat wurde überzentralisiert. Er ließ die Schwachen fallen, er förderte die Großen. Er war guten Willens, aber seine Kraft reichte nicht aus. Philippi, Daimler, Scheidemandel und Genossen: das sind Symptome. Was ist daraus geworden? Hat man den Stall gereinigt? Wir haben davon nichts vernommen. Es geht eben nicht mit diesem System, mit der atemlosen Kaninchenarbeit, mit blassen Drohungen. Die Zentralisation zerbröckelte, sie wurde von Würmern durchfressen, sie wurde in sich selbst negiert. Sie unterstützte, wo sie vernichten sollte, und sie vernichtete, wo sie unterstützen sollte. Sie versagte überall: beim Preis, bei der Menge, beim Produzenten, beim Händler, beim Verbraucher. Sie hat demnach den Kredit verloren. Und da sie ihn verloren hat, ist auch das noch, was zunächst erstrebt wird, ein Zwischenstadium. Die Ueberblicker sind schon in einer ganz andern Welt, in einer Welt der gebundenen Selbständigkeiten, der dezentralisierten und doch umschlossenen Mannigfaltigkeit. Den kleinen Nationen gehört die Zukunft.

* *
*

Gott, wie ich den großen Krummen hasse! Wie ich sie hasse die Deutsche Bank! Diesen Turm, von dem alles abprallt. Sie ist es nicht allein, aber mit ihrer Firma bezeichne ich die Art. Das Beiseitetreten der Minderheiten, das Anlocken mit Lächeln und das Wegstoßen mit Kälte, das kapitalsstarke Prozeßdurchhalten, das Schlucken der Groschen und Fürstenmillionen, das Majorisieren nach Schachspielermethode, den Imperialismus drinnen und draußen. Diese furchtbare Konzernbildung, die Börsenbetäubung, das Effektenkitzeln, den Mißbrauch der Bestimmungen, die Ehrlichkeitspose zugunsten der eigenen Tasche, die Knechtung Aller, die nicht selbst die Pistole führen können. Hier ist wirksame Zentralisation, keine Verordnungsfabrik ohne Wirkung. Diese duldete die Demoralisierung, den Wucher, den Schleichhandel, die Seelenversumpfung. Sie wollte bessern, aber sie mußte dulden, sie konnte nicht an gegen den großen Krummen. Die Identität von Erklärung und Tat war vorbei. Jeder Glaube an Objektivität, gar an Altruismus, wurde erschüttert. Das ist das Resultat: man will eine andre Exekutive, man will die Gewaltzentralisation zerbrechen, man will gerecht verteilen, man will Luft und Sauberkeit. Es gibt kein Eigentum mehr, deshalb will man es neu begründen. Wie zuversichtlich wäre ein Volk, das solche Ordnung schon besäße! Mitsprechen und mitbesitzen, anerkannte Menschenwürde. Hier ist der Stimmungshebel. Weshalb hat man ihn nicht schon vor Jahren angesetzt?

* *
*

Was hat man getan? Fahrt in der dritten Klasse, im Abteil für Bepackte: da hört Ihr es. Hinter dem entordneten Ei war man her wie hinter einem Hochverräter. Den Apfel hat man lokalisiert und rationiert, den Käse hat man berochen. Der Arbeiter pfeift auf diesen Sozialismus. Das bespitzelte Ei, das ist der Aerger. Weshalb habt Ihr nicht Hamsterzüge losgelassen, Hamsterfahrpläne aufgehängt, Obstausflüge veranstaltet? Ihr habt ja doch nichts erreicht. Ihr wißt nicht ein noch aus und müßt Euch schließlich auf ein unnatürliches Naturgesetz des Krieges berufen. Ihr könnt nicht wärmen, Ihr könnt nicht sättigen, Ihr könnt nur verärgern. Alle die Organisationen und Organisatiönchen, alle die amtlich Beflissenen, die Regelnden und Ueberklugen, Ihr alle ohne Unterschied der Rasse und des Glaubens habt die Stimmung verhunzt. Ihr selbst wolltet Menschen sein, die Andern sollten Maschinen sein. Lebendige Maschinen: das gibt es nicht.

* *
*

Reclam-Bücher laßt Ihr aussterben, Ullstein-Bücher laßt Ihr leben! Tüchtigkeiten, Qualitäten wimmeln nur so. Aber Ihr macht sie zu Kulis. Ihr könnt nicht lesen, Ihr könnt nicht schreiben, Ihr könnt nicht fühlen und nicht sehen, und doch wollt Ihr herrschen. Die Wirtschaft ist so vermanscht, daß man kaum noch den Einzelfall herausfindet. Und wenn man ihn herausfindet, so nützt es nichts, ihn aufzuzeigen. Auf einer Insel im Stillen Ozean soll ein Mann sitzen, der noch nichts vom Kriege weiß. Gott schütze ihn! Vielleicht glückt es ihm, noch zu sterben, bevor ihn das Stahlbad erreicht.

Tanzverbot von Theobald Tiger

Ihr habt das Tanzen ganz verboten,
das fröhliche Hopp-Eins-Zwei-Drei,
dies zarte Liebesspiel nach Noten —
Was ist dabei?

Tanzt nicht sogar auch die Regierung
— und, Theobald, die kanns! die kanns! —
um die Parlamentarisierung
den Eiertanz?

Tanzt nicht der Deutsche, sanft sich fächelnd
— im Takt nicht immer auf der Höh —
mit seinem Freunde, buttrig lächelnd,
den Pah de döh?

Und ist am Markt der bunten Waren
der Tanz des Kaufmanns nicht beliebt?
Was tut er denn schon seit vier Jahren?
Er schiebt, er schiebt.

So laßt die Bürger ruhig tanzen!
Sie tanzen doch. Nur nicht zu Haus.
Und hoffentlich ists mit dem ganzen
Tanz einmal aus!

Antworten

Hans S. Sie lesen in Ihrem Brehm: „Das stärkste oder älteste, also befähigtste Mitglied einer Herde schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit andern Bewerbern, das heißt: mit sämtlichen übrigen alten Männchen, zuerteilt. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone, in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam, und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht, im Sturme erringt er der Minne Sold. Wird diese Herde zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark gewordenen Mitbruders ein Teil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft der Herde und in der Liebe." Sie lesen das und fragen mich, ob ich nicht einige Analoga wüßte, in der Politik und im menschlichen Leben. Wissen weiß ich schon, aber sagen sag' ich nicht.

Johannes Z. Ich soll mich auf Schulaufsätze unsres alten Lieblings Otto Ernst Schmidt einlassen (schwer zu verwechseln mit Kasimir Eduard Schmidt, weil der schlechter schreibt). Ach! Sie stehen im Berliner Lokalanzeiger, und da liest sie außer uns vielgeplagten Zünftlern keiner, der eine Unze Gehirn im Schädel hat, und das ist ganz gut für den Nietzschetöter, dessen Renommee keine allzu heftige Belastung mehr verträgt. So possierliche Sachen erfährt man da über England und das zerstörte Albion. Am fünfundzwanzigsten August dieses, nicht etwa

irgendeines frühern Jahres hat er, der weiland Pestalozzi von Blankenese, „das klarste Mitempfinden mit diesem armen Manne", sprich: England — und warum? „Es muß sich besiegt erklären." Bis dahin hatte das zwar weder ein Deutscher noch ein Fremdling bemerkt, aber Vater Appelschnut weiß es: „Alles half nichts; alles war vergeblich; auch die tiefste Selbsterniedrigung und Selbstentwürdigung, die bei Winkelstaaten und Operettenfürsten Hilfe suchte — alles, alles war umsonst: England mußte sich besiegt erklären." Und darauf verlangen Sie von mir eine Antwort? Wenn des Berliners ganzer Bau in seiner Pracht vor unbezwinglich wildem Zwerchfellkrampf erbebt, dann herrscht sein Freund ihn an: „Karl, halt dir senkrecht!" Aber ich gebe zu, daß es für keinen Karl leicht sein wird, sich hierbei senkrecht zu halten.

Richard M. Es empfiehlt sich am Ende doch, mit der Nachwelt, die die Große Zeit aufbewahren soll, etwas vorsichtiger zu verfahren. Ich finde, wir tragen neuerdings etwas reichlich viel mit eisernem Griffel in das Buch der Geschichte ein, oder wie man zu sagen pflegt. Geräuschvolle Nationalisten behaupten: der oder der Tag wird eine unauslöschliche Schande sein, und die Nachwelt . . . Ich weiß nicht recht. Sind nicht auch wir zu einem Teil Nachwelt? Wer entrüstet sich über Vorgänge von 1848; wer rast mit dem Jahre 1791; wer trauert mit 1806? Wer anders als der Künstler und der Historiker? Oder ihr Bankert, der Leitartikler. Also sachte: die Nachwelt ist noch sehr lange hin, und wenn sie da ist, hat sie mit sich zu tun, lärmt ihren eigenen Kummer und ihren eigenen Spaß hinaus und zuckt über Gräbern die Achseln. Empfindsame Schmöcke haben sich ausgedacht, wie der Vater dereinst mit dem Sohne nebst Mutter und Tochter in ein Museum pilgern werde, um ihnen dort eine Brotkarte und etwas K-Brot zu zeigen unter Zuhilfenahme der für diese Besichtigung zustehenden Gedanken. Mein Lieber, vielleicht wird eine beschauliche Natur wie mein Auburtin dann vor dem Glaskasten stehen und sich eines kleinen weisen Lächelns nicht gut erwehren können: die bunte Masse wird neugierig durch die Scheibe gucken und schwatzend weiterschieben. Die Nachwelt! Glauben Sie das doch nicht. Sie wird wieder neue Dinge aufs Tapet bringen und wieder behaupten, daß es mit ihr erst richtig losgehe, und daß „die Nachwelt" erst richtig zu würdigen wissen werde, was sie verrichte. „Wenn einmal die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird, dann wird sich herausstellen" — daß sie in zwei Bänden billigst für zwölf Mark fünfzig zu haben ist. Darauf dürfte es ungefähr hinauslaufen. Die Geschichte eine Lehrmeisterin? Du lieber Himmel! Wäre sies — wir haben sechstausend Jahre Muße gehabt, zu lernen, und haben immer geschwänzt —: dann wäre dieser Krieg nicht. Lassen Sies. Lassen Sie Nachwelt Nachwelt sein, halten Sie sich an die Gegenwart und denken Sie immer an die schönen Verse Theodor Storms: „Dunkle Zypressen. Die Welt ist gar so lustig. Es wird doch alles vergessen."

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Das Ergebnis von Germanicus

Heute, einen Tag, nachdem der Welt mitgeteilt worden, daß Deutschland den Präsidenten Wilson ersucht hat, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen und einen allgemeinen Waffenstillstand herbeizuführen, kann — einerlei, wie Wilson auch fürs erste antworten wird — kein Zweifel mehr über das Ergebnis des Krieges bestehen. Das Ergebnis des Krieges ist der Bankrott des deutschen Imperialismus; die Entwicklung der Welt wird davon abhängen, ob es auch der Zusammenbruch des Imperialismus der Entente ist. Die Tragik aber liegt darin, daß der Imperialismus der Entente ausgelöscht worden wäre, wenn Deutschland, als es auf der Höhe seiner militärischen Erfolge stand, auf den eigenen Imperialismus verzichtet hätte. Damals wäre jeglicher Verzicht Gewinn gewesen; heute würde selbst ein Gewinn noch wie ein Verzicht wirken. Es kommt alles darauf an, daß im Friedenstraktat solche Wirkung auf das Mögliche herabgemindert wird. Deutschlands Enttäuschung darf nicht durch den Triumph seiner Gegner zur Verbitterung entarten, damit nicht die Mißgeburt der Revanche empfangen werde. Triumphieren darf nur die Einsicht, daß das Faustrecht für den Verkehr der Völker ebenso überwunden werden muß, wie es für den Verkehr unter den Einzelnen längst überwunden ist.

*

„Ich habe das größte Gewicht darauf gelegt, daß die Mitglieder der neuen Reichsleitung auf dem Standpunkt des Rechtsfriedens stehen, unabhängig von der Kriegslage, daß sie sich zu diesem Standpunkt auch öffentlich bekannt haben in einem Zeitpunkt, da wir auf dem Höhepunkt unsrer militärischen Erfolge standen.“ Solche Verkündigung des Prinzen Max gibt den Maßstab, an dem sich entscheidet, wer jetzt in Deutschland das Wort führen darf, und wer zu schweigen hat. Daß die Reventlows ihr Blasrohr in die Ecke zu stellen haben, ist selbstverständlich; aber auch Alle, die unter beflaggtem Blauhimmel als Laubfrösche quakten, müssen jetzt in den Winterschlaf eingehen. Jedermann wird sich zu prüfen haben. Was uns betrifft, so wird uns das Büßergewand erspart bleiben. Wir haben wohl daran geglaubt, daß die militärische Leitung sich keinem Irrwahn hingab, als sie die Niederwerfung der Gegner in Aussicht stellte; aber wir haben solchem Glauben keine politische Bedeutung zugemessen, denn wir haben niemals die Kriegskarte als maßgebend für den endgültigen Ausgang des Krieges bewertet, und wir haben stets die technischen Mittel und deren angebliche Ueberlegenheit als sekundär betrachtet. Das Ausschlaggebende war uns immer die innere Struktur der Völker, das Maß des Berufenseins durch politische und kulturelle Reife. Und so haben

wir für Deutschland niemals etwas andres erwartet als das Schicksal eines Junior-Partners. Wir haben immer wieder auf die furchtbare Gefahr hingewiesen, die daraus entstehen mußte, daß dauernd und wachsend Deutschlands politische Leitung unter den Einfluß der militärischen Fachleute kam, und haben es als ein unheilvolles Verhängnis empfunden, daß Bethmann sich zur Einleitung des unbeschränkten U-Boot-Krieges, Kühlmann sich zum brester Frieden zwingen ließ. Wir haben es immer und im-



mer wieder ausgesprochen, daß der Weg zum Frieden über die Niederbeugung der preußischen Konservativen und über Washington und London führt.

*

Deutschland hat eine Revolution durchlebt — freilich keine soziale, nur eine politische —; es ist noch mitten in ihr befangen. Der Kanzler der neuen deutschen Regierung hat nicht prophezeit, sondern einfach als Tatsache festgestellt, daß solche Entwicklung niemals rückgängig gemacht werden kann, und daß niemals mehr eine Regierung wird gebildet werden können, die sich nicht auf den Reichstag stützt, noch aus ihm die führenden Männer entnimmt. Damit ist gewiß nicht gesagt, daß die Konservativen für alle Zeiten von der Regierung ausgeschlossen bleiben werden. Aber sie müssen, wenn sie ans Ruder kommen wollen, mehrheitsbildend wirken können. Jede zukünftige Mehrheit aber ist grundsätzlich etwas andres, als die Majoritäten der vorparlamentarischen Zeit gewesen sind. Denn von nun an ist

die Regierung nicht mehr die dritte, angeblich neutrale, sich Majoritäten konstruierende übergeordnete Instanz, sondern der Funktionär der jeweils gegebenen Mehrheit. Bis auf weiteres werden die Konservativen außerhalb dieser Mehrheit stehen. Sie ernten damit, was sie gesät haben. Sie sind nicht in Schönheit, sondern mit Angstgeschrei gestorben; ihr Rettungsversuch, die entscheidende kaiserliche Botschaft als Programm für eine sogenannte Koalitionsregierung der nationalen Verteidigung zu mißbrauchen, ist endgültig mißlungen. Das, was sie anfangs als Quertreibereien und Eisenbartkuren verhöhnten, das, was sich weder durch das dem König zugejagte Phantom von der berühmten Guillotine noch durch die plötzliche Nachgiebigkeit in Sachen der preußischen Wahlreform beschwören ließ, ist heute schon Selbstverständlichkeit. Der Firnis der Obrigkeitsregierung ist durch die längst vorhandene, während des Krieges bis zum Aeußersten angespannte Mobilisation des Volkes durchstoßen worden. Es kommt jetzt viel darauf an, daß das Gerüst der Verwaltung, das diese Firnisschicht getragen hat, von Grund auf neu gebaut wird. Oberpräsidenten- und Landrat-Dämmerung!

*

Bereits im Februar dieses Jahres stellte Prinz Max fest, daß der Schlüssel der Lage bei den angelsächsischen Völkern liegt. Er hat also, als er jetzt sich an Wilson wandte, auch darin nicht umzulernen brauchen. Wenn die Unfehlbaren der sogenannten östlichen Orientierung auch heute noch nicht erkennen, daß der Weg über Washington und London führen muß, so kennzeichnet das nur die Heftigkeit ihres politischen Unvermögens. Die Aufhebung des brester Friedens ist zugestanden worden, als es taktisch sinnlos geworden war, sie noch länger zurückzuhalten; sie konnte nicht ausbleiben. Ob es möglich gewesen wäre, mit einem intakten Rußland den Kontinent so zu festigen, daß eine anti-insulare Politik hätte durchgeführt werden können, läßt sich heute nicht mehr entscheiden und entbehrte bereits jeglichen Interesses in dem Augenblick, da Rußland militärisch dezimiert worden war. Aber selbst, wenn damals noch gewisse Möglichkeiten für solche Kontinentalpolitik gegeben gewesen wären: heute läßt sich eine Politik mit Rußland gegen England und Amerika nicht führen. Und für den Frieden, den wir brauchen und für das Tempo, mit dem wir ihn herbeiführen müssen, kann Rußland uns heute keinesfalls eine entscheidende Hilfe gewähren. Daß aber ein Zwiegespräch mit Frankreich uns heute und morgen — und nur um diese beiden Tage handelt es sich — nicht weiterbringen könnte, daß solch Gespräch zu Zweien jedenfalls für uns aussichtsloser sein müßte, als wenn Wilson distanzierend daran teilnimmt: dafür bürgt Clemenceau. Im übrigen aber: nun, da uns die südöstliche Entwicklung, wie wir seit langem befürchtet haben, durch die heraufziehende Balkan-Vorherrschaft Englands, durch die Einsiedlung Englands in Mesopotamien, Persien, Palästina und Arabien und demnächst wohl auch

in dem ottomanischen Rest zugebaut ist, scheint es uns wirklich zeitvergeudende Gedankenlosigkeit, den Weg, der allein übrig ist, und den nunmehr die neue deutsche Regierung mit Entschlossenheit beschritten hat, nicht mitmachen zu wollen. Gar so unangenehm kann dem Dogmatiker des demokratischen Völkerbundes das Kriegsergebnis, wie es sich für Deutschland verdichtet hat, nicht sein: das Ende des letzten europäischen Absolutismus. Dem deutschen Volk aber wird unter allen Umständen die Möglichkeit bleiben, von seinen Verführern Genugtuung zu fordern.

Uebersatz von Olf

Unsre Politiker merken, wenn man ihnen nur genügend Zeit läßt, alles. Politische Kreise raunten sich, nach einer Meldung der B. Z., verstohlen zu, die Mission des Herrn Doktor Solf habe nicht ausschließlich in der Wahrnehmung der Geschäfte eines Geldbriefträgers bestanden. Der sozialdemokratische Kandidat für Berlin I., Hugo Heimann, betonte — immer laut B. Z. —, daß der Reichstag nach dem Kriege vor eine Fülle schwieriger Aufgaben gestellt sein werde. „Ach nee?" würden wir fragen, wenn uns nicht Skepsis selbst gegen den Inhalt dieser Behauptung allmählich befiele.

*

Graf Hertling erzählt der Kommission der Gewerkschaften, die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung würden von ihm lebhaft mitempfunden. Wir sind der aufrichtigen Meinung, daß geteilter Schmerz doppelter Schmerz ist — aber man könnte doch auf den Gedanken kommen, sich vorher vergewissern zu wollen, ob Graf Hertling ein physisches oder psychisches Mitempfinden meint.

*

Vom Standpunkt der Sittlichkeit ist der Friede zu verlangen, damit der Burgfriede (in jedem Verstande ein Phantom) aufhören könne. Wir bekämpfen den Krieg um des Kampfes willen. In der Frage des Verständigungsfriedens, überhaupt in der „innern" Politik, gehn wir auf einen Verständigungsfrieden nicht ein. Da ist keine Verständigung möglich: Justizrat Claß sprach in Hannover von einem „unüberwindlichen Friedensbedürfnis des deutschen Volkes" voll Verachtung. Wir hoffen inbrünstig, er habe recht; und wir haben die tiefste, heiligste Achtung vor diesem Bedürfnis.

*

Aber selbst Zeitungen, die im Geruch des Pazifismus stehn, fügen an die Nachricht von einem deutschen Friedensangebot an Belgien, redaktionelle Bemerkungen, worin sie nicht die Sonderfriedens-, sondern die Friedensabsichten „der unerbetenen Vermittlung von unverantwortlicher Seite" verwerfen — statt sie verantwortlich zu machen, auszudehnen und zu segnen!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXIII.

Adolf Groeber

Grob, gröber, am gröbsten. Ein württembergischer Demokrat von altem Schrot und Korn. Wenn er spricht, macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube, sondern pulvert drauf los, und seine Reden vernehmen sich wie ein polterndes Böllerschießen. Ein unendlich struppiger, langer, weißer Bart rahmt, samt einer Achtung gebietenden Mähne, sein Antlitz ein. Eine Brille, die etwas heruntergerutscht ist, gibt seinem Aussehen einen gemütlichen Anstrich. Dazu der etwas gebeugte Gang dieser massigen, großen Gestalt: der Weihnachtsmann des Zentrums. Knecht Ruprecht, der den Sack voll von politischem Spielzeug hat. Sein Vater fertigte einst da unten irgendwo, in Riedlingen, als Fabrikant Spielsachen aller Art. Der Sohn hat das Materielle ins Geistige gewendet und spielt mit der Politik. Zinnsoldaten oder Politiker, beide werden sie von den großen Händen des Schicksals hin- und hergeschoben und immer von neuem, wenn sie hingepurzelt sind, aufgestellt.

Groeber hat das Wechselspiel der Politik mehr als ein Andrer kennengelernt. In den Reichstag kam er, als Bismarck die nicht militärfromme Fronde Windhorst, Richter, Grillenberger 1887 zu Paaren trieb, das Parlament auflöste und das Kartell der konservativen und nationalliberalen Parteien schmiedete. Während andre Zentrumsmänner in diesem turbulenten Wahlkampf unterlagen, setzte er sich durch und wurde gewählt. Zwei Jahre später wurde er auch in den württembergischen Landtag entsendet. Im Reichstage hat er nun als ein getreuer Eckart der katholischen Demokratie alle die rasch folgenden Phasen der innern Politik, aktiv, mitgemacht. Er breitet seinen weiten Mantel schirmend über die Polen und die Arbeitervertreter aus, wenn der feudale Flügel der Partei: die Herren Junker und Agrarier allzu dreist ihr Haupt erheben. Eifrig setzt er sich für die sozialpolitischen Forderungen ein. Er faßte, tief religiös, die Aufgabe der katholischen Kirche und ihrer politischen Türhüter, der Zentrumsmänner in Deutschland, überstaatlich, international auf. Die Lehre des Heilands ward allen Menschen bereitet, den Romanen sowohl wie den Germanen und Slawen. Selbst die Neger nahm er nicht aus. Menschen sind sie ihm alle, nichts als Menschen, die nach dem Heil ihrer Seele dürsten. Gott steht ihnen allen gleich nahe, Jesus und die Mutter Maria. Nur die Heiligen, die Herren Patrone, scheinen sich mitunter von gewissen einseitigen Sympathien leiten zu lassen. Da haben die Cyrill und Methodius so ihre Vorliebe für die Tschechen, Polen und Bulgaren, Adalbertus für die Litauer, der heilige Joseph ... Na, man kennt die kleinen Schwächen.

Ich entsinne mich noch, wie grade vor zehn Jahren Freund Matthias Erzberger im Reichstage über die Unsterblichkeit der Negerseele sprach. Er verlor sich fast, von einem leisen Pathos getragen, in den erst halb entdeckten seelischen Gefilden des schwarzen Erdteils. Langatmig floß seine Rede dahin, und die Versammelten nickten so andächtig mit den müden Häuptern, daß der Schlummer sie zu überfallen drohte. In diesem Augenblick, da man in der allgemeinen Stille das Wispern der vorwärts eilenden Sekunden zu hören glaubte, lachte Einer keck. Irgendwo auf der Tribüne. Und gleich pfefferte Groeber, der aus seinen religiösen Gedanken jäh aufgestört ward, zur Journalistentribüne hinüber den Fluch: „Diese Schornalisten, diese Saubengels!" Das war ein Stich ins Wespennest. Die Folgen waren unabsehbar. Die Journalisten waren empört, erklärten sich solidarisch, stellten ihren Betrieb ein und traten an den Präsidenten des Hauses heran. Verhandlungen begannen. Der Präsident wollte nicht; und Groeber wollte nicht. Ein Tag verging um den andern. Der Reichstag tagte, aber die Welt erfuhr nichts davon. Selbst der Reichsanzeiger streikte mit: „Wegen der Vorgänge in der Reichstagssitzung vom neunzehnten März 1908 haben die Vertreter der Presse, einschließlich des parlamentarischen Bureaus auf der Journalistentribüne ihre Tätigkeit bis auf Weiteres eingestellt. Dieser Bericht (im Reichsanzeiger) enthält daher nur die in der Sitzung gefaßten Beschlüsse und die Erklärung vom Bundesratstische." Basta. Der Streik wurde von der Regierung — in der Zeit der Zentrumsfehde während der Blockperiode — sanktioniert. Fürst Bülow, der seine große Etatsrede halten sollte, verschob sie immer wieder, legte sich ins Mittel und endlich kam ein Vergleich zustande. Herr Groeber revozierte. Restlos: „Der Eingeborene ist auch ein Mensch, ausgestattet mit einer unsterblichen Seele und zu derselben Bestimmung berufen wie wir . . . Danach verzeichnete der, wie ich ausdrücklich hervorhebe, unkorrigierte stenographische Bericht: Unruhe und Zurufe auf der Journalistentribüne . . . Wenn ich angesichts des Ernstes der von dem Redner behandelten Frage meiner Entrüstung über das Gelächter einen unparlamentarischen Ausdruck gegeben habe, so bitte ich um Entschuldigung." Damit war diese Sauerei erledigt.

Groebers Ansehen in der Partei bekam durch diesen Zwischenfall keineswegs einen Riß. In der Zabern-Affäre unterstützte er seinen Parteifreund Fehrenbach, als der sehr wirksam gegen die militärische Autokratie vorging, und in der Daily-Telegraph-Affäre, in dem Kampfe wider eine selbstherrliche Politik, die so oft schon unabsehbaren Schaden im Auslande angerichtet habe, nahm er kein Blatt vor den Mund. Wiederholt setzte er sich auch ungewöhnlich scharf mit den Konservativen auseinander. Seine Machtstellung wuchs. Neben Hertling und Spahn war er der Dritte. Als dann Hertling an die Spitze

des bayrischen Kabinetts berufen wurde, als Spahn das Portefeuille des preußischen Justizministeriums übernahm, als auch noch Fehrenbach Präsident des Reichstags wurde, rückte Groeber neben Trimborn allmählich zum Ersten auf. Er und Erzberger geben den Ton in der Partei an. Beides Demokraten. Groeber der Alte, retardierend, Erzberger, der Junge, vorwärts stoßend. Groeber mit dem Glauben an politische Autoritäten, Erzberger ohne Sinn für Traditionen. Groeber seit jeher, von seinem überstaatlichen christlich-katholischen Standpunkt, ein Vorkämpfer für Völkerbund und Abrüstung, Erzberger sein gelehriger Schüler. Groeber war geradezu der Spezialist der Partei in allen völkerrechtlichen Fragen.

Kein Wunder. Er hat eine regelrechte juristische Karriere gemacht. Vom Referendar in Rottweil bis zum Königlich württembergischen Landgerichtsdirektor in Heilbronn. Mit den Jahren kamen die Bürden auch der politischen Aemter. Er rückte in den Vorstand der Zentrumspartei, des Volksvereins für das katholische Deutschland und präsidierte mehrfach bei den deutschen Katholikentagen, den katholischen Kaisermanövern in Friedenszeiten. Zuletzt war er Chef der Zentrumsfraktion im Reichstag und (nach Herrn von Payer) Leiter des Interfraktionellen Ausschusses der Mehrheitsparteien des Reichstags. Und nun, nachdem er den stolpernden Reichskanzler Grafen Hertling „nicht gestützt, aber auch nicht gestürzt" hatte, ist er, bei dem Uebergang zum parlamentarischen System, Staatssekretär ohne Portefeuille geworden. Mit Herrn von Payer und Herrn Scheidemann bildet er das Trifolium um den neuen, prinzlichen Kanzler. Die eben noch im Parkett der Kritik gesessen haben, sind, über Nacht, agierende Schauspieler auf der politischen Bühne geworden.

Dabei hatte man Groeber schon zu den Toten gerechnet. Es ist garnicht so lange her, daß er, schwerkrank, nicht mehr zu genesen hoffte, und daß er vor dem vermeintlichen letzten Atemzuge vom Priester sich schon die letzte Oelung geben ließ. Gott, er hat schließlich auch schon seine fünfundsechzig Jahre auf dem Buckel, dem in all den Jahren immer mehr aufgebürdet worden ist.

Wenn er durch die Wandelhalle des Reichstages schreitet, ist er meist von zwei, drei bis oben zugeknöpften Schwarzröcken umgeben. Er, das fromme Weltkind, in der Mitte. In Berlin wohnt er stets in einem bescheidenen Christlichen Hospiz und macht allmorgendlich seinen Spaziergang durch den Tiergarten. Wenn im Winter dann Schnee die Erde und die Baumkronen bedeckt und er urwüchsig über den Boden stapft, bleiben wohl die Kinder hinter ihm stehn und fragen, ob das nun wirklich der Weihnachtsmann sei . . .

Was wird er dem Reiche als Minister bringen? Was der Weihnachtsengel den Menschen verkündet: Friede auf Erden?

Talente von Julius Bab

Talent ist nicht Alles, ist vielleicht nicht einmal das Wichtigste, was der Künstler braucht — es ist der sinnliche Teil, gleichsam der Leib seiner Kraft und bedarf des Geistes— veni creator spiritus! —, damit es wahrhaft schöpferisch werde. Talent ist auch meist an andern Stellen als die Erfolge der Mode zu finden; denn deren Wellen tragen auch Talentlose leicht empor. Aber dies vorausgeschickt, ist zuzugeben: wir haben heut wirklich viele Talente, die sich am Drama versuchen.

Ein dem Max Brod bei geringerm intellektuellen Raffinement und wilderm Jugendfeuer blutsverwandtes Talent finde ich in dem Manuscript von Bernhard Bernson: ‚Die Pest'. In einem ungefähr mittelalterlichen Kostüm sind mit außerordentlicher Kraft Bilder einer verwesenden Gesellschaft hingetürmt, gegen deren äußeres und inneres Elend ein reiner Mensch, Merlin genannt, vergeblich anringt. Er verliert, als ihm diese Gesellschaft mit der weiblichen Gefährtin die innerste Lebensquelle vergiftet, im ersten Teil die Frau, im zweiten die Tochter. Daß der zweite Teil fast nur steigerungslose Wiederholung des ersten ist, scheint mir ein jugendlicher Ueberschwang, der gegen das Talent an sich nichts beweist. Wesentlicher ist, daß bei aller Glut und Wucht der Sprache die Gestalten etwas Abstraktes behalten, daß alle Handlungen als typisch, nicht als Wendung eines einmaligen, wenn auch noch so bedeutenden Menschenschicksals wirken, und daß somit, ähnlich wie bei Brod, die ganze Empfängnis mehr von ideeller Leidenschaft als von künstlerischer Vision herzurühren scheint. Freilich, wenn die Kinder der Hungernden singen:

„Der Bäcker, Bäcker, bäck, bäck, bäck,
der hat im Schrank viel weiße Weck —
er tut sie fein verstecken
und läßt die armen Kinderlein
verhungern und verrecken"

oder wenn solch ein Dialog dem Elend zweier Menschen ein Ende macht: Sumpf zwischen zwei Türmen. Nachen. Nacht
Maria (versinkend): Weh. Ich versinke.
Merlin: Versink. Du mußt.
Maria: O laß mich nicht allein —
Merlin: Ich muß noch leben.
Maria: Weh. Mein Kind. Gib mir mein Kind!
Merlin: Es muß leben.
Maria (untersinkend): Weh!
da fühlt man sich an die wilde Schlagkraft Büchnerscher Szenen erinnert. Nur daß das Ganze mehr von menschlichen Leiden als vom leidenden Menschen handelt, daß mehr eine dichtende Predigt als predigende Dichtung sich zu entwickeln scheint.

*

Mit einer Einschränkung umgekehrter Art erinnert das Drama von Otto Zoff ‚Kerker und Erlösung‘ an den großen Georg Büchner. Man hat dies Stück sehr zu Unrecht in München ausgelacht. In seinen fieberhaften kleinen Szenen von immer furchtbarer anwachsender Liebesschuld lassen Tempo, Energie, lebendiges Kämpfen an den wahrhaft großen dramatischen Expressionisten denken, dessen titanische Ausdrucksart eben nur völlig verdichtete Eindrucksfülle war. Nur scheint der Konflikt, um den es geht — eine eifersüchtige Frau lügt, um die Rivalin auszustechen, Schwangerschaft, verschafft sich dann nur zu dem Zweck von einem leidenschaftlichen Liebhaber ein Kind, treibt damit beide junge Menschen in den Tod und erliegt bei der Geburt unter der Anklage der Mutter jenes Jünglings, weil das Kind mit dem Kugelmal auf der Stirn zur Welt kommt! — dieser Konflikt ist oder besser: scheint in Zoffs Vortrag zu wenig bedeutsam, um den Anteil aller Menschen zu verdienen, und die große Kraft und Kunst der Darstellung wirkt sich deshalb in Stofflichkeiten aus, deren Kraßheit an Kolportage erinnern könnte. Jedes Leiden, das nicht notwendig, nicht göttlich wirkt, wirkt peinlich. Die simple Lüge, die hier im Anfang steht, ist begreiflich und möglich, aber in nichts unausweichlich und notwendig. Deshalb versagt, so überzeugend stark die Konsequenzen gezogen werden, die eigentlich tragische Wirkung, und da wir ganz im alltäglich Psychologischen sind, scheint die wunderbare Fügung mit dem Kind nur romanhaft. Bei alledem arbeitet in diesen Szenen eine große Kraft, die, einmal geistigerm Stoff zugewendet, noch wahrhaft Bedeutendes bilden könnte.

*

Als einigermaßen ähnlichen Fall möchte ich noch den ‚Sturz des Apostels Paulus‘ von Rolf Lauckner anführen, der die expressionistische Technik der kurzen, ruckweis hingeschleuderten, im Dialog unvermittelt eruptiven Szenen schon mit etwas verdächtiger Geschicklichkeit handhabt. Die Geschichte eines Gesundbeters, eines schwachen und phantastischen Hirns, das sich und Andre betrügt und nach kurzem Glanz in tiefes Elend abstürzt, ist sehr lebhaft in diesen Szenen vorgetragen. Aber da das geistige Niveau des Helden ein Messen mit den wirklichen Menschheitsproblemen, die im Gebet und Wunderglauben ruhen, ganz ausschließt, so bleibt unser Interesse doch nur flach romanhaft. Auch nach dieser zweiten Probe bleibt mir ungewiß, ob dieser Rolf Lauckner ein dichtender Genius ist. Ganz gewiß aber ist er ein szenisches Talent.

*

Als ein beachtenswertes Talent hat sich in den letzten Jahren auch Robert Müller vorgestellt — zunächst als Essayist, als geistreicher Plauderer über kulturpolitische Situationen. Auf einer noch etwas schwankenden Mitte zwischen dieser Essayistik und der dramatischen Kunst steht jene Szenenreihe, die er selbst

vorsichtig ‚Sieben Situationen‘ genannt hat: ‚Die Politiker des Geistes‘ (bei S. Fischer). Geistreiche Gespräche und an Shaw gebildete tiefere Scherze über die Politisierung der Unbürgerlichen, „der Verliebten und Leidenschaftlichen“, der zentrifugalen Elemente der Gesellschaft werden um einen kleinen Schein von Handlung gruppiert: um eine Wahlkampagne und einen erotischen Zusammenstoß, die sich gegenseitig zerstören. Nächst Shaw ist Schnitzler der meist Beteiligte; aber der Geist und Witz, der in allen Einzelheiten aufgeboten wird, genügt nur grade, um eine ziemlich ernstliche Verstimmung von uns fern zu halten, daß hier mit einem Gesellschaftsproblem von tragischer Unlösbarkeit ein kokettes Spiel getrieben wird. Denn wie Freiheit zur Herrschaft, Geist zu Gewalt und Gewalt zu Geist kommen können — wir leiden unter der fehlenden Antwort auf diese Frage —, das dünkt mich augenblicklich etwas zu wichtig, um in erotischen Feuilletons selbst besten Niveaus darüber debattieren zu mögen.

*

Wenn rein künstlerisch betrachtet die Formel für den Dramatiker Robert Müller einstweilen lauten müßte: Zuviel Kopf und zu wenig Blut, so deckt die umgekehrte Formel ungefähr das Talent des jungen Dietzenschmidt, der eine Reihe noch ungespielter Dramen herausgegeben hat (bei Oesterheld & Co.). Sie haben alle Fleisch, Sehnen und Blut, aber einen etwas verkrüppelten Kopf. ‚Jeruscholajims Könige‘ ist eine Makkabäer-Tragödie, eine Palast-Intrigue, die „Schwung“ hat, nur fühlt man nicht recht, wohin dieser Schwung zielt — über den bloßen Theatereffekt hinaus. ‚Die Verstoßung der Hagar‘ macht mit sehr bemerkenswertem Talent das Patriarchen-Milieu der Wüste und in ihr einen erotischen Konflikt lebendig — nur daß der Gotteshauch, der die biblische Legende durchwebt, sich in diesem Stück breit vorgetragener, antiker Ehekontroverse ganz verflüchtigt. Und ein neuestes Schauspiel, die Tragikomödie ‚Kleine Sklavin‘ malt — als wäre sie der Blütezeit des berlinischen Naturalismus entwachsen — gräßlich gut ein Stückchen Schurkerei des modernen Mädchenhandels ab. Aber selbst wenn man diesem Punkt den ethischen Wert eines Aufklärungsfilms zugestehen wollte (ich persönlich meine aber, daß sich die Zuschauer immer an die Wollust halten und den dazugemalten Teufel leicht übersehen) — selbst dann wäre kein künstlerischer Wert erwiesen. Der könnte nur aus einer Leidenschaft kommen, die den widerlichen Stoff ins sinnbildlich Grausige aus dem schlechthin Peinlichen hebt. Aber bei Dietzenschmidt klebt alles am Detail, am „begabt“, mit gutem Verständnis und richtiger Einfühlung gemachten Detail. Ein Musterfall des Talents, das bloßer Leib ist und auf den erlösenden Geist einstweilen wartet.

*

Als ein Mann — und Männer tun uns not inmitten des entsetzlich vorlauten Geschreis der Unerwachsenen — muß in der

Reihe der Talente besonders Hans W. Fischer begrüßt werden, der höchst selbständige Denker und Dichter, der nach mehrjähriger Pause seinem ‚Flieger‘ nun ein zweites Drama folgen läßt: ‚Der Motor‘. War in dem frühern Stück die Maschine ein Werk, dem ein Mann seine Existenz opfert, so ist sie jetzt schon ein Dämon, der einen Mann und seine Welt mit ihm frißt. Der Kampf gestraffter Menschenenergie mit der Gewalt der Materie gibt beide Male dem Schauspiel Wucht und Haltung. Vielleicht ist es allzu stark, zu hart, zu bitter sachlich, kurz: allzu männlich; vielleicht wird mancher Fischers Stil als brutal, als zynisch empfinden, weil ihm alle weiblich ausgleichenden sänftigenden Elemente fehlen. Und ohne die ist höchste dichterische Erfüllung vielleicht wirklich nicht möglich. Aber dennoch tut es wohl, nach all diesen knabenhaften Verzärtelungen, nach all diesen weibischen Selbstbespiegelungen, nach all diesen Sentimentalitäten der bitterlich einsamen Muttersöhne den Blick auf das Werk eines Mannes zu heften, der sein Recht zu messen wagt am Rechte des Lebens, das er kennt und anerkennt. Und es ist eine Wohltat, die Worte zu hören, die Hans W. Fischer, der Vierzigjährige, in den düsseldorfer ‚Masken‘ seinem neuen Werk mit auf den Weg gibt: „Der Mann, der vielseitig Energie ins Leben strahlt, ist interessanter als der Jüngling. Auch sein Bild, ins Kunstwerk gesteigert, wird interessanter sein. Es ist langweilig, heute so viel Entwicklungsromane lesen zu müssen, die in der Regel damit enden, daß aus dem vielversprechenden Knaben nichts Gescheites wird. Es wird auf die Dauer doch ermüdend werden, in den Dramen der jüngsten Generation immer wieder nur den Jüngling seine Ansprüche anmelden zu hören, ohne daß er Grund zu seinem Anspruch vorweisen kann. Es wird Zeit, daß der Mann wieder in seine Rechte als Held tritt.“

Der Krieg als Erzieher von Alfred Polgar

Von der reinigenden Wirkung des Krieges haben wir, besonders in den Tagen des Kriegsbeginns, ergreifende Geschichten vernommen. Allen Adel, hieß es, präpariere er aus der Menschenseele heraus, und alle Gemeinheit tilge er fort.

Jetzt, nach mehr als vier Jahren Hieb und Stich und Schuß, können wir für die moralische Bilanz des Krieges schon so ziemlich feste Posten aufstellen.

Es ergibt sich ein schauerliches Minus.

Es ergibt sich, daß der Krieg die Tugend bestraft und das Laster belohnt. Daß er den Schlimmen segnet und dem Braven flucht. Daß es unter seinem Regime den Guten schlecht und den Schlechten gut geht. Daß er die schönsten Regungen des menschlichen Herzens ins Absurde und die schäbigsten zum Erfolg führt.

Es ergibt sich, daß der Krieg ein Widersacher Gottes ist.

Beispiele:

Wer, von Laster und Ausschweifung zermürbt, schwächliche Kinder in die Welt setzte, der hat sie noch. Die wohlgeratenen düngen längst des Krieges Acker.

Wer seine Jugend in Debauchen verbrauchte, wer sich vorzeitig alt und müde soff und liebte, der sitzt in der Kanzlei. Wer seines Körpers und seiner Seele achtete und mit seinen Kräften gute Wirtschaft trieb, der sitzt im Trommelfeuer.

Wer, als es zu Kriegsbeginn hieß: Vergrabt Euer Gold nicht!, sein Gold dennoch vergrub, der ist jetzt etwa doppelt so reich, als er in Friedenszeiten war.

Wer, als es hieß: Hamstert nicht!, hamsterte, der hatte für sich und die Seinen noch Nahrung, als die Andern schon längst hungerten.

Wer in Friedenszeiten leichtsinnig und verschwenderisch wirtschaftete, mit Kleidern, Schuhen, Wäsche in übermäßiger Menge seinen Schrank zu füllen beflissen war, der hat jetzt Kleider, Schuhe, Wäsche. Die Andern gehen barfuß, schmutzig und zerrissen.

Wer roh und brutal und stumpfsinnig ist, der trägt die Greuel des Krieges — jene, die ihm selbst, wie jene, die den Andern widerfahren — relativ leicht. Die Andern schwanken zwischen Irrsinn und Verzweiflung.

Wer rechtzeitig zu einem harten Herzen kam und des Elends der Mitmenschen nicht achtet, der folgt dem Krieg wie einem interessanten, aufregenden, spannenden Schauspiel. Die Andern sterben täglich alle Tode, die auf den Schlachtfeldern gestorben werden, mit.

Wer einen Schweinsmagen, ein Elefanten-Nervensystem und den Geschmack eines Affen hat, dem mundet und bekommt die physische und geistige Kost, auf die uns der Krieg gesetzt hat. Die Andern, die zu Friedenszeiten Verfeinerung und Differenzierung ihres körperlichen und seelischen Organismus angestrebt, gehen an jener Kost stückchenweise zugrunde.

Wer ein fester Dummkopf ist, erträgt die internationale Kriegsberedsamkeit vortrefflich. Wer ein halbwegs normal arbeitendes Gehirn hat, krümmt sich unter ihr in Schmerzen.

Wer ein Feigling ohne Unterbrechungen ist, findet sich mit den Tatsachen des Krieges gleichmäßig ab. Wer ein Herz, oder zumindest gelegentlich ein Herz im Leibe hat, platzt vor unterdrücktem Protest.

Kurz, soweit Dein Auge das Kriegspanorama durchschweift: überall sieht es die Bösen, Dummen, Lasterhaften besser dran als die Braven, Klugen, Tugendhaften.

Die Erde zahlt mächtig drauf.

Die Hölle ist der größte Kriegsgewinner.

Und der Himmel, scheint es, hält auf Kriegsdauer überhaupt „geschlossen".

Die Literaturförderung des Deutschen Theaters von Arno Holz

Ein Wort in eigener Sache

Vor mehr als zwei Jahren, im August 1916, ging ohne mein Wissen und Dazutun ein von fünfunddreißig bekannten und bekanntesten deutschen Künstlern, Gelehrten und führenden Verlegern unterzeichneter Brief an Herrn Professor Max Reinhardt folgenden Wortlauts ab:

„Die Unterzeichneten erlauben sich, an Sie mit einer Bitte heranzutreten, die ihnen im Interesse der deutschen Dichtkunst und eines ihrer unter allen Umständen bedeutsamsten Vertreter am Herzen liegt. Arno Holz, der nun das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat, arbeitet mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit seit mehr als zwanzig Jahren an einem Dramenkreise, dessen beide jüngsten Glieder die Tragödien ‚Sonnenfinsternis' und ‚Ignorabimus' sind. Gleichviel wie man sich kritisch zu Holzens Denken und Schaffen stellen mag, so meinen wir: innere Bedeutung, die Fähigkeit, seinem Volke etwas zu sagen und zu sein, die Kraft, ein eigenes Werk zu schaffen, wird niemand diesem tiefernsten Dichter absprechen. Auch Sie, verehrter Herr Professor, haben das seinerzeit durch Annahme der ‚Sonnenfinsternis' zur Aufführung im Deutschen Theater anerkannt. An widrigen Umständen scheiterte damals die Aufführung. Seither hat ein einziges Theater sich an eins der ernsten Stücke von Arno Holz gewagt. Wenige hätten es angesichts der Schwierigkeiten, welche die Aufführung bietet, wagen dürfen. Noch immer ist der Tragiker Holz seinem Volke unbekannt, noch immer fehlt ihm die jedem Dramatiker erwünschte und notwendige Fühlung mit der Bühne. Wir meinen, daß ihm eine Art ideales Recht zusteht, nach jahrelangem schweren Kampf, mit seinem Volk und dessen Theater endlich Fühlung zu gewinnen. Wir glauben, daß heute im Deutschen Theater eine den Intentionen des Dichters entsprechende Aufführung der ‚Sonnenfinsternis' möglich wäre; wir glauben, daß Ihre künstlerische Kraft dem bedeutenden Werke Leben zu geben vermöchte. Nicht minder glauben wir, daß das erschütternde Werk, eine würdige, mit allem Nachdruck vorbereitete Aufführung vorausgesetzt, der tiefernsten Stimmung dieser Zeit nicht fremd bleiben würde.

Gegen Arno Holz, den Dichter des ‚Phantasus', der ‚Sozialaristokraten', der ‚Sonnenfinsternis', des ‚Ignorabimus' hat das deutsche Volk noch eine andre Ehrenschuld als die oft betonte und anerkannte, sein Schaffen rein materiell sicherzustellen: die, sein Schaffen innerlich zu stützen und zur lebendigen Wirkung zu bringen. Wir bitten Sie, einen Teil dieser uneingelösten Verpflichtung durch Aufführung eines seiner ernsten Werke auf einer Ihrer Bühnen abzutragen."

Durch die Presse unlängst aufgefordert, zu erklären, wie es kommen konnte, daß die einzige Folge, die dieser Brief hatte, die war, daß er — nicht beantwortet wurde, erwiderte Herr Professor Max Reinhardt durch seinen Dramaturgen Herrn Arthur Kahane, jener Brief sei nie in seine Hände gelangt, und auch im Sekretariat des Deutschen Theaters sei von einem derartigen Briefe nichts bekannt.

Womit die Angelegenheit füglich erledigt gewesen wäre, wenn der Beauftragte im Interesse seines Brotherrn nicht noch einen Nachtrag für nötig erachtet hätte, der bezweckte:

Den Anschein zu erwecken, als sei das Deutsche Theater der von ihm selbst anerkannten „Pflicht einer führenden Bühne, auch andern Autoren als den Verfassern marktgängiger Tages-ware den Weg zu eröffnen", bereits auch mir gegenüber nach-gekommen und zwar durch die Aufführung der Stücke ‚Sozial-aristokraten' und ‚Traumulus': „Es hat später ‚Sonnenfinster-nis' angenommen und mit den Proben begonnen."

Das ist eine wissentliche Unwahrheit.

Als das Deutsche Theater mit den Proben zur ‚Sonnen-finsternis' „begann", hatte es die ‚Sozialaristokraten' und ‚Trau-mulus', der dann ein Erfolg Brahms wurde, laut mir vor-liegenden Briefen vor Jahren bereits abgelehnt!

Herr Kahane fährt in seiner Verteidigung, die tatsächlich einen Angriff gegen mich bedeutet, zu dem ich mir nicht bewußt bin ihn herausgefordert zu haben, fort:

„Sie" — das heißt also die Proben zur ‚Sonnenfinsternis' — „mußten abgebrochen werden, weil sich unüberwindliche Schwierigkeiten ergaben, das Werk dem Rahmen der Bühne ein-zupassen. Hermann Bahr, wirklich einer der wärmsten För-derer von Arno Holz, der die Proben leitete, wird dies be-zeugen."

Wissentliche Unwahrheit Nummro Zwei!

Die Proben, die nicht Hermann Bahr leitete, sondern — soweit überhaupt von einer längern, einheitlichen Leitung die Rede sein konnte — Herr Rudolf Bernauer, von dem mir dieses bestätigt wird, wurden keineswegs „abgebrochen", sondern nach Verhetzereien und Intrigen, deren Fäden von außerhalb des Theaters kamen, und auf die auch nur andeutend hier einzu-gehn ich verzichte, gediehen vielmehr diese Proben bis zu einer sogenannten Generalprobe, deren gedruckte Beweisunterlage sich unter meinen Papieren befindet, und auf dieser „Generalprobe", einen Tag vor der angesetzten „Uraufführung", ergab sich in den Räumen der sich so nennenden ‚Kammerspiele des Deutschen Theaters':

Das Bühnenbild noch kaum im Rohbau, eine Beleuchtung, die nicht funktionierte, und auf der Szene als Hauptdarstellerin eine mir bis dahin völlig unbekannt gewesene Dame im Straßen-kostüm, die aus einem Buch ihre Rolle, von der sie auswendig nicht eine Silbe wußte, ablas.

Mit andern Worten: die Partei „von Außen her" hatte gesiegt, und gegen die großmütig mir erteilte Zusicherung, man wolle mir dafür die ‚Sozialaristokraten' aufführen, die man früher abgelehnt hatte, blieb mir nichts übrig, als mein Stück, wie der terminus technicus lautet, „zurückzuziehn"!

Die Einstudierung dieses, wie soll ich mich ausdrücken ‚Sonnenfinsternis'-Ersatzstückes erfolgte in der nächsten Spiel-

zeit und wurde wieder eine so überhastet-schludrige, daß die dann abermalige Generalprobe siebenmal bei offener Szene unterbrochen werden mußte und minutenlang stockte, weil die Darsteller, denen man trotz ihrer Proteste nicht genug Zeit gelassen hatte, aus ihrer vagen Erinnerung an meinen Text nicht mehr genügend „fließend" — weiterimprovisieren konnten!

Auf eine entsetzte Aeußerung von mir zu Reinhardt, der rechts neben mir saß, erfolgte der mich zerschmetternde Ausspruch:

„Sie können unmöglich verlangen, daß Schauspieler Prosa wörtlich sprechen!"

Was, nach einer solchen Emanatio des Omnipotenten, das dann für eine „Aufführung" wurde, werden mußte — man erlasse mir den Bericht!

Nur eine einzige, kleine, illustrative Einzelheit, die die Qualität dieser Aufführung, von allem „rein Geistigen" ganz abgesehen, auch schon bloß nach der von jedem kontrollierbaren „Ausstattungsseite" belegen mag.

Im fünften Akt war vorgeschrieben, daß man im Hintergrund durch eine Loggia auf ein Stück berliner Vorortheide blicken sollte: Kiefernstämme hinter einem Drahtzaun, die sich im Morgenlicht allmählich röteten.

Und was zeigte der Prospekt?

Ein blaues, sonnenüberblitztes Südmeer mit Palmenküste und, ihm enttauchend, auf einem Felsen — Monaco!

Im Anfang des Krieges traf ich zufällig den ärmsten Bedauernswerten, den damals das traurige Los getroffen hatte, für die „Regie" zeichnen zu müssen. Sein mir unvergeßlichster Satz lautete:

„Heute nach so viel Jahren kann ichs Ihnen ja verraten: von Oben her hatte man die Parole ausgegeben, das Stück soll fallen!"

Wörtlich!

So und nicht anders — für eine spätere sogenannte „Nachwelt" sei das hiermit festgenagelt — ist das Deutsche Theater seiner jetzt ausdrücklich von ihm selbst anerkannten „Pflicht, auch andern Autoren als bloß Verfassern von marktgängiger Tageswaare den Weg zu eröffnen", in meinem Falle nachgekommen!

Die Reprise des ‚Traumulus' erfolgte vor drei Jahren im ‚Theater am Bülowplatz', nachdem dieses Stück in Tausenden von Aufführungen bereits längst über fast alle deutschen Bühnen gegangen war, auf Wunsch und im Dienste der ‚Neuen Freien Volksbühne' und kann also allein schon aus diesem Grunde als irgend eine „Förderung" weder ausgespielt noch angesehn werden.

Das der nackte Tatsachenverhalt.

Und nun endlich die Hauptsache, die angeblich „unüberwindlichen Schwierigkeiten", mein damaliges Werk, die ‚Sonnen-

finsternis', wie Herr Kahane sich ausdrückt, „dem Rahmen der Bühne einzupassen".

Er beruft sich dabei als Blutzeugen auf Hermann Bahr. Darf ich diesen zitieren?

„Die ‚Familie Selicke', über die damals ein Kritiker schrieb: ‚Diese Tierlautkomödie ist für das Affentheater zu schlecht', schuf die Sprache des deutschen Theaters für die nächsten fünfzehn Jahre. Zugleich machte sie eine neue Schauspielkunst nötig, zu der Brahm dann Rittner, Reicher und die Lehmann erzogen, oder die Brahm dann aus Reicher, Rittner und der Lehmann gezogen hat. Man kann heute ja den Brahm-Stil nicht nachträglich wieder auftrennen, um zu bestimmen, was davon Holz, was Hauptmann, was Reicher, Rittner oder der Lehmann ‚gehört', und was endlich Brahms eigner Anteil daran ist. Aber von Holz ging dieser Stil aus, und von Holz stammt das Schema des naturalistischen Dramas in Deutschland. Den an den Worten flimmernden Glanz, durch den sich der Sprecher eigentlich erst verrät, nun durch Zeichen zu fixieren, den Akzent nicht mehr dem zufälligen Leser, nicht mehr der Willkür des Schauspielers, der gern alles in denselben sonoren Bariton tunkt, zu überlassen, sondern durch eine ganze Partitur von Lauten, Punkten und Hauchen an jeder Stelle den einen, den einzigen Ton zu erzwingen, auf den es hier ankommt, hat Holz zum ersten Mal versucht und so (da der Schauspieler ja die Rede mimisch begleiten muß und sich ihm jeder Tonwechsel gleich auch im Gebärdenspiel umsetzt) unsre Schauspielkunst erneut, wahrscheinlich mehr, als wir heute schon wissen können. Denn ich vermute, daß dieser Berliner Stil, den wir ja geneigt sind, jetzt schon wieder historisch zu betrachten, erst ein Anfang ist. In seiner ‚Sonnenfinsternis', noch mehr aber in der eben erst jetzt vollendeten Tragödie ‚Ignorabimus' werden der Inszenierung und den Schauspielern Zumutungen gestellt, an denen unsre bisherigen Mittel alle versagen. Müßte das nicht Reinhardt reizen? Brahms Werk braucht nun einen, der es übernimmt."

Kann man von seinem Blutzeugen eleganter desavouiert werden?

Ich verstehe vollkommen, wenn ein Mann wie Max Reinhardt, ein Künstler, dessen Stärke nie das Wort war, einen andern Mann, dessen Stärke das Wort ist, aus einem sehr sichern Empfinden heraus instinktiv als seinen Antipoden fühlt und demgemäß „abweist". Aber er hätte es unter seinem Niveau halten sollen, durch einen Angestellten verkünden zu lassen:

„‚Ignorabimus' hat die Direktion des Deutschen Theaters abgelehnt, weil ihr das Werk nicht gefiel."

Die Antwort, die ich darauf erteilen könnte, käme mir nach dem obigen „Blutzeugentum" Hermann Bahrs zu billig vor, als daß ich mir den etwas bittern Scherz leistete, sie hier schwarz auf Weiß zu formulieren.

Rosmersholm

Aber das werden wir nicht in die neue Aera hinüberschleppen. Unter der Erde längst ist die Zeit Otto Brahms, den Rebekka West an Shakespeares Naturkraft gemahnte. Wenn Ibsen alles nachzusagen wäre: Naturkraft nie. Auf einer Seefahrt von Drontheim nach Bergen wollte Björn Björnson durchaus nicht von der Kommandobrücke herunter. Als ihm nichts mehr half, da schmetterte er dem Kapitän entgegen, er sei der Sohn des größten norwegischen Dichters. Die seelenruhige Antwort lautete: „Das nützt Ihnen hier bei mir garnichts, Herr Ibsen.“ Dieser erfreuliche Kapitän wußte zweitens nicht, daß der größte norwegische Dichter Knut Hamsun ist, und daß für dessen ältern Landsmann das hübsche Wort Arne Garborgs gilt: „Dea Ibsen, das ist euch Einer! Dea kann einen richtigen Dichter nachmachen.“ Es arbeitet ein Gehirn von einer mathematischen Schärfe, wie sie sich selten in den Künsten betätigt hat. Nicht allein, daß die Technik vollkommen ist. „Tu's!“ „Heut nicht!“ „Grade!“ — und dann tut ers doch nicht, und wir sind unsäglich gespannt, was er tun soll, und wann er es endlich tun wird. „Jetzt will ich reden“ — und eben da tritt wieder eine Nebenfigur ins Spiel, die die Hauptfigur kritisiert oder Kontrast oder Parallele zu ihr bildet und nicht nur die Zeichnung ausfüllt, sondern auch einen neuen Akt lang unsre Spannung erhält. Fast noch erstaunlicher als die Meisterschaft der dramatischen Komposition diese Oekonomie von Typen, Tupfen und Tönen. Ihre Intensität ist so unerbittlich, daß ohne Ueberschuß eigentlich poetischen Bildnervermögens eine Umwelt entsteht, eine Atmosphäre unerträglich kleiner, verstimmender, monotoner Verhältnisse, wo niemand am Abend beim Redakteur gewesen sein kann, ohne daß es am nächsten Morgen der Rektor erfährt und weiterträgt. Was mangelt also? Die Hauptsache. Einmal, daß die Probleme uns angehen. Worum Rebekka und Rosmer, Rosmer und Kroll sich quälen, das ist doch wohl fahl geworden. Die Leute im Lande sollen zu „Adelsmenschen“ erzogen werden: welch ein unfaßlicher Allgemeinbegriff ist das heute für unsre Ohren! Die Beziehung des Pastors zu Frau und Freundin steht auf reinerer Geistigkeit, als landläufig ist; was an sich lobenswert wäre. Diese Menschen martern sich und einander mit vergilbten Vokabeln wie Verbrechen, Schuld, Sühne; was wiederum lobenswert wäre, wenn Ibsen eine ethische Zwischenwelt hätte gestalten wollen, ein Plateau in der Mitte etwa zwischen Dumpfheit und Freiheit. Aber so sieht es nicht aus. Er wollte schon ganz hinaufgelangen — und ist stecken geblieben, aus keinem andern Grund als aus Ungenialität, aus versagender Fähigkeit, so hoch zu bauen, wie er geschaut hatte, die Geschöpfe zu bannen, die ihm vorgeschwebt hatten. Unmöglich, sich Rebekken vorzustellen, ihr volles Geblüt, ihre wilden Instinkte, ihr fündiges Evatum, bevor Rosmersholm sie brach. Sie ist eine Konstruktion wie ihr Rosmer, der nicht bloß sexuell keinen Körper hat. Von dem Drama hat sich gehalten und wird sich weiter halten ein Hauch echter Schwermut um ein vergehendes Geschlecht. Es dessentwegen gleich zweimal zu spielen, ist mindestens um ein Mal zuviel. Aber da es geschieht, soll für eine Kritik der Bühnenwirkung die zweite schauspielerische Ausprägung abgewartet werden.

Frohe Erwartung von Theobald Tiger

Dieses Gedicht ist zum Teil, bei dem rasenden Tempo der Ereignisse, von gestern auf heute überholt worden. —

Vater Wrangel, jener alte gute
General von Anno Dazumal,
zog beim Klange einer Aufstands-Tute
aus Berlin, weil man es so befahl.
Und sie drohten, ihm sein Haus zu sengen,
seine Frau Gemahlin zu erhängen,
bis er dann zu großem Gram
der Rebellen wiederkam.
Heftig blasend ritt man durch die Linden,
voller Sehnsucht, seine Frau zu finden.
Weich und lind entfuhrs dem alten Knaben:
„Ob sie ihr wohl uffjehangen haben?"

Nimmer will mich dieses Wort verlassen.
Heut noch lebt dieselbe Reaktion.
Heute noch ist sie so schwer zu fassen —
Brennglas, der versuchte es ja schon.
So viel Jahre steck ich schon im Kriege,
denke an die Panke meiner Wiege,
an mein Preußen, an Berlin
und die Junker von Malchin.
Nie vergeß ich in dem fremden Lande
Mutter Reaktion und ihre Schande.
Voller Hoffnung sinn ich oft im Graben:
„Ob sie ihr wohl uffjehangen haben?"

Da zu Haus, bei Vatern auf dem Boden,
liegt ein großes buntes Fahnentuch,
mitten im Gerümpel der Kommoden,
in dem Schummer voller Staubgeruch.
Und beim Urlaub sagte mir der Alte,
oben hängt er durch die Bodenspalte
seine Fahne in den Wind,
wenn wir erst zu Hause sind.
Das war Fünfzehn. Und bei jedem frischen
Wechsel an den deutschen grünen Tischen
bitt ich um die schönste aller Gaben:
„Ob sie ihr wohl uffjehangen haben?"

Was soll werden? von Alfons Goldschmidt

Der Tag beginnt. Wie wird er werden? Was bisher geschah, ist nur Formung, ist noch kein Inhalt. Man schafft Grundlagen, auf denen man bauen will. Wie wird die neue Verteilung sein? Die Verteilung der Güter und der Rechte an ihnen? Denn es muß ja neu verteilt werden. Wahlrechtsreform, Parlamentarisierung bleiben leer, wenn nicht Greifbares gezeugt wird. Man muß also an die Sozialgesetzgebung gehen, an die wirkliche Sozialgesetzgebung. Es darf keine Gnädigkeitsgesetzgebung sein, kein vornehmes Entgegenkommen von oben, sondern ein herzliches Anerkennen der Notwendigkeiten. Die bisherige

Parität war eine Lüge. Es gab keine Parität, es gab immer nur ein Uebergewicht. Das soll nun vorbei sein, die wirkliche Parität soll anbrechen.

*

Allen gehört der Boden. Alle haben das Recht auf ein Dach, auf Kartoffeln, auf Getreide und Vieh. Keine Bodensonderrechte darf es geben, keine Familienverankerungen, Ritterschaftsreminiszenzen und dergleichen. Keine Wohnungsknebelung darf es geben, keine Bedrückung durch den Vermieter, keinen Hypothekenschwindel. Die Zurückkehrenden wollen trocken und warm sitzen. Man muß ihnen Wohnungen schaffen, man muß ihnen Land schaffen, wenn sie Land bebauen wollen. Ansätze sind da, aber sie sind auch als Ansätze ungenügend. Ein durchgreifendes Reichswohnungsgesetz brauchen wir, eine Behausungssicherung für die Heimkommenden, einen ausgebauten und wirksamen Mieterschutz. Das Recht auf Dach und Land haben alle großen Sozialpropheten gepredigt. Ich meine nicht die kleinen Kompromißler, die sich mit dem Genie Andrer dicke tun, sondern die klassischen Bodenreformer, die Heroen des Naturrechtes. Auf sie muß man hören. Schafft Raum, schafft Luft und Licht! Baut die Riesenzentralen ab, dezentralisiert, gebt Allen Bäume und Sonne!

*

Vorbei ist die Zeit der Leiter. Mögen sie heißen, wie sie wollen. Vorbei die Zeit der Leute, die oft Großes getan haben, aber nun abtreten müssen. Die Geschäftsführung gehört Allen wie der Boden, wie Luft und Licht. Alle sollen mitbestimmen, durch Treuhänder, durch Ausschüsse, aber sie sollen mitbestimmen. Die Bank, die Fabrik, das Handelshaus, jeder Betrieb, der Leute beschäftigt, gehört allen diesen Leuten. Sie müssen ihm geben, was er braucht, aber sie dürfen auch sich selbst geben, was sie brauchen. Schwer haben wir an der absoluten Geschäftsführung gelitten. Die Arbeiter aller Grade und Berufe, die Angestellten aller Grade und Berufe. Und auch die Beamten kommandiere man nicht mehr: man ziehe sie heran zur Beratung und Bestimmung. Auch sie haben ein Recht darauf, auch sie müssen an der Geschäftsführung teilhaben.

*

Wir brauchen ein Lohngesetz mit Lohnuntergesetzen. Sicherung der Einkünfte brauchen wir. Ganz bestimmte Rechtsmittel für die Arbeiter und Angestellten. Wir brauchen ferner ein Zeitgesetz für die Arbeiter und Angestellten. Zeit, nur Zeit heischen sie. Sie wollen Zeit für die werdende Volkshochschule, Zeit für ihre Frauen und Männer, Zeit für ihre Eltern, Brüder und Kinder. Sie wollen Zeit für den Staat, für das Ganze, denn sie sollen politische Lebewesen werden. Sie sollen nicht mehr Dumpfe sein, nicht mehr nur Sehnende und Wünschende, sondern Teilnehmende. Das ist ja der Sinn der großen Revolution. Seit vier Jahren sind wir in der großen Revolution. Jetzt gärt sie sich aus. Gebe Gott, daß sie sich so ausgärt, wie wir wünschen müssen: in radikaler Ruhe, mit ruhigem Radikalismus.

*

Wir brauchen eine Personalreform oben und unten. Das ist, ich weiß wohl, eine schwierige Sache. Denn das Eingearbeitetsein ist der große Vorteil des Bestehenden. Aber man darf sich nicht schrecken lassen, so schlimm ist es nicht. Nur rein mit frischem Mut! Weg mit der Verkalkung, pensioniert die verhornten Gehirne, laßt frisches Blut in den Körper! Ohne Personalreform oben und unten geht es nicht. Mit

eigentumskonservativen Leitern könnt ihr die neue Sozialwirtschaft nicht machen. Die Leute können nicht mehr raus aus ihrer Haut. Soll man sie zu Gesinnungslumpen machen? Man soll sie pensionieren. Ein großes Pensionieren muß anheben! Die Spesen werden sich auszahlen.

*

Aber überschätzt auch nicht die einfache Arbeit. Ich liebe inbrünstig den einfachen Arbeiter. Mein Leben lang habe ich für ihn gefochten, für den einfachen Arbeiter, den einfachen Angestellten, den einfachen Beamten. Er hat still und würdig, laut und berechtigt Großes getan. Doch auch der Arbeiter mit dem Kopfe hat nicht geruht. Wie hat er in diesem Kriege gelitten! Mit Schäbigkeiten hat man ihn bedacht, den ehrlichen Arbeiter mit dem Kopfe, während der Lump, der Schaukler, die Wetterfahne, der Judas sich an Nennungen, Fütterungen und Schmückungen berauschen konnten. Einen Bund der Unbefleckten plant ein sauber gebliebener Mensch. Jetzt ist die Zeit der Unbefleckten gekommen. Der Leute, die frei geblieben sind auch in Fesseln. Die sich nicht bestechen ließen, nicht durch Geld und nicht durch sogenannte Ehren. Vergeßt diese Arbeiter mit dem Kopfe nicht! Aus Hirn wird keine Kohle erzeugt, kein Holz, keine Kleidung — und doch hat das Hirn diese Welt geschaffen und bewegt.

*

Jagt die Lüge fort, denn wir brauchen Wahrheit! Weg mit den Verlogenheiten, den begrinsten Verschlichenheiten, den Hintenrummethoden, der ganzen elenden Oportunitätspolitik. Diese Politik ist zusammengebrochen, der Haufe muß verbrannt werden, und das Letzte an Lügenhaftigkeit, was noch in uns ist, muß raus. Keine Inseratenrücksichten mehr, keine Verbindungsrücksichten mehr, freies Urteil. Teilnahme der Presse an den Verlegergeschäften, Teilnahme zum Zweck der Kontrolle. Macht Schluß mit den Gesinnungstretern und ihren Kreaturen, den Pendelern! Werdet eine geistige Gewerkschaft mit der Ehrlichkeitsfahne voran! Wer nicht mehr lügt, dem gehört die Welt. Die Welt gehört der Wahrheit, und die Presse soll die Verkünderin und Mittlerin der Wahrheit sein.

*

Vieles brauchen wir nicht. Beispielsweise brauchen wir keine Börse. Märkte brauchen wir, aber keine Börsen. Denn Börsen sind Hitzstuben, Leidenschaftsmagnete, Schwindelhallen, Mankiewitze. Es geht auch ohne Börsen. Es geht mit ehrlichen Märkten, mit Verrechnungen, es geht auf andre Art. Sollen es schon Zentralmärkte sein, so müssen sie auch offen sein, der Kritik offen und nicht, wie heute, Dunkelkammern. Wir brauchen überhaupt kein kaufmännisches Geheimnis im alten Sinne. Denn ein neuer Wettbewerb hebt an, ein Wettbewerb ohne Verstecken, ein Wettbewerb, der nicht aus dem Hinterhalt morden soll. Rechnungslegung sei die Devise. Rechnungslegung der Volksmitglieder untereinander und Rechnungslegung der Völker untereinander. Nur dann kann das Neue gedeihen. Nur dann kann man Zusammenstürze vermeiden, Börsenbrüche, wie wir sie jetzt erleben, das Gefühl des Betrogenseins, der Lähmung durch heimliches Gift. Noch einmal: Wahrheit muß werden überall. Wahrheit im Kopfe, Wahrheit im Herzen, Gleichklang von Denken, Gefühl und Tat!

Antworten

Münchner. Ihrem Leibblatt zufolge rief der allzu lebendige Dichter Max Halbe dem toten Dichter Keyserling unter andern folgende Worte ins offene Grab nach: „Von einer gründlichen philosophischen Bildung, aber auf allen Gebieten zu Hause, mischten sich mit seinem Bildungsdrange, dem Geiste Immanuel Kants, den er schon in der Familie einsog, natürliche Instinkte, die ausgleichenden Einflüsse des Landlebens, die sein Schaffen zu einer vergeistigten Heimatkunst leiteten.“ Für Keyserlings Freunde kann kein Zweifel bestehen, daß sich der tote Dichter bei diesem Satz im Grabe umgedreht hat, umgedreht haben muß, was aber, trotzdem das Grab noch offen war, dem lebendigen Dichter, in seinen Nachruf vertieft, wie er sich hatte, leider nicht auffiel.

Theaterbesucher. Die neue Komödienhausarbeit, nach der Sie mich fragen, hat außer vielen kleinen zwei große Fehler: daß man sie nicht von mir hat zusammenstreichen lassen, und daß sie nicht von Carl Rößler ist. Wie liebenswürdig wäre bei dem ein Manager namens Limburger ausgefallen, der in einem Aschinger- oder Ullstein-Betrieb der Kunst durch nichts als Klatsch und Reklame aus strümpfestopfenden Bürgermädchen gefeierte Nackttänzerinnen entwickelt und, sowie eine Hannelore Kirchmayer von Rostock ihren Maschinenschlosser heiratet, schon eine Hedi Plettke von Rixdorf samt einem Prinzen zur Hand hat! Der Rößler-Ersatz, der sich gar nicht, seine Kunden jedoch umso sicherer erschöpft, hegt die Hoffnung, mit einer Riesenmenge von Witzen auch ein bißchen Witz auf die Bühne zu schwemmen. Ein Mal hat ihn die Hoffnung nicht betrogen. Der Prinz stellt sich seiner Hedi vor: Sembach-Sembach; sie macht einen tiefen Knicks und erwidert: Plettke-Plettke. Sonst aber tragen diese drei Akte die scharfen und kalten Züge, die ein tantiemengieriges Großstadtgesicht im Schein der angestammten elektrischen Bogenlampe gewinnt. Wenn ich irgend die Gabe habe, zwei literarischen Compagnons ihren Anteil zuzumessen, so hat in die ‚Tanzende Nymphe‘ den dicken und nicht sympathischen Einschlag von Saphir Rudolph Schanzer und den dünnen und nicht unsympathischen Einschlag von ‚Hasemanns Töchtern‘ Ernst Welisch geliefert. Das Gewichtsverhältnis der Darstellung war genau umgekehrt. Hie Erika Glaeßner, ein Publikumsliebling von peinlich geölter Bewußtheit — hie fast alle Uebrigen, an der Spitze mein Liebling Burg und ein neues Talent für phlegmatische Naturpflanzen Grete Diercks. Die Premiere wird haften bleiben als diejenige, die in Deutschlands ernstester Stunde vonstatten ging. Die Zuschauer merkten das aber nicht.

Politiker. Sie sind gekränkt, daß ich zum Kommandeur der Brigade Eiserne Stirn den Grafen Reventlow vorgeschlagen habe. Sie für Ihr Teil haben Herrn Georg Bernhard den Platz vorbehalten. Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle haben, und lassen wir dieses par nobile fratrum in einer so dankbaren Rolle einträchtig alternieren. Wenn den Schreiber Vansen, den großmäuligen Volksaufwiegler, der sich drückt, sobalds brenzlig wird, einst die Hofschauspieler Kahle und Heine spielten: dann kam für das Publikum beide Male einfach ein Vansen zustande — aber Theaterkritikers Sache wars, die schauspielerischen Gestalten von einander zu unterscheiden. Ich blicke nach fünfzig Monaten Krieg auf Bernhard und Reventlow und gestehe diesem dasselbe Maß von kindischer Kurzdenklichkeit zu wie jenem von skrupellosester Fixigkeit. Nicht etwa, daß Bernhard klug ist: er ist nur schlau, zum mindesten schlau genug, um zu wittern, aus welcher Ecke der Wind in der nächsten Viertelstunde blasen wird, und sich um keine Minute zu

spät zu drehen. Er behält Belgien, dieweil für Deutschlands Zukunft nötig ist, es in dauernde Abhängigkeit zu bringen; und sobald ihn die Information erreicht, daß es nicht zu halten ist, weist er mit ebenso zwingender Logik nach, inwiefern es für Deutschlands Zukunft nötig ist, die Grenze nach Westen nicht zu verschieben. Er kann schreiben rechts und kann schreiben links (wie Herr Walther Rathenau, der im Berliner Tageblatt als Friedenstaube girrt, in der Vossischen Zeitung als teutonischer Makkabäer um sich haut). Das heißt: schreiben kann er nicht. Aber er kann in einem Ton, so salopp, daß man dabei die Hände in die eigenen Hosentaschen vergräbt, und den man förmlich aus dem Parlographen wieder herausschnoddern hört, an einem Tage diktieren, daß unter gewissen Umständen durchaus nicht genügt, was im Osten geschehen ist, daß die russischen Randstaaten unmöglich durch bloße Verträge verknüpft neben Deutschland stehen bleiben dürfen, sondern daß sie dem Reich angegliedert werden müssen, und er kann am nächsten Tage diktieren, daß unter allen Umständen im Osten der status quo ante herzustellen sei, und daß er das immer diktiert habe, und daß überhaupt die Bekämpfung des brester Friedens sein Königsgedanke sei. Reventlow ist persönlich ehrenwerter. Sein Damaskus hat vor zehn Jahren stattgefunden, und sein Buch über Deutschlands auswärtige Politik hat er sofort nach Kriegsbeginn durchgreifend umgeändert. Seitdem hat er mit bewundernswerter Dickköpfigkeit, bockbeinig gegen jede Belehrung, zeternd verfochten, was irgend zu Deutschlands Unheil ersinnbar war. Aber: es war ihm zuzutrauen, daß er sich glaubte. Er gehört zu Denen, derer das Himmelreich ist, weil sie nicht wissen, was sie tun. Auf seinem Grabstein wird stehen: Er war der Vertreter seiner Kaste. Auf seines jüdischen Corpsbruders Grabstein hingegen: Er war der Verräter seiner Kaste. Von Haus aus strammer Sozialdemokrat, also auf dem Parteitag von Dresden der Züchtigung Bebels ausgesetzt, die er durch eine karriereverheißende Abwälzung ernster Dankespflichten gegen einen abwesenden Förderer zu lindern suchte, hat er, als ers für einträglich hielt, erst zum Fortschritt hinübergewechselt und hat dann sein gutliberales Blatt, solange die Konjunktur danach war, unbedenklich ans Alldeutschtum ausgeliefert. Dabei will ich zu seinen Gunsten annehmen, daß er das nicht bloß um der Auflage für den Verleger und der Zulage für sich selber willen getan hat. Wie leider der jüdische Soldat, der Leutnant geworden ist, gewöhnlich den krassesten Krautjunker an Chauvinismus und womöglich gar Antisemitismus weit übertrifft: so mußte Herr Bernhard die Pantalons austauschen, wenn ihm ein General auf die Schulter geklopft hatte, dermaßen war ihm der freudige Schreck ins Gebein gefahren; und mußte dann selbstverständlich solche Ehre hinterher gründlich abverdienen. Er kreischte: „Ran an den Feind!" und „U-Boote heraus!", ließ „die englischen Friedenswünsche ungehört verhallen" und begehrte „erst die Entscheidung und dann den Frieden, der dieser Entscheidung angemessen sein wird". Na, die Entscheidung hat er ja nun. Aber wer denkt, daß er sich jetzt in ein Mauseloch verkriechen wird, der kennt die Lebensgewohnheit der Aale schlecht. Nicht nur, daß er immer, vom ersten bis zum letzten Tage, wie er heut sagt, den einzigen Weg für sein Vaterland „vorgezeichnet", die besten Mittel zur siegreichen, nämlich für Deutschland siegreichen Kriegsbeendigung „empfohlen" hat: heut trachtet er, auch dadurch von der Spur abzulenken, daß er reinliche, kenntnisreiche, geschichtlich denkende, völkerpsychologisch geschulte Männer, die im ganzen Kriege, ohne zu wanken und zu schwanken, ohne Seitenblick auf Profite, Boulevard-Erfolge und die Huld hochgestellter General-

stäbler einzig ihrem Gewissen gefolgt sind und Deutschland zum Segen gedient hätten, wenn das Ohr der Machthaber ihnen erreichbar gewesen wäre — solche wahren Zierden der deutschen Presse, ihre Conrad Bolze, trachtet Schmock der Politikus der Zweideutigkeit zu zeihen und für die kommende Welt zu entwerten. O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer der Lüge aufzutauchen und im Licht eines neuen Tages an neue Ufer gelandet zu werden! Von all den unzähligen Verächtlichkeiten unsrer Zeitungen ist die Kriegshaltung des Verlagsdirektors der Vossischen Zeitung die ärgste, und meine Zuversicht in die Besserung unsrer, ach, so unendlich und massenhaft verbesserungsbedürftigen Zustände ist gering, wenn Gesellen dieses Kalibers mit derselben Commis-Suada, demselben Anreißerlächeln und derselben Kopf- und Handgelenkigkeit morgen in Demokratie machen dürfen wie gestern in Imperialismus. Wenn sie dürfen? Kein Zweifel: sie werden dürfen. Nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin möglich, daß jemand wie Reventlow, so über die Maßen blamiert und diskreditiert und schuldig, mit Anstand zugrunde geht. Sein Kampfgenoß aus der großen Zeit wird quick und kregel in die kleine hinüberspringen und sich dabei um Fadenscheinigkeiten wie Anstand nicht kümmern. Denn Herr Georg Bernhard ist Peter Mortensgard. Und Peter Mortensgard — pst, pst, pst! — ist der Zukunft Häuptling und Herr. Peter Mortensgard hat die Berufung zur Allgewalt. Er kann, was er will, und will niemals mehr, als er kann. Peter Mortensgard ist kapabel, das Leben ohne Ideale zu leben. Und das — das ist das große Geheimnis der Wirkung, des Sieges. Und beim nächsten, spätestens übernächsten Revirement der parlamentarischen Regierung wird Georg Mortensgard Staatssekretär, Wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz, und das wird der erste Charakter sein, der ihm verliehen werden wird und endlich verliehen werden mußte, da der liebe Gott zu vergeßlich gewesen ist. Und kopfschüttelnd wird sich mancher als Kind zurücketräumen, und die alte Zeit, so viele und so ungeheure Mängel sie hatte, in der und jener Beziehung doch die gute nennen, weil sie die preußischen Minister anderswoher als aus Pinne in Posen bezog.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Schuldigen von Germanicus

Das Schicksal, in das Deutschland jetzt hineinschreitet, hätte vermieden werden können, wenn zur rechten Stunde auch nur die Hälfte, auch nur ein Zehntel von dem freiwillig getan worden wäre, was jetzt uns auferlegt ist. Man könnte also von einer großen Sinnlosigkeit des Weltgeschehens sprechen, wenn man nicht bedächte, daß die Erlösung, wie sie nun endlich dem deutschen Volke durch die Ausschaltung überfällig gewordener Hemmungen kommt, der Sinn des Krieges für uns gewesen ist. Zertrümmert liegen am Boden: der konstitutionell frisierte Absolutismus der preußischen Monarchie; der Feudalismus der Konservativen und ihres Anhangs; der unbesiegbare Militarismus, die Oberherrschaft der militärischen Stellen nebst dem ganzen für solche Uniformierung der Politik und der Kultur, des Staates und des Einzelnen erforderlichen Apparat, der U-Boot-Krieg im besondern und all die Sachverständigen, die ihn für ein absolutes Mittel erklärt haben; daneben dann all die Schlappschwänze, die ihrer bessern Einsicht entgegen sich den Predigern der Gewalt, wie sie auch immer kostümiert gewesen sein mögen, unterworfen haben. Am Boden liegt der deutsche Imperialismus und alles, was zu ihm gehört, die Theorie, das Kapital, das Pathos und das Geschwätz. Solche Strecke also, solche Leichenhäufung rechtfertigt den Krieg, versucht ihn zu rechtfertigen. Auf andre Weise wären wir den ganzen Humbug kaum losgeworden. Der Weg war bitter und ist auch fernerhin nicht frei von furchtbaren Lasten; aber er scheint notwendig gewesen zu sein. Es kommt jetzt auf zweierlei an. Erstens: daß keine der gefällten Säulen wieder von irgendeiner unberufenen Hand aufgestellt wird, daß vielmehr alle diese zerborstenen Bauteile wirklich ein für alle Male verworfen bleiben. Zum andern: es wäre eine zu starke Belastung des großen Weltmaßstabs und eine gar zu große Gleichgültigkeit gegen die Verantwortlichkeit der Einzelnen, wollte man Die, deren Beseitigung allein diesem Kriege noch einen Sinn gibt, nicht vor das Forum des zwar zur Herrschaft gekommenen, aber doch zuvor unter grauenvolles Blutjoch gebeugten Volkes bringen. Die Schuldigen müssen ihrer Strafe zugestoßen werden, zum mindesten müssen sie durch eine Registrierung ihrer Namen für alle Zeiten der Verachtung preisgegeben werden, damit sie nie wieder sich störend bemerkbar machen können.

Es ist zu begreifen, daß heute grade die Erzapachen des Eroberungskrieges von nichts etwas wissen wollen. Man wird ihnen demgemäß das Gedächtnis stärken müssen, und sollten sie versuchen, sich durch Winkelzüge zu retten, so wird man ihnen zu zeigen haben, wie durch den Giftatem ihrer Verkommenheit

jahrelang Deutschlands Atmosphäre so stickig gemacht worden ist, daß reine Gedanken in ihr überhaupt nicht zu leben vermochten. Wenn jeder Versuch Bethmann Hollwegs, über Wilson zum Frieden zu kommen, durch die Zulassung des unbeschränkten U-Boot-Kriegs scheiterte, und wenn so all das unaussprechliche Elend, das wir seitdem, anfangs im goldigen Lichte und dann im Grau der Verzweiflung, an uns vorüberziehen ließen, seinen Lauf nahm, so ist daran gewiß die Nachgiebigkeit des fünften Kanzlers schuld. Aber unendlich viel größer ist die Schuld aller Derer, die damals jene Gesamtstimmung der Borniertheit heraufzwangen, gegen die ein Widerstand so gut wie aussichtslos war. Es gehört zu Georg Bernhards bekannter feiner Diplomatie, wenn er heute plötzlich behauptet, er wäre im Jahre



1916 mit Sicherheit gegen den U-Boot-Krieg gewesen, wenn er gewußt hätte, daß zwischen Bethmann und Wilson die Verhandlungen bereits so weit gediehen waren. Als ob Georg Bernhard nicht mit zwei Keulen zugeschlagen hätte, wenn Bethmanns damaliger Landesverrat an den Tag gekommen wäre! Grade Leute wie Georg Bernhard, von Reventlow und dessen Schakalen zu schweigen, gehören mit an erster Stelle auf die Liste Derer, die in irgendeiner Weise das „Schuldig" spüren müßten. Wenn all Diese miteinander heut auch politisch tot sind, so ist hier doch selbst Leichenschändung noch milde. Die Großmäuligkeit aller dieser Narren, die Charakterlosigkeit aller dieser Diktatschläuche, die Anmaßung aller dieser fanatisierten Fachleute und die Beschränktheit aller dieser aus dem Winkel plötzlich in die

Welt strebenden Stammtischpolitiker hat Hunderttausenden von Deutschen das Leben gekostet. Das deutsche Volk sollte das nicht vergessen und wird es wohl auch niemals vergessen. Mag man diejenigen Ergebnisse des Krieges, die seine Regisseure sicherlich nicht gewollt haben, auch noch so hoch einschätzen: der Preis, den wir dafür zahlen müssen, wäre erheblich geringer gewesen, wenn eben nicht all diese Schuldigen, die um Tirpitz und die um Heydebrand, von den Schattierungen abgesehen, ihre unheilvollen Wirkungen geübt hätten. Diese Nationalverbrecher werden sich zu rechtfertigen suchen, sie werden zitieren und beschwören. Es wird dies aber alles umsonst sein. Ihre Schuld besteht darin, daß sie die Luft verpestet haben und dadurch selbst Denen, die die Erkenntnis hatten, den Atem raubten. Es ist heut sehr leicht, Herrn Kühlmann wegen des brester Friedens zu tadeln. Will man sich gefälligst daran erinnern, wer ihn zu seinem Doppelspiel gezwungen hat? Es ist sehr leicht, zu sagen, daß Kühlmann einen politischen Fehler beging, als er sein „Niemals" aussprach, anstatt nach Frankreich hin Fühlung zu suchen. Hätte er damals dies „Niemals" nur um eine Nuance gemildert, wie wäre die Meute gegen ihn losgefahren! Es ist jetzt wirklich keine Zeit mehr für Affenkomödien. Warum ist denn das gleiche Wahlrecht monatelang, ja jahrelang durch schamlose Diskussionen geschleppt worden, und warum war es sofort da, als das Schicksal über Deutschland zusammenbrach? Wer trägt hieran die Schuld? Die Männer, die das Wahlrecht vorgeschlagen und durchzubringen versucht haben, oder die andern, die es mit Gewalt und mit List zu Fall bringen wollten? Die Dinge liegen alle miteinander ganz klar zutage. Die Schuldigen sind ohne Laterne herauszufinden. Sie werden herausgesucht werden müssen. Das deutsche Volk wird die Namen Derer auswendig zu lernen haben, die es als Unheilbringer für immer zu meiden und auszustoßen hat. Es müssen Volksgerichte tagen, und alle die Männer, die mit gefälschten Zahlen oder mit Einbildungen, aus Frivolität, aus Anmaßung oder aus Maßlosigkeit dazu beigetragen haben, das deutsche Volk in die heutige Stunde hineinzuhetzen — die Capelles, die sich schon freuten, die Amerikaner in ihre Jagdgründe geraten zu sehen, die kaltstirnigen Boys-Eds, die Putscher und Paroleverteiler des Kriegspresseamts nebst ihren schamlosen Anweisungsempfängern — sie alle sollen ihren Lohn bekommen.

Alt und neue Politik von Olf

Da jetzt die Systeme in der Art zu wechseln scheinen, wie bisher die Personen, gilt es, über die aufgeführten Grundfragen der Politik klar zu sein. Nicht die schlechtesten Menschen meinen, es käme auf das System gar nicht so sehr an — was hätten alles gute Menschen in schlechten Systemen (man hört

das besonders häufig bei Erziehungsfragen) geleistet! Dagegen gilt aber: da man nicht sicher ist, zu richtiger Zeit am richtigen Platze einen guten Menschen zu haben, muß das System gut sein; und was hätten jene guten Menschen erst in einem guten System genützt!

*

Die Konservativen haben nicht in Schönheit zu sterben gewußt, aber ein Teil von ihnen — die echten Alt-Preußen, nicht die Vaterlandspartei und die Lärm-Preußen — versteht in Schönheit tot zu sein; hoffen wir, daß sie nicht jetzt in dem Maße scheintot sind, wie sie bisher scheinlebendig waren. Ihr Grabgesang, von ihnen selbst in der Kreuzzeitung angestimmt, ist nicht ohne Würde. Wenn es freilich heißt, daß ihr Geist „die Unterordnung des Staatsgedankens unter das Persönliche sei", dann glaubt man zunächst an einen Druckfehler, so deutlich ist, daß es noch vorgestern grade umgekehrt hieß. Und wenn dort steht: „Brutal schreitet ein Teil des Volkes über den andern hinweg", ist man einen Augenblick erschüttert — bis einem einfällt, daß „ein Teil des Volkes" eine neue populäre Lesart ist, und mit welcher Brutalität dieser Teil des Volkes bis heute über das Volk hinweggeschritten ist!

*

Die ‚Germania' führt die erwartete „Amnestie" mit der Vorausverteidigung ein, es handle sich dabei keineswegs um irgendeine „schwächliche Gefühlsduselei". Bei allen Heiligen: ist noch immer nicht die Zeit für Gefühlsduseleien gekommen? Habt Mut zu eurer Tugend, Männer!

*

Wenn man etwas will, wird zunächst eine Kommission berufen. Eben berief man sie für den „endgültigen deutschen Entwurf" des Völkerbundes. Die beteiligten Ressorts sind vertreten, natürlich, und Parlamentarier sind dabei und Völkerrechtslehrer und sonst beteiligte Kreise. Ob Arbeiter dabei sind? Eine Schar ist gewiß nicht vertreten — die jeden Fehler des Entwurfs für euch zu büßen hätte; die Ihr alle fürchtet, obwohl Ihr sie kaum kennt: das neue Deutschland, das schon wirklich da ist, die neue Generation, die Jugend. Man muß in Deutschland für alles Ernstliche außer dem Tode über fünfzig Jahre sein.

*

In der richtigen Erkenntnis, daß erstes Zeichen einer wirklichen Neuorientierung die sofortige glatte Aufhebung des Belagerungszustandes wäre, kündet die neue Regierung Milderungen an. Von jetzt an habe sich der Kommandierende General auf dem Gebiet der Zensur und dergleichen mit dem Oberpräsidenten in Verbindung zu setzen. Ist denn aber ein Oberpräsident — gestern, heute und morgen — von einem Kommandierenden General gar so verschieden?

*

In der Sache des Mordes an dem Geldbriefträger werden fahnenflüchtige und gesuchte Personen, die (nach ihrer eigenen Mitteilung) zweckdienliche Angaben machen können, dringend gebeten, in ausführlichen Schreiben an einen Kriminalkommissar Deckadressen der Mittelspersonen namhaft zu machen. So weit sind wir in unserm moralischen Aufschwung gediehn: die Polizei paktiert, um das Verbrechen zu bekämpfen, mit Personen, die sie für Verbrecher hält, in einer Verkehrsart, die sie für unerlaubt hält.

*

Wenn man trotz der Wichtigkeit der drängenden Ereignisse es über sich gewinnt, die Alldeutschen Blätter weiter zu lesen, findet man in einem professoralen Aufsatz der letzten Nummer mehrmals das Wort „ohnseitig"; nach längerm Nachdenken enträtselt man es als eine ‚Verdeutschung' von „neutral". Und hier sehe man, wie die Offensive der Alldeutschen gegen die deutsche Sprache nicht nur den Sprachgeist verfehlt, sondern ihren eigenen Prinzipien widerstrebt; wie sie unhistorisch und statt nationalistisch — natürlich im falschen Sinne — rationalistisch ist: „ohnseitig" ist, wer keine Seite hat, nicht, wer von keiner Seite gehabt wird, auf keiner steht. Laßt uns noch einmal feststellen, was es in Wahrheit mit dem Deutschgefühl (Jmgefühl rühmten sie letztens ihrem Heros Chamberlain nach; ich weiß nicht, was das ist) dieser Leute auf sich hat.

*

Herr Doktor Stresemann hat, nebenbei, das nationalliberale — „Programm" formuliert: „Wenn die Reichsregierung und die Oberste Heeresleitung sich auf ein Programm einigen, so werden wir uns hinter dieses Programm stellen." Wenn Sie, Herr Stresemann, und Andre sich doch einmal vor ein Programm stellen, sich ein Programm vorstellen wollten! Und möglichst eins, auf das sich nicht Andre geeinigt haben! Und dies ist grauenhaft, weil irgendwie bis zu den äußersten Sozialdemokraten jeder Deutsche ein wenig nationalliberal — in dieser charakterologischen Beziehung — ist.

*

Seit dem Akt vom fünften November 1916 sei in der amtlichen deutschen Politik hinsichtlich Polens, meint der überhaupt hervorragende Politiker der B.Z., nirgends ein Schwanken in der damals eingeschlagenen Richtung zu erkennen gewesen. Vielleicht verwechselt er das mit dem Eigensinn, mit dem Oesterreich an seiner Lösung festhielt; vielleicht, falls er überhaupt etwas meint, meint er, wir hätten in eine andre Richtung geschwankt — vielleicht aber liegt es nicht an der Erkennbarkeit der Sache, sondern an der Erkennensfähigkeit der Person, daß so etwas behauptet werden kann? Oder daran vielleicht, daß wir schon damals überhaupt keine Richtung gehabt haben?

*

Die Deutsche Zeitung weckt Deutschland mit der Belehrung, „daß die Gerechtigkeit in der Welt in einem bestimmten Verhältnis zu ein paar gesunden Armen steht.“ Der Verfasser dieses Leitartikels muß sich jedenfalls hüten, mit einem Leichtathleten einen Zivilprozeß zu führen.

*

Die Deutsche Zeitung meldete am sechsundzwanzigsten September den aussichtslosen Stand der bulgarischen Verhandlungen. Um dieselbe Zeit war Bulgarien dabei, sich die türkischen Konzessionen — auf einem andern Wege zu beschaffen.

*

Grade die letzten Tage lehren: Druck von außen, konzentrisch und beharrlich, wirkt zuerst ganz innen. Nichts geschieht „innerlich“, aber jede Aenderung wächst von innen. Grundregel der Politik ist, daß man dabei sein muß. Wenn die Temperenzler aus einem Verein austreten, so können sie sich nicht wundern, daß die Alkoholiker über die Majorität verfügen. Man darf den innern Feind nicht das Schlachtfeld behaupten lassen. Begründet dieser Grundsatz die Pflicht für „Oppositionsparteien“, sich an der Regierung zu beteiligen? Die abhängigen Sozialisten wollten ursprünglich nicht die Regierung, sondern das Deutsche Reich reorganisieren, darum hätten sie sich der Regierung nicht erbarmen dürfen. Vigilanz ist höchste politische Tugend; nichts ohne Bereitschaft. Und Usurpation ist die höchste politische Aktion.

*

Man war neugierig, ob Herr Georg Bernhard zur Einstellung auf das neue System drei oder vier Tage brauchen würde. Er brauchte keine drei. Seine Argumente für kontinentale Versöhnung (er machte, schlimmer als je ein Defaitist, täglich nach allen Seiten hin territoriale Angebote) waren bemerkenswert — aber man weiß, warum Herr Bernhard argumentiert. Die Maskierung seiner Umkehr war zum Heulen und zum Jubeln grotesk: wenn er von einem englischen Friedensversuch gewußt hätte — nie hätte er den U-Boot-Krieg empfohlen. Aber, Herr Bernhard, es war Ihre Aufgabe, um solche Dinge zu wissen; und war die Frage des U-Boot-Krieges nicht, was das Recht anlangt, eine des Prinzips, und was die Aussichten anlangte, eine der Kenntnisse und Instinkte? Sie entschuldigen sich jetzt mit Unkenntnis; aber diese Unkenntnis, wenn sie wahr sein sollte, und wenn wir davon absehn, daß sie strafbar ist, ist unerheblich. Erheblicher ist, daß Ihr Verlag Sie noch schreiben läßt, Ihre Leserschaft dem Verlag noch nicht stürmisch das Abonnement gekündigt hat. Temperamentvollere Völker als das deutsche würden sich freilich damit nicht begnügen, sondern Lynch-Justiz üben — oder sich nicht einmal damit begnügen.

Macchiavelli von Ignaz Wrobel

Als 1914 England dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, warf das urplötzlich politisierte, bis dahin literarische Deutschland sämtliche ethischen Vokabeln, deren es habhaft werden konnte, über den Kanal. Es war die Zeit, als das „perfide Albion" „Krämerseelen" beherbergte, die nichts von der Tiefe des deutschen Gemütes ahnten. Das zog nicht, und man schickte sich an — um auf keinen Fall den Ereignissen nachzuhinken — die aus der Mode gekommene Ethik unter den Ladentisch zu legen und dafür zu sagen: Nur die Kraft machts. Die Kraft, das war: ethoslose Politik, Nützlichkeitsprinzip, Macchiavelli.

Die Bestrebungen, den Deutschen klar zu machen, daß in der Politik nicht Treu und Glauben, sondern nur und allein das Interesse des Landes mitzusprechen habe, mußten notwendigerweise zu einer Ausgrabung führen, die Josef Hofmiller jetzt (im Verlag von Philipp Reclam junior) besorgt hat: Fichtes Schrift ‚Inwiefern Macchiavellis Politik auch noch auf unsre Zeiten Anwendung habe'.

Die Grundsätze dieser uralten Lehre sind bekannt: „daß, seit die Welt steht und solange sie stehen wird, seit es Reiche gibt, und solange Reiche sein werden, es auch nur eine einzige große Politik gegeben hat, die man die Politik Bismarcks nennen mag oder die Politik Friedrichs des Zweiten, römische oder englische: die Politik Macchiavellis. Daß es unmöglich, daß es Selbstmord ist, diese Politik durch ‚Humanität, Liberalität, Popularität' abwehren zu wollen, zu glauben, man könne ihrer durch Kultur Herr werden oder durch Ethik oder andre schöne Gegenstände aus dem Vorlesungsverzeichnis der philosophischen Fakultät."

Es steht dahin, ob man das kann. Nicht aber darf man: Politik mit Ethik versalzen. Nicht darf man, was uns so starke Feindschaft eingetragen hat: einen Nützlichkeitsstandpunkt je nach Bedarf mit hohen Phrasen der so verachteten Ethik bemänteln. Seinen graden Weg für sein Land gehen, über Leichen, über zerstörtes Glück, über Menschen ist eines; und nach der Lehre seines Gottes leben und dabei kümmerlich leben, ist ein andres. Die Ethik aber vorschieben, wenn es mit der Gewalt nicht geht; und die Wolfsklaue aus dem Schafspelz stecken: das zu tun sei uns versagt.

Es ist eine Unsauberkeit, kleine praktische Büchelchen, wie ‚Der sicherste Weg zum Erfolg' oder ‚Wie werde ich energisch?', mit der Sittenlehre zu vermengen. Sehen wir aber näher zu, so geschieht dies in der quälenden Angst, nur ja nicht hinter der Zeit zurückzubleiben. Als die Ethik noch billig zu haben war, als es noch nichts kostete, von seinen Mitmenschen Transszendentales zu fordern, waren sie alle eifrig dabei, es zu tun. Aber ausgelacht werden? Aber sich sagen lassen müssen: Wie

denn? Deine Lehre stimmt nicht! Sieh auf den Krieg! — dazu hatten die Brachialethiker keinen Mut. Denn es hätte Mut dazu gehört, zu sagen: Meine Lehre ist schon richtig. Aber die Welt geht falsch. Welch Pathos gehört dazu, dergleichen zu sagen! Und wie wenig bringt es ein!

Es war also viel bequemer, den Machiavelli hervorzuholen, gestärkt durch Fichte, einen Philosophen, der sein eigenes Nest gut kennen mußte, wenn er von seiner Morallehre sagt: Alles schön und gut. Aber wenns ernst wird, hört sie auf! — Ach, dann fängt sie grade an.

Das ist keine Ethik, der eine höhere Idee — die des Staates — übergeordnet ist. Das ist keine Ethik, die sich mit den Landesfarben anstreichen läßt.

Das ist keine Politik, die nicht den Mut hat, frisch und frank zur Gewalt und nur zur Gewalt zu greifen, sondern die die Ethik wieder braucht, sie mißbraucht. „Entweder will das Volk sich die Herrschaft des Gesetzes überhaupt noch nicht gefallen lassen . . . so ist in diesem Fall Krieg zwischen dem Fürsten selbst und dem Volke . . . und der Fürst erhält, da ja schlechthin, und ob es dem Volke gefalle oder nicht, Gesetzmäßigkeit und Friede sein soll, in diesem Falle das göttliche Recht des Krieges gegen ein solches Volk . . .“ Schlechthin? Und das göttliche Recht? Also doch Kultur und Christentum und Gott und Recht? Nicht doch, laßt das Recht aus dem Falschspiel. Politik ist eine Sache, und Recht ist eine — aber noch schließen sie einander aus.

Es muß zu einer Verschmutzung unsrer Sitten führen, wenn dergleichen öffentlich gelehrt wird. Habt ihr nicht mehr den Mut, das Ideal zu fordern, als sei es erreichbar? Sagt ihr gleich der Menge: Wir fehlen doch, wozu noch streben? Laßt uns schon am ersten Tage sündige Menschen sein! Es ist in diesem Kriege das bittere Wort von dem Moratorium der Bergpredigt gefallen; wir können sie aber nicht außer Kraft setzen, mit rückwirkender Kraft vom ersten August 1914. Man glaubt, oder man glaubt nicht. Und es ist diese fromme Unbedingtheit, die bisher alles geschaffen hat, was man Zivilisation und Kultur zu nennen gewöhnt war; wer aber kuhhandelt, der ist kein Priester der Wahrheit.

Er ist nicht einmal ein Politiker. Glaubt denn Hofmiller, daß auch nur einmal in diesem Kriege ein Deutscher durch ethische Motive gehindert gewesen ist, etwas zu tun, was uns hätte nützen können? Wer einmal in der Etappe gearbeitet hat, weiß, warum der deutsche Verwaltungsoffizier manchmal unbegreiflicherweise zögert, zuzupacken. Die Bibel? Die Ethik? Kompetenzstreitigkeit und Scheu vor vermehrter Arbeit und Furcht, sich mit der vorgesetzten Dienststelle zu entzweien, alles, alles — nur keine moralischen Bedenken. Gegen wen oder an wen richtet sich also die Mahnung, nur ja nicht dem Irrlicht der Sittenlehre zu folgen?

Die Mahnung vergiftet uns, wenn es so fortgeht, wenn es den Neudeutschen gelingt, „Imponderabilien der öffentlichen Meinung langsam zu schaffen und sie so lange geduldig und unermüdlich zu verstärken, bis das erhoffte und herbeigerufene günstige Geschick sie mit voller Wucht als Ponderabilien in die Wagschale der Entscheidung wirft" — wenn das gelingt, welchem Verbrecher ist es verwehrt, sich auf diese eigenartige moralische Lehre zu berufen?

Wir verdammen diese Politik nicht, weil sie unsittlich ist. Mag sie unsittlich sein, mag sie angewandt werden, weil sie zum Erfolge führt — aber sie ist Politik und nur Politik. Hell leuchtet gegen diesen dunkeln Fleck ein strahlender Stern. Kein „schöner Gegenstand aus dem Vorlesungsverzeichnis der philosophischen Fakultät", der Schopenhauer das ihrige besorgt hat. Einer leuchtet dagegen, der unbedingt war, so unbedingt, daß die Pharisäer vor ihm erschraken, einer, für den Erfolg nicht in Frage kam und nicht Geltung und nicht Macht. „. . . Indem ein Mann, der in allen Umständen gut sein wollte, unter der Menge Derer, die nicht gut sind, notwendig zugrunde gehen müßte." Und Christus hing am Kreuz. Warum hatte er auch den Macchiavelli nicht gelesen!

Ferdinands diplomatisches Meisterstück

von Johannes Fischart

Trotzdem, was hier vom Zaren Ferdinand mitgeteilt wird, garnicht herabsetzend, sondern nur ein neuer Beweis seiner Schlauheit ist — wenn ichs anderswo gelesen hätte, schriebe ich sicherlich in den ‚Antworten', daß es üblicher übler Geschmack unsrer Presse sei, einen Bundesgenossen, den sie bis dahin angestrudelt habe, nach dem Abfall madig zu machen. Tatsächlich dürfte mir das Keiner — aber wir dürfen. Denn hier ist der Verlauf der Bundesbeziehungen rechtzeitig prophezeit oder mindestens ist zur Vorsicht gemahnt worden. Am siebenten Oktober 1915 haben hier, unter andern, folgende Sätze gestanden: „An die Stelle des sachlichen Urteils drängt sich überschwängliches Gefühl. Aber es wird ratsam sein, hauszuhalten und sich nicht völlig auszugeben. Sonst droht auf der andern Seite die Enttäuschung; sie wäre in diesem Falle besonders bös. Was wollen die Bulgaren? Mazedonien. Das ist uns ein ziemlich weit entferntes Land, im Grunde ein wenig gleichgültig. Aber weil es zum großen Teil heut serbischer Besitz ist, und weil Serbien . . . und weil die Türkei . . . und weil der Weg nach Asien . . . Man müßte doch nie vergessen, daß die Bulgaren mit der neuen Richtung ihrer Politik gar keinen andern Vorteil verfolgen wollen als ihren eigenen. Der scheint gegenwärtig gewisse Wege und Ziele mit dem unsern gemeinsam zu haben; umso besser. Aber ist es völlig ausgeschlossen, daß dieser Vorteil, selbst während des Krieges noch, irgendwo hart gegen den unsern stößt, und daß uns Bulgarien dann ein ganz andres Gesicht zeigt als heute? Es wird gut sein, sich diese Fragen gegenwärtig zu halten; für alle Fälle. Fahnen, Lieder und Reden haben ihre Schönheit und ihren Wert; aber wer nicht geflissentlich sich selbst betrügen will,

der wird sich einen neuen Freund erst ganz genau ansehen, bevor er ihn in seine Arme und ans Herz nimmt.“ Diese Sätze und ähnliche über „Die neuen Freunde‘ sind uns damals bitter verdacht worden. Wie es einem immer verdacht wird, wenn man die Wahrheit wittert und sich nicht hindern läßt, sie auszusprechen.

Ferdinand von Coburg-Cohary, Exkönig von Bulgarien, galt von jeher als einer der gerissensten Diplomaten der alten Schule. Stets spielte er mit vier Kugeln, um sich gegenüber den widerstreitenden Ansprüchen der Türkei, Rußlands und Oesterreich-Ungarns zu behaupten. Nun hat ein plötzlicher Nervenchoc der Armee sein ganzes, mühsam Steinchen für Steinchen aufgebautes Lebenswerk jäh über den Haufen geworfen. Er, der einst als kleiner flotter Leutnant gleich Peer Gynt auszog, das Kaisertum zu suchen, der jetzt unmittelbar davor stand, die „heiligen“ Aspirationen seines Volkes zu verwirklichen und wieder so etwas wie das alte Kaiserreich Bulgarien aufzurichten — er kehrt jetzt, müde und resigniert, heim in die kleine blumige thüringer Residenz Coburg, wo sein Vater begraben liegt, und zieht sich ins Altenteil zurück.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, die weiße Lammfellmütze keck auf die Seite gesetzt, die Hand auf den Knauf des orientalisch gebogenen Säbels gestützt, die Brust mit unvergleichlich vielen goldenen, roten, blauen, weißen Orden über die ganze Breite beladen, in hohen schwarzen Schaftstiefeln und faltigen Pluderhosen nach Thüringen kam, um eine reußische Prinzessin zu heiraten. Beide waren sie aus jenen Jahren heraus, da man sich als Liebesleute noch Illusionen macht. Er hatte die Welt gesehen, in Paris und auf dem Balkan, sie in dem kleinen verwunschenen Schloß zu Köstritz, das wie ein träumendes Auge aus einem weiten alten Park herausguckt, und fern in Asien, als Rote-Kreuz-Schwester im russisch-japanischen Krieg. Diese Beiden wollten sich, im März vor zehn Jahren, die Hand fürs Leben reichen. Er römischer Katholik. Sie strenge Protestantin. Seine Kinder aus erster Ehe, oder doch wenigstens der Thronfolger Boris: griechisch-katholisch. Peinlich. Eine Quelle aller möglichen Mißstimmigkeiten. Aber Ferdinand verstand es, auch mit diesen drei Kirchen Billard zu spielen und ihre Kugeln aus dem Felde zu schlagen. Davon will ich erzählen.

Die Reußen sind altlutherische Protestanten. Also strenggläubig. Fühlen sich wie kleine Hüter des evangelischen Grals. Als nun Ferdinand um Eleonore freite, munkelte alle Welt, daß die Prinzessin ihm zu Liebe katholisch werden würde. Familienrat auf Schloß Osterstein, wo auf ragender Höhe, am Ufer der Elster, der Chef des Hauses residierte, denn die Reuß-Köstritzer, zu denen die Braut gehörte, sind nur eine Paragiatslinie. Kurz: es wurde bestimmt, daß (abgesehen von einigen andern, für Ferdinand angenehmen Vorbedingungen) der Glaube Eleonorens unangetastet bleiben solle. Ferdinand, damals noch Fürst von

Bulgarien, hatte alle Veranlassung, sich damit zufrieden zu geben. Was aber würde der Papst sagen? fragten die Reußen. Der Fürst kniff zuerst, ein wenig bedenklich, das Gesicht zusammen, lächelte dann aber und sagte: „Laßt das nur meine Sorge sein. Ich lasse mich evangelisch trauen."

Der Hochzeitstag kam. Von allen Seiten strömten höchste und allerhöchste Gäste ins hehre, zinnengekrönte Schloß Osterstein, das ein schattiger, bergan kletternder Buchenwald malerisch einrahmt. Und dann waren wir, eine zehnmal gesiebte Gästeschar, in der kleinen Schloßkapelle versammelt. Ein Parkett von Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen. Alle Welt war vertreten. Der Zar hatte den Großfürsten Wladimir mit seiner Gemahlin entsandt, der Kaiser von Oesterreich den Fürsten Dietrichstein, Kaiser Wilhelm den Prinzen August Wilhelm undsoweiter. Wer zählt die Namen alle! Die Reußen selbst waren in allen Nummern und Uniformen vorhanden. Vor den drei evangelischen Pfarrern stand das hohe Brautpaar. Der Superintendent (der nach dem Akte Kirchenrat wurde) sprach und sprach. Tief und breit, fromm und ehrfürchtig, als ob das alte Testament selber anhöbe zu reden. Das Fürstenparkett, das sich ganz unter sich fühlte, von keinem profanen Publikumsauge gestört, begann in jene dämmerige Schläfrigkeit zu verfallen, die sich so leicht und so gern nach einem kompakten ersten Frühstück einzustellen pflegt. Und nun war es so weit. Der Superintendent hob seine Stimme und fragte die hohe Braut, ob sie bereit sei, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Und laut und deutlich antwortete sie: Ja. Ein glattes, unzweideutiges Bekenntnis. Drauf hob der Superintendent seine Stimme noch höher und richtete auch an Ihn, den allerdurchlauchtigsten Bräutigam, dieselbe Frage. Aber hier blieb dies knappe, kurze, schlagende „Ja" mit einem Mal aus. Der Superintendent wartet, wird verlegen, entfaltet, mit einer unnachahmlichen Feierlichkeit, seine vor der Brust zusammengelegten Hände, zögert und sieht den Bräutigam noch einmal an. Endlich kommt Leben in den Fürsten. Langsam beginnt er den Kopf von links nach rechts zu drehen, in der Mitte neigt er ihn leicht nach unten und wiederholt diese Prozedur von rechts nach links, mit derselben Unterbrechung in der Mitte. Der Superintendent hatte das alles, Phase für Phase, beobachtet. Der Fürst hatte nicht gesprochen, hatte nicht Ja gesagt, sondern hatte nur mit dem Kopf (bejahend) genickt, hatte den Kopf aber doch gleichzeitig (verneinend) von links nach rechts gewendet. Das konnte doch nur heißen: Ich sag' nicht Nein, ich sag' auch nicht Ja. Aber schließlich hatte er mit Nein begonnen und mit Nein geschlossen und das Ja, schüchtern, nur dazwischen gebettet.

Aber was sollte der arme Superintendent machen? Er ging über diesen Vorfall mit Schweigen hinweg, fügte die Hände der Brautleute in einander und wechselte die Ringe. Aus unsicht-

barer Höhe erklang ein Kinderchor, die Orgel setzte ein, das Gebet wurde gesprochen. Und die Feier war beendet.

Einige Tage danach stellte die Presse des Evangelischen Bundes mit Entrüstung fest, daß das Brautpaar sich schon vorher, nach einem Besuch in Coburg, heimlich vom Erzbischof in Bamberg habe trauen lassen, daß also die katholische Kirche ihr Recht gewahrt habe, während die evangelische hintergangen worden sei. Das konnte man nicht sagen. Der Fürst hatte nicht Ja gesagt, sondern die Antwort offen gelassen, und ich nehme an (aber in dem erzbischöflichen Palais auf dem bamberger Domberg bin ich nicht dabei gewesen), ich vermute, daß die Prinzessin vor dem Erzbischof desgleichen getan hatte. Mit dieser beiderseitigen reservatio dürfte Seine Heiligkeit der Papst den Dispens für die gemischte Ehe ausgesprochen haben. Das war Ferdinands diplomatisches Meisterstück. Bis heut ist kein Wort von dieser Komödie in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die Sänger schwiegen, die Priester auch, und die Fürsten hatten alles verschlummert.

Friedrich der Große von Julius Bab

Eine besondere Betrachtung innerhalb der gewaltigen Schar irgendwie talentierter neuer Dramen verdient das Schauspiel in zwei Teilen: ‚Friedrich der Große' von Hermann von Bötticher; um der Größe des Talents, aber auch um der Größe des Themas willen. Denn dies hängt von einem gewissen Punkte an zusammen: wenn sich jemand an ein Thema allergrößten Formats wagt und von seinem Stoff nicht als ein vorwitziger Dilettant enthüllt wird, so beweist ihn jeder Grad von Gelingen als ein Talent von besonders hoher Art. Und an Böttichers großem, durch zweimal fünfzehn Szenen geführtem Gedicht ist vieles in erheblichem Grade gelungen.

Ich habe im Anfang des Krieges darauf hingewiesen, wie sich die Vorahnung der preußischen Schicksalsstunden merkwürdig darin gespiegelt hat, daß gleichzeitig drei Dichter schon im Beginn des Jahres 1914 den am meisten preußischen Tragödienstoff der Welt ergriffen hatten: jenen Kampf, der den jungen romantischen Fritz unter den Hammerschlägen des furchtbaren väterlichen Realismus zum großen Friedrich schmiedete. Nach drei Jahren Krieg hat in einem Gefangenenlager der Schweiz ein preußischer Offizier, der ein Dichter ist, dies Thema wieder aufgenommen. Aber nun genügt dem schicksalsübersättigten Blick nicht mehr der eine balladeske Moment, an dem jene drei Dramatiker sich genügen ließen: der Fluchtversuch und die Hinrichtung des Freundes Katte — dies bleibt nur die erste, wenn auch als die erste die entscheidende Station eines Passionsweges, der nun in seiner ganzen Ausdehnung gezeigt werden soll. Friedrich

und die Tragödie seiner Größe, die Vereisung einer Feuerseele an der Welt, in ihrem Beruf: das ist das Thema. Dies Schauspiel schreitet von 1730 bis zum Tode des Monarchen 1786.

Solch einen riesenhaften Karton ganz mit Lebensfarben zu füllen: dazu wäre schon Shakespeare nötig. Hier sind neben Lückenhaftem und blaß Skizziertem so viele wichtige Partien gelungen, daß doch ein starker Eindruck vom Weg und Willen des Ganzen, von der geplanten künstlerischen Einheit entsteht, und das zeigt einen Shakespeare-Schüler hohen Grades an. Bötticher legt einen Grund von Shakespearescher Breite. Er zeigt in Milieu-Szenen von großem Wurf Heer und Volk und Hof des brutal pflichttreuen, selbstlos despotischen Friedrich Wilhelm, so, wie er später die Tafelrunde von Rheinsberg und von Sanssouci, das Arbeitskabinett und das Feldlager des geistreichen und schmerzensreichen Sohnes hinzustellen weiß. Dann schleudert er, fest auf dem Grunde dieser geschichtlich gebauten Welt stehend, in planvoll lockerer Folge die Szenen hin, in denen das Schicksal vorwärts springt: Vater und Sohn beim Fluchtversuch, der Abschied von Katte vor der Hinrichtung, der Vater auf dem Sterbebett; und später der König in der Aufbruchsnacht des siebenjährigen Krieges mit dem englischen und dem sächsischen Gesandten, der König mit seinen Generälen bei Kollin, der König mit dem Grafen Brühl vor dem Friedensschluß. Aber als höchste Shakespearesche Weisheit hat Bötticher auch begriffen, daß ein Gebirge nicht aus Spitzen, ein Meer nicht nur aus Wellenhöhen besteht, und daß das erschütternde Gefühl des Lebens durch ein breites Werk grade dann am stärksten zu uns kommt, wenn zwischen die großen Aktionen handlungsunwichtige Szenen gelagert sind, die die Schwere des schreitenden Schicksals, die Atmosphäre der Tragödie in zufällig Anwesenden, in bloßen Mitläufern spiegeln. Grade dadurch wird uns ein Gefühl von der alles durchdringenden Macht des Herrenschicksals. So wie die Szenen des Gärtners in ‚Richard dem Zweiten', der Nachtwachen in ‚Antonius und Cleopatra' stehen, so hat Bötticher in seine Friedrichs-Tragödie ein paar nächtlich jagende, geheimnisvoll raunende Reiter gestellt, einen Pagen, der sich auf dem Hoffest in listigen Reimen schaukelt, und als Allerschönstes einen Frühlingsmorgen im siebenten Kriegsjahr, wo auf dem Marketenderwagen Pionier, Husar und Marketenderin die nahende Friedenserlösung wittern, und wie ein Sonnenregen nach dem Gewitter das Bild des müde gekämpften und doch unbeugbaren Herrschers in den einfachen Herzen leuchtet.

So viel künstlerisches Können in all diesen Szenen steckt: es reicht doch nicht aus, um den ganzen ungeheuer komplizierten Geschichtsvorgang, der unlösbar mit diesem tragischen Leben verknüpft ist, in fühlbare Gestalt zu wandeln. Namentlich der zweite Teil — wo nun nicht mehr der Vater als dramatisch faß-

barer Gegenspieler da ist, sondern die ganze große feindliche politische Welt — bringt Bötticher Gefahren. Er hat eine etwas frostige Hilfskonstruktion errichtet: einen Jesuiten Guarini, der als Dämon der gefühltötenden Weltbeherrschung seinem gefühlvollen deutschen Schüler Michael das Schicksal Friedrichs als Beispiel vorführt. Aber auch diese Allegorie reicht nicht aus, und es gibt Stellen, wo in gut dilettantischer Art unter sehr schwachen Vorwänden ein paar Abschnitte aus Kauers Geschichtstabellen vorgetragen werden, damit die Handlung weitergehen kann. Es gibt in der unkünstlerischen Anleihe bei unserm Geschichtsgefühl sogar ungeschichtliche Ueberflüssigkeiten: Prinz Eugen war bei Friedrichs Regierungsantritt schon vier Jahre tot, Kant vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges noch gänzlich unberühmt — wozu also ihre Gestalten und Namen auf eine Szene zwingen, in die sie nicht hingehören? Bei einem planvollen Aufbau ganz auf historischem Grunde muß man auch kleine, sonst gleichgültige Anachronismen Boettichers als stillos ablehnen: weder die „Guillotine" noch Uhlands ‚Guter Kamerad' gehören in die friderizianische Welt. Wer unser Geschichtsgefühl einmal in Anspruch genommen hat, darf es dann nicht beliebig verletzen. Auch die Sprache Böttichers, die in einer sehnigen, stark sinnbildlichen Aufschwungs wohl fähigen Prosa einherschreitet, hat solche Spuren jugendlicher Lässigkeit, wenn sie ohne einen Grund und ohne jede Gewinnaussicht aus der Prosa zuweilen ins Jambische umspringt und dann mit Wortumstellungen arbeitet, die lediglich unnatürlich klingen: „In Furcht mich zu versetzen"; „War das der Kronprinz noch?"; „Der Regen hat die Augen mir geblendet" — die Wirkung solcher Verschränkungen ist das Gegenteil von poetisch, steigernd und lebendig.

All solche Unreifheiten sind aber gering neben der künstlerischen Kraft, mit der hier nicht nur viele Einzelheiten stimmungsmäßig geglückt sind, sondern vor allem der große Gang der innern Entwicklung dichterisch durchgehalten, künstlerisch klargemacht ist. „Es ist Wirklichkeit!": damit stürzt der Jüngling zusammen, wenn Kattes Kopf fällt. „Wenn jemand nach mir fragt, ich habe das Fest verlassen": damit schließt der Kronprinz die Szene auf der Hochzeit Wilhelminens, in der er den Befehl des Vaters zur Ehe mit der ungeliebten Frau entgegennimmt. „Fort süßer Schemen! Der letzte Schemen fort!": damit bricht Friedrich die unerfüllte Erotik eines Rheinsberger Festes ab. Und die Hand des sterbenden Vaters in der seinen, fühlt er: „Ich bin im tiefsten Herzen dein", und hört das „Rauschen der schweren Fittiche". Und der Beruf, die Wirklichkeitsbezwingung, das Königswerk schlingt ihn ein. Wenn er jetzt auf dem Hofball tanzt, so ist das nur noch politische Aktion und gegen das vergeblich auf Antwort wartende Oesterreich so gut wie eine Kriegserklärung. Vom geistreichen Schwatz der Tafelrunde bricht er

auf und antwortet auf bestürzte Fragen: „Was ist? Was immer war. Der Kampf, sonst nichts. Lebt wohl“! Und dann in der Nacht vor dem Einmarsch in Sachsen herrscht er den aus tiefem Schlaf herbeizitierten englischen Gesandten mit prachtvoller Epigrammatik an: „Er bildet sich scheinbar ein, wenn man mit dem König von Preußen verbündet ist, kann man wie ein gewöhnlicher Mensch schlafen!“ Unter dem Gewicht der Tat, der ungeheuren Verantwortung, des europäischen Hasses stöhnt er im Halbschlaf, in nächtlichem Albdruck wie aus Gethsemane-Schmerzen auf, ruft er seinem Dämon zu: „Verschone mich! Ich bin ein König, aber sieh, ich schäme mich nicht, ich schreie in dein unerbittliches Gesicht! Du bist so unersättlich, so ohne Lächeln, ich sehe keine Täler in deinem Blicke, die noch voll Frühling sind. Alles ist Felsengestein, hartes Gestein.“ Noch einmal schreit er auf im Dunkeln gegen sein Schicksal; aber wie durch die Nacht des dresdner Schlosses die Freunde herbeieilen, sitzt der König wieder am Schreibtisch, und Schwerin spricht: „Der König hat geträumt — kommt, mitleidende Brüder.“ Und dann geht es durch die Niederlagen von Kollin und Kunersdorf — daß eine Szene des großen Wiederaufraffens und Siegens dazwischen fehlt, ist vielleicht ein Mangel — immer tiefer hinein in den Pfad der versteinernden Pflicht: der Mensch stirbt, und der Heros wächst. Wenn nach ungezählten Hiobsposten der Tod der Mutter gemeldet wird und der König nur noch antwortet: „Sehr schön, sehr schön, sie ist im rechten Augenblick gestorben“ — so schwächt auch der starke Anklang an Macbeth kaum die Wirkung, weil dieser Moment naturhaft aus der Furchtbarkeit des bis hierher gestalteten Lebens gewachsen ist. Da ist dann „Friedrich der Große“ vollendet — der von der volkstümlichen Gemütlichkeit so weltweit entfernte, der fast bösartig weltüberlegene „Alte Fritz“, der spricht, wenn man ihm zum Friedensschluß als dem schönsten Tage seines Lebens gratuliert: „Ihr seid voreilig — geht! Des Lebens schönster Tag ist der, an dem man es verläßt.“ Alles Private stirbt ab, er „braucht keine Zärtlichkeiten“ mehr, und er stirbt allein in seinem Lehnstuhl, tief in sich ein unerfülltes Sehnen nach Blut, nach Menschlichkeit, nach Güte, aber all sein Sichtbares verwandelt in den „bröckelnden Granit“ des Werks, der Pflicht, des Reiches.

Wie Bötticher die Schicksalslinie dieses Menschen gezogen hat, umreißt sie mehr als das persönliche Schicksal, gewinnt sie wahrhaft geschichtliche Größe. Es ist wirklich die Tragödie Preußens. Daß aber dies große Gedicht auf einer preußischen Bühne zur Zeit nicht gespielt werden darf — diese Tatsache könnte manchem als ein bitter bedenkliches Satyrspiel zur Tragödie erscheinen. Es wäre schlimm, wenn man daraus ablesen sollte, daß Preußen sich heute dem Anblick des eigenen Schicksals, der eigenen Größe und Tragik nicht gewachsen fühlt.

Kritik einer nicht gesehenen Theatervorstellung

von Alfred Polgar

Herr Direktor Bernau hat seine künstlerische Tätigkeit am wiener Deutschen Volkstheater mit einer Aufführung von ‚König Ottokars Glück und Ende' begonnen. Das ist ein schönes, langes, in den oesterreichischen Mittelschulen obligatorisch gelesenes Trauerspiel von Franz Grillparzer. Es genießt hierzulande klassische Ehren und erfreut sich, da es gewissermaßen ein literarisches Denkmal für den Ahnherrn der Dynastie darstellt, einwandfreier Billigung der besten Gesellschaftskreise. Die Zensur steht gesenkten Bleistifts vor dem Werk, und die Kritik hütet sich, an ihm herumzunörgeln, um nicht in den Verdacht der Bilderstürmerei oder zumindest pietätloser Monumentbefleckung zu kommen.

So kann also die Wahl, die Herr Direktor Bernau mit dem ‚König Ottokar' getroffen hat, um an diesem Drama erstmalig seine Regie- und Inszenierungskunst zu erweisen, als gut, vernünftig und praktisch gelten. Es läßt sich nichts dawider sagen, und was sich dawider sagen ließe, läßt sich eben nicht sagen. Die poetischen Werte des Trauerspiels sind den Gebildeten bekannt, die patriotischen stehen außer Debatte, und die von der Dichtung in edlen Versen dargelegte und kommentierte Wahrheit, daß Einer, der sich nur aus überschüssigem Kraftgefühl zum Herrscher berufen fühle, Jenem, der seine Herrschaft auf die Fundamente: Weisheit und Gerechtigkeit stütze, zu weichen habe, erzeugt, auf der Bühne siegend, im Hörer Lustgefühle. In Deutschland wird ‚König Ottokars Glück und Ende' sehr selten gespielt.

Ideell also bedeutete die Aufführung von ‚König Ottokar' kein Wagnis für den neuen Direktor. Wohl aber stofflich. Denn unter all dem Winzigen, Kleinen, Mittlern und Großen, das das Herz des Mitlebenden bewegt, von der Frage nach den unerforschlichen Zielen der Gottheit angefangen bis hinauf zur Sorge um Kartoffelbeschaffung, wüßte ich kein Ding, das ihm augenblicklich wurschtiger sein könnte als der unglückliche Ehrgeiz Ottokars des Zweiten und der Sieg überlegener oesterreichischer Weisheit und Kraft im Jahre 1278.

Die Vorstellung, soweit ich das als nicht Dabeigewesener beurteilen kann, erwies, daß an ihr Zustandekommen Fleiß und Studium gewandt worden. Alle mühten sich, die Illusion wahrhaftigen So-Seins zu erwecken, kannten ihre Rollen auswendig und waren bestrebt, ihr Kostüm so zu tragen, als wäre es ihr Kleid. Die intelligentern Schauspieler zeigten sich bedacht, die Verse derart im Vortrag zu fassonieren, daß sie Verse blieben und doch wie natürliche Prosa klangen. Die andern klapperten mit dem Metrum wie mit Castagnetten, damit es einen entschiedenern

Klangeffekt gäbe. Die Statisterie, insbesondere wo sie in größerer Menge auftrat, suchte durch freies Gebärdenspiel den Eindruck der Dressur zu verwischen, und die Regie hatte dafür gesorgt, daß auch bei bewegten Massenszenen der Solist dem Publikum deutlich zu Gehör und Gesicht kam. Ein neuer Mann, Herr Becker, gefiel Denen, die ihn schon kannten und von seinem Talent überzeugt oder überredet waren, indes er die Andern, die ihn noch nicht kannten, erst allmählich in Sympathie hineinlotsen mußte, was ihm nur bei einem Teil dieser Andern und bei diesem wieder nur in wechselndem Ausmaß gelang. Herr Kutschera sprach die schönen Verse Ottokars von Horneck so ergreifend ergriffen, daß das zwischen dem Kind Italien und dem Manne Deutschland eingezwickte Mittelalter Oesterreich ehrlich gerührt wurde, Herr Klitsch rollte ein mildes Feuerauge, Herr Weiß ein männliches R, Herr Aslan pflückte an Herzklopfen der Mädchenschaft, was Herr Klitsch übrig ließ, und Frau Erika von Wagner entzückte durch den Adel ihres Profils.

Für die herzhaft generöse Sorgfalt, die Direktor Bernau der Neuinszenierung des ‚Ottokar' angedeihen ließ, spricht die Tatsache, daß er, laut vielfacher rühmender Zeitungsmeldung, für Kostüme allein mehr als hunderttausend Mark verausgabte.

Gestatten Sie, daß ich, mit so geringem jüdischen Akzent als ich imstande bin, hier ausrufe: Großer Gott!

Hunderttausend Mark für Wämse, geschlitzte und geschlossene, bestickte und glatte, für Kettenpanzer, Topfhelme, Ritterhandschuhe, Rüstungen aus echtem und imitiertem Blech, dicke Schwerter, dünne Schwerter, lange Schwerter, kurze Schwerter, Speere, Spieße, Streitäxte und andern martialischen Mumpitz aus Holz mit Eisenfarbe bemalt, für Fahnen, Embleme, Wappen, für Schwertgehänge, Schärpen, Gürtel, Schnabelschuhe, Pantoffel, Zelte, Zeltstangen, Tuniken, Schnauzbärte, Knebelbärte, blonde Perücken, schwarze Perücken, weiße Perücken, Thronsessel, künstliches Gras, Papiermaché-Felsen, Federnhüte, Kappen, Trommeln, Trompeten, Pappendeckelschilde!

Wie dieser ganze lächerlich furchtbare und furchtbar lächerliche Plunder wirken mag, wenn ihm die Schauspieler ausgezogen sind! Er macht ja schon in den Stunden, da er zweckvoll bemenscht erscheint, hinreichend läppische Figur.

Ich denke der Komödien und Tragödien, der Problemstücke und Satyrspiele — zwischen Lebewesen in gang- und-gäbe-Tracht —, deren Zeit: heute, deren Schauplatz: eine Menschenstube. Die Straße. Eine Gartenbank. Ein Herd. Vom Wirtshaus ganz zu schweigen. Ich denke der Fülle hoher dramatischer Dichtungen, zu deren szenischer Erweckung ein Bruchteil jener Hunderttausend gereicht hätte.

Aber freilich: ein bereits klassisch gesprochenes, also immunisiertes und überdies patriotisches Lesebuch-Drama mit gewaltigem

Kostenaufwand funkelnagelneu anzuziehen und herzurichten: ist in gewisser Hinsicht das Billigste.

Herr Direktor Bernau gilt als kluger, wissender und fähiger Theatermann. Seine weitere Tätigkeit wird sicherlich zeigen, daß ihr Anfang nur als eine Art Opfer am Altar wienerischer Konvention gedacht war.

Neue Parodien

von Hans Heinrich von Twardowski

England der Feind!

von

Ernst Graf zu Reventlow

Endlich ist es uns gelungen, der Hungerfriedensmehrheit, die zu bekämpfen mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, unsre erste Pflicht ist, der wir uns auch nie entzogen haben, und die wir auch in Zukunft erfüllen wollen, einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Da wir in der Lage sind, der Oeffentlichkeit folgende Tatsachen zu unterbreiten, so unterbreiten wir sie. Im Jahre 1911 hatte meine Frau ein achtzehnjähriges Dienstmädchen, welches Franziska hieß, die einen Vetter im Hannoverschen hatte, von dem ein Freund in Bordeaux lebte, dessen Cousine in Moskau wohnte, und diese Cousine hatte eine Tante in Oxford, gemietet. Von der Tante in Oxford erhielt die Cousine in Moskau ein Gläschen mit eingemachten Früchten, welches, nachdem die Cousine, die es an den Freund in Bordeaux, von dem es der Vetter im Hannoverschen, der es an unsre Franziska, welche es meiner Frau — denn es ist weitergegeben worden. Man beachte bitte, daß der ursprüngliche Geber die Tante in Oxford, also eine Engländerin gewesen worden ist. Vor einigen Tagen nun, als ich von diesen Früchten, die zum Nachtisch, welcher infolge der englischen Absperrung, die niemals so weit gekommen wäre, wenn man mich vorher gefragt hätte, heute sehr knapp ist, aufgetragen wurden, aß, war die Folge ein furchtbarer und ununterbrochener Durchfall, weswegen wir nach all diesem die Oeffentlichkeit guten Muts um ihr Urteil bitten. Welcher Klardenkende, der bedenkt, daß das Eingemachte von der Tante in Oxford stammte, die es doch sicherlich nicht umsonst verschenkt hatte, könnte bezweifeln, daß es sich hier um einen krassen Fall von angelsächsischer Tücke, um einen großangelegten englischen Plan handelte, in dem die Cousine in Moskau und der Freund in Bordeaux nur Geschobene waren. Wer wüßte nicht, daß kein Haar von unserm Haupte fällt, an dem England nicht schuldig ist?! Also war es auch an meinem Durchfall schuld, also muß es vernichtet werden! Nur Juden, Berliner-Tageblatt-Leser und dekadente Tennisspieler der Hocharistokratie werden leugnen, daß England, wie überall, so auch hier seine Hand im Spiel gehabt hat. Aber woher nehmen diese Leute eigentlich das Recht, ihre Meinung zu äußern?! Es kann kein Zweifel daran sein, daß wir allein die wahre Ansicht des deutschen Volkes vertreten. Denn wie sagt Goethe so richtig? „Ich weiß nicht." Und so soll es auch fernerhin bleiben.

Ibsen und Tschechow

Zweimal ‚Rosmersholm' ist zuviel; anderthalbmal genügt. Am zweiten Abend drückt man sich in der Mitten. Zu Bergen liegen die neuen deutschen Dramen, und da müssen gleich zwei Bühnen ein und dasselbe fremde Drama spielen, aus dem der Zahn von dreißig Jahren den geistigen Inhalt samt dem künstlerischen Gehalt herausgenagt hat, daß nur noch das Gehäuse geblieben ist. Dies allerdings wird nicht kleinzukriegen sein. Der alte Ibsen war ein verteufelt solider Handwerker; und wenn eine anspruchsvolle Literaturgeschichte nichts weiter von ihm aufbewahren wird als eine so gestaltenreiche Dichtung wie die ‚Wildente' und ein so schmerzenreiches Bekenntniswerk wie den ‚Baumeister Solneß': die Theatergeschichte wird ihn entschädigen. Auf die letzten beiden berliner Aufführungen hätte man grade jetzt gern verzichtet — aber das allenfalls ist ihr Wert: daß sie Ibsens frühere und seine künftige Stellung in Deutschland abzeichnen. Carl Heine blickt pietätvoll zu Problemen empor, in deren Ehrfurcht er aufgewachsen ist. Eine trollhafte Kreuzung von Oberlehrer und Detektiv nimmt er mit frommem Schauder für einen germanischen Mystiker und einen ausgetüftelten Einzelfall für eine Menschheitsangelegenheit. Er ist ‚der' Ibsen-Regisseur. Carl Meinhard ist ‚das' Theaterblut, und das wittert sich in dem begabtesten Schüler des jüngern Dumas. Rosmers wohnen schon entsprechend verschieden: in den Kammerspielen weiß, weit, schlicht und gemessen; in der Königgrätzer Straße bunt, zusammengeschmiegt, blumenfroh und betulich. Dort wird geschleppt, hier getrieben. Reinhardts Leute sind auf die Reden, Bernauers auf die Redner aus. In jener Auseinanderfaltung tritt die Inzucht abstrakter Motive, in diesen Gestaltungsversuchen der Mangel des Materials an Fleisch und Blut hervor. Die Debatten über Adelsmenschentum, Askese und Opferfreudigkeit werden Berliner kaum in die Schumann-Straße ziehen; aber am Halleschen Tor das handfeste Theaterstück von den ursprünglich geglückten Intrigen einer Hausdame wider die Hausherrin, die sich, wie alle Schuld auf Erden, dann doch rächen — das wird vielleicht volle Häuser machen.

Die beiden Arten der Darstellung einmal als gleichberechtigt gesetzt, so war sie weder hüben noch drüben vollkommen. Herrn Pichas meckernder Mortensgard ist zu possenhaft fett, im andern Haus Herrn Voelckers Brendel zu dünn, ein Schatten von Werner Krauß. Auch Paul Graetz hat sich nicht Georg Bernhard zum Muster ersehen, den dickfelligen Streber von primitiver Verschlagenheit, der, wenn man fünfhundert Beweise gegen ihn hat, ein Mordsgeschrei davon macht, daß ein einziger womöglich zweifelhaft ist, und über die vierhundertneunundneunzig unwiderleglichen lautlos hinwegzugleiten versucht — also dieser hoffnungsvoll junge Herr Graetz gibt mit verhauchend behutsamem Ton, verbindlich lächelnd, die Hände bescheiden auf den Knieen, einen Machthaber, dem man nichts anmerkt, der es in sich hat. Meinhard hat seine Regiekunst von seiner Schauspielkunst: scharf, nachdrücklich, klar und rund stellt er seinen landstreichenden Geistessybariten hin, unbelastet von den Geheimnissen, die ihn bei Ibsen umwittern sollen. Kroll, ein unextremer Mann, ist schauspielerisch der Pol, einmal über und einmal unter

Null. Seit die Herren Grube und Tauber nicht mehr gaukeln, die roten Tücher meiner blutigen Jugend — seitdem vertritt Herr Gregori beide zusammen. Ein Provinzrhetoriker, der für jede Prosa zu unnatürlich ist. Mit demselben lächerlichen Vibrato preßt seine sandige Stimme Schmerz und Zorn durch die Zähne. Dieser Lehrer und Regisseur müßte erst selber die Anfangsgründe lernen. „Zuhaus bei mir bekomme ich sowas nicht zu hören“: in diesem Satz wird man „sowas“ und „nicht“ betonen. Unser Jugenderzieher übergeht beide Wörter und betont dröhnend — „hören“. Hartau hingegen spielt alles um sich herum an die Wand. Ein vollblütiger Pauker von der Sorte, die noch vor kurzem die flandrische Küste fest in der Hand behielt, Longwy und Briey „selbstredend“ nicht herausgab, England am steifen Arm verhungern ließ und alle amerikanischen Truppen versenkte — sprich: Gustav Roethe. Dieser Rektor könnte von der Bühne herunter stracks aufs alldeutsche Katheder marschieren. Solche unwiderstehliche Glaubhaftigkeit gewinnt sein Gegner weder als Eduard von Winterstein noch als Paul Otto. Jener trägt eine Pastorentolle, dieser eine ländliche Lodenjoppe, und das heißt, daß jener aetherischer, dieser irdischer wirken will. Beide haben ein gewisses Maß edler Güte, die ihnen nicht aus der Seele, also uns auch nicht in die Seele dringt. Der einzige deutsche Rosmer war, der es niemals gewesen ist: Oscar Sauer. Die Höflich ist die Rebekka West, die Triesch eher eine Rebekka Ost. Diese pechkohlenrabenschwarze Nordländerin erreicht mit dem Aufgebot aller Theaterkünste, mit äußerster Klugheit und Energie nichts weiter, als daß ein schlangenhaftes Wesen elegisch tut. Die blonde Deutsche, die sich kaum rührt, ist immer ein Mensch, was Ibsens zusammengebastelte Figur leider nicht ist. Und nun sei es genug des grausamen Spiels. Die Ankündigung, daß jetzt die ‚Stützen der Gesellschaft‘ drankommen, ist erschreckend genug. Man führe solche Drohung nicht aus, solch Stück dunkler Vergangenheit nicht mehr, niemals mehr auf.

*

Schwer zu glauben, daß nach ebenfalls dreißig Jahren Anton Tschechows ‚Kirschgarten‘ abgeblüht sein wird. Diese Kunstlosigkeit wird die Künstelei und die literarischen Moden überleben. Ein Muster zeitloser Poesie. In diesen Blättern ist es der Mitwelt bereits am vierundzwanzigsten August und am einunddreißigsten Oktober 1916 erklärt worden, und gleich zehn Seiten lang. Mir bleibt wenig nachzuholen. Unter dem Kirschgarten mag man sich mancherlei denken: das Jugendland jedes Erdensohnes; das Kindheitsland der Menschheit, ihr unwiederbringlich verlorenes Paradies; das Rußland des guten alten Zaren-Regimes; überhaupt das Leben. Aber ob man sich unter dem Kirschgarten dies oder das oder alles zusammen oder nur eben einen Kirschgarten denkt: es ist garnicht so wichtig, daß man sich hier „was denkt“. Das unterscheidet Tschechow zu seinem Vorteil von Ibsen, daß seine Gestalten sind, daß sie nicht, um zu sein, was bedeuten müssen. Aber weil sie sind, bedeuten sie gleichzeitig was; während bei dem berühmtern skandinavischen Gegenfüßler schon heute die Lippen eingeschrumpft sind, von denen die Zettel mit der Erläuterung heruntérhängen — einer Erläuterung, die, wo sie nötig ist, eigentlich überflüssig

ist. Im ‚Kirschgarten‘ hausen ein Dutzend Menschen, und wie sie kribbeln und wibbeln, streiten und lieben, steigen und fallen, herrschen und dienen, wollen und resignieren, dämmern und sterben: das gibt einen ergreifenden Widerschein von unsrer eigenen Existenz, trotzdem die zwölf Menschen Russen sind und Russen in einem Grade, daß ein lebensfähiger Deutscher Mühe hat, so viele Stufen und Zwischenstufen von Lebensunfähigkeit, Passivität und Resignation sich auf einmal vorzustellen. Dieser Widerschein entsteht, weil Tschechows zwölf Russen neben ihren ausgeprägt russischen ja doch auch allgemeinmenschliche Eigenschaften haben, und weil hierauf wie darauf ein weise lächelndes Dichteraug ruht. Es ruht und bannt, was es sieht, in dieselbe Ruhe. Nichts weiter geschieht, als daß der Kirschgarten der verschuldeten Aristokratie Ranewskaja dem frühern Leibeigenen ihrer Familie, dem emporgekommenen Lopachin anheimfällt, und daß der die Bäume, unbekümmert um ihre Geschichte, niederlegt, um den Boden nutzbringend zu parzellieren. Nichts weiter geschieht. Am Anfang kehren die Ranewskis von Reisen auf ihr Gut zurück, und da sie außerstande sind, es länger zu halten, so ziehen sie am Ende heimatlos in die Welt hinaus, nach Paris (und wer dazu neigt, symbolische Fäden zu spinnen, der wird vielleicht meinen, daß so Rußland die Beute Frankreichs geworden ist; was Tschechow selber kaum gemeint haben wird, da er das Glück gehabt hat, vor diesem Kriege zu sterben). Zwischen Anfang und Ende des Schauspiels ist Raum, der riesenhaft ausgiebige russische Raum, um eine Fülle kleiner Schicksale auszutragen, versonnene Gespräche über sie zu führen und sie in eine Atmosphäre von ironischer Schwermut zu hüllen. Es sind kleine Schicksale, durchweg Alltagsschicksale, und die Gespräche wollen garnicht geistig repräsentieren: wie groß muß also Tschechows Dichterschaft sein, seine Feinnervigkeit, seine Seelenkenntnis, seine Durchleuchtungskraft, seine Gabe, das Weh des Bruders zu fühlen und aufzufangen, daß er uns ohne die feierlichen dramatischen Agenden, ohne Akzente und Aktionen, ohne Konflikte und Kontraste so tief bewegt. Dieser Verfallsluft entrinnt man nicht. Freilich darf Keiner, wenn Chopins morbider Trauermarsch tönt, die aufbegehrenden Klänge von Beethovens Fünfter Symphonie verlangen.

Bei so richtiger Einstellung wird man der Volksbühne für den Abend dankbar sein. Zwölf berliner Schauspieler werden nicht leicht zwölf waschechte Russen aus sich machen, der Regisseur Kayßler ist vorläufig noch kein Stanislawski, und das mächtige Haus am Bülow-Platz ist nicht in erster Reihe für Kammerspiele geeignet. Was unter diesen Umständen aus Tschechows stillen Dialogen geholt wurde, war aller Ehren wert. Zum dritten Mal zeigt sich, daß zu einer reichshauptstadtreifen Truppe nicht unbedingt Berühmtheiten nötig sind; denn eigentlich sind hier Kayßlers die einzigen. Es bietet ja höhern Reiz, halbflügge Talente flügge werden zu sehen; etwa, um nicht Die wieder zu nennen, die sich bereits am ersten und zweiten Abend bewährt haben, Fräulein Hertha Wolff, ein dunkeläugiges, dunkelhaariges, dunkelblütiges Geschöpf, das seinen Entsagungsschmerz überträgt. Aber was entscheidet, ist das Gesamtherz, das durch die einzelnen Körper schlägt, und zu dem hat sich unser Vertrauen nur neu verstärkt.

Kümmernis von Theobald Tiger

Frühmorgens beim Kaffee — mein faltiger Bauch,
wie baumelst du trübe und leer!
Gewiß, ohne Zucker und Milch geht es auch,
so reicht mir die Kanne nur her.
Kein Fleisch und kein Honig, kein Fett und kein Ei,
wie öd ist das Frühstücksgedeck!
Doch eines, mein Bauch, stört am meisten uns zwei:
Die Sahne . . .
die Sahne ist weg!

Und nicht nur beim Kaffee — o Allegorie!
komm mit in den Musenhain.
Wie sehr auch der Kunstmarkt lärmte und schrie:
wer reich ist, braucht nicht zu schrein.
Die Expressionisten im Kinderkleid
und die Kunst mit dem fünfstelligen Scheck —
und ich denke an Brahm und die alte Zeit —
Die Sahne . . .
die Sahne ist weg!

So schau in die Zukunft! — Was kommt denn danach,
wenn die Große Zeit einst vorbei?
Was kommt nach den Tränen, dem Blut und der Schmach
und all dem Nationengeschrei?
Was kommt für die Kinder? die Generation
der Hoffnung?
Ich sehe da black —
Mein Jugendlicher, o Ludolf, mein Sohn:
Die Sahne . . .
die Sahne ist weg!

Retter Rathenau von Alfons Goldschmidt

„Die neue deutsche Regierung hat Wilson um die Herbeiführung eines Waffenstillstandes und die Einleitung von Friedensverhandlungen ersucht. Die Antwort wird unbefriedigend sein; mehr als das: zurückweisend, demütigend, überfordernd. Der Feind wird uns schänden wollen, er wird Schmachvolles verlangen. Das darf Deutschland nicht dulden: kein deutscher Mann, keine deutsche Frau, kein Kaiser, kein König, kein Fürst, kein Bürger, kein Arbeiter. Alle müssen dagegen stehen. Sie müssen sich aufbäumen, Wut muß lodern, Zähne müssen knirschen, Fäuste müssen nach Säbel- und Gewehrgriffen gieren. Heran Alle, die Ihr noch gehen, noch krauchen könnt! Heran Alle an die Front! Ihr Jüngsten, Ihr Grauen, auch Ihr Greise, wenn Ihr noch Blut habt! Denn man will das deutsche Volk vernichten. Das freiheitbegeisterte, selbstbestimmungsehnsüchtige, rechtschaffene, liebenswürdige deutsche Volk. Nicht den Militarismus allein will man durchbohren: man will an das Leben des Volkes. Man will also grade das Gegenteil dessen, wofür der Feind behauptet zu kämpfen. Deutschlands Recht auf freie Selbstgestaltung will man in den Kot treten. Seht die Bolschewisten! Auch

sie wappnen sich gegen den Imperialismus, auch sie führen Krieg, wenn es ihre Selbstbestimmung gilt. Vernichtung des höchsten Volksglückes wird kein Volk dulden, denn kein Volk kennt Höheres, Berechtigteres als solches Glück.

Ich gehe voran. Als schlichter Mann in Feldgrau gehe ich Euch voran! Ich kämpfe mit Euch für die tiefste Ehre des Volkes. Hier habt Ihr mein Testament! Es ist, wenn ich den Vergleich wagen darf, wie das Testament Caesars. Ich schenke Euch, die der Krieg verkrüppelt und beschwert hat, meine Millionen. Ich schenke Euch meine Schlösser und meine Gärten. Ihr vom Kriege Beladenen, vom Kriege Beschädigten sollt Euch dran laben. Ich stifte mein ganzes Vermögen den Geschlagenen. Sterbe ich, so werdet ohne mich glücklich; kehre ich heim, so will ich an Eurer Erholung mich freuen. Nur schauen will ich, wie Ihr Edlen Euch aus meinen Glücksspeichern letzt. Dann bin ich reich in einem andern Sinne, aber viel reicher als vorher. So will ich mich, will ich Alles, was ich habe, zum Opfer bringen. Und wenn mein Opfer, das ich gering werte, Euch und dem Vaterlande hilft, dann ist meine Arbeit gekrönt!"

Hat er so gesprochen? Nein, so hat er nicht gesprochen. In der Vossischen Zeitung vom Morgen des siebenten Oktober hat er nicht so gesprochen. Er hat sie Alle aufgerufen, aber er selbst hat nicht gesagt, daß er mitgehen, vorangehen und seine Millionen, seine Schlösser und Gärten opfern will. Er hat sich sogar etwas bolschewistisch gegeben; aber er hat nicht gesagt, daß er voran opfern und sterben möchte. Das hat er nicht gesagt; man kann es lesen, daß er das nicht gesagt hat. Dagegen hat er wieder einmal eine Organisation empfohlen. Er hat sich nicht mit Worten dem Volke als Organisationsbegründer, Organisationsleiter und Retter empfohlen; aber man spürt die Selbstempfehlung doch. Er hat es wieder einmal besser gewußt. Er weiß es immer besser, denn er ist ein Prophet. Nur duldet er nicht, wie Propheten geduldet haben. Denn er besitzt Schlösser, er besitzt ein Automobil, er besitzt ein großes Vermögen, er hat, nach milder Schätzung, ein Einkommensminimum von anderthalb Millionen Mark jährlich. Er hat einen Rattenkönig von Aufsichtsratsstellen, er hat einen Präsidententitel, er hat Alles, was das Herz begehrt.

Ist er ein Helfer? Nein, er ist ein Helferich. Er predigt und postuliert, aber er handelt nicht danach. Er hat den von einem Andern erdachten Rohstoffplan vorgebracht und die ersten Stadien praktiziert. Ich will diese Tat nicht verkleinern. Aber was folgte auf diese Tat? Es folgte darauf der Gewinnparoxysmus, die Wucherschweinerei, das unerhörteste Schleichen, das die Welt je gesehen. Hat er dagegen andres unternommen als Predigten? Hat er seinen Konzern zur Uebergewinnrückgabe aufgefordert, hat er eine Wiedergutmachungsorganisation betrieben, die Gründung einer wirtschaftsmoralischen Reinigungsanstalt? Das hat er nicht getan. Er hat Bücher geschrieben, und man hätte gern den Menschen als Täter seines Wortes gesehen. Einen schüchternen Sozialanlauf hat er brüsk abgeschlagen. Vom Präsidentensessel der A.E.G. Er ist ein Widerspruch zwischen Wort und Tat, er ist nicht die Identität von beiden, er ist, nach Carl Fürstenbergs Bezeichnung, Jesus im Frack. Wir wollen nicht von solchen Leuten aufgerufen sein. Wir wollen nicht von seidenen Herren, die seit dem ersten Tage des Krieges ihre Nerven in Sicherheit, Ruhe und Riesendividenden gebettet haben und sie da freilich nicht verlieren konnten, verfügen lassen, daß ersetzt

werden muß, wer die Nerven verloren hat. Wir wollen nicht, daß aus einer Grunewald-Villa heraus einem Volk, das fünfzig Monate lang diese ungeheuern Opfer gebracht hat, mit künstlich hären gemachter Stimme die billige Mahnung zugeschleudert wird, zum Schutze der Kriegsgewinnler immer weiter sein Blut zu vergießen. Verschließt eure Ohren vor diesen Tenören des Sozialismus mit den Caruso-Tantiemen! Erkennt, daß das Heil nie von Klug- und Vielrednern kommen wird, die ihre Lehre zu keiner Handlung verpflichtet, es sei denn eine, die Prozente abwürfe. Das Heil kann von ihnen nicht kommen: sie stecken in ihren Fräcken und wissen nicht, wie die Träger minder vornehmer Kleidungsstücke unter dem schweißigen Hemde beschaffen sind. Das Heil kann nur kommen von Volksedlen, die ihre Lehre leben, die für sie bluten, von der ungeschminkten, mitleidsreinen Sozialseele. Sie ist die wahre Seele des Vaterlandes, des Volkes.

Antworten

Max Epstein. Wohlan! „Eine Tantiemenfrage ist in dieser Kriegszeit, wo die Vorstellungen, besonders der berliner Theater, zum großen Teil verpachtet sind, strittig geworden. Autoren und Direktoren haben das gleiche Interesse an ihrer Entscheidung. Nämlich in den Verträgen zwischen den Verlegern und den Direktoren steht meistens, daß der Autor einen bestimmten Prozentsatz der Brutto-Einnahme als Tantieme erhält. Wie berechnet sich nun die Brutto-Einnahme bei den Vorstellungen, die zu einem bestimmten Preise verpachtet sind? Schon früher bestanden derartige Streitfragen. Die Direktoren erhoben Billettsteuern, die in manchen Theatern die eigentliche Kasseneinnahme überstiegen und eine wichtige Einkommensquelle für die Bühnenleiter wurden. Die Direktoren verpachteten ferner ihre Garderoben und Zettel und entnahmen der täglichen Einnahme einen bestimmten Prozentsatz für diese Pachtobjekte. Soweit die Garderoben und Zettel nicht verpachtet waren, steckten sie sich die entsprechende Summe manchmal selbst in die Tasche. In den märchenhaften Zeiten vor dem Kriege kams wohl auch vor, daß ein Direktor die Garderobe mehrfach verpachtete, und daß ein bestimmter Satz der Einnahme, obwohl das Publikum die Gebühr bezahlte, auch noch als Pachtobjekt galt. Gegen den Unfug der sogenannten Steuerkarten und der Abzüge für Garderobengebühren sind die Verleger eingeschritten und haben vertraglich festgelegt, daß für die Berechnung der Gesamteinnahme auch diese Nebeneinnahmen in Betracht kommen. Schwieriger stellt sich die Frage bei Vorstellungen, die ganz verpachtet sind. Verleger und Direktor stehen sich hier mit dem Mißtrauen zweier voraussichtlich betrogenen Betrüger gegenüber. Geht es dem Vorstellungspächter an der Kasse gut, so wünscht der Verleger die Brutto-Einnahme nach der „Kasseneinnahme berechnet. Legt der Vorstellungspächter Geld zu, so sehnt sich der Verleger nach der festen Einnahme, die der Direktor erhält. Dieser hat wieder die entgegengesetzten Wünsche wie der Verleger. So kommt es vor, daß er von Fall zu Fall entscheidet, jenachdem . . . Mangels einer besondern klaren Vertragsbestimmung muß dahin entschieden werden, daß bei verpachteten Vorstellungen die Pachtsumme als Brutto-Einnahme gilt, nicht aber die Kassen-Einnahme. Selbst dann nicht, wenn im Vertrag steht, daß diese maßgebend ist. Nur wenn der hier strittige Fall in einer ganz bestimmten Richtung vertraglich erörtert

ist, kann man anders entscheiden. Der Sinn der Tantieme geht dahin, daß der Autor an dem Geschäft des Direktors beteiligt wird, nicht aber an dem Geschäft eines Vorstellungspächters. Dadurch, daß zwischen Verleger und Autor eine Tantieme, also eine Art Gesellschaftsverhältnis zwischen Direktor und Verleger vereinbart wird, erklären die Kontrahenten des Direktors, daß sie ihn zum Abschluß von Verträgen über Verwertung des Theaters berechtigen, und daß sie mit einem Teil Dessen zufrieden sein wollen, was der Direktor erlöst. Erlöst wird aber nicht, was der Vorstellungspächter teils an der Kasse, teils durch Verkauf an andern Stellen nach seiner Methode zusammenbringt, sondern nur, was der Direktor selbst verdient. Nach Verdiensten des Pächters kann Tantieme ebensowenig berechnet werden wie etwa nach Provisionen der Kommissionäre. Selbstverständlich aber ist der Autor an der Beteiligung beteiligt, die sich die meisten Direktoren noch bei den Vorstellungspächtern ausbitten. Ich hoffe, daß mit dieser Darlegung die Streitfrage für immer entschieden ist." Ich auch; trotzdem ich glücklicherweise kein Wort von der Geschichte verstanden habe.

M. H. Was aus Josef Hofmiller in diesem Kriege geworden ist? Mit seinen politischen Lehren befaßt sich Ignaz Wrobel in dieser Nummer. Ich aber möchte und muß nachtragend bedauern, wie sich der Kritiker gewandelt hat. Denn es ist eine Wandlung, alles, was man einst in der Literatur verschrieen hat, in der Politik nunmehr zu befürworten. Was ist aus ihm geworden! Aus dem feinfühligsten und gebildetsten Literaten ein polternder Nationalist; aus dem unparteiisch abwägenden Rezensenten ein voreingenommener Schwadroneur; aus einem guten Deutschen mit Weltbildung ein schlechter Deutscher mit dreifarbig angestrichenem Horizont. Er wird wahrscheinlich einwenden, er liebe sein Land. Entschuldigt ihn das? Es belastet ihn. Eben weil er sein Land liebt, mag ers verteidigen; aber er soll nicht die Andern nur beschimpfen. Die Entwicklung ist ja verständlich. Wer so spät zur Politik kommt wie Hofmiller, der überschätzt sie dann doppelt; überschätzt die Wichtigkeit des Staats und die Machtfülle eines bestimmten Staats und tolpatscht munter im Lusamgärtlein der Völkerlenkkunst. Wie dieser Herr Professor jetzt mit dem grauen Regenschirm herumfuchtelt: das ist, halten zu Gnaden, unwiderstehlich komisch. Ich habe ihn früher geschätzt, trotzdem er Hauptmann — nicht etwa bloß für dies oder jenes mißlungene Drama angriff, sondern in Bausch und Bogen abtat; weil er Wedekind nicht anhimmelte; vor allem, wenn er für die Niederdeutschen eintrat. Sein Aufsatz über Wilhelm Busch würde in die anspruchvollste Anthologie der Kritik gehören. Aber seine Kriegstätigkeit für die Süddeutschen Monatshefte: davon wäscht ihn der längste Frieden nicht rein. Wir haben einen guten Mann verloren. Das alte Lied: Wer hätte das gedacht! Was hat aus dem die große Zeit gemacht!

Hieram. So ernst wird wohl keine Zeit sein — nicht einmal eine, für die das Wort „schicksalsschwer" seine Abgegriffenheit wieder verliert —, daß sie ganz der heitern Episoden entbehrte. Herr Paasche hat sich durch ein berliner Blatt, das Wert darauf legt, nicht als Witzblatt zu gelten, aber von jeher nichts andres gewesen ist und manchmal sogar ein gefährliches, den Berliner Lokal-Anzeiger, zum Landwirtschaftsminister in Aussicht nehmen lassen. Nun, in dem vornehmruhigen Hause am Leipziger Platz, wo der Schatten des seligen Podbielski-Tippelskirch noch zuweilen nächtlings umgeht, würde es unter Herrn Paasche gewiß recht lustig werden. Nicht nur in Spiritus, Oel

und andern agrarischen Produkten könnte dieser vortreffliche Mitbürger wirken, sondern ganz neue, vorläufig unübersehbare Möglichkeiten dürften sich für ihn ergeben. Eines bleibt sicher: es würde lustig werden. Verkörpert doch den alten echten Preußengeist ringsherum niemand so würdig wie der olle ehrliche Paasche.

Deutscher Student. Ich nehme nicht an, daß du dich von dem dunkeln, finstern, trüben Versuch beeinflussen läßt, der da in teutschen Zeitungen gemacht wird: dem Versuch, dem politischen Gegner, also dem Pazifisten, die Kollegiengelder abzutreiben. Wehmütig wimmernd ermahnt dich ein tapferer Anonymus, ja nicht in den Laden zu gehen, der Friedensware verschleißt, ja nicht bei Dem zu kaufen, der nur „Allerweltsphrasen und für Utopien wissenschaftliche Mäntelchen" auf Lager hat. Dieser traurige und ganz und gar teutsche Versuch, den Geist durch das Portemonnaie zu beeinflussen, wird wahrscheinlich fehlschlagen. Die Streber werden nach wie vor da belegen, wo ihnen das Examen am bequemsten gemacht wird, und der anständige Student wird sich seinen Lehrer nach dem Geist auswählen. Und da der „Wertvolle und Zuverlässige" keinen hat, wird die Wahl nicht schwer fallen.

Karl Schnitzler. „Man reibt sich an unsern Mitarbeitern" — ich glaube, so nennt Ihr es, wenn man sagt, daß Einer von euch nicht nur nichts taugt, sondern auch noch gezierten Unsinn von sich gibt. „Oeffentliche Bedeutung haben" — ich glaube, so nennt Ihr es, wenn Einer von euch so beschaffen ist, daß man sich über ihn lustig machen muß. Nun: ich will mich weder an dir, Karlchen, reiben, noch hast du eine öffentliche Bedeutung. Du hast bloß einen schlechten — abgeguckten — Stil. Du zitierst und schwabbelst Gelehrsamkeit hervor, die kein Mensch von dir wissen will, und tust so, als ob du vor schönen Frauen Florett fichtst, während du doch nur Tintenkleckse machst. Sieh mal, Karlchen Mießnick: das ist noch kein Stil, dieselben Trivialitäten wie der Berliner Lokalanzeiger zu sagen, nur so gekünstelt, daß man gezwungen ist, sich seinen täglichen Eugen Zimmermann erst herauszuklauben. Der elegante Stilist, Karlchen, denkt schon elegant. Nun denkst du freilich garnicht; aber versuche doch einmal, ganz einfach deutsch und klar zu sagen, was du eigentlich willst. Ganz einfach? Das ist durchaus nicht so einfach. Oder aber — ehe du abfärbst und etwa noch andre kleine Provinzjournalisten dazu verführst, ihren Lokalkram mit Hilfe eines vierundzwanzigbändigen Konversationslexikons anzurühren— oder aber: stecks überhaupt auf. Die Leser der Täglichen Rundschau haben dann keine Bauchschmerzen mehr, du brauchst keine unerreichbaren Vorbilder zu kopieren, und wir alle haben Ruhe. Gott segne deine Asche!

Möchte-gern-Mitarbeiter. Warum ich Ihre Makulatur nicht zurückschicke, die zu bringen ich ja doch offenbar keine Neigung hätte? Sie können so wenig lesen wie schreiben. Sonst hätten Sie längst am Schluß des Blattes die Zeile gefunden, daß unverlangte Manuscripte nicht zurückgeschickt werden, wenn kein Rückporto beiliegt. Die Porto-Erhöhung zwingt mich, noch weiter zu gehen: auch unverlangte Briefe — täglich fünf Dutzend — werden künftig nicht mehr beantwortet, wenn kein Rückporto beiliegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Hüte dich, Demokratie! von Germanicus

Es wäre kaum verwunderlich, wollte die junge deutsche Demokratie über ihre Erfolge triumphieren; es wird aber klüger sein, wenn sie möglichst früh zu prüfen beginnt, wie ihre Stellung ist, ob ihr Gefahren drohen, und wie solche Gefahren abzuwehren sind. Sehr richtig hat das Blatt der münchner Sozialdemokratie darauf hingewiesen, daß der Sieg der Demokratisierung und Parlamentarisierung noch in keiner Weise gesichert erscheint: „Grade die Tatsache, daß das deutsche Volk diesen Sieg nicht aus eigener Kraft errungen, und ferner die andre Tatsache, daß die bisherigen Machthaber das Feld völlig geräumt zu haben scheinen, müssen begründete Zweifel an der Dauer des Umschwungs erwecken." Der Artikel der Münchner Post setzt dann auseinander, daß offenbar die bisherigen Machthaber so willig sich aufs Altenteil haben abschieben lassen, weil sie der Demokratie gönnen, die große Schweinerei zu irgendeinem Ende zu bringen. Da dies Ende selbst unter den besten Umständen immer noch schlimm genug sein wird, so hoffen die Machthaber von einst mit Bestimmtheit gegen die Demokratie eine tödlich wirkende Waffe zu bekommen: Seht, in solches Elend hat euch die sogenannte Volksregierung gebracht — da hätten wir euch denn doch besser geführt! Zum Ueberfluß dürften die Herren und Ritter auch noch auf den Bolschewismus spekulieren, auf das Chaos, in das die junge Demokratie, gehetzt von einem nicht abwendbaren Verhängnis, hineingleiten wird. Wenn erst alles drüber und drunter geht, wird man, so rechnen die Va-banque-Spieler des Feudalismus, den starken Arm schon wieder willkommen heißen, und die Diktatur, die den Zinsfuß rettet, der Konfiskation vorziehen.

Was kann die Demokratie tun, um solchen Plänen ihrer Todfeinde zuvorzukommen? Da heißt es zunächst, wie gegenüber jeder Gefahr, die richtige Erkenntnis zu haben, daß eben Gefahr im Anzuge ist. Hüte dich, Demokratie! Das muß unser Morgen- und Abendspruch sein. Und dann gilt es, zweierlei immer wieder und ohne Versäumnis zu tun. Erstens ist immer wieder festzustellen, daß das Erbe, das die Demokratie antreten mußte, verschuldet worden ist durch die abgesetzten Vorgänger, und daß die demokratische Regierung zu einem großen Teil nur ausführt, was die abgetretene Regierung hätte ausführen müssen, was zu tun sie aber zu schwach gewesen ist. Im Besondern wird immer wieder unterstrichen werden müssen, daß sämtliche maßgebenden militärischen Stellen gleich die ersten Handlungen der neuen demokratischen Regierung nicht nur gebilligt, sondern veranlaßt haben. Das Andre aber, was die Demokratie gründlich und ohne Verzug vorzunehmen hat, ist die Beseitigung — und zwar die rücksichtslose und umfassende Beseitigung — aller verdächtigen

Personen. Hierzu ist nun festzustellen, daß noch heute so und so Viele, von denen jedes Kind weiß, welche Minierarbeit sie geleistet haben, und wessen man sich von ihnen jederzeit zu vergegenwärtigen hat, lustig auf ihrem alten Posten stehen, wobei noch nicht einmal dafür garantiert werden kann, daß sie wenigstens im Augenblick ihr Hetz- und Putschhandwerk ruhen lassen. Jeder Eingeweihte könnte eine Liste dieser notwendig zu Beseitigenden aufstellen. Die Demokratie kann darum nicht in Verlegenheit sein, wen sie in Pension zu schicken hat, aber sie sollte sich endlich dazu aufraffen, diese mildeste Form der Guillotine arbeiten zu lassen. Schon einmal haben wir gemahnt: Oberpräsidenten- und Landratsdämmerung! Es versteht sich von selbst, daß auch die übrige Bürokratie nicht unterschätzt werden darf. Jeder Geheimrat sollte durchgeprüft werden.

Wir können uns wohl vorstellen, daß die Arbeit der Demokratie nicht gering ist. Wir wissen auch, daß sie noch mannigfache Hemmnisse zu überwinden hat, bis sie in sich reibungslos funktioniert. Dennoch können wir um der Gefahren willen, die allenthalben der Demokratie auflauern, nicht verschweigen, daß das Tempo, in dem die neue Regierung ihr Programm aufstellt und durchführt und vor allem in das Kleinräderwerk der Maschine eingreift, zu langsam ist. Wir denken dabei selbstverständlich nicht an die immerhin überraschende Dauer, die die verschiedenen Antworten auf Wilsons Noten gebraucht haben; Vorsicht und allseitige Verteilung der Verantwortung lassen sich bei diesen entscheidenden Vorgängen wohl würdigen. Indessen: in ungezählten andern Fällen wäre eine schnellere und durchgreifendere Arbeitsweise ebenso möglich wie erforderlich gewesen. Wir möchten dringend hoffen, daß die rechtzeitige Erkenntnis der Gefahren die erforderliche Tempoteigerung auf allen Arbeitsgebieten und nicht zuletzt auf dem der innern Verwaltung sicherstellt.

Wir wollen immerhin nicht undankbar sein; wir verkennen nicht das bereits Geleistete. Die verfassungsrechtliche Sicherung der praktisch vollzogenen Parlamentarisierung ist begonnen worden. Die Befreiung des Artikels 11 der Reichsverfassung von einem mittlerweile lächerlich gewordenen Absolutismus soll nicht übersehen werden, und ebensowenig wollen wir leugnen, daß die gröbsten Entartungen des Belagerungszustandes zum mindesten bedroht sind. Aber noch erleben wir täglich Unhaltbarkeiten, noch scheinen die Zensur-Offiziere keine neuen Anweisungen bekommen zu haben, noch gedeiht, zum Beispiel, die unerträgliche Vorzensur für die jedesmalige Bewilligung des Ausfuhrstempels der Zeitschriften. Doch das sind schließlich Lappalien, sind nur Oberflächen-Arabesken des Militarismus, dem der eigentliche und entscheidende Feldzug der Demokratie zu gelten hat. Hoffentlich bewahrheitet sich, daß dem ganzen Entartungskomplex schon in dieser Woche vom Reichstag der Garaus gemacht wird. Das

Militärkabinett, der Kriegsminister, der große Generalstab und die sogenannte Kommandogewalt müssen der Verfassung und der demokratischen Kontrolle unterstellt werden.

Hüte dich, Demokratie! Du wirst bestehen müssen, auch wenn dir nicht gelingen sollte, die Aufgabe, die du dir als die größte selbst gesetzt hast, so zu vollbringen, wie du wohl möchtest: der Welt den Frieden wiederzugeben. Wehre dich gegen den Vorwurf, daß du die Schuld trägst, wenn dir deine Absicht nicht gelingt. Das Erbe, das du übernahmst, war zu faul. Du wirst bestehen müssen, auch wenn zuvor es rings um dich Trümmer hagelt.

Neuorientierung von Olf

Die Deutsche Tageszeitung zitiert die Verwunderung der Vossischen darüber, daß Persönlichkeiten, „denen ein besonderer Anteil an der kleinlichen Verfolgungssucht" des Systems Bethmann zuzuschreiben sei, wieder in wichtige Reichsstellen berufen werden! Also das geht nicht; diese Erinnerung an eine (übrigens sehr scheinbare) Kanzlerkrise geht zu weit. Da beide Blätter kaum die auch damals üblichen Verfolgungen von Pazifisten meinen — wer wurde denn verfolgt: doch wohl Bethmann grade? Und zwar aus den falschen Gründen? Und zwar von diesen Blättern und ihren Freunden? Aber das wechselseitige „Haltet den Dieb!" ist in Deutschland das beliebteste Gesellschaftsspiel geworden.

* * *

„Es wird die Stunde kommen", redete der Abgeordnete Hoff, „da das deutsche Volk die volle Wahrheit erkennen wird — dann wird es am Platze sein, öffentlich zu reden." Warum nicht jetzt, Herr Hoff? Sie redeten doch eben „öffentlich"! Es ist fatal, daß bei uns die Stunden immer kommen werden. Und es war keineswegs vorsichtig, dem deutschen Volke zu sagen, daß ihm nicht die Wahrheit gesagt werde, Herr Hoff. Aber man rechnet wohl darauf, daß es überhaupt nicht zuhört.

* * *

Die Deutsche Tageszeitung erkennt, daß das Räumungsverlangen nicht eine militärische, sondern eine hochpolitische Frage ist. Wenn sie doch, ehe diese ihre Stunde gekommen war, eingesehen hätte, daß es nur-militärische Fragen überhaupt nicht gibt — auch dann nicht, wenn es ihr weniger in den Kram paßt!

* * *

Nach der Zustimmung der Nationalliberalen zum gleichen Wahlrecht erwarten linke Blätter, daß die Freikonservativen „sich

gleichfalls der veränderten Situation anpassen werden". In der Tat, es ist zu erwarten; aber größere Hochachtung schuldet man Politikern, welche die Situation sich — als denen, die sich den Situationen anpassen.

* *
*

Das Blatt des Herrn Georg Bernhard meint, die Abstimmung bei einer Wahl sei nicht in erster Linie von der Personenfrage abhängig. Sie ist es aber sogar von zweien, nämlich von der Person des Wählers und der des Gewählten. Die Personenfrage, wem man eine Sache anvertraut, sollte die nicht wichtig sein? Das Blatt des Herrn Georg Bernhard freilich handelt zwar unverständig, aber nicht unverständlich, wenn es Integritätsfragen — wie es die der Wahl des Herrn Kempner war — von der Abstimmung ausgeschlossen wissen will.

* *
*

Herr Rudolf Rotheit, auch ein Ullstein-Politiker, versichert in der ihm leider täglich geöffneten B.Z., daß Pilsudskis Begnadigung von den Polen zwar nachgesucht worden sei, ihnen aber nur ein Danaergeschenk wäre. Dann möcht' ich wohl wissen, warum diese Polen sich so um diese unerfreuliche Gabe gemüht haben.

* *
*

Friedrich Naumann konstruiert, seit der Begriff ‚Mitteleuropa' so zerschlagen wurde, weiter. Unter anderm trat er für Kempner ein und meinte dabei, daß für die nächste Zeit eine positiv mitschaffende Linke besonders vonnöten sei. Hat denn der Geist, der stets bejaht, bei uns noch nicht genügend Unheil angerichtet?

* *
*

Die Deutsche Zeitung, gebildet, wie sie ist, zitiert mal nicht den Siebenjährigen Krieg, sondern zur Erläuterung der gegenwärtigen Situation die Geschichte Karthagos. Die ist schon ein bißchen lange her, und wenn alle Vergleiche hinken, dann sind die historischen ganz lahm. Auch wird in diesem Zusammenhange nie klar: sind wir dabei die Punier oder die Römer?

* *
*

Die Deutsche Zeitung verspricht, ein Reservoir für Protestationen zu werden und auf die Zeitgeschichte aufzupassen. Wohlan, wir werden auf die zeitgeschichtlichen Protestationen der Deutschen Tageszeitung aufpassen, und aus dem Wechselspiel kann Ernst werden: „Haltet den Dieb!"

* *
*

Die Deutsche Zeitung ist sehr erregt in der Befürchtung, die Namen der Staatssekretäre (Erzberger hat ein Buch über den Völkerbund herausgegeben, das jetzt plakatiert wird) an den Anschlagsäulen prangen zu sehen. Sie fürchtet für die Integrität der Exzellenzen, mit einem Mal. Warum eigentlich? Mehr ist zu fürchten, daß etwa ihre Namen am Pranger der Geschichte angeschlagen werden.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXIV.

Maximilian von Baden

Diese Analyse ist nicht leicht, meine Damen und Herren. Wir haben in unserm Pschologischen Seminar nun schon eine ganze Reihe psychischer Zergliederungen, nicht erfolglos, vorgenommen. Dieser Fall nun ist weder pathologisch noch sonstwie anormal. Er ist durchaus alltäglich in seinen Einzelerscheinungen. Nur ihr Komplex ist schwer zu entwirren.

Der Prinz steht im zweiundfünfzigsten Lebensjahre und hat eine fast dreißigjährige militärische Laufbahn hinter sich. Vom Leutnant im Garde-Kürassier-Regiment kletterte er, zu den Dragonern übergehend, allmählich bis zum Generalleutnant und General der Kavallerie hinauf. In den ersten Wochen des Krieges fand er beim vierzehnten Armeecorps, das den Elsaß schützte, Verwendung, „doch ermöglichten ihm seine anderweiten Pflichten nicht", wie es in einer offiziösen Auslassung heißt, „diesen Posten längere Zeit zu behalten". Vom Kriege selbst hat er also nur ein Zipfelchen erhascht. Er ist passiver, leidender Zuschauer geblieben. In seiner Dienstzeit hat er sich militärisch nirgends hervorgetan. Er war Einer unter den Vielen, denen der Weg nach oben durch keinen blauen Brief verlegt werden konnte. Er mußte einmal als General der Kavallerie und Exzellenz enden. Ihn fesselte mehr als der militärische Drill und das Einerlei des Kasernenhofes die Kameradschaft und der Sport. Das war sein Feld. Darin lebte er sich aus. Im übrigen war er von jeher kein Asket gewesen, sondern verstand wie ein Gentleman zu leben. Die Prüfung seiner materiellen Interessen ergibt also nichts, was irgendwie den Rahmen eines Durchschnittsmenschen überschritte: Prinz, Offizier, Sportsmann. Leben und leben lassen. Schillernde Oberfläche.

Wir kommen zu den geistig-seelischen Interessen. Was wissen wir viel davon? Ehe der Prinz die militärische Laufbahn einschlug, studierte er in Freiburg und Heidelberg Rechts- und

Staatswissenschaften und erwarb sich später auf der Universität Leipzig den juristischen Doktorgrad. Als Offizier liest er, hernach, Bücher wie jeder andre, beschäftigt sich auch mit diesen und jenen Philosophen und vertieft sich in Plato und Kant. Nicht das Leben im Vergänglichen und Wechselnden des sinnlichen Daseins, sondern im Aufstreben zum wahrhaften, zum idealen Sein ist das Gute schlechthin, lehrt Plato. Wir sollen die Seele läutern und von allem Körperlichen befreien, damit wir Gott ähnlich werden. Und übertragen auf die Staatsidee heißt das: die ausschließliche Hingabe des Individuellen ans Allgemeine, ans Staatsleben.

Von Plato zum Christentum. Der Prinz ist religiös. Protestant. Nicht Dogmengläubiger, eifriger Kirchgänger, Beter. Nein, das nicht. In ihm steckt etwas von den echten und rechten Pietisten, den Spener, Anton und Francke. Etwas wie mystisches Christentum, das alles nur fühlend, nicht denkend zu erfassen versucht, das aber über das rein Kontemplative hinausstrebt ins Leben, um sozial zu handeln. Der Prinz hat sich von vorn herein während des Krieges der Fürsorge für die deutschen Kriegsgefangenen in Feindesland gewidmet. Das war gewissermaßen das Ventil, durch das sein Drang, zu raten und zu helfen, wo alles kämpfte und litt, draußen und drinnen, sich Luft machte. Tatkräftig griff er durch, reiste häufig nach Stockholm und in die Schweiz und erreichte auch, daß das Los der deutschen Gefangenen in Rußland sich besserte, und daß deutsche Internierte aus Frankreich in der Schweiz untergebracht wurden. Wenn, nach dem jedesmaligen Abschluß der Austauschverhandlungen, die deutschen Gefangenen die Grenze in Konstanz überschritten, war er fast stets zugegen, um ihnen persönlich den Willkommensgruß zu entbieten. Angewandtes Christentum. Auch Kant lehrt in seiner kleinen Schrift: ‚Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft' eigentlich nichts andres. Ihm ist Religion die Anerkennung aller unsrer Pflichten als göttlicher Gebote.

Eine politisch-ethisch-religiöse Beichte hat der Prinz in seiner großen Ansprache am vierzehnten Dezember 1917 abgelegt, als er (von neuem) das Präsidium der Ersten Badischen Kammer übernahm. Er untersucht die moralischen Grundlagen des Krieges und findet starke, männliche Worte. Obwohl er dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht abstreitet, als Weltenrichter aufzutreten und im Namen der Menschlichkeit zu kämpfen, gesteht er doch, klaren Blickes: „Täuschen wir uns darüber nicht: das amerikanische Volk glaubt wirklich, der Krieg müsse weitergehen, um alle die großen (Völker-) Ideale sicherzustellen. Denn das ist eine tragische Tatsache dieses Weltkrieges, daß für die breite amerikanische Oeffentlichkeit Europa historisch, psychologisch und politisch ein unentdeckter Erdteil ist." Dann geht er, nachdem er „die demokratische Parole im Munde

der Westmächte als ungeheure Lüge" bezeichnet hat, mit den Deutschen selbst ins Gericht. Und er spricht, Beyle zitierend, von dem Moratorium der Bergpredigt, fordert noch während des Krieges eine Abkehr von der Kriegsverrohung und sagt: „Auch im Kriege ist die Feindesliebe das Zeichen Derer, die Deutschland die Treue halten." Soll, so schließt er, die Welt sich mit der Größe unsrer Macht versöhnen, so muß sie fühlen, daß hinter unsrer Kraft ein Weltgewissen steht.

Diese Rede, in der das Ethische alles Andre bedeckt, erregt in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Auch das Ausland horcht auf. Der Kaiser telegraphiert dem Redner und nennt seine Rede eine Tat. Prinz Alexander von Hohenlohe, sein Vetter, der Pazifist, schreibt ihm begeistert zustimmend einen Brief aus der Schweiz. Max ist überrascht. Der laute Beifall der linken Presse ist ihm peinlich. Die Frankfurter Zeitung soll mich in Ruhe lassen. Und gar erst die Pazifisten. Ich bin kein Ideologe. Und er setzt sich hin und schreibt in der ersten Erregung über das ihm unangenehme Echo dem Prinzen Alexander einen längern Brief: „Ein Wort sachlicher Vernunft, ernst gemeinten praktischen Christentums und nicht sentimentalen Menschheitsgewissens können sie (die Blätter der Linken) in ihrer suggerierten Verrücktheit einfach nicht mehr au pied de la lettre nehmen, sondern müssen es erst durch den Dreck und Schlamm ihrer entstellenden Torheit hindurchziehen, um es sich ihrer niedern Gesinnung anzupassen." Der Hofmann, der Blaublütige spricht daraus, der sein Christentum für sich haben will, der durch die Zustimmung Derer vom andern Ufer sich kompromittiert, sich geniert fühlt und den Beifall, erschauernd, kräftig abschüttelt. Er fügt, gleichsam übertreibend, damit die Andern sich ja nicht einbilden, er gehöre zu ihnen, zu den Demokraten mit den Schlapphüten, den Vorhemdchen und den schmutzigen Fingernägeln — er fügt hinzu: „Auch ich wünsche natürlich eine möglichste Ausnutzung unsrer Erfolge und im Gegensatz zu der sogenannten Friedensresolution, die ein scheußliches Kind der Angst und der berliner Hundstage ist, wünsche ich möglichst große Vergütungen in irgendwelcher Form, damit wir nach dem Kriege nicht zu arm werden." Dieser Brief eines Schlechtgelaunten, der sich der Geständnisse seiner Seele schämt, ist privat geschrieben, und lange erfährt die Oeffentlichkeit nichts von ihm.

Der Prinz, der einige Wochen von jedermann genannt wurde, tritt wieder in den Hintergrund des Schweigens. Er lebt sich und seinen Gedanken und lauscht, nicht so selten, den Worten Doktor Johannes Müllers, der auf ihn einen großen Einfluß ausgeübt hat: Johannes Müller, ein „Stiller im Lande", der im Winter, Vorträge haltend, durchs Reich reist, und im Sommer zu Emmau bei Partenkirchen ein Seelen-Sanatorium leitet. Hier kommen seelenmüde, suchende Menschen

hin, die wie in einer Pension leben und abends von ihm geistig aufgefrischt werden. Müller ist kein Schablonen-Theologe. Er ringt mit seinem Gott. Er läßt, wenn er spricht oder für seine durchs ganze Reich verstreute Gemeinde in den ‚Grünen Blättern' schreibt, gewissermaßen das Senkblei in die Seele tauchen, tief und tiefer und fühlt nur, aufhorchend, heraus, was da unten, unberührt vom Materiellen, lagert. In ein Filigrangewebe feinster gedanklicher Empfindungen spinnt er den Zuhörer allmählich ein, und nur, wer mit starkem kritischen Verstande gewappnet ist, vermag der säuselnd sanften Melodie seiner Ethik zu widerstehen, die oft, wenn sie sich aus den Höhen seelischer Offenbarungen ins Flachland des praktischen Lebens begibt, unklar, verworren und einfältig wird. Immerhin: niemand geht unbeschenkt. Jedem hat er etwas zu sagen. Auch der Prinz ging, mehr als einmal, reich bedacht und nachdenklich gestimmt von ihm.

Am zweiundzwanzigsten August 1918 hält Prinz Max in der gemeinsamen Sitzung beider Kammern der badischen Landstände zur Jahrhundertfeier der Verfassung eine neue Ansprache. Diesmal etwas formeller. Aber das Ethische dringt auch jetzt durch. Die Gefahr moralischer Volkskrankheiten bedroht auch uns, sagt er; aber sie kann beschworen werden, wenn die geistigen Führer sich ihrer Aufgabe bewußt bleiben, in Platos Sinn Wächter und Aerzte der Volksseele zu sein. Und er bekennt sich zu dem Glauben an eine Liga der Nationen.

Wir haben nun noch das Milieu zu prüfen, in dem er herangewachsen ist. Vieles ward schon vorweggenommen. Sein Vater war Prinz Wilhelm von Baden, der ältere der beiden Brüder des Großherzogs Friedrichs des Ersten. Seine Mutter, Prinzessin Marie, führte ihre Ahnenreihe bis auf die Napoleons zurück. Sie war eine geborene Herzogin von Leuchtenberg und eine Enkeltochter des Eugen Beauharnais, der der Stiefsohn Napoleons des Ersten und Vizekönig von Italien war. Verheiratet ist Prinz Max mit der Prinzessin Marie von Cumberland, der ältesten Schwester des Herzogs Ernst August zu Braunschweig. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen strahlen also nach allen Seiten aus. An der Aussöhnung der Hohenzollern mit den Welfen hatte er nicht geringes Verdienst. Von hier aus, von seinen internationalen Verbindungen, aber auch von seiner Freundschaft mit dem Sozialdemokraten Ludwig Frank her gewinnen wir ein neues Moment für seinen humanitären Kosmopolitismus, der sich über den engen Nationalismus erhebt zum Allgemein-Menschlichen.

Als Graf Hertling sich im Oktober entschloß, gedrängt durch die Parteien, von seinem Amte zurückzutreten, um der neuen Zeit Platz zu machen, nannte Herr von Berg, der Chef des kaiserlichen Zivilkabinetts, den Parteiführern den Namen des Prinzen Max. Herr Fehrenbach, der Reichstagspräsident, hatte abge-

lehnt, und Herr von Payer, der Vizekanzler, zeigte sich gleichfalls wenig geneigt. Der Prinz kam, sah, siegte. Ihm ging der beste Ruf voraus. Im Frühling, erzählte man, hatte er im Hauptquartier dringend gewarnt, die Offensive zu unternehmen. Aber seinen Worten war nicht Gehör geschenkt worden. Der Prinz verhandelte mit den Fraktionsführern und wurde bald einig mit ihnen. Ueber Nacht brach sich das parlamentarische System Bahn. Fortschrittler, Zentrumsleute und Sozialdemokraten wurden als Staats- und Unterstaatssekretäre ins Kabinett berufen. Die Konservativen, die mit von der Partie sein wollten, lud er freundlichst aus. Und das Erste, was er, auf Ersuchen der Obersten Heeresleitung, tat, war, daß er an Wilson die Bitte um Waffenstillstand und Friedensverhandlungen richtet. Seine offene und klare Antrittsrede im Reichstag, die mit deutlichen Worten die neue Zeit ankündigte, gefiel allgemein. Nur die Konservativen waren über diesen prinzlichen Führer der Volksregierung entsetzt.

Und dann wurde — mit einem Mal — jener unglückselige Brief an den Prinzen von Hohenlohe durch irgendeine Indiskretion der pariser Presse bekannt. Krisenstimmung. Der Prinz gab loyale Erklärungen ab. Die Parteien berieten und gingen über das Menschlich-Allzumenschliche verzeihend hinweg. Selbst die Sozialdemokratie. Denn Größeres stand auf dem Spiel: der Frieden.

Ein Politiker von großem Ausmaß? Das muß sich erst noch erweisen. Aber wenigstens keiner der alten bismärckischen Schule (was die Einzelnen, je nach Fähigkeiten so darunter verstanden). Die Zeit der diplomatischen Tricks, des Gegeneinander-Ausspielens ist endgültig vorbei. Deutschland ist durch diese Art von Politik in die Weltkatastrophe hineingetaumelt. Der Prinz scheint es nunmehr mit offenster Ehrlichkeit zu versuchen, auf das „Weltgewissen“ vertrauend. Wird er recht behalten?

Das wilde Steckenpferd von Walter Heinrich

Mag jeder seinen hölzernen Rosinante tummeln, wo und soviel es ihm behagt. Sobald er aber sein Steckenpferd in schlankem Galopp auf fremde Salatfelder springen läßt, sollte man ihm den Gaul zwischen den Beinen erschießen. Jedenfalls dürfte sich kein Mensch solche Extratouren gefallen lassen.

Man sollte das neuste Meisterstück des Herrn Adolf Bartels nicht unterschätzen. Man sollte es auf die mögliche Wirkung prüfen. Wir kennen ja seine glückliche Begabung: die ungemein feine Witterung für Koscheres. Er vermag einem bloßen Namen, einem Vers, einem Buchtitel das palaestinensische Air anzuriechen. Er führt ein erbarmungsloses Messer: o — und tut der deutschen Literaturgeschichte das, was er so verpönt am

Menschenleib. Er erlaubt sich dafür andernorts staunenswerte Entdeckungen. Nun ja: wir kennen ihn; wer nimmt ihn ernst? Der Kavalleristen auf den Pferdchen ohne Bein, doch mit langem Stock ist eine Armee. Aber Adolf Bartels hat diesmal vergessen, auf der Straße zu bleiben, die seiner Art jenes Schild zuweist: Reitweg. Seinem Gaul muß etwas hinter den Schwanz gefahren sein; plötzlich rast das Vieh auf dem belebten Bürgersteig, wo kreisendes Gewimmel ahnungslosen Volkes sich ergeht. Man hört gellende Schreie nach dem Ordnungsmann: Polizei! Polizei!

Ehe die 6000 vollendet war, konnte sich Reclam junior den Scherz nicht verkneifen, als Nummer 5997—5999 Adolf Bartels eine sogenannte ‚Weltliteratur' schreiben zu lassen, mit dem Untertitel: ‚Eine Uebersicht, zugleich ein Führer durch Reclams Universal-Bibliothek, Erster Teil: Deutsche Dichtung.' Vae sequbentius! —

Warum sollte man etwas dagegen haben, daß Reclam endlich eine deutsche Literaturgeschichte unter die kleinen Bändchen aufnimmt? Sei es auch, daß sie eine Verbeugung vor den Geschwistern macht und dadurch an gradem, natürlichem Aussehen etwas einbüßt. Man könnte alles Mögliche von diesem Unternehmen erwarten. Eine zuverlässige Empfehlung guter und billiger Literatur, ein anregender Führer für breitere Massen wäre nicht zu verachten. Ihr Plan war nicht übel, Herr Reclam junior, ihr Griff desto verfehlter. Sie ließen in Ihrer Universal-Bibliothek das liebliche ‚Dichterlexikon' von Brümmer erscheinen. Mir schwant: Nummer 5997—99 ist ein Kommentar dazu.

Um jenen Bückling vor der Universal-Bibliothek in vollendeter Rasse zustande zu bringen, krümmte sich Adolf Bartels zu solch grotesker Gestalt — die noch barocker ausfiel, da die Verbeugung gleichzeitig einer andern Seite zugedacht war —, daß man ratlos vor dieser Gebärde steht und vorn von hinten, oben von unten nicht mehr zu unterscheiden imstande ist. Um nur alle Autoren und Autörchen, Dichter mit und ohne Gänsefüßchen des Reclam-Verlages in bewußten ‚Führer' zu pressen, wurstelte Bartels ein Ragout zusammen, darin Nudeln neben Schlagsahne, Kohlrabi neben Mohrenköpfen schwimmen. Ach, liebe Brüder, hört die freudige Kunde: ein Zehntes Kapitel ‚Die deutsche Dichtung um 1900' (Länge 107 Seiten) weiß von 615 Dichtern und ihren Werken zu sagen, die würdig sind, dem deutschen Volk empfohlen zu werden. Es ist möglich, daß ich mich in dem Freudenrausch verzählt habe; es wäre, weiß Gott, kein Wunder, da einem manche Seite oft an die 15 Namen entgegenjubelt. Ich habs ja immer gewußt, daß jeder dritte Deutsche ein Dichter ist: aber gleich 615, die man so ins Volk werfen kann: glückseliges, reiches Deutschland!

Was und für wen glaubte Bartels nur zu schreiben? Der „populäre" (auf deutsch: schludrige, seichte, quartanerhafte) Zuschnitt verrät einen guten Plan: es sollte etwas Populäres, ohne

Gänsefüßchen, werden. Wie man sich die Wirkung vorstellte, vermag ich nicht zu erraten. Ob ein armes ungeleitetes Menschenkind auf seinen bloßen Instinkt sich verläßt und die Wahl eines Buches von dem zufälligen Blick auf irgendeine Stelle seines Innern abhängig macht oder sich weiter von Verkäufern etwas anschmieren läßt oder des Herrn Bartels ‚Führer' zur Hand nimmt, der ihm fast durchweg eine stramme Liste von Namen und Titeln serviert: das ist gehupft wie gesprungen.

Genug, daß eine suchende Menge an der Nase herumgeführt wird. Daß aber bei erwähnter Bücklingsprozedur nach rechts und links jede Haltung verloren geht und nicht nur Wirkungslosigkeit des Machwerks, sondern gradezu schädlicher Effekt zu erwarten steht: das muß jedes Messer wetzen. Es ist ein merkwürdiges Gebahren, wie hier Wertmaßstäbe gehandhabt werden. Beinah scheint es, als sollten alle kritischen, urteilenden Elemente ausgeschaltet werden. Aber es gibt doch gewisse Nuancen, durch die der „Größe" zuteil wird, was ihr gebührt: etwa fetter Druck. Diese Zensur der lobenden Anerkennung und strahlenden Apotheose wird von ‚Dichtern um 1900' zuteil: Wolzogen, Sudermann, Fulda, Margarete von Bülow, Wassermann, Kellermann, Frenssen, Emil Strauß, Müller-Guttenbrunn, Bartsch, Zahn, Federer, Paul Ernst, Otto Erler. Hm: warum nicht Adolf Bartels? Der darf nur in Sperrdruck erscheinen als mindere Größe, etwa wie ein gewisser Frank Wedekind („eine sensationelle Erscheinung . . . man hat bei ihm gradezu von Clown-Poesie geredet . . . alles in allem eine seltsame Welt, die gesund empfindende Menschen abstößt") oder ein Peter Hille („eine merkwürdige Erscheinung") oder Mombert („eine seltsame Erscheinung") oder Else Lasker-Schüler, die da „bis an die Grenze des Erlaubten gegangen". Oder wie Herren, von denen die Seite 380 verkündet: „Zum Expressionismus führen Theodor Däubler . . . und Leo Sternberg . . . Die Jungverstorbenen des Expressionismus sind Ernst Stadler . . . und Georg Heym . . . Franz Werfel und Johannes R. Becher sind die expressionistischen Hoffnungen des Tages." Auf derselben Zeile heißt es im gleichen Atem weiter: „In der Kriegszeit sind die Arbeiterdichter Alfons Petzold, Karl Bröger, Heinrich Lersch und Max Barthel bekannt geworden." Kennen Sie noch russischen Salat? Nein? Nun ja, es ist schon lange her. Doch hier haben Sie Ersatz.

Noch bemerkenswerter ist das Buch um der Namen willen, die durch Abwesenheit glänzen. Karl Kraus? Ich habe lange gesucht. Vielleicht habe ich ihn bloß nicht gefunden. Vielleicht war er nicht einmal so gesperrt gedruckt wie ein gewisser Adolf Bartels, von dem es auf Seite 143 heißt: „Vertrat das hohe Geschichtsdrama . . . mit seiner dramatischen Trilogie ‚Martin Luther', die als das beste deutsche Lutherdrama anerkannt ist."

Wer Lust hat, sich über zurückliegende Literaturperioden zu unterrichten, findet, zum Beispiel, folgenden Erguß: „Man darf

sie (die Romantik) nicht zu eng fassen, sie nicht als zum Mittelalter neigende Reaktion und ebensowenig als haltlose Stimmungsjagd oder geistreiches Spiel schwankender moderner Geister sehen — das ist die falsche Romantik. Die echte wurzelt durchaus im deutschen Volkstum und nicht in deutscher Seele." Daher man denn auch solche Romantiker bei Bartels trifft wie: Ernst Moritz Arndt, Schenkendorf, Körner. Dieses Schema fortsetzen, hieße den Neuromantiker Max Bewer und ähnliche Geister entdecken.

Ferner vernimmt man: „Jedenfalls hat sich das beste Deutschtum niemals voller ausgelebt als damals zwischen 1815 und 1840, wo man durch die Befreiungskriege aus dem alten Banne eines falschen Humanismus glücklich heraus und in den neuen einer ebenso falschen Internationale noch nicht hineingeraten war." Nun ja: es soll Leute geben, die . . .

Es ist nicht nur ein Irrtum, ein kleines Versehen, das man übersehen könnte, das diese ‚Weltliteratur' in Reclams Universal-Bibliothek Eingang finden ließ. Es ist eine nicht zu unterschätzende Gefahr, daß dieser Schmöker einer ahnungslosen breiten Menge in die Hände fällt, die an ihm in die Irre läuft und von den Gütern unsrer Literatur, der Gegenwart besonders, das armselige Gemüse vorgeschüttet bekommt, das einem Steckenpferd herrliche Atzung scheint. Wäre der Plan nicht zu offensichtlich, wäre es nicht Reclam — man würde stillschweigend zur Tagesordnung übergehen. So muß man das Einfangen und Bändigen des ausgebrochenen Rosinante von Steckenbein fordern. Wir haben andres zu erwarten. Grade heut.

Das innerliche Deutschland

von Herbert Ihering

Wir reisen zu dem Ziele, mit dem erregten Glücksgefühl des Schreitenden, des von aller Enge Gelösten, diese Erde, vor allem unser deutsches Land in geistigen Besitz zu verwandeln, in eine innerliche Heimat voll Reichtum und weitem Raum." Diesen Satz, der in dem Reisebilde ‚An der Saale' steht, könnte Wilhelm von Scholz vor seine beiden Wanderbücher: ‚Reise und Einkehr', ‚Städte und Schlösser' (erschienen bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha) als Motto setzen.

Wilhelm von Scholz sieht Berge, Ebenen, Städte, Häuser, Fluß und Meer und erlebt sie als Wunder des Raumes, des Lichts, des Beharrens und Fließens. Indem er die äußere Gestalt der Dinge erblickt, spürt er ihre innere Tendenz, ihren metaphysischen Willen. Alles Sichtbare ist nur Beweis für das Unsichtbare. Und die umgrenzte Leere eines Dom-Innern ist Gott.

Es gibt für Scholz keine Einzelheiten, nur Zusammenhänge. Die Dinge leben von ihren Beziehungen zu einander. Stadt

und Haus, Innen und Außen stehn in schöpferischer Wechselwirkung. Wilhelm von Scholz erlebt die Welt dort, wo sich die atmosphärischen Kreise von Mensch und Raum, von Natur und Kunst schneiden. Er behorcht die Vergangenheit als zeugende Kraft und die Gegenwart als rückwirkende und vorwärtsstoßende Energie. Deutsche Schlösser führen ein doppeltes Leben: in der Gefühlswelt der Fürsten und Baumeister und in der Anschauungswelt des Wanderers. Kirchen erstehn als Schöpfungen des Künstlers und der Inbrunst, die über diesem als religiöse Zeitatmosphäre stand und sich jetzt in den Betrachter gesenkt hat. Scholz liest aus dunkelnden Wäldern, ziehenden Flüssen, wachsenden Bergen, aus architektonischen Formen und Stadtbildern nicht nur die Sprache der Natur und der Bauten ab. Er hört auch ihren Dialekt. Aus heimlichen Nuancen erschließt sich verborgener Sinn. Und das Ganze beweist sich an seinen Teilen.

Diese Bücher sind Bücher des innerlichen Deutschland. Die in sich ruhende Stille der deutschen Landschaft, der deutschen Kunst, des deutschen Geistes ist seelischer Besitz geworden. Andacht und Hingebung ist schöpferisch, und mystische Einsenkung wird bildend und formend. Sinnliches und geistiges Erleben haben sich vor großen Gegenständen rein verbunden, und der Schmerz über einen persönlichen Verlust gibt dem zweiten Bande gedämpftes Licht. In der mattglänzenden atmosphärischen Schicht, die diese ‚Städte und Schlösser' ausstrahlen, leuchtet etwas vom deutschen Schicksal auf.

Dieser Hauch einer tragischen Bestimmung verliert sich, wenn die Gegenwart ausgesprochen wird. Denn auch darin bleibt dieses Buch deutsch: wie es sicher vor dem Fernen ist, wird es unsicher vor dem Nahen. Es findet sich, wenn es in die Tiefe geht, es verliert sich, wenn es das Selbstverständliche sehn muß. Mit allen Anschauungsformen des deutschen Geistes vertraut, hat es den erkenntniskritischen, mystischen, symbolischen Blick und den gegenständlichen nur in Verbindung mit dem metaphysischen. Scholz ist auf Erhabenheit angewiesen, um nicht billig zu werden. Wie der Deutsche oft, wird er banal, wenn er nicht schwerfällig sein kann. Darum ist das Einfache, das Nurwirkliche, das Nursichtbare, das Aktuelle in diesem Buche unpersönlich, das Bedeutungsvolle, Schwere, Uebersinnliche persönlich geschrieben. Das Naheliegende hat seine Beziehung zum innerlichen Deutschland nicht gefunden. Der Deutsche hat gewichtige geistige Waffen nötig, um sich selbst aus dem Bürgerlichen zu befrein. Nur im Panzerrock einer Philosophie oder im Feierkleide einer schwärmerischen Verzückung wagt er über die Dinge und das Stoffliche hinwegzusteigen. Das Reich des innerlichen Deutschland wird erst dann in seiner ganzen Freiheit angebrochen sein, wenn auch die nächsten Dinge die Persönlichkeit sinnlich und geistig erhöhn.

Rausch von Alfred Polgar

„Rausch" von Strindberg: eine Moralität, ein Theaterstück, eine Dichtung. Aber vor allem eine Moralität. Maurice, der ruhmbegehrende Schriftsteller, und Henriette, die lebenbegehrende junge Dame, werden sündig. Er verläßt seine sorgliche, strümpfestopfende, brutwarme Freundin und das Kindchen, sie ihren braven, guten, sanften Freund. Indem sie aber also, miteinander, „sündig" werden, haben sie sich gleichsam auf einen Hebel gesetzt, der alle Schleusen des Mißgeschickes öffnet. Nun strömt es schwarz auf sie herab. Das Kindchen stirbt. Maurice wird verdächtigt, es ermordet zu haben. Verfolgung, Erniedrigung, Mißhandlung, mutuelle und Selbst-Zerfleischung. Nachdem so Beide vom Schicksal ziemlich platt gewalzt und weich geklopft sind, können — dies der trostvoll-resignierte Ausblick des Schlusses — neue Menschen aus ihnen geformt werden. Es gibt viel Schuld in diesem Drama und keine eigentlich Schuldigen. Gott wird vor den Richterstuhl der Menschheit zitiert: er wendet Inkompetenz ein, und so kommt es nicht zum Urteil. Schicksalsprügel sind der Fluch der bösen Tat, die böse Tat wieder ist der Fluch der Schwäche, die Schwäche selbst mystisch bedingt in dunklen Gesetzen der Menschenart, und ihr Braucher und Mißbraucher: die Frau. Mann, deine Schwachheit heißt Weib!

Ja, den Schlimmen geht es schlimm bei Strindberg. Aber geht es den Guten gut? Weiß Gott, nein! Die arme, barchentene Jane zum Beispiel, der die seidige Henriette den Freund wegnimmt, der das Kindchen jählings stirbt — was für eine Wurzen ist sie! Daß uns ob ihrer Bravheit eine Zähre der Rührung quillt: ist das Kompensation für so viel Kümmernis? Bleibt die Hoffnung, daß die himmlische Gerechtigkeit prämiieren werde, was in Erdenluft unausgezeichnet hinschwand. Aber der Himmel ist so weit von der Erde, daß ihm aus seiner Optik am Ende gar die Ausstrahlungen der Menschentugenden und die der Menschenlaster um keine meßbare Nuance verschieden scheinen; und daß er, wie die Mathematiker sagen, diese unmeßbar kleine Differenz „vernachlässigt". Deshalb verläßt sich der Moralist Strindberg auch garnicht auf die himmlische Zentralstelle, sondern nimmt an, daß sie eigene Filialen im Erdendunst etabliert hat, die das Straf- und Rächeramt üben. (Das Belohnungsamt, wie gesagt, leider nicht.) Der bösen Tat folgen: Leibes- und Seelenqualen, Geldnot, Zerwürfnisse, gesellschaftliche Aechtung, Polizeibedrängnis. Eine himmlische Hand teilt irdische Ohrfeigen aus, bei deren Klatschen den Getroffenen Hören und Sehen und die Lust am Weibe vergeht. Strafende und pädagogische Absichtlichkeit des scheinbar zufälligen Geschehens: das ist des Dichters bis zum Aberglauben erhitzter Glaube.

Sehr schön, wie er, hier im ‚Rausch‘, aus alltäglichem Stoff Menschenschicksal formt, hoch hinauf in Wetterwolken. Weniger zwingend, wie dieses Schicksal wieder abgetragen wird und sein Subjekt mit einem blauen moralischen Aug' davonkommt. Nüchternheit der Vorgänge ist verschwistert mit gespenstischer Bedeutsamkeit. Und allenthalben geistert es von einer Art Mystik der profanen Tatsachen. Majestätisch steht das Schicksal da, mit erhobenem Bakel. Der Griff zeigt Kreuzesform. Es ist, als ob sich der Dichter vor der Trostlosigkeit und Unbegreiflichkeit des Lebens in einen Rausch ethischer Zuversichten gestürzt hätte. Und in diesem Rausch predigt er Enthaltsamkeit. Eine aggressive Schwermut grollt. Wie Wolke, aus der der Wahnsinn wetterleuchtet, lastet es über manchen Szenen. Der sie schrieb, war ein an sein Ich Gekreuzigter. Rufte: „Herr, hast du mich verlassen?“, litt, dürstete. Und ward von Herrn Emil Schering „eingedeutscht“.

Die wiener Aufführung (Regie Bernau): ein Stück redlicher, vernünftiger Bühnenarbeit. Durchaus mit Mitteln des konventionellen Theaters. Genialisches, Besonderes, Erstmaliges blieb fern. Boulevard-Komödie und Ibsen-Zeremoniell flossen ineinander. Das Theaterstück, das in der Dichtung steckt, kam kräftig heraus. Die Dichtung, die in dem Theaterstück steckt, blieb zum großen Teil unerlöst. Um diese Strindbergsche beispielmäßige, wie silhouettierte Welt liegt ein Schleier von Unwirklichkeit. Gleichsam: Symbol-Dämmerung bricht herein über Menschen und Dinge. (Im expressionistischen Drama herrscht bereits tiefe Symbol-Nacht.) Sinkt dieser Schleier, so bekommt die Komödie eine Art roher, fast komischer Nacktheit (und die verträgt ihr schiefer Wuchs nicht). Im Deutschen Volkstheater flatterten nur Fetzchen von Stimmungs-Gaze. Alles war gleich stark belichtet: das zartere Spiel der Schatten und Reflexe, das schärfere Sich-Ueberschneiden von Helligkeiten und Finsternissen fehlte. Es fehlten auch die Schauspieler, deren Innerlichkeit Leuchtkraft genug hätte, um der feuerwerkenden Deklamation entbehren zu können. Wie Frau Carlsen und Herr Aslan ihre Szenen spielten, so spielt man Bernstein und Bataille, nicht Strindberg. Sie mimten extensiv. Aber aufs Intensive käm' es an. Frau Carlsen ist eine herrliche Schauspielerin für klare, tüchtige, feste, heitere, kluge Frauen. Was hat sie mit Astarten zu schaffen! An ihrem glashellen Wesen haftet der Strindberg-Dialog nicht. Von Herrn Aslan gingen Kälteschauer. Je voller er den Mund mit Seele nahm, desto leerer klang es. Sein Trommeln, Trompeten und weiches Flöteblasen: zu viel Musik für den schlichten Text der Komödie. Sehr still, zart, schattenhaft der Adolphe des Herrn Edthofer. Den Abbé spielte Herr Götz außerordentlich fein, über der Situation, mondschein-mild und -weich.

Theaterkurssturz

Ein ähnlicher Kurzsturz wie an der Börse ist beim Theater eingetreten. Hervorgerufen hat ihn die Kriegslage, plötzlich verschärft die Grippe. Wie die Leute vier Jahre lang die Theater überfüllt haben, so meiden sie sie zur Zeit. Sie wollen kein Geld dafür ausgeben, daß ihr Nachbar seine Bazillen in ihr Profil niest; und wer bereits seinen Teil an der Epidemie dahin oder keine Furcht hat, ist doch der Meinung, daß er sich in die Trübsal unsrer Läufte auch zuhause, und billiger, versenken kann. Uebrig geblieben sind wir Kritiker, die wir nicht zahlen, selbst für reelle Seuchen zu abgebrüht sind und uns grade jetzt gern zu Rudeln zusammenballen, um unsre gewerbsmäßige Miesmacherei einmal an größern Gegenständen zu üben. Den Theaterleitungen scheint das die rechte Gelegenheit, sich an dem Erbfeind blutig zu rächen. Künstlerische Ereignisse gehen auf uns nieder, die den vollen Wert einer ausgewachsenen Grippe haben. Schwere Mattigkeit stellt sich ein, kalter Angstschweiß bricht aus, die Zähne schlagen auf einander, aber sie haben nicht mehr die Kraft, nach Gebühr zuzubeißen. Etwa in den Halswirbel von ‚Alt-Nürnberg', einer saftlosen literarhistorischen Spielerei, die das Kleine Theater sogar veröden würde, wenn es statt seiner vierhundert Plätze vierzig hätte und Gesundheitsstand wie Gemütsstimmung der Bevölkerung günstiger wäre. Von dem Germanisten Altman schleppt man sich zu dem Germanisten Reinhard Bruck, bei dem das flämische Spiel von ‚Lanzelot und Sanderein' zusammen mit seinesgleichen vielleicht die beruhigende Wirkung einer kühlen Kompresse hätte. Aber welcher Teufel muß den Mann reiten, unser schleichendes Fieber durch die Dichtung ‚Isanthe' von Victor Hardung in die afrikanische Schlafkrankheit zu verwandeln! Wehrlos lasse ich mich ins ‚Hotel Stadt Lemberg' schaffen. Dort träume ich, daß bei Kriegsschluß dieselbe Sorte von Kriegsdramatik auflebt wie bei Kriegsbeginn, nur mit umgedrehtem Vorzeichen. Dazumal hieß es: Immer feste druff! und in bengalischem Licht erstrahlte die Schönheit des Krieges, die Größe der Zeit. Heute heißt es: Du sollst nicht töten! und diese Predigt post festum ist ebenso überzeugend wie die rückwärtsgekehrten Prophezeiungen der gewissen Hohenzollern-Dramen, für die das Museum der deutschen Vergangenheit einen eigenen Glasschrank stiften wird. Der Beherrscher des Traums ist Herr Eugen Robert, den man gegen mich zu verteidigen pflegt. Mit Erfolg, solange er Militärdienst tut. Dann hat, unter einem Stellvertreter, das Residenz-Theater einmal im Jahr eine namenswürdige Vorstellung. Aber manchmal beurlauben sie ihn für den Musendienst; und dann wird aus landsmännischen Gefühlen Ludwig Biro gespielt. Dann werden drei, vier Mimen von steifen Statisten umgeben, die dicke Sprechrollen aufsagen müssen. Dann entwickelt der Thespis sich zum Talma. Und da er in seiner Hauptmanns-Rolle, wie sichs für einen Chef gehört, Generals-Uniform trägt und die Breite seiner Länge, das Gesicht eines Mopses, das Organ eines Haremswächters, die Konfession eines Synagogendieners und den Akzent des Zigeunerbarons hat, so . . . Weckt mich aus diesem entsetzlichen Traum! Schließt alle Theater! Verjagt die Grippe! Macht Frieden!

Südliche Nacht von Peter Panter

Ernste, milde, träumerische — unergründlich süße Nacht!" . . .
Die rumänischen Hähne sind eine ganz blödsinnige Gesellschaft. Was ein ordentlicher Hahn ist, so kräht derselbe morgens um Fünf seine Hennen aus dem Bett und geht dann an sein Tagewerk. Diese Tiere hier gehen vor. Abends um zehn Uhr krähen sie, und die ganze Nacht krähen sie, und dabei krächzen sie so unangenehm und kreischen; keine Spur jenes ehrlichen deutschen „Kikeriki". Dann sind da die Hunde. Heute nacht ist Vollmond. Wie ein wildes Geläute geht es über das Land, hunderte und hunderte blaffender Kehlen und unermüdlich rufender Wauwaus. Dann sind da die Heimchen. Kennst Du Heimchen? Gott allein weiß, wozu diese Tiere, die ihr freundliches Diminutiv wirklich nicht verdient haben, auf der Welt sind: sie sitzen in Mauerritzen und schaben sich mit den Hinterbeinen einen lieblichen Gesang ab, ratsch-ratsch-ratsch machen sie, und wenn sie vierzigtausendmal ratsch gemacht haben, ist der Morgen da. Dann sind da die Katzen. Der Wind rauscht in den Akazien. Ein Fensterladen klappert. „. . . unergründlich süße Nacht!"

Es ist schwül und heiß. Ich kann nicht schlafen. Allerhand geht mir durch den Kopf. Gedachtes, Gelebtes und Geliebtes. Ich bin fern. Was machen sie zu Hause, in der lieben Brotkartenheimat? Sie organisieren. Ach, sie sollten lieber nicht so viel organisieren! Wir werden das niemals begreifen, daß nicht alles auf der Welt geregelt sein kann, daß es auch gar nicht nötig ist, daß allgemeine Richtlinien vollauf genügen, und daß alles Uebrige sich durch den gesunden Menschenverstand und durch einen gewissen natürlichen Ausgleich allein regeln muß.

Puch—kchch — rrrums! Draußen kollern die Katzen. Ein eigentümliches Familienleben. Zwei Kater haben sich offenbar überfallen, sie pusten und maunzen und schnauben. Dann schreit einer, bäää — wie ein kleines, unartiges Kind. Etwas fegt um die Ecke. Dann ists still. Gott segne auch diese Liebe.

Was hat unsre Ueberorganisation schon alles angerichtet! „Der Organisator will für alle", sagt die Huch in einem ihrer schönen Lutherbriefe. Gewiß, und es ist ja so schön, selbst zu wollen, immer zu wollen, einzuteilen, anzuordnen, und die Andern wie leblose Faktoren in seine Rechnung einzusetzen. Sich einsetzen zu lassen, ist weniger heiter. Und es ist noch schöner, ein Bureau zu haben und ein Journal und Angestellte, und es ist am allerschönsten, Verfügungen zu treffen, jene berühmten und berüchtigten Verfügungen, die ja letzten Endes doch nicht Das erfassen, worauf es eigentlich ankommt. Und unter der Ueberorganisation regt sich heimlich und leise das wahre Leben, geheimnisvoll und versteckt, und schlägt die Augen auf. Mit Polypenarmen wirkt drunten der Schieber und tut, was er will. Der Herr oben will und mags nicht sehen.

Tausend Heimchen sägen durch die Nacht. Warum heißt es ‚Das Heimchen am Herd‘, wenn sie hier in der freien Natur ihren Spektakel machen dürfen? Ist das schön? Nein, das ist gar nicht schön. Und heiß ists —

Da haben sie jetzt zu Hause den Kriegsgewinnler vor. Aber dem wirds gegeben! Hei! Da kann sich die beißende Satire und der gallenbittere Spott des Herrn Journalisten aber mal ordentlich auslassen! Der Kriegsgewinnler wird sich hüten, sich jemals als getroffen zu beschweren und nicht mehr zu inserieren. Er wird wüst angegriffen. Das trübe Neidgefühl Derer, die nicht verdienen, findet in den ziemlich jämmerlichen Karikatürchen und Pätschchen der Feuilletonisten seinen mit Behagen begrüßten Niederschlag. Und Herr Piesecke (arm) sagt dann von Herrn Piesecke (reich): „Jeld hat er ja — meinetwejen — aber er hat nich die richtige Kultur!“ Kinder, macht euch nur nichts vor. Jeder, aber ausnahmslos jeder hätte zugegriffen, wenn ihm die Konjunktur solche Riesenverdienste in den Rachen geschleudert hätte. Der Mann ist nicht zu verurteilen, wohl aber etwas andres. Der Mann nicht. Und so, wie er heute schon, plump und des neuen Reichtums noch ungewohnt, seine dicke Haut kaum bei dem Peitschenknallen seiner Angreifer verzieht, so wird er sich rasch trösten. Es verwächst ja so schnell. Schon in der zweiten, bestimmt in der dritten Generation wird nichts mehr zu merken sein; man wird dann wohl einmal dem einheiratenden Schwiegersohn sagen: „Großvater hat damals im Weltkrieg Heereslieferungen gehabt“ — aber das ist auch alles. Und die jungen Enkelkinder werden mit hochmütig herabgezogenen Mundwinkeln (oder mit was für einem Gesicht man dann grade herumlaufen muß) zu den großen berliner Buchhändlern gehen, und die berliner Buchhändler werden sich verbeugen (so, wie man sich eben vor geschmackvollen und reichen Menschen verbeugt) und werden leise sagen: „Da habe ich für Sie noch einen sehr schönen Rilke. Ganzleder, Maroquin mit Goldpressung und Seidenvorsatz. Kassiert. Nicht mehr im Handel. Direkt vom Autor abgezogen. In prima Einsamkeit entstanden, wie . . . ?“ In fünfzig Jahren.

Jetzt musizieren sie alle mit einem Mal. Hunde und Hähne und Kater und die Heimchenlein und das ganze Heer der Krawallmacher. Die Hitze drückt. Kein Schlaf kommt in meine Augen. Es gibt ein Gedicht von Liliencron: ‚Stammelverse nach durchwachter Nacht‘, da sind die Stunden der Liebe geschildert, wie sie nicht gewesen sind. „Warum bist du nicht da? — Warum lehnt dein Kopf nicht an meiner Schulter?“ Nicht, nicht, nicht . . . Ich weiß die Worte nicht mehr. Blonde —

Ist das ein grauer Schein am Fenstervorhang? Das ist der Tag. Was wird er bringen? Arbeit und Dienst und Kummer und Herumlaufen und Berichte und Gespräche — und wenn es ganz gut geht, einen Brief von dir. Guten Morgen!

Landratsdämmerung von Theobald Tiger

Herr Landrat, Herr Landrat! der Scheidemann
regiert neben Zepter und Krone!
Man denke: noch gestern im preußischen Bann
und heute am Königsthrone!
Wer gestern verboten und konfisziert,
ist heute Minister und herrscht und regiert —
Herr Landrat, die Welt geht unter!

Herr Landrat, Herr Landrat! der Pazifist,
der Erzberger, sitzt daneben!
Er produzierte „utopischen Mist“
und nun — o seltsames Leben!
Noch gestern verhöhnt — und jetzt, und jetzt —
ich glaube, nun ist er dir vorgesetzt —
Herr Landrat, die Welt geht unter!

Deine Welt geht unter. Eine andre auf.
Pack ein, als König der Klitsche.
Der Kräftige schwingt sich zum Sattel hinauf.
Du warst doch sonst so für Nietzsche!
Hör an: Im Kreise kein Autokrat,
nur Bürger mit Obliegenheiten.
Das war dein gesegneter Krieg, der das tat.
Pack ein! Wir ernten die junge Saat,
Herr Landrat, und neue Zeiten!

Der Unfug der Zahl von Alfons Goldschmidt

Sie ist die Wollust des Professors. Wenn ein Buch nicht mit Statistik durchsetzt ist, so gilt es nicht. Die Zahl ist diesen Leuten Alles. Sie ist ihnen der stärkste Beweis. Sie begründen mit der Zahl, sie propagieren mit der Zahl, sie haben mit der Zahl den Krieg gewonnen. Es ist keine Uebertreibung: der Zahlenwahnsinn hat Deutschland in diese Not gebracht. Ich sehe noch den unseligen Helfferich am Regierungstisch des Reichstags: er stieß mit der Zahl die Feinde nieder, er schlug mit der Zahl, er verkündete mit der Zahl den Zusammenbruch der Entente. Er hat ein Zahlenbüchlein zu Propagandazwecken verfaßt. Er ist einer von den Professoren, die mit der Zahl den Krieg gewinnen wollten. Man wird gut tun, zur Belehrung und Warnung der Gegenwart und der Zukunft die Verbindung von Zahlenprofessoren und Kriegführung genau zu untersuchen. Man muß die Grubenholz-Statistik, die Mangan-Statistik, die Frachtraum-Statistik, die Lebensmittelvorrat-Statistik prüfen. Man wird erstaunt sein über so viel Zahlenleichtgläubigkeit, über so viel Begründungsfahrlässigkeit. Sobald eine Zahl da war, war für Jene auch schon der Erfolg da. Sie haben in den Stuben gesessen und gerechnet. Sie rechneten mit falschen Zahlen, mit unzuverlässigen Tabellen, aber es waren Zahlen. Es war Statistik, und Statistik ist ja das Heil.

Die Schätzung hat das Unheil angerichtet. Dieser verfluchte Schematismus, diese vernunftverlassene Archiv-Arbeit, diese Methode ohne Blut. Man hat für jedes Ziel die Zahl bereit gehalten. Für die

Vernichtung des Feindes, für die Versorgung mit Kleidung, mit Kohlen, mit Lebensmitteln. Es ist ja so furchtbar einfach: Man nimmt eine Gesamtproduktion und verteilt sie auf den Kopf der Bevölkerung. Dann hat sofort jeder Mann und jede Frau, was sie brauchen. Sie haben Anzüge und Kleider, sie haben Stubenwärme und Fische, sie haben Brot, Fleisch, Butter und Käse. Mit diesen Zahlen hielt man durch, man feuerte an mit ihnen und war sehr erstaunt, wenn es anders kam. Dann wurden Schuldige gesucht, aber dann war es zu spät. Nicht nur mit Worten, auch mit Zahlen läßt sich trefflich streiten.

Zahlen sind noch kein Leben. Leben ist Anpassung, Leben ist Verteidigung, Leben ist Glücksgier, ist Befriedigungsegoismus, Leben ist tausendfältig und kann nicht registriert werden. Man hat die Frachtraumrechnung aufgemacht, aber die lebendigen Abwehrmöglichkeiten hat man nicht hineinkalkuliert. Man hat nicht die äußersten Beladungsgrenzen angenommen, sondern die alten Befrachtungsbräuche. Ganz genau hat man mit der Zahl vorausgesagt, wie wenig von den Vereinigten Staaten nach dem Entente-Europa gelangen würde. Man hat sich nicht um die Tatsache gekümmert, daß die Vereinigten Staaten über hundert Millionen Einwohner, und zwar lebenskräftige Einwohner, eine raffinierte Technik und einen großen Haufen Geld besitzen. Das galt alles nichts gegenüber der Zahl. Der ganze lebendige Komplex eines Riesenvolkes war nicht berücksichtigt, denn er paßte nicht in das Schema. Wahrscheinlich hat man daran garnicht gedacht. Man sah Grubenhölzer zusammenbrechen, Kohlenförderungen aufhören, man sah unverschiffbare Getreidestapel im Westen und Osten, aber man sah nicht die Menschen, die das Zusammenbrechen nicht zulassen wollen, die mit äußerster Anspannung die Versendung betreiben, die sich opfern, die sich, genau wie wir, nicht unterkriegen lassen wollen. Dieser zahlendozierende Finger Helfferichs: der war unser größter Feind. Dieser Finger hat die keimende Einsicht zurückgestoßen, mit ihm wurde eine gesunde Parlaments-Skepsis durchbohrt. Mit diesem fürchterlichen Finger, den ich schon nicht mehr sehen konnte. Weshalb hat kein Mann im Reichstag rechtzeitig diesen Finger weggeschrien? Man durfte ihn nicht dulden, er durfte nicht zurückstoßen und durchbohren.

Jetzt kommt es auf in Deutschland: Es ist die menschliche Seele, die es macht. Die menschliche Seele, die die Abwehrmaschinen baut, die Wille ist. Es ist nicht die Statistik. Es ist der Stolz, das Mitleiden, der Daseinsinstinkt und nicht die Zahl. Mit kleinen Kontingenten ist Großes geschafft worden, weil in diesen Kontingenten Leben war. Unsre Organisierer sehen das immer noch nicht ein, immer noch arbeiten sie mit dem Schema, mit der Zahl. Vor einem Jahre habe ich es schon gesagt: Laßt ab von der Zahleneinseitigkeit! Ihr werdet nicht überschätzen und nicht unterschätzen, wenn Ihr nicht mehr blindlings der Zahl vertraut. Aber sie haben weiter Statistik getrieben und plakatiert, sie haben mit Statistik sich selbst und die Andern irregeführt. Sie haben sich für überklug gehalten. Jetzt ist wohl der Anfang vom Ende jener naturwissenschaftlichen Zeit da, die mit der Zahl „empirisch" wütete und sich für eine Götterzeit hielt. Jetzt kommt wieder die Zeit der Gedanken, der Glut, des Willens, aller der Gefühle, die viel beweis- und tatkräftiger sind als die Zahl. Die Zahl verstummt — das Herz beginnt zu sprechen. Mir ist ein Urinstinkt noch immer lieber als die schönste Zahl.

Antworten

Fabrikarbeiter. Als Gegenstück zu den beliebten Dokumenten von der Zeiten Schande soll ich nach Ihrem Wunsche Dokumente von der Zeiten Dummheit sammeln. „Weißt du, was du sprichst?“ Gäbs selbst soviel Druckpapier, wie's augenblicklich wenig gibt: man müßte still verzichten. Allenfalls kann man Höhepunkte festhalten. Im roten ‚Tag‘, der noch immer behauptet, „keiner Partei dienstbar“ zu sein, obgleich er, wie sein verworfener und blödsinniger Halbbruder: der Berliner Lokal-Anzeiger, einer einzigen Partei, der Schwerindustrie — freilich nicht dienstbar, sondern versklavt ist: dort stellt Herr J. Reinke fest, daß noch kein Anlaß vorliegt, „im Vertrauen auf den Endsieg zu wanken“. Das stellt das Mitglied des Herrenhauses am achtzehnten Oktober fest, dieweil es nötig ist, den Tag der Völkerschlacht bei Leipzig festlich zu begehen. Nun wird ja wohl über kurz oder lang bewiesen werden, daß Deutschland in diese Situation nicht geraten wäre, wenn es nicht Volksgenossen schändlich angelogen hätten. Aber es wäre interessant, obgleich überaus unerfreulich, zu erfahren, was eigentlich zu geschehen hat, damit die Deutschen dahin geraten, allen Lügen mit einem Schlag, nämlich einem Faustschlag auf jeden Lügner, ein Ende zu machen.

Düsseldorfer. Sie haben ganz recht: es gibt kleine Ereignisse, deren moralische Intensität so groß ist, daß man sie selbst zwischen den ungeheuern Katastrophen dieser Tage nicht völlig unbeachtet lassen darf. Auch die Kulturpolizei darf ihren Dienst während der gewaltigen Feuersbrunst nicht einstellen, sonst wird zuviel gestohlen! Also: in Ihrer Stadt lebt der Dramatiker und dramaturgische Kritiker Hans Franck. Er war von der Direktion Dumont-Lindemann angestellt als Dramaturg ihres Schauspielhauses, Leiter ihrer Bühnenhochschule und Redakteur ihrer ‚Masken‘. In diesem Blatt veröffentlichte er unlängst bei einer Aufführung von Hans W. Fischers ‚Motor‘ ein Gedicht, aus dessen Gedichtzyklus ‚Die Kette‘, der zwölf Jahre alt, von Kennern mit Recht hoch geschätzt und einst sogar mit einem besondern Literaturpreis gekrönt worden ist. Dies Gedicht nimmt mit grandioser Energie das maschinenerzeugte Sklaventum der modernen Industrie zum Thema und seine Ueberwindung durch die Kraft des Maschinengeists selber. Unterwegs wird auch mit ein paar kräftigen Versen in den sexuellen Sumpf des Industrieproletariats geleuchtet. Daß sich nun im Muckertum der rheinischen Industriestadt etliche Leute fanden, die, zu unkultiviert, um den Geist eines Gedichts in seiner Totalität zu begreifen, den stofflichen Inhalt einzelner Zeilen mit unsaubern Fingern heraushoben und dann über Unsittlichkeit zeterten, ist nicht so sehr erstaunlich. Daß wahrhaftig ein Pater Muckermann — nicht von Busch erfunden, sondern von Fleisch und Bein! —, ein Direktor der Hindenburg-Schule, ein Vorsitzender der Ortsgruppe der Deutschen Vaterlandspartei an die Spitze eines daraufhin zu entfesselnden Sittlichkeitsrummels traten, ist auch noch nicht sehr erstaunlich. Daß Stadtverordnetenversammlung, Zentrumspartei und Oberbürgermeister sich schließlich in die Sache mischten — ja, wozu wären sonst Behörden und politische Parteien da! Nun aber kommt, was Sie erstaunlich finden: die Direktion Dumont-Lindemann, die oft beansprucht hat, Vorkämpferin moderner Kultur am Rhein zu sein, gibt ihren Mann, der künstlerisch wie sittlich einwandsfrei gehandelt hat, auf Anhieb preis, in aller Form und öffentlich, und jagt ihn Knall und Fall aus seinen Aemtern. Mich überrascht das nun

zwar garnicht. Ich war ein einziges Mal in Düsseldorf, vor dreizehn Jahren, und weiß wie heute, welchen schlechten Eindruck dieses Ehepaar mir machte. Sie wirkten so, daß ich Paul Ernst und Herbert Eulenberg bedauerte, die durch Vertrag für einige Zeit an sie gefesselt waren. Als ich — nicht etwa meine menschlichen Erlebnisse, hingegen, unanfechtbar sachlich, meine sogenannten künstlerischen übermittelt hatte, da stieß ich jahrelang auf alle möglichen Verleumdungen, die es nicht schwer war bis in Ihre Heimatstadt zurückzuführen. Mich wundert also höchstens, daß erst jetzt bekannt geworden ist, was hinter dieser Firma steckt. Des Falls Hans Franck müßten sich nicht bloß Organisationen wie der Schutzverband Deutscher Schriftsteller, sondern auch die Freunde der Kunst und des kunstgeschäftlichen Anstands in Deutschland annehmen. Denn die große politische Freiheit, die das deutsche Volk sich jetzt hoffentlich erkämpft, soll doch wohl der Rahmen sein für eine Freiheit der schaffenden Geister, die nicht von Muckern, Banausen und kassenängstlichen Thespissen nach Belieben geächtet werden dürfen.

K. T. Ab und zu nehme ich heute noch ein Bad in meinem Wustmann. Tun auch Sies. Mit welch feinem Sprachgefühl da den maulfaulen und geschwätzigen Verderbern der deutschen Sprache gezeigt wird, was in der Sprache liegt, was aus ihr zu fördern ist, und mit welch liebevoller Sorgfalt die unschätzbare Alte behandelt werden will: das hat heute noch seinen Wert, da man wie eh und je „Früge mich Einer" lesen kann; heute, da ängstlich das fremde Wort ‚Programm' vermieden, das sinnlose ‚Spielfolge' dafür hingesetzt wird; heute, da jeder Purgist mit der Sprache durchfällt. Nein: meinen Wustmann lob ich mir, er ist ein Künstlermensch und bildet seine Leute.

Friedrich Lienhard. Sie schreiben im Mannheimer Generalanzeiger einen Offenen Brief an Ernst Ludwig Stahl, der ‚Leonce und Lena' gegen die blindwütigen Bullen verteidigt hat. Ein Geistlicher hat gegen Büchner, ein Erzbischof gegen Schönherr gepoltert — „solche Einsprüche beweisen Interesse", sagen Sie. Und als ein betrunkener Rüpel, der die Rede in einer Volksversammlung nicht verstanden hatte, einen dicken Stein in das Schaufenster warf, da sagte, der Ladenbesitzer, gefaßt in seinem Gerümpel stehend: „Solche Einsprüche beweisen Interesse." Sie aber, Gralsucher, wie Sie sich selbst nennen, sind erbost, weil Ernst Leopold Stahl Ihnen vorgeschlagen hat, doch einmal mit den Jüngsten wirklich in Konkurrenz zu treten. Das sei Ihrer unwürdig. Sie seien ein feiner Mann, und ein stolzer dazu. Warum ist das unwürdig? Sie werden in mir gewiß keinen Schützer der allzu lauten jungen Herren sehen wollen; aber warum sollen Sie nicht so gut wie Andre aufgeführt werden, damit man endlich erfährt, was denn los ist mit Dem, der sich verfolgt, verfehmt, verkannt und verrufen vorkommt. Wie gerne sähe ich einmal Ihre „auf das wärmste anerkannten, in höhern Schulen gelesenen" Aufführungsstücke, die ich übrigens nicht wie Haarwässer anpreisen würde. Es ist ja ganz verkehrt von Ihnen, zu glauben, man gäbe sie deshalb nicht, weil man sich keine Kasse verspricht. ‚Leonce und Lena' macht auch keine. Und die Experimente mit den Jungen? Gralsucher, ich fürchte, ich fürchte, die „Grimassen", von denen Sie sprechen, und mit denen Sie alles zusammen meinen: Fratzen und den ‚Ritualmord in Ungarn' — mindestens diese Grimasse wird für das deutsche Volk wichtiger sein als Ihre, ach, Wartburg-Trilogie. Es ist — wann werden Sies lernen! — mit der Gesinnung, mit den „nationalen und religiösen Anschauungen ernster und edler Art" allein nicht getan. Gewiß, es ist eine schöne

Sache damit. Aber es reicht nun einmal nicht aus. Wer liegt oben bei diesem Ringkampf: Moral oder Kunst? Ihnen zufolge: die Moral. Oder die Gesinnung. Oder die Vaterlandsliebe. Goethen zufolge: die Kunst. Friedrich Lienhard, der Sie einstmals, vor zwanzig Jahren, als Sie noch Fritz hießen, einer der verdienstlichsten Kritiker des berliner Theaters waren — packen Sie ruhig ein: Entrüstung, Verkanntheit, deutsche Locke und Würde. Allemal liegt ja doch die Kunst oben.

P. T. Das weiß ich seit langem, daß man bei Schopenhauer, wenn man nur zu suchen versteht, einfach alles findet. So auch dies, zum Streit über Machiavelli: „Machiavellis Problem war die Auflösung der Frage, wie sich der Fürst unbedingt auf dem Thron erhalten könne, trotz innern und äußern Feinden. Sein Problem war also keineswegs das ethische, ob ein Fürst als Mensch dergleichen wollen solle, oder nicht; sondern rein das politische, wie er, wenn er es will, es ausführen könne. Hierzu nun gibt er die Auflösung, wie man eine Anweisung zum Schachspielen schreibt, bei der es doch töricht wäre, die Beantwortung der Frage zu vermissen, ob es moralisch rätlich sei, überhaupt Schach zu spielen. Dem Machiavelli die Immoralität seiner Schrift vorzuwerfen, ist ebenso angebracht, als es wäre, einem Fechtmeister vorzuwerfen, daß er nicht seinen Unterricht mit einer moralischen Vorlesung gegen Mord und Totschlag eröffnet." Habt ihrs gehört? „Sein Problem war also keineswegs das ethische . . ." Habt ihrs gehört, ihr Vermanscher von Politik und Ethik? Die Politik hat keine Ethik und kann keine haben. Also wird man sich wohl für die Politik oder für die Ethik entscheiden müssen. Fechten oder Moral? Jede Zeit hat in ihrer Toga beides: ihr brauchts nur herauszunehmen.

Frontsoldat. Was Sie schreiben, Mann, ist Musik für meine Seele. Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnesam, so traut! „Durch unsre Kompanie hat die schäbige Tante Voß mit Herrn Walther Rathenaus Aufruf die Runde gemacht. Unsre Wut war unbeschreiblich. Hätten wir diesen Heimkrieger in den Händen gehabt: er hätte sich gratulieren können. Der Kerl ist doch das Ende von weg. So ein Hund, verfluchter! Will er das Land in noch größeres Unglück stürzen, als es schon steckt? ‚Ein Verteidigungsamt muß errichtet werden.' Den Lümmel hole der Deibel. Gar kein Amt muß . . . Was ist denn unser ganzes Heer seit vier Jahren andres als ein Verteidigungsamt! Das heißt: wir haben verteidigt, und die Rathenaus haben Aemter errichtet. Und wenn der Himmel auf die Erde fällt, dann werden sie ein Himmelfallsamt errichten. Dieses Gesindel hinter dem warmen Ofen! Geht das Schwein jemals raus und kämpft? Er solls gewiß nicht, und ich verdenke Keinem, daß er zuhause bleibt — aber die Haue, vor der er sich drückt, die kann er besehen, wenn er findet, daß der Krieg noch immer nicht lange genug gedauert hat. Natürlich: er liegt nicht auf der Nase — er nicht. Aber wir. Ich bitte Sie, wir Alle bitten Sie: verdreschen Sie diesen vordringlichen Schwätzer, der zerplatzen würde, wenn er einmal zu einem Ereignis das Maul halten müßte, zu Puppenlappen! Oder wenn Ihnen Ihre Zeit für den Burschen zu kostbar ist, dann drucken Sie, in der Aera des Ersatzes, einfach mein Briefchen. Was ihm an literarischem Schliff mangelt, dafür ists hoffentlich eine Entschädigung, daß es die Heimat unzweideutig über die Stimmung des Frontsoldaten belehrt. Aber die eine Bedingung stell' ich: drucken Sie's nur vollständig oder garnicht. Es darf kein Fußtritt verloren gehen." Ganz meine Meinung; die vorige Woche auch Alfons Goldschmidt gehegt und in einer Weise zum Ausdruck gebracht hat, daß Ihre Kompanie sich gefreut haben wird. Gleich-

zeitig schickt mir ein Zivilist eine lächerliche Broschüre über Walther den Großen von Theodor Kappstein (bei dem ich immer an Linsen vom vorigen Mittag im Bart denken muß.) Herrjeses, das ist ja alles nicht wahr! So lange ist kein Wort davon wahr, wie nicht Verschwommenheit Tiefe, Wolkigkeit Reichtum, Verblasenheit Geist geworden ist. Ein Jude — dieser Modephilosoph für Berlin W? Ein schwerer Deutscher mit dessen Unarten ohne seine Vorzüge. Wer zweifelt daran, daß er sein Deutschland ehrlich liebt? Aber will er ehrlich zum Heil seines Volkes wirken, so soll er sich mit dem andern mentor germaniae Georg Bernhard zusammentun zu unverbrüchlichem Schweigen. Zu tiefem, regungslosem, kontemplativem, nabelbeschaulichem, undurchdringlichem Schweigen.

J. Burger. Die schönste Musik kann einem verekelt werden, wenn man sich vorstellt, wie ein Film dazu abrollt. Das heiterste Kunstwerk schiebst du mit Grausen hinweg, wenn ein Vaterlandsparteiler sittliche Werte darin entdeckt.

Deutsche Vaterlandspartei. In einer entsetzlichen Schilderung der Nöte gefangener deutscher Soldaten in Frankreich steht: „So lag nun der arme Mensch mehrere Stunden, dann starb er. Auf ähnliche Weise sind in der Zeit vom fünfzehnten Dezember bis fünften Januar sechsundzwanzig Menschen buchstäblich im Dreck verreckt." Deutsche Vaterlandspartei! Deutsche Vaterlandspartei, gellt nicht Eine Frage in deinen Ohren? Vier Jahre, fünfzig, einundfünfzig Monate Not und Elend und Jammer und Schmerzen und Hunger und Sklaverei und am Ende der Tod: aber immer weiter, weiter, weiter durchhalten — sollen die Andern, aushalten, standhalten, Maul halten. Bloß du hältst nicht das Maul, ein Riesenmaul. Du hetzest und treibst und fälschst wie am ersten Tag. Kein Ereignis, nicht das zwingendste kann dich darin beirren. Und unser Schrei steigt auf: Für wen? Gnade dir Gott, wenns aus ist! Dann fangen wir an. Dann wird mit dir abgerechnet. Dann werden deine Führer und Einpeitscher was erleben, und es wird vielleicht ihr letztes Erlebnis sein. Und deshalb, du tapfere Partei, hast du Angst vor dem Frieden; wie du ja auch, deine Mitglieder einzeln betrachtet, Angst vor dem Kriege hast. Du hast Angst, Angst, Angst. Denn ein Tag wird kommen, da werden sie dir eine, ihre, die Frage zwischen die Augen und in die Zähne schlagen: Für wen das alles? Für wen?

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Ein verlorener Krieg? von Germanicus

Hat Deutschland den Krieg verloren? Die Enthusiasten der flandrischen Küste und des Beckens von Briey müssen diese Frage unbedingt bejahen. Aber auch die Gläubigen des status quo — und wer von uns hätte nicht zu ihnen gehört? — dürften durch das Wort des Kanzlers, daß die Rechtsfrage selbst vor unsern Grenzen nicht Halt machen soll, und durch die dann folgende Erklärung des Doktor Solf, daß Elsaß-Lothringen und Polen als internationale Fragen auf dem Friedenskongreß zur Verhandlung kommen werden, den Krieg nicht grade für gewonnen halten. Mußte das so kommen? Wir möchten meinen, daß allerdings ein andrer Ausgang kaum zu erwarten war. Hat es doch gleich zu Beginn des Krieges Männer gegeben und nicht die schlechtesten, die solchen Ausgang gewünscht haben, weil von ihm allein unserm Lande Gesundung, politische Vertiefung und geistige Reife kommen konnte. Man stelle sich nur einmal vor, was aus Deutschland geworden wäre, wenn wir in einem einzigen sieghaften Anrennen Europa unter die Füße bekommen hätten. Den Leutnant in Ehren: aber wäre es dann einem Zivilisten überhaupt noch möglich gewesen, ohne gebrochene Kniee der Uniform zu begegnen? Deutschland war nicht reif, um Weltherrschaft antreten zu können. Wir haben hier immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß Deutschlands innere Struktur ihm nicht die Berechtigung gebe, sich auch nur neben England zu stellen. Die Pläne aller Derer, die noch höher hinauswollten, mußten notwendig zerschellen. Eine spätere weltgeschichtliche Betrachtung wird ohne Zweifel die Gerechtigkeit des Ausgangs dieses Krieges an der Perspektive erweisen, daß es furchtbar geworden wäre, wenn Deutschland der Welt seinen Willen hätte aufzwingen können. Wer an die Logik und die Gerechtigkeit der Geschichte glaubt, muß schon heute die Gründe für Deutschlands Schicksal in Deutschlands Wesen und Maß erkennen. Das Wilhelminische Deutschland hat diesen Krieg begonnen. Man muß die dreißig Jahre dieses richtungslosen Barocks sich vergegenwärtigen, um deutlich zu erkennen, daß Europa Besseres verdient hatte, als solcher Romantik des Faustrechts, solchem Dilettantismus imperialistischen Träumens zu verfallen. Man lese einmal hintereinander oder wenigstens so weit, wie mans zu ertragen vermag, die bei Reclam gesammelten Reden Wilhelms des Zweiten, und man wird alles, was bis jetzt geschehen ist, begreifen. Das deutsche Volk bekam die Quittung dafür, daß es in Dumpfheit zusah, wie auf seine Kosten Abenteuer eingegangen wurden, die eines der Mannhaftigkeit entgegengehenden Volks nicht mehr würdig waren. Für den geringen Eifer, zur innern Reife zu kommen, ist das deutsche Volk

nun gestraft worden. Im Augenblick seiner tiefsten Erniedrigung aber kam ihm die Selbstbesinnung. Die deutsche Demokratie ist teuer erkauft — aber immerhin: sie ist erstanden. Sie war — auch das wird die Geschichte einst feststellen — zum mindesten einer der Zwecke dieses Krieges. Nun ist Deutschland reif geworden, reif und zugleich fähig, um bescheiden, aber auch zukunftsgewiß als Junior-Partner sich zur Teilnahme an der Beherrschung der Welt zu melden. Es ist um viele Striche zurückgedrängt worden, aber es hat dadurch an innerer Reinheit und Klarheit, an Leistungsfähigkeit und an berechtigter Aussicht auf Erfolg gewonnen. Es hat den Krieg zwar verloren, aber es hat aus ihm doch unermeßlichen Gewinn davongetragen.

*

„Wir haben den Krieg verloren in einem bis zuletzt dem Volke verheimlichten Umfange, in einem noch vor vier Wochen dem Volke nicht vorstellbaren Maße, wir haben vorläufig (um ein sanftmütiges Wort zu brauchen) machtpolitisch die Gleichberechtigung so gründlich eingebüßt, daß wir nach dem Gesetz des Krieges, das doch schließlich — sozusagen — auch wir angerufen haben, zum Objekt der machtpolitischen Konstruktion unsrer Feinde geworden sind." Mit solchem vernichtenden Urteil, im Berliner Börsen-Courier ausgesprochen, hat der Professor Samuel Saenger leider oder, wenn wir mit Weltgedanken denken, glücklicherweise recht. Und es kann uns im weitern Verlauf des Kriegs keine Besserung mehr werden. Der Professor Hoetzsch, der einzige vernünftige Mann der Kreuzzeitung, untersucht die Frage, warum die Entente auch jetzt noch, auch gegen Wilsons kaum zu bezweifelnde Absicht, Frieden zu machen, den Krieg am liebsten weiterführen möchte. Und er kommt dabei zu der Erkenntnis, daß die europäischen Ententegenossen die militärischen Operationen noch auslaufen lassen möchten. Am liebsten möchte Frankreich nicht nur den Rest seines Bodens vom Feinde freibekommen, sondern auch Elsaß-Lothringen mit Gewalt gewinnen. England strebt danach — was ihm übrigens inzwischen beinah gelungen ist — die flandrischen Operationen abzuschließen, um so den Belgierkönig sich mehr noch als bisher zu verpflichten. Ferner will das angelsächsisch-französische Weltverteilungssyndikat, wenn irgend möglich, auch noch seine türkischen und andern vorderasiatischen Pläne in die Scheuer bringen. Es dürfte schwer fallen, gegen solche Darlegungen des Professors Hoetzsch irgend etwas Stichhaltiges einzuwenden. Dann aber ist es wirklich nur schlichte Klugheit, wenn wir den Krieg schnellstens zu beenden trachten. Ganz gewiß: wir können noch eine Weile durchhalten. Wir können unsern Gegnern, besonders an der westlichen Front, noch erheblichen Schaden zufügen. Aber was bedeutet das alles gegenüber der Tatsache, daß zum mindesten dem europäischen Teil der Entente kein Einsatz groß genug ist, um dem reißenden Strom seines Imperialismus ein trag-

fähiges Bett zu graben. Die drüben gewinnen mit jedem Tag Krieg, auch wenn er sie noch so viel kostet; wir aber vermindern eine neue, heute noch kaum zu übersehende Einkreisungsgefahr mit jedem Tag, um den wir früher zum Frieden kommen, und wenn wir dabei auch noch so große Opfer zu bringen haben. Wir sind es sehr zufrieden, daß unsre westliche Front, deren Männern wir heute mehr als je unsre Ehrerbietung erweisen, den anrennenden Gegnern wieder erheblich zu schaffen macht. Wir rechnen mit dem Standhalten dieser Front; es wäre aber nicht nur politischer Wahnsinn, sondern weltpolitischer Selbstmord, wollten wir das Glückspfand, das uns so noch blieb, mißbrauchen und unsre Einsicht wieder zurückrevidieren. Die stachlige Westfront kann uns nichts andres sein als der Schutzpanzer, von dem gedeckt wir den verlorenen Krieg besser heute als morgen beenden.

*

Wenn sie uns nun aber zerstücken wollen? Wenn sie uns nun Schmach zufügen? Wenn auch Wilson die freßgierige Meute nicht von uns abzuhalten vermag? Wenn er vielleicht selbst mehr, als wir im Augenblick noch hoffen, durch diesen Krieg und auf Kosten Deutschlands Europa mit Revanche-Spannung anfüllen und so auf Dauer schwächen möchte? Soll dann die sogenannte nationale Verteidigung kommen? Sind dann die Voraussetzungen von 1813 gegeben? Kann uns dann ein York helfen? Man braucht nur kühlen Kopfes die gegebenen Umstände von damals mit den heutigen zu vergleichen, um genau zu wissen, woran wir sind, und was erforderlich ist. Wir stehen nicht vor Leipzig, nicht vor der Möglichkeit, eine Koalition zur befreienden Völkerschlacht zusammenzubringen. Wir stehen, wenn man schon durchaus Vergleiche von damals heranzerren will, weit eher wie Napoleon nach Waterloo. Nun ist es vielleicht nützlich, solche Lage dem Gegner ein wenig zu verschleiern. Wir haben darum nicht gar so viel gegen den Schwarm der Aufrufe und der Erklärungen einzuwenden. Mögen graue Generale und strickende Jungfern getrost an Schill und Blüchern sich erhitzen; das tut nichts. Das kann sogar rührend sein. Aber etwas ganz Andres ist es, wenn maßgebende Stellen sich der Wirklichkeit zu verschließen scheinen und Dinge treiben, zu denen jede Voraussetzung mangelt. Kommt die nationale Verteidigung, so ist sie von vorn herein eine Vermehrung unsres Unheils. So ist sie uns aufgezwungen, so entspricht sie der Rechnung unsrer härtesten Gegner. Die Verantwortlichen müssen alles tun, um den uns feindlichen Absichten nicht in die Hand zu arbeiten. Es war darum nur selbstverständlich, daß der General Ludendorff den Abschied bekam. Von dem Miniaturstaatsstreich, daß sein Hindenburgs Popularität wieder einmal gefährdendes Entflammungstelegramm der Reichsregierung verschwiegen, dafür aber dem letzten übriggebliebenen, auf Militärpolitik eingespielten Orchestrion: der

noch nicht demokratisch revidierten „Pressekonferenz", zugeführt wurde, wollen wir nicht reden. Aber daß durch diese Kundgebung der ganze Plan der Volksregierung, die Friedensfindung und das Waffenstillstandsgesuch, das doch nicht zuletzt durch die Darlegungen der verantwortlichen Militärs veranlaßt worden war, zusammenbrechen konnte: das allerdings war Grund genug, um den General Ludendorff zu entfernen. Es traf sich gut, daß solche Operation hinter der Kulisse der Umschaltung der Kommandogewalt vor sich gehen konnte.

*

Wer den Abschluß des Krieges auch nur um einen Tag verzögert oder wer gar dazu hilft, die Absichten unsrer Feinde, den Krieg noch fortzuführen, fördert, muß fallen, und besonders dann, wenn er zugleich den uns aus dem verlorenen Kriege gewordenen Gewinn zu beschädigen trachtet: die junge deutsche Demokratie.

Gestern und heut von Olf

Die deutschen Professoren greifen immer wieder in die deutsche Politik, mit weniger grader Idealität als vor 48, aber mit (quantitativ) demselben Utopismus: jetzt freilich mit dem, der vor dem großen Reinfall „Realpolitik" genannt wurde. Die berliner Professorenversammlung, in der wieder alle Gegensätze verstummten, das Reichsgebiet unversehrt blieb und — die Situation verkannt wurde, faßte ihre Beschlüsse einstimmig. Freilich weiß man nicht, ob alle da waren.

*

Professor Bornhak, der sich über die Parlamentarisierung ausläßt, meint in der für den deutschen Reformer typischen Art, daß de facto eigentlich schon alles dem reformierten Zustande entsprochen habe: „Der Kaiser konnte nie einen Krieg erklären, wenn er nicht wußte, daß er den Reichstag hinter sich hatte" (weil der zur Geldbewilligung unentbehrlich war). Zur Aufklärung kann eine Frage genügen: gesetzt den Fall, daß der Kaiser den Krieg erklärt hätte, ohne den Reichstag hinter sich zu haben — was wäre geschehn, wenn dieser nachher (unvorstellbar übrigens) das Geld verweigert hätte? Wäre der schon erklärte Krieg eingestellt oder rückgängig gemacht worden, und was hätte der „Feind" denn dazu gesagt?

*

Daß jetzt — während früher mit dem Pathos fanatischer Wahrheitsliebe die Vergeblichkeit aller englischen Unternehmungen zur Sperrung der flandrischen Häfen behauptet worden war — die Militärkritiker schreiben, durch allerhand Maßregeln der Seesperre sei der Wirkungskreis der U-Boot-Stützpunkte doch schon eingeschränkt gewesen, das ist nur am Rande der Zeit anzustreichen. Es muß doch ein niederdrückendes Geschäft sein,

diese militärjournalistische Verpflichtung zu wandlungsfähigem Optimismus!

*

Der Kreisausschuß des Kreises Dirschau telegraphiert dem Reichskanzler: „Wir sind entschlossen, dafür (daß der Boden des Kreises Dirschau deutsch bleibe) zu kämpfen bis zum letzten Tropfen unsres Blutes.“ „Wir“? liest erstaunt der Mann an der Front, bedenkend, daß Aufgabe-Ort des Telegramms nicht Tournai, sondern Dirschau war, und denkt: „Ach, bis zum letzten Tropfen meines Blutes!“

*

Die Tägliche Rundschau zitiert zur Widerlegung Hellmuts von Gerlach, der Territorialfragen, sehr mit Recht, als „elende Kleinigkeiten“ gegenüber den Menschheitsfragen bezeichnet hatte, Gustav Freytag, der sie für wesentlich hält. Liebe Tägliche Rundschau, das ist weder ein Zeugenbeweis noch einer durch Sachverständige; aber der Autoritätsglaube, den auch Herr Doktor Ludwig Haas für das gelegentlich kleinere Uebel erklärt, sitzt in der deutschen Politik so fest, daß immer wieder geglaubt wird, eine Behauptung genüge, um eine Behauptung zu widerlegen.

*

Die Tägliche Rundschau will die deutsche Geschichte des Elsaß erzählen, und fragt dabei, ob es ein deutscheres Erlebnis gibt als die Geschichte Goethes in Straßburg. Liebe Tägliche Rundschau, du bist ungeschickt! Damals, als dies „deutsche Erlebnis“ möglich war, waren Straßburg und das Elsaß französisch. Die Nationalität ist nämlich keine Eigenschaft des Bodens.

*

Herr Stegemann, dessen optimistische Stilistik auch noch einmal untersucht werden muß, spricht im berner ‚Bund‘, nach der Feststellung, daß die Fortsetzung der Operationen und der Verhandlungen von der Art, wie sie jetzt zwischen Deutschland und Amerika gepflogen werden, sich nicht lange parallel bewegen können— danach spricht er davon, daß „die erzwungene deutsche Rekonzentration dem Sinne der politischen Handlungsweise der erneuerten deutschen Regierung entspricht“. Ist jemals ärger gequatscht worden, um das Eingeständnis einer Niederlage bis zur Unverständlichkeit wohlklingend zu machen?

*

Die Deutsche Tageszeitung will nicht abschätzen, wieviel eigene Schuld am Untergange Preußens im Jahre 1807 teil hatte. Verständlich! Auch damals waren ihre Leute schuld.

*

Die Nationalliberalen der Rheinprovinz wollen „lieber bis zum letzten Atemzuge mit Ehren kämpfend unterliegen“ als durch einen schmachvollen Frieden Deutschlands „Zukunft preisgeben“. Man sollte gegenüber den jetzt sehr rührigen Ideologen

des ehrenvollen Untergangs sehr deutlich betonen, daß auch der Untergang im ehrenvollen Kampfe Deutschlands Zukunft im ungünstigen Sinne entscheiden dürfte.

*

Aufrechte Männer sieht die Kreuzzeitung (gleichzeitig spottet die Deutsche Tageszeitung über aufrechte Demokratie) vor den Revolutionsgerichten, wenn die Machthaber von heute den Mut haben sollten, solche Gerichte zusammenzurufen — die Kreuzzeitung, die auch mit gutem Grunde „heute nichts für schädlicher hält als die Erörterung der Schuldfrage". Aber haben nicht aufrechte Männer vor den Gerichten der Machthaber von gestern gestanden, und stehn, nach dieser „Amnestie", schon alle Zuchthaustüren offen?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXV.

Georg Ledebour

Emanuel Striese. Sprache und Geste des Schauspielers. Glatt rasiert. Rundes Gesicht. Klein von Statur. Zusammengekniffene Brauen. Stechende Augen. Rolle: Cato, der mahnende, der drohende, der verbissene Moralist, der, sadistisch, in den Wunden der eigenen Nation wühlt. Der Komödiant, der, in achtundsechzig Jahren, hinkend und zahnlos geworden ist und sich noch immer in der Pose des schimmernden Achilles gefällt, während er nur noch einen Thersites zu geben in der Lage ist.

Ledebourski wird er scherzweise im Reichstage genannt, von damals her, wo Keiner so wie er die Polen protegierte. Oder man zitiert den Schüttelreim: „Ledebour, Bude leer", weil alles rennet, rettet, flüchtet, wenn er seine wilden Anklagen gegen Staat und Gesellschaft schleudert. Seine große Zeit ist längst vorüber. Ehedem, in Bülows Tagen, wurde er noch beachtet. Da war er der sozialistische Thor, der mit gewaltiger (phonetisch wohl frisierter) Stimme Blitz und Donner aus Mund und Augen sprühte. Da erhob sich, ob seiner fürchterlichen Rede, nicht so selten sofort nach ihm der Reichskanzler, der dann mit geschmeidigen Worten und Büchmann-Zitaten die erregten Wogen zu glätten versuchte. Ledebour strahlte, und es strahlte die ganze rote Linke mit ihm.

Er, der allein das Wesen aller Dinge erfaßt, er, der allein konsequent gewesen und nie Irrwege gewandelt ist, er, der darum zum wahren Führer des Volkes berufen ist — er war, bevor er sich zu dieser geistigen Höhe emporschwang, einst auch nur ein Mensch, ein ganz kleiner Mensch. Als er die Realschule in Hannover, seiner Vaterstadt, besuchte, wollte er, stürmischen Dranges voll, Schauspieler werden. Wie Demosthenes nahm auch er Kieselsteine in den Mund, um das Organ so zu stärken, daß es das brausende Meer übertöne (wenn das Wasser bei ihm auch

bloß die ruhig fließende Leine war). Rollende Sprache, rollende Augen: der große Tragöde war fertig. Aber es kam anders. Er zog sich ein Beinleiden zu, und so mußte er die Bühnenlaufbahn quittieren, noch eh' er sie richtig eingeschlagen hatte. Da wurde er Lehrer. Wenigstens Kinder wollte er als geduldige Zuschauer und Zuhörer haben. Aber der Aufstieg in der Pädagogik zu den Sternen war schwer. Kleinste Kleinarbeit war vonnöten. Ein Comenius, ein Pestalozzi wurde er nicht. Nun suchte er sich ein größeres Publikum. Er wurde Schriftsteller und Redakteur. Demokrat. Bierehrlicher berliner Demokrat. Schlapphut, Wettermantel mit Pelerine und Knotenstock wurden angeschafft, und ein stolzer Kneifer mit Schnur wies die neue Richtung. Parole: Für Volk und Freiheit. Zuerst arbeitete er an den ‚Demokratischen Blättern', dann an der traditionsreichen ‚Berliner Volkszeitung'. So anno 1889/90, als Bismarck, innerpolitisch der schreckliche Iwan, grade die letzten amtlichen Schnauferl tat. Ledebour trat auch auf die Rednertribüne. Ganz Berlin P. unter sich. Berlin-Pankow. Und redete auf die Menge, die sich Kopf an Kopf staute, mit Händen und Füßen ein. Gegen Bismarck und die Junker zog er vom Leder (hui!), und auch die Sozialisten (jawohl) griff er mit aufgepflanztem Bajonett an. Sozialistische Weltanschauung? Unsinn. Knechtschaft, Zuchthaus. Die wahre Freiheit — das ist die Demokratie, ist, ich wiederhole es noch einmal, die Demokratie!

Noch zweimal sollte er sie anderswo entdecken. In dem Jahr, da im Reich die Caprivische Zeitrechnung begann, hatte sich Ledebourski zu den Sozialdemokraten durchgemausert und hier das allein echte und unverfälschte demokratische Ideal entdeckt. Der ‚Vorwärts' bot ihm ein Stühlchen in seinem Redaktionsstübchen an. (Diese Zeiten sind selbstverständlich längst vorüber — ‚Vorwärts' und er sind heute wie Wasser und Feuer.) Hier tobte der Wilde nun, gräßlicher noch als vorher, wider Unfreiheit und Dogmenglauben (aber nur in der Kirche, nicht in der Partei) und wider die kapitalistische Weltordnung und ließ täglich dreimal den zielbewußten Klassenkampf hochleben. Er tobte in Tinte und schrie in Kleister, und die Schere schnitt täglich die Junkerbrut, den Kapitalismus und die kirchliche Knechtschaft in lauter kleine Schnitzelchen. August Bebel prophezeite den großen Kladderadatsch in ganz naher Zukunft, Ledebour stampfte mit den Füßen bereits die ganze verrottete bürgerliche Gesellschaft in Mus und Brei, zog die Konsequenzen (für sich persönlich) daraus, trat aus der Kirche, der Gemeinschaft der Seelen, aus und wurde Dissident. Und von Stund' an ging er hin in rauchgeschwängerte Versammlungen und redete mit wild vorgestreckten Armen und zehn ausgespreizten Fingern wider Pfaffentum und Gehirnverkleisterung.

In der Partei war er, obwohl sein Aug' in schönem Wahnsinn rollte, nicht grade beliebt. Bebel konnte ihn schon gar-

nicht ausstehen. Immer, auf den Parteitagen, war Ledebour vorneweg. Immer ein Desperado. Immer der Radikalste, der sich von Keinem, selbst von Adolph Hoffmann nicht übertrumpfen ließ. Immer, grundsätzlich, in der Opposition. Zu keiner Verständigung oder Versöhnung bereit. Bebel mied ihn, konnte ihn „nicht riechen", sagte ihm nach, daß er politisch nicht anständig sei, und auch viele seiner andern Parteigenossen machten einen weiten Bogen um ihn. In Dresden, als all die stinkende Mohrenwäsche der Partei gründlich gewaschen wurde, rechnete Bebel auch mit Ledebourski ab. Gründlich, heftig, vernichtend. Aber Ledebourski sprach mit großer Geste weiter. Inzwischen war er vom sechsten Berliner Reichstagswahlkreis, wo ehedem Wilhelm Liebknecht gethront hatte, von dem volkreichsten Kreise der Reichshauptstadt in den Reichstag entsandt worden, und er vertrat fortan das Rosenthaler Tor und Pankow im Parlament mit der Würde des Tugendwächters Robespierre.

Habt Ihr ihn schon einmal im Reichstag reden gehört? So — steht er da. In die Toga der Ueberzeugung gehüllt. Jedes Wort, das seinem runden Mündchen entspringt, eine kostbare Perle in glitzernder Fassung. Die Rechte weit ausgestreckt, schleudert er Injurien ins Plenum. Die Augen schmeißt er schrecklich hin und her, der Kneifer rutscht, und du frierst bis ins innerste Gebein. Der Weltenrichter ist erstanden. Jetzt wird große Abrechnung gehalten. Da fährt der Präsident mit der Glocke dazwischen. Einmal, zweimal, dreimal. Ledebour spricht weiter. Endlich stockt er. Ein Ordnungsruf fährt auf ihn nieder. Nach ein paar Minuten wieder einer. Kampflos ergibt sich die bürgerliche Weltordnung nicht. Als einmal eine Statistik vorgenommen wurde, stellte sich heraus, daß in einer einzigen Tagung Ledebour allein fünfzig Ordnungsrufe erhalten hatte. Auch witzig ist er. Witze macht er, scharf und schneidend wie Rasiermesser. Lange bereitet er sie und sich zuhaus darauf vor. Dann wird für die Sitzung von einem Parteigenossen ein Zwischenruf zu rechter Zeit bestellt, und wie das Tüpfelchen auf dem I erscheint dann, wohl präpariert, dem Uneingeweihten wie aus dem Aermel geschüttelt: der Witz. Klappts nicht, und so was kommt ja immer vor, wiederholt Ledebour die Komödie, bis die Claque im Parkett des Plenarsaales darauf eingeschnappt hat.

Ledebour hat als einer der Ersten die Parteispaltung betrieben und hat nun die „unabhängige" sozialdemokratische Freiheit entdeckt. Stets hilfsbereit fährt er bald hierhin, bald dorthin ins Reich, um die Massen zu ermuntern. Seine Spezialität ist die große, die auswärtige Politik. Besonders die östliche. Mit den russischen Revolutionären verband ihn von jeher eine innige Freundschaft. Trotzdem bekannte er sich zum Deutschtum, als nach der Proklamation von Wilsons Programm die Polen in wilder Agitation die ganzen Ostmarken für sich beanspruchten. Damit hat er sich manchen Freund gemacht, den er vorher nicht hatte. Aber er wird schon dafür sorgen, daß er ihn wieder verliert.

Die Ehre des Volks von Ulrich Rauscher

In der Vossischen Zeitung vom vierundzwanzigsten Oktober finden sich folgende Sätze: „Es gibt Wortkünstler, die uns weismachen wollen, die Räumung deutscher Festungen wäre keine Schmach. Tun wir das freiwillig, so wird die Schande ewig auf deutschem Namen brennen. Zwänge man uns dazu im Lauf von kommenden Kriegsjahren, so wird die deutsche Ehre gerettet sein."

Es ist erschreckend, wie unüberlegt hier ein längst verstorbener Duell-Standpunkt auf den Existenzkampf eines Volkes übertragen wird. Das ist Schande, Menschenleben zu schonen und die Opfer des Verzweiflungskampfes zu sparen? Das ist Ehre, ein paar hunderttausend armer Teufel hinschlachten zu lassen, damit sich darauf die chevalereske Geste eines Generals aufbauen könne, der seinen Degen behalten darf oder ihn mit einer letzten Verbeugung zerbricht, jenachdem ihm das eine oder das andre geschichtliche Beispiel dekorativer erscheint? Wenn in irgendeiner Vorstellung, so wurzelt in dieser die alte Zeit, in der alles, vom Kanzler bis zur Sittenpolizei, Epaulettes trug, und deren letzte Station vor diesem Krieg Zabern war.

Die Ehre des Volks hat mit gehaltenen oder aufgegebenen Festungen nichts, garnichts zu tun und zwar vor allem deswegen: weil das Volk mit solcher Ehre und ihren Gegenständen nichts zu tun haben will. Es heißt also: ihm etwas aufdrängen, etwas in das Volk hineintragen wollen, gegen das es sich wehrt, und das ihm fremd und feindselig ist. Das ist Offiziersehre (vielleicht! schon nicht mehr Reserve-Offiziers-Ehre), aber ganz gewiß nicht Mannschafts-Ehre. Eine alte Zeit, wo das Prestige von Fürst und Heerführer in einem glücklichen Feldzug verpfändet lag, mag zu Recht so empfunden haben. Die neue darf das nicht, auch nicht in einzelnen Führern, weil dies Gefühl von den Geführten nicht geteilt wird. Demokratisierung aber heißt: Anschauungen und Gefühlen der Mehrheit zum Ausdruck verhelfen. Wagt irgendwer zu behaupten, daß diese Mehrheit lieber sich verbluten, lieber untergehen als Metz besetzt sehen will?

Und wie reagieren denn selbst Die, welche dem Ehrbegriff der alten Zeit anhangen, auf die Forderung zum Selbst-Opfer? Der Bund der Industriellen hat in Anbetracht seiner Bedeutung auch einen Beschluß gefaßt, um damit ein Gratis-Inserat in der deutschen Presse aufzugeben. Die Herren sind für die neue Regierung — siehe die Nationalliberalen — sie sind für die unternommenen Friedensschritte — man atmet auf —, aber: sollten diese nicht zu einem ehrenvollen Frieden führen, so wird der Bund der Industriellen . . .

Man liest vor Spannung kaum weiter; fast wird einem zur Gewißheit, daß hier, hier zum ersten Mal, sich die Rekruten der levée en masse vorstellen werden. Bescheiden, weil es doch

das Opfer jedes einzelnen Deutschen sein wird, ohne Phrase, ohne Radau. Man ist nur noch auf die Form gespannt, in der sich die Niederlegung auf dem Altar des Vaterlandes vollzieht. Also: „. . . ist der Verband der Industriellen bereit, gemeinsam mit der Volksvertretung und allen Kreisen und Ständen des Volks . . .“ Sehr gut! Warum sollens die Industriellen allein sein? Recht so! Die Volksvertretung soll nur auch mitmachen; die Vertretung darf nicht zurückstehen, wenn die Vertretenen dran glauben müssen! Also nochmals: „. . . bereit . . . an der — Organisation der nationalen Verteidigung mitzuwirken!“ Und damit kein Zweifel bestehe, daß es sich hier um Uebernahme einer ehrenvollen Werbetätigkeit und ehrenamtlichen Bureau-Arbeit handle, ein letzter Satz: „Der Bund der Industriellen stellt seine gesamte Organisation (nur keine Halbheiten!) und die Arbeitskräfte seiner Mitglieder (unentgeltlich, höchstens gegen eine kleine Unabkömmlichkeitserklärung) zur Verfügung, wenn es gilt, das deutsche Volk zum letzten entschlossenen Widerstand aufzurufen!“

Und so sind sie Alle! Ihnen der entschlossene Aufruf und den armen Teufeln der entschlossene Widerstand! Alle wollen sie organisieren — und Keiner (der einzige Dehmel ausgenommen) will sich organisieren lassen! Die levée en masse wird sich bei den Aufrufern vollziehen, man wird mit Ideen zur Propagierung des nationalen Widerstandes sich anstellen, 1813 wird eine oberflächliche Improvisation gegen 1918 sein — was die Proklamationstätigkeit anlangt. Das Dichterwort wird eine sinngemäße Umwandlung erfahren: Alle, Alle riefen — und aus dem Gedränge der Aufrufer wird man Den nicht herausfinden, der dem Ruf Folge leistet. Alle wollen die nationale Ehre retten und im Ueberschwang ihrer Gefühle sich zu ihrem Schiller bekennen: Das Leben der Andern ist der Güter höchstes nicht!

Ist es so oder ist es anders? Und angesichts dieser Vorgänge versucht man noch, Aufgeben oder Halten von Festungen mit einem Gespenst zu verknüpfen, das seinen Verkündern im Traum und den Andern als mörderische Wirklichkeit erscheinen soll? Die Ehre eines Volks wurzelt im Frieden, nicht im Krieg und schreibt sich nicht nach dem Namen von Festungen, sondern von Arbeitsstätten. Und zur Betätigung dieser Ehre müssen wir wieder kommen, ob die Vertreter einer überalterten Welt es Schmach oder Ruhm nennen.

Nationale Verteidigung von einem Offizier

Was gegen den Gedanken der sogenannten nationalen Verteidigung zu sagen ist, müßte nicht gesagt zu werden brauchen, weil es selbstverständlich ist. Nur sind Selbstverständlichkeiten schwer einzusehen, wenn Gefühle den Weg zu ihnen hemmen. Daß wir aber durch gefühlvolle Täuschung in ein Ver-

brechen an uns selbst getrieben werden sollen, ist ein grauenvoller Gedanke. Oder ist es nicht grauenvoll zu denken, daß sich ein zweites Langemark vorbereiten könnte?

National, sollte man meinen, ist unsre Verteidigung seit vier Jahren und zwei Monaten. Entdeckt irgend jemand, daß sie nicht national war? Dann läge in dieser Entdeckung ein Vorwurf gegen Die, welche diese Verteidigung bisher führten — ein Vorwurf, der sagen würde, sie, die Führer bis heute, seien in Grund und Boden hinein verderbt. Wenn sie es sein sollten — wir überlassen die Vertretung der Anklage Denen, die zur nationalen Verteidigung aufrufen —, dann wäre es jetzt zu spät, um noch etwas zu ändern. Wir können keinen neuen Geist in eine Armee gießen, deren Kampfweise bis heute nicht national war.

Daß Einzelne, vielleicht eine sehr erhebliche Zahl, während des Krieges nicht national gehandelt, sondern mehr an ihre Ruhe, ihre Rettung und ihren Erwerb als an den gemeinsamen Kampf gedacht haben: daran ist kein Zweifel. Glauben aber, die für den Aufruf sind, und die ihn unterzeichnen und für ihn werben würden, daß sie diese Menschen erreichen können? Die, an denen der gemeinsame Befehl von 1914 vorübergegangen ist? Die, die seither in nichts so viel sich geübt haben wie darin, eine Lebensmöglichkeit in Uniform hinter der Front zu bekommen, getreu der Parole, daß im Krieg wie im Kino die besten Plätze hinten sind? Denen der Genuß der Hingabe an eine allgemeine Idee nur eine Lächerlichkeit ist? Die Herren Verfasser des Aufrufs müßten mehr als weltfremd sein, wenn sie glauben sollten, diese Personen würden sich melden, und unerfahren in allen Wegen, die zu Feldwebeln führen, wenn sie sich einbilden sollten, irgendein öffentlicher Sturm würde diese Personen mit Gewalt vorfegen. Deren Deckungen sind fester als die von Zement. Soll die öffentliche Meinung aufgepeitscht werden durch die bittere Mahnung von Heimkriegern: die Feldgrauen, die man im Lande sieht, müßten bis zum letzten die Front aufsuchen?! Dann vergesse man nicht, wie viele dieser Feldgrauen schwere Wunden zeigen können, wenn sie den Rock aufmachen, und daß ihr in Ruhe und Pflege erlangtes gutes Aussehen nicht Kriegstüchtigkeit, nur deren erbärmlicher Schein ist. Einige aber, sogar militärisch leistungsfähige, sind in Heimat und Etappe nun einmal wirklich unentbehrlich. Teilweis leisten sie geistige Arbeit. Wie kindlich, zu denken, daß diese tausend Menschen mit genau zweitausend Armen und Beinen irgendetwas ausmachen! Ein Beispiel sollen sie geben? Bitte — wem?

Nichts kann man sich als Erfolg des Rufes zur nationalen Verteidigung denken, als daß die Allerjüngsten und ein Teil der zu Alten hinausstürmen in dem naiven Drang, ihr Vaterland mit den Körpern zu decken. So stürmt die Löwin auf die Jäger, um ihre Jungen zu retten, so stürmen vielleicht unwissende Naturvölker auf Maschinengewehre. Der Erfolg ist

nicht zweifelhaft. Einmal versuchten wirs in diesem Krieg mit der Raserei der Begeisterung statt mit überlegender Kraft. Das war, als bei Langemark die freiwilligen Studenten wie Gras hingemäht wurden. Man hatte weder sie noch die Führer vorher geübt und glaubte, die Begeisterung werde alles ersetzen.

Soll ein neues Jugendgemetzel anheben? Oder sollen Alte, wenn sie den Weg bis zum Schützengraben überstehen, Kanonenfutter werden, als hätten wir keine Verwendung für sie?

Die nationale Verteidigung ist unsinnig, von welcher Seite man sie besehe, ist nichts als der Ruf nach dem Rausch in dunklen romantischen Erinnerungen, einem Rausch, der zuletzt nicht für die Aufrufer, sondern für die Betrogenen zur Schlachtbank führt. Mit einem Wort: Die nationale Verteidigung als Neuerung ist zwecklos.

Georg Kaiser von Julius Bab

Das Problem Georg Kaiser, von dem ich vor zwei Jahren hier zuletzt redete, ist noch reizvoller und noch beunruhigender geworden. Fünf neue Dramen hat die schwindelerregende Produktionskraft dieses Dichters an die Oeffentlichkeit gebracht (alle im Verlag von S. Fischer). Diese unwahrscheinliche Fülle soll sich daher schreiben, daß Georg Kaiser alte Entwürfe jetzt nur fertig arbeitet oder gar nur herausgibt. Aber wenn dies die Menge der Produkte erklären kann, so erklärt doch die übrigens etwas schwankende Angabe Kaisers über die Entstehungsreihenfolge dieser Stücke kaum den ungeheuern Tonwechsel, die tiefe Ungleichartigkeit zwischen diesen Stücken. Immerhin fängt es an, sich ein wenig zu lichten. Kaisers letzte fünf Dramen gestatten doch wenigstens den Versuch, eine Leitlinie seines Wesens zu finden, die merkwürdigen Gegensätze, in denen er sich freilich auch jetzt noch bewegt, auf eine vorläufige Formel zu bringen.

In Kaiser steckt einmal ein ganz simpler Theatermann, der mit kindlichster Spielfreude und außerordentlichem Geschick dem altbewährten Apparat seine Wirkungen entlockt: die ganz zarten und die ganz groben, wie es eben trifft. Gleichzeitig aber steckt in ihm ein Kulturmensch, der das Theaterstück zum Ausdruck ganz persönlicher Bedürfnisse braucht und sich um den Effekt zunächst garnicht kümmert. Der Fall kompliziert sich nun weiter dadurch, daß auch diese menschlichen Bedürfnisse des Dichters Kaiser nach zwei sehr verschiedenen Richtungen zu weisen scheinen, deren Einheitspunkt schwer zu finden und für mein Gefühl trotz neuerdings bewußtem Streben auch von Kaiser selbst noch nicht sicher erreicht worden ist. Einerseits beherrscht diesen Dichter eine Sinnlichkeit, die keineswegs naturhaft rein, sondern von höchstem Kulturraffinement ist, getränkt mit allen Giften des Bewußtseins und deshalb das Zynische und Perverse oft genug streifend. Hieraus erklären sich die Erstlingsstücke mit dem etwas dumpf

schwelenden erotischen Einschlag und die bösartig komplizierten Erotika der ‚Jüdischen Witwe' und des ‚König Hahnrei', die peinlich groben Sexualia des ‚Zentaur' und die ungemein feinen und geistreichen der ‚Europa'. In diesem letzten hochstehenden Werk findet freilich schon eine Berührung mit einer andern und zunächst entgegengesetzten Geistesrichtung Kaisers statt, die sehr dunkel in frühern Werken, sehr rein in den ‚Bürgern von Calais' und sehr seltsam verschränkt mit dem sinnlich-sensationellen Zug in ‚Von Morgens bis Mitternachts' zu spüren war: eine gleichsam fleischlose, freischwebende Intellektualität, ein Rationalismus herrschsüchtigster Art, der das Blut verachtet und seine dunkeln Triebe in lichtere Ordnungen auflösen will. Diese Intellektualität ist dadurch bedeutend, daß sie nicht, wie etwa Sternheims, eine reine Gehirnkraft ist, mit der man die eigentlich erlebten, rein sinnlichen Dinge zwar in höhnische Distanz rücken, aber keineswegs bereichern oder gar durch Höheres ersetzen kann. Kaisers Intellektualität, die sich in einigen seiner Werke ankündigt, ist eine seelische Kraft, ist nicht bloßer Verstand, sondern Vernunft, hat etwas schöpferisch Bauendes, etwas Göttliches, das an die Stelle dumpfer Getriebenheiten treten will. Vorläufig freilich scheint mir, daß der sinnliche und der geistige Zug bei Kaiser noch keine organische Einheit geben — sie kreuzen, sie hemmen einander oft; das Leibliche erscheint dann in der Sprache des Intellekts dünn, das Geistige in den Bildern, Gestalten, Szenen von zu raffinierter Sinnlichkeit willkürlich und gesucht. Und trotzdem ist in beiden eine Stärke, die immer wieder zuzuhören zwingt.

Kaiser hat sich eine Sprache geschaffen, die in ihrer kargen Knappheit, ihrer Kälte und Kürze sehr an Sternheim erinnert; aber er bringt sie in ein so fiebriges Tempo, in einen so raffiniert sich steigernden Rhythmus, daß eine Wärme gleichsam durch Reibung entsteht, daß diese kalten Sachlichkeiten sich zu einer glühenden Rhetorik steigern: die webt dann eine Wirkung, die von dem freilich übermäßig angespannten Verstand auf die Nerven und von da an die Schwelle der Seele geht. In diesem kalten Pathos, dieser hitzigen Abstraktheit baut Kaiser nun seine beiden Arten Dramen. Zunächst zwei, die die Linie der ‚Bürger von Calais' aufnehmen, in denen nach einer neuen rationalen Sittlichkeit der Gesellschaft getrachtet wurde. Das eine ist: ‚Die Koralle', von der hier Polgar und der Herausgeber bereits gesprochen haben. Viel größer und klarer und sicherlich das konsequenteste Werk des geistigen Georg Kaiser ist das andre, die Fortsetzung der ‚Koralle': ‚Gas'. Hier ist Held der Milliardärssohn, der schon begriffen hat, daß man dem Leben nicht davon läuft, daß man eine Befriedigung von ihm erkämpfen muß. Sein ungeheures Vermögen steckt in Werken, die ein neues, die ganze Weltwirtschaft tragendes Gas erzeugen. (Hier ist die Jules-Vernesche Erfindung viel einfacher und sinnbildlich kräftiger als in

der ‚Koralle': sie kompliziert nicht, sie vergrößert nur das Motiv.) Diese Werke hat er in ein Gemeineigentum aller Arbeiter verwandelt. Aber als die Naturgewalt einer Explosion alle technischen Berechnungen über den Haufen wirft und ungeheures Unheil stiftet, da merkt er, daß noch nichts gebessert ist, wenn man nur die Spitze der kapitalistischen Kultur, die Profitverteilung ändert. Die Menschen bleiben Maschinenteile, leblos und in Feindschaft mit der Natur. So will er seine allerhaltenden Fabriken nicht wieder aufbauen, will seine Menschen von den Maschinen zur Natur zurückführen, zu freien Siedlungsgenossenschaften. Da aber werfen sich ihm die ersten seiner bisherigen Gehilfen, Schreiber und Ingenieur, die leidenschaftlicher als der Meister in dem Werk drin stecken, entgegen. Die dämonische Lebenskraft, die nun in dem Menschen erzeugten Werk, in der „bête humaine" selber steckt, wehrt sich gegen die Vernichtung. In der Redeschlacht reißt der Ingenieur die Arbeiter, die eben noch ihn als den Schuldigen an der Explosion verwünschten, zu sich hinüber: sie wollen nicht Bauern werden, sie erzwingen den Wiederaufbau ihrer Maschinenzwingburg. Der Milliardärssohn bleibt besiegt, nur mit der Hoffnung auf ein neues Geschlecht zurück. Dieses Stück ist in ganz großen geistigen Linien geführt, die Menschen sind nicht mehr individuell, sind reine Träger einer Idee, die rhythmisch gegen einander sprechen auf einer nur geometrisch umrissenen, farblos bedeutsamen Szene. Aber so starke Leidenschaften spannen sich in Stimme und Gegenstimme, daß dieser Annäherung teils an das Oratorium, teils an den platonischen Dialog noch eine entschieden dramatische Wirkung erhalten bleibt. Ein kalt-großer Freskenstil in seinen symmetrischen Linien von großzügiger Geistes-Wirkung.

Nur eine letzte schwer wägbare, kaum auszusprechende Nuance macht mich ungewiß, ob dieser Geist die leidenschaftliche Lebenssache eines Dichters oder das Thema eines sehr klugen, sehr kultivierten Literaten ist. Zuletzt, wenn nicht mehr das virtuos gemeisterte Pathos großer dialektischer Spannung hinreißt, wenn ein ganz einfacher Ton aus Resignation und dennoch Glauben verlangt wird, klingt alles merkwürdig dünn und banal. Und es regt sich wieder das Gefühl, daß hier vielleicht doch nicht eine geistige Leidenschaft sich eine Theaterform geschaffen — sondern eine Theaterleidenschaft sich der geistigen Dinge als Stoff bemächtigt hat. Und darin liegt für das Gefühl der meisten Menschen eine peinliche Verkehrung der Wertfolge. Wo Form den Inhalt meistert, ist Unnatur und zuletzt keine Frucht.

Ziemlich sicher scheint mir der Vorrang des Theatralischen in den beiden Dramen, die nun wiederum von dem raffinierten Erotiker Georg Kaiser geschrieben sind: das ‚Frauenopfer' und ‚Der Brand im Opernhause'. Die Mache ist bei beiden sehr raffiniert: mit wenigen Stunden Zeitraum und kaum mehr als vier Personen kommen beide Dramen aus; eine politische Inqui-

sition bildet hier, eine furchtbare Brandkatastrophe dort den nähern Hintergrund, eine zusammenbrechende Gesellschaft in beiden Fällen den weitern. In beiden Stücken wird durch Vorgänge, die Kaiser mit erotisch entfesselter Redekunst auskostet, männliche Eifersucht zu tobendem Wahnsinn gereizt und schließlich von verborgener Frauengröße tief beschämt. In dieser Beschämung liegt zweifellos das betonte geistige Ziel; aber der künstlerische Eindruck ist unbedingt, daß für Kaiser der Weg durch die schrecklichsten Schluchten der Sexualität, der Taumel durch die schon im ‚König Hahnrei' bis zum Schwindel umkreisten Abgründe der körperlichen Eifersucht das ursprünglich Gegebene gewesen ist. Die ethische Pointe wirkt wie die Zutat eines kultivierten Pflichtgefühls, eine literarische Koketterie höherer Ordnung. Allzu knapp und kurz wird die Tugend skizziert, um sich als Eindruck gegen das üppig gemalte Laster durchsetzen zu können. Die erotischen Kreuz- und Querwege aber, die uns Kaiser nachgehen heißt, sind von einer so überaus raffinierten Psychologie, daß sie schon beim geduldigen Lesen oft schwer verständlich bleiben und auf der Bühne den Effekt der theatralischen Komposition lähmen müssen. Dies psychologische Zickzack steht wiederum in einem merkwürdigen Gegensatz zu jener starken Gradlinigkeit, die Kaiser im ‚Gas' als Voraussetzung aller dramatischen Kraft sehr wohl begriffen hat.

Dennoch bleibt auch auf diesen beunruhigenden Mischprodukten ein merkwürdig funkelnder, schimmernder Reiz. Und das in jedem Fall ungewöhnliche Talent Kaisers bestätigt sich vielleicht am allerfrappierendsten in einem kleinen, bisher nicht der größern Oeffentlichkeit vorgelegten Akt ‚Juana'. Hier ist dem banalsten aller Themen gradezu mit Gewalt ein neuer Reiz entrissen. Enoch Arden: der totgeglaubte Mann, der wiederkehrt, findet die geliebte Frau als Gattin seines allerbesten, einst aufopferndsten Freundes. Alle Freundschaft versinkt, die Beiden wollen sich an den Hals, setzen schließlich einen Giftbecher auf den Tisch, und Der, dem die Frau ihn zufällig zuerst reicht, soll trinken. Sie erfährt aber die Absicht und trinkt selbst. „Liebe — die ist nicht wichtig. Ihr seid Freunde. Freundschaft unter Männern, die ist so selten — man muß sie schützen." Ueber der Leiche lebt die Freundschaft der Beiden wieder auf. Wie in den beiden andern Dramen also ein Frauenopfer, das den Geist über den Brand der Sinnlichkeit triumphieren läßt. Aber in der Wucht dieses Einakters, der ein fabelhaftes Tempo und prachtvolle rhythmische Zuspitzungen hat, kommt man nicht zu einer prüfenden Besinnung, die die Echtheit des triumphierenden Geistes vor der Masse der ausgebreiteten Sinnlichkeit bezweifelt. Hier freut man sich einfach über das Können und die Kultur dieses ungewöhnlichen Theatralikers — diese Eigenschaft bleibt zunächst einmal das Sichere in dem immer noch reizvoll beunruhigenden Problem Georg Kaiser zurück.

Kammerspiele

Wahrscheinlich noch eine ganze Weile wird der Theaterkritiker sich der Unzuständigkeit zeihen. In den ersten Tagen, in meinen ‚Ersten Tagen' war die Kunst meine Zuflucht aus diesem furchtbaren Brodem von schmachvoller Lüge, blindem Haß, verbrecherischer Leichtfertigkeit und gigantischer Dummheit. Man durfte, nachdem man zur Rettung seiner Seele erklärt hatte, daß man mit dieser größten Kulturschande aller Zeiten keine Gemeinschaft habe, keine je haben werde, sich zunächst einmal abseitsstellen und weiter seinen Friedensacker bebauen. Was sollte ein Stimmchen, was hätte selbst die stärkste Stimme der Menschlichkeit gegen den blutigen Wahn, die reißende Gier von Räubern und Raubtieren ausgerichtet! Zudem war einem sofort ein Knebel zwischen die Zähne gestopft worden, daß man vor Atemnot blau wurde, allmählich aber so rot, wie man im längsten Leben nicht werden zu können geglaubt hatte. Druck erzeugt Gegendruck, und die Zensur hat, wenn sonst kein Verdienst, doch das eine, daß sie ihre Opfer politisiert und gleich in den Radikalismus gestoßen, förmlich rebellisch gemacht hat. Ein simpler Theaterkritiker, dem in den ersten Tagen ein halbwegs brauchbarer Vers wichtiger war als jede diplomatische Note, ist in den letzten Tagen außerstande, ein Schauspiel aufzunehmen, weil er fiebert vor Sorge, ob Ludendorffs Rücktritt auch sicher ist. Und heute, wo er den ‚Ersten' von Reinhard Goering gelesen hat, wird er Mühe haben, sich Rechenschaft darüber zu geben, weil er fiebert vor Freude über das Wutgeheul der Verbrecher, denen durch diesen Rücktritt die Hoffnung vernichtet wird, statt im strengen November erst im milden Mai an den Laternenpfählen der Sieges-Allee zu baumeln. Zur Verlängerung ihres heroischen Daseins und zur Abrundung ihres herrlichen Krieges hätten sie den genialen stammtischstrategischen Plan: wie am Anfang das russische, so am Schluß das amerikanische Heer in die masurischen Seen zu locken, gern noch ausgeführt gesehen. Und nun so untriumphal in den Asphalt beißen und brechenden Auges die Fahne des Friedens verfluchen zu müssen!

Solche Abgelenktheit des Zuhörers hätte dem Eindruck der ‚Seeschlacht' schwerlich viel Abbruch getan. Aus welchen Elementen sich der Eindruck dieses Werkes der Stunde zusammengesetzt hat, ist im siebenten ‚Jahr der Bühne' zu lesen. ‚Der Erste' bringt es zu keinem Eindruck. Heute nur, wo das andre Ohr an die Front, in den Reichstag, über die Meere gerichtet ist? Ach, ich fürchte, daß die Entscheidung einer unkriegerischen Generation kaum mehr wird angerufen werden. Der Erste ist der Liebhaber eines jungen Weibes, das ins Wasser geht, von einem Priester herausgezogen wird und sich dafür dessen bemächtigt. Der will sich aber nicht ganz in Besitz nehmen lassen. Aus ihrer Unbedingtheit und seiner Abwehr entsteht zwischen Beiden der Liebeshaß, der uns durch Strindbergs Lebensarbeit einigermaßen geläufig geworden ist. Im Hintergrund dieses Liebeshasses lauert der Erste mit einer Axt auf den Tag der Rache. Aber als er den Streich gegen die Verderberin führt, hat grade der Zweite sie erdrosselt und freut sich, auf so bequeme Art den Mord dem Ersten zuschieben zu können. Unterm

Galgen, im letzten Augenblick des unschuldigen oder höchstens halbschuldigen Fährmannssohnes wälzt er dann durch Geständnis die Todesstrafe von ihm auf sich ab und vollzieht sie selber. Dies die nackte Fabel, die ausgeklügelte Reden dürftig und gar nicht munter bekleiden — Reden teils über das zwiespältige Wesen und die verwandelnde Kraft der Liebe, teils über die Macht oder Unmacht der Träume, des Wahns, der Einbildung, der Gesichte, des Glaubens an eigene Berufenheit. Wenn ich wüßte, was Goering gewollt hat, so wüßte ich besser, ob ers gekonnt hat. Er gilt als Vertreter des Expressionismus. Aber den dunkeln Begriff zu erhellen, dient dieses Drama so wenig wie andre. Was eigentlich in dem Priester vorgeht, der als edel, hilfreich und gut eingeführt wird, ohne zwingende, mich zwingende Notwendigkeit mordet und auf qualvoll gewundenen Gehirnbahnen zu seiner späten Beichte gelangt: das herauszukriegen, versuch' ich vergebens. Ist es Expressionismus, daß die Begründung eines psychischen Vorgangs erspart und einzig der Tatbestand und sein Wechsel sprungartig festgehalten wird: so ist Expressionismus keine erstrebenswerte Kunstform, da ihre Gebilde, soweit wir Erfahrung haben, kalt lassen, während noch immer viele Schöpfungen etwa des unmodernen Impressionisten Hauptmann in meiner Seele diejenige Umschichtung fertig bringen, auf die eine Dichtung es absehen muß, wofern sie nicht gänzlich überflüssig sein soll. ‚Der Erste', ohne geistige Bedeutung, ohne großen Gegenstand, ohne Glanz, ohne Feuer, erscheint leider gänzlich überflüssig. Aber um immer wieder so gerecht wie möglich zu sein: vielleicht liegts gegenwärtig wirklich an uns.

Sicherlich liegt es halb an der Aufführung. Zum Verständnis des zweiten Teiles ist unumgänglich nötig, daß man Zeuge war, wie der Priester die störende Eva erdrosselte, und wie darauf der Erste die Axt schwang. Nachher fällt kein Wort über diesen Sachverhalt. Wenn die Zensur sich dran stieß und eine Verlegung hinter die Szene verlangte, so möge ihr, der Zensur, von der neuen Regierung Gleiches mit Gleichem vergolten werden: sie trete zurück in die Finsternis, die sie gebar. Aber wenn die Regie der Kammerspiele sich fügte, dann mußte ein erklärender Satz in den Dialog aufgenommen werden. Da es nicht geschehen war, so wußte man von der Mitte bis zum Ende überhaupt nicht, worum sichs handelte, und wurde erst durch das Buch unterrichtet. Eine andre Beeinträchtigung rührte von der Besetzung her. Den Totentanz um den Weibsteufel denkt man sich von drei Menschen desselben Alters getanzt. Aber Paul Wegener und Gertrud Eysoldt — davon abgesehen, daß man ihm nie die reine Torheit, ihr nie den unbekümmerten Trieb geglaubt hat — sind zwanzig Jahre älter als Hermann Thimig, der die Beiden durch nachtwandlerische Schlichtheit auch künstlerisch weit übertraf und die Partnerschaft seiner Landsmännin Pünkösdy verdient hätte. Drittens war garnicht versucht worden, dieses Schauspiel, das sich, so mißlungen es ist, immerhin in seinen unbewußten Absichten von der naturalistischen Gattung unterscheidet, durch den Stil der Darstellung von der Vergangenheit abzuheben. Ein Theater kann aber nicht eine neue Epoche der Dramatik heraufführen wollen und die Werke dieser Epoche, ob sie nun vorläufig unbeträchtlich sind oder nicht, nach den Regeln der alten herunterspielen. Kann es höchstens augenblicklich, wo überaus gleichgültig ist, was gespielt wird, wie gespielt wird, und daß gespielt wird.

Zu diesem Krieg von Heine

Der Kaiser blieb plötzlich stille stehn
und sah mich an mit den stieren
Augen und sprach: „Um Gotteswill'n,
was ist das: guillotinieren?"

„Das Guillotinieren", erklärte ich ihm,
„ist eine neue Methode,
womit man die Leute jeglichen Stands
vom Leben bringt zu Tode.

Bei dieser Methode bedient man sich
auch einer neuen Maschine,
die hat erfunden Herr Guillotin,
drum nennt man sie Guillotine.

Du wirst hier an ein Brett geschnallt;
das senkt sich; du wirst geschoben
geschwinde zwischen zwei Pfosten; es hängt
ein dreieckig Beil ganz oben;

Man zieht eine Schnur, dann schießt herab
das Beil, ganz lustig und munter —
bei dieser Gelegenheit fällt dein Kopf
in einen Sack hinunter."

Der Kaiser fiel mir in die Red':
„Schweig still, von deiner Maschine
will ich nichts wissen, Gott bewahr',
daß ich mich ihrer bediene!

Der König und die Königin!
Geschnallt! an einem Brette!
Das ist ja gegen allen Respekt
und alle Etikette!

Und du, wer bist du, daß du es wagst,
mich so vertraulich zu duzen?
Warte, du Bürschchen, ich werde dir schon
die kecken Flügel stutzen!

Es regt mir die innerste Galle auf,
wenn ich dich höre sprechen,
dein Odem schon ist Hochverrat
und Majestätsverbrechen!"

Als solchermaßen in Eifer geriet
der Alte und sonder Schranken
und Schonung mich anschnob, da platzten heraus
auch mir die geheimsten Gedanken.

„Herr Rotbart," rief ich laut, „du bist
ein altes Fabelwesen,
geh, leg' dich schlafen, wir werden uns
auch ohne dich erlösen.

Die Republikaner lachen uns aus,
sehn sie an unsrer Spitze
so ein Gespenst mit Zepter und Kron';
sie rissen schlechte Witze.

Auch deine Fahne gefällt mir nicht mehr.
Die altdeutschen Narren verdarben
mir schon in der Burschenschaft die Lust
an den schwarz-rot-goldnen Farben.

Das Beste wäre, du bliebest zuhaus
hier in dem alten Kyffhäuser —
bedenk' ich die Sache ganz genau,
so brauchen wir gar keinen Kaiser."

Ringelspiel von Alfred Polgar

In der wiener Volksbühne zum ersten Mal: ‚Ringelspiel' dreiaktige Komödie, ein Werk aus der moussierenden Periode Hermann Bahrs, da noch ein romanisches Lächeln seine strenge deutsche Geistigkeit durchsonnte. Spielt auch in Venedig, zum Teil am weichsandigen Lidostrand. Eine berühmt seichte Gegend. Aber gleich daneben ist das tiefe, tiefe Meer. Im Mittelpunkt der Komödie flattert ein munteres Weibchen. Voll amoralischer Cottage-Anmut. Von der Taille abwärts ein Elementarwesen (aus Wien), sonst ein Kind. Leichtfertig und liebenswürdig, treulos aus Treue zu seinen Instinkten, herzlos gutmütig, mit der Vitalität einer Schildkröte. Jedoch deren Gegenteil in puncto Flinkheit, Temperament und unschwerer Bereitschaft, sich auf den Rücken zu legen. Um dieses frische und freundliche Geschöpf gruppieren sich, zwanglos: ihr Mann (ein Schätzer erotischer Bequemlichkeiten), dessen seelenvolle Freundin, ein ver-

nagelter, von sittlichen Hemmungen komisch gehandikapter Liebhaber und ein alter, echt Bahrscher Lebensweiser namens King. Diese vier — es gesellt sich später noch ein italienischer Kellnerbeau hinzu — bewegen sich aneinander vorbei im Raum und reden, zu ihrer Unterhaltung, eine fesche Quadrille über Liebe, Ehe und Verwandtes. Diesbezügliche gesellschaftliche Vorurteile werden elastisch zerplaudert. Manchmal ist es lustig, des öftern außerordentlich fad. Und unerträglich, wo Gefühl durchbricht, Schnackerl der Seele den Dialog stören. Die bessern, sozusagen grundgescheiten, mit Essig und Oel, das heißt: mit Desillusion und Wehmut geschmackig angemachten Klug-Sachen hat der alte King zu äußern.

Den Ehemann spielt Herr Ziegler aus dem Hand-, die seelenvolle Freundin Fräulein Fasser aus dem Gemüts-Gelenk. Sie findet einen sehr guten echten Ton für den unechten Text. Jenes wienerische Weibchen wird von Frau Ludmilla Hell in hübschestem Komödien-Stil erledigt, voll Beweglichkeit, Laune, Tempo. Sie nimmt die Figur ganz im Dreivierteltakt (quasi un scherzo). Dem abgeklärten Tief-Schmuser King gibt Herr Friedell geistige Schärfe, freundlich gemildert durch körperliches Volumen.

Das Volk steht auf . . von Theobald Tiger

Das paßt euch so. Ihr gröhlt und brüllt
von Friedensdemokraten;
in dicken Phrasenrauch gehüllt
ruft ihr nach mehr Soldaten.
Obristenfrauen schrein und krähn
mit euch: „Marsch-Marsch! nach Flandern!"
Es sollen dorthin sterben gehn
die Andern, die Andern!

Die Todespein der Andern schwand
in Urlaubstag- und Nächten.
Ihr liebt nicht euer Vaterland!
Ihr hängt an Vorzugsrechten!
Das hamstert, schickt und schwatzt so nett
bei braungebratenen Zandern.
Die zwanzig Gramm vom Pflanzenfett
den Andern, den Andern!

Die Zeit ist aus. Die Andern stehn
und recken ihre Glieder.
So lang geduckt, und nunmehr sehn
sie sich als Menschen wieder.
Der Friede kommt. Und ist er hier,
dann kommt das Heimwärtswandern.
Die Zeit ist aus. Jetzt kommen wir:
Die Andern! Die Andern!

Michael Karolyi von Alfons Goldschmidt

Sechzehnter Oktober 1918. Im Parlamentsbau am Donaukai, den sie dem londoner Parlamentsgebäude nachgebildet haben, ist großer Tag. Ungarische Abgeordneten- und Minister-Lebhaftigkeit jagt, plaudert, gestikuliert über die roten Läufer der Gänge hinweg. Nervöse Hände werfen Zigarettenreste in die blitzenden Becher. Pester Journalisten mühen sich um frühe Nachrichten. Um zehn Uhr soll die Sitzung beginnen. Aber Spezialverhandlungen der Gruppen und wichtige Regierungsbesprechungen verzögern den Anfang um mehr als eine Stunde. In dem kirchenschönen Saal sind alle Tribünen besetzt. Auf den Zeitungsmännertischen Feder an Feder. Lange Lichterlinien, eine Illumination der Präsidialbedeutung, flammen an beiden Seiten des Präsidentenstuhles auf. Mit schneller Rede eröffnet der Vizepräsident (den Präsidenten hat die Grippe gepackt) die Sitzung. Er verliest monoton und mit etwas Salbe einen Bandwurm von Einläufen. Denn das Parlament hat lange nicht verhandelt, und die Wünsche haben sich gehäuft. Mitten in dem Regierungshalbkreis, zwischen Abgeordnetenbänken und Präsidentenhöhe sitzt der Ministerpräsident, das Gesicht eine Mischung von Björnson und Rießer. Er erhält das Wort, und sogleich gibt es Leben. Beifall und Ablehnung, Händeklatschen und Wut. Wie Schießhunde passen die wenigen Mitglieder der äußersten Linken auf. Vorn, an ihrem rechten Flügel, vom Präsidenten aus gesehen, sitzt Graf Michael Karolyi, grad gegenüber seinem Erzfeinde Tisza, der mit Ruhe, Notizen aufs Papier werfend, der Rede Wekerles folgt. Der Ministerpräsident spricht flüssig, mit etwas Pathos, mit gemessenen Wendungen nach rechts und links. Wenn ein Sturm losbricht, wartet er, bis das Wetter vorüber ist. Eine alte Diplomatenfigur, mit vorsichtigen Entweder-oder-Allüren, mit dem Bestreben, es nicht zu zeigen, wenn er kocht.

Graf Michael Karolyi hat die lauten Entrüstungen nicht mitgemacht. Er hat sie den Parteigenossen überlassen. Ein Gesinnungskamerad im geistlichen Gewand rast Zwischenrufe in den Saal. Ein Glühender, Lovassy, sticht mit schneller Stimme gegen den Ministerpräsidenten. Dann erhebt sich Karolyi. Alles horcht, kein Privatgespräch auf den Abgeordneten-, den Ministerbänken und den Tribünen. Der Mann spricht schlecht, aber seine Brocken sind Feuer. Er hat einen Nasen- oder Gaumenfehler. Gehackt und rasch kommen die Sätze. Er steigert, nicht aus Berechnung, sondern aus Mitgerissenheit. Es tobt um ihn. Gegen Deutschland, für ein freies Ungarn, gegen Mitteleuropa, für Wahlrechtsreform und Parlamentarisierung spricht er. Blutklagen kommen aus seinem Munde. Er will ganze Arbeit gemacht wissen. Mit stoßenden Armen spricht er auf Tisza zu. Der rührt sich nicht; er schreibt. Der Präsident sucht zu glätten; es gelingt ihm kaum. Karolyi verkündet seine Forderungen, begründet sie, schweigt einen Augenblick, wenn der Zorn allzu laut gellt, und bringt unter Tosen seine Rede zu Ende. Jetzt springen die Abgeordneten von den Bänken. Sie springen auf den Mann in Hechtgrau zu, der bleich den tätlichen Angriff erwartet. Fäuste und Verwünschungen. Verräter! ruft es von allen Seiten. Aber die kleine Gruppe der Genossen schützt den Mann. Da plötzlich schießt eine Faust Karolyi entgegen und ein Aufruf zu Ohrfeigen schallt. „Wir sind Freunde der Entente", hat Lovassy gerufen. „Ohrfeigt ihn hinaus, den Karolyi!" „Wenn du das tust, stirbst du auf der Stelle!" Der kleine Geistliche hat es beteuert. Die Erregung ist so groß, daß die Sitzung unterbrochen werden muß. Die Parteien beraten, sie erwägen

Ausschließungsmaßnahmen gegen Karolyi, aber die Geschäftsordnung gibt keine Möglichkeit. Nach langer Pause spricht Tisza.

Der Mann in Hechtgrau mit dem fast englischen Gesichtsschnitt und fortgeschrittener Glatze stammt aus feudalem Geschlecht. Nagykarolyi im Komitat Szatmar ist der adlige Grundbesitz des Geschlechts, das sich auf Arpads Zeit zurückführt. Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurden sie Barone, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Grafen. Freiheitskämpfer, Schlachtenlenker, Aufständische, immer mit wallendem Blut. Auch Diplomaten. Alois Karolyi war ungarischer Gesandter in Berlin, saß am Nikolsburger Friedenstisch und vertrat Oesterreich auf dem Berliner Kongreß. Er brachte es bis zum Botschafter in London. Graf Michael hat also keine pazifistische Kinderstube gehabt. Er ist ein revolutionärer Graf nicht im alten Fronde-Sinne, sondern im Sinne modernen Weltbürgertums, moderner Demokratie. Dabei ein glühender Ungar. Vor Kriegsausbruch suchte er die Monarchie von Deutschland loszueisen, weil er die Folgen der Einkreisung auch für sie befürchtete. Unmittelbar vor Kampfausbruch war er in Paris, wo er schon früher den Pfosten für eine Wirtschaftsbrücke einzurammen suchte. Er wollte in Paris für den Frieden wirken. Es gelang ihm nicht, und er setzte seine Bemühungen in Amerika fort. In dem Bündnis mit Deutschland sah er das Unheil. Kein Hasser des deutschen Volkes, sondern des preußischen Militarismus.

Bald nach Beginn des Krieges wirkte er für die Demokratisierung Deutschlands, weil er darin den Frieden sah. Er stand im Parlamente mit Wenigen, aber sein Einfluß wuchs. Er, der Schwiegersohn Andrassys und früherer Außenminister Ungarns, wurde wildester Opponent der ungarischen Außen- und Innenpolitik. Es fehlte nicht an typisch-ungarischen Affären, sogar eine Ehrenaustragung mitten im Weltkrieg bot man ihm an. Er wurde nur immer zielstarrer, unterstützte die wachsende ungarische Sozialistenbewegung, die noch keine eigene Vertretung im Parlament hat, und trat unentwegt für Frieden und Volksfreiheit ein. Oesterreich sah seine Demokratisierungsversuche an Deutschland nicht ungern. Oesterreich hat ja frühzeitig schon zum Frieden gedrängt. Die ungarische Regierung hätte seine Opposition gern in ein Ministerium abgelenkt. Im Juni 1917 sollte er Sozialminister im Ministerium Esterhazy werden. Er wurde ein Apostel der Friedens-Internationale. Als er die Wahl in den Ausschuß der Haager Zentralorganisation für einen dauernden Frieden angenommen hatte, verlangte die vorgesetzte Militärbehörde Rechenschaft von ihm. Er war allerdings der Militärgewalt äußerst unbequem, verteidigte er doch sogar die Intregität der russischen Revolution.

Mit wütendem Eifer bekämpfte er Mitteleuropa. Er sah in der Verwirklichung von Naumanns Idee eine dauernde Gefährdung des Friedens. Im September 1917 machte er konkrete demokratische Friedensvorschläge und wurde zur Friedenskonferenz in Bern eingeladen. Die Konferenz wählte ihn zum Ehrenmitglied. So war bis heute das Leben dieses Mannes der Opposition für Unabhängigkeit seines Landes und für Freiheit der Völker gewidmet. Früh schon erkannte er die Gefahren und schlug beispielsweise eine freundschaftliche Lösung des elsaß-lothringischen Problems vor. Sein Zorn gegen Deutschland und Deutsch-Oesterreich ist logisch. Aber sein letzter Lostrennungsruf kam in einem Augenblick, der grade ihm die Zusammenhaltsmöglichkeit bot. Denn als er, am sechzehnten Oktober, die Trennung von Deutschland forderte, da marschierte schon die deutsche Demokratie.

Antworten

Bund Neues Vaterland. Nachdem du zweieinhalb Jahre verboten gewesen bist, trittst du in neuer Frische auf den Plan und forderst: Glatte Aufhebung des Belagerungszustandes, der Zensur, der Schutzhaft; Amnestie für alle politischen Vergehen; Untersuchung der Schuldfrage am Kriege; Einführung völliger Versammlungs-, Preß- und Redefreiheit; Bekämpfung des militärischen Geistes besonders in der Jugenderziehung; völlige Umgestaltung der deutschen Verfassung und Verwaltung im demokratischen Geiste durch die Einberufung einer gesetzgebenden Nationalversammlung mit gleichem, geheimem und direktem Wahlrecht auch für Frauen und Soldaten. Zu diesen berechtigten Forderungen vermerkt die Deutsche Tageszeitung: „Man wird gut tun, die Herren, wie bisher, so auch weiterhin von der pathologischen Seite zu nehmen." Womit euer Erfolg, werte Herren, verbürgt ist. Denn wenn man der Deutschen Tageszeitung Anfang Juli dieses Jahres gesagt hätte, daß Ende Oktober Preußen das gleiche Wahlrecht und der Kaiser nicht mehr allein die Verfügung über Krieg und Frieden haben werde — in welchen Tönen hätte sie da nach dem Irrenwärter geschrieen! Was sie betrifft — wir winken stumm mit dem Finger, und im Nu speit das doppelt geöffnete Tor Leichenwäscher und Totengräber für sie hervor.

Gazetten. Niemals habt ihr euch schneller blamiert als in dieser Zeit der rasend gewordenen Historie. Was vor einer Woche von euch — nicht sachlich mitgeteilt, sondern orakelt wurde, ist heute falsch, so gründlich falsch, daß man nicht begreift, wie auch nur ein Abonnent euch noch jemals Glauben schenken kann. Ihr prophezeit Alles, wie ihrs gern haben wollt, und — und Alles geschieht, selbstverständlich, anders. Die schreibenden Pensionisten, die folgsamen Reklamierten, die Radaupolitiker von adligem und noch älterm Geschlecht: sie versagen durch die Bank. Man braucht nicht einmal mehr, wie bis vor kurzem, mühsam frühere Jahrgänge nachzublättern, um eure vollkommene Unfähigkeit zu euerm Geschäft festzustellen: man braucht euer Gesudel eine einzige Woche aufzuheben, und man weiß Bescheid, woher das Elend unsrer deutschen Politik stammt.

M. G. Welch ein Einfall! Weil Kasimir Ed-(uard)Schmid zwei Stunden über die neue deutsche Dichterjugend geradebrecht hat, wollen Sie mir vier Druckseiten „gegen einen aesthetischen Kannegießer" andrehen? Welche Verkennung des Formats und der öffentlichen Wichtigkeit solch einer Eintagserscheinung! Vier Zeilen tuns auch, tuns besser. Etwa diese hier:

> Wenn du das Pseudonym entfernst,
> bist du von Keinem wohlgelitten.
> Ob Edschmid oder Otto Ernst:
> Ihr seid doch alle Beide Schmidten.

Edgar K. Als ich vor etwa zwei Jahren einem Redakteur des Hauses Ullstein meine Freude äußerte, daß die Vossische Zeitung sich jetzt mit den Inseraten der Schwerindustrie schmücken dürfe, da erwiderte er: „Einmal muß Georg Bernhards politische Ueberzeugung sich doch rentieren." Sie hat sich rentiert. Aber dann hat sie, mit den Ereignissen, sich gewandelt, und schon werden in Berlin Wetten abgeschlossen, wer den Verlag nun wieder dafür entlohne, indem daß die Demokratie ja doch vorläufig nicht inseriere. Inzwischen ist eine neue, zwar kurze, aber umso vernichtendere Charakteristik des großmäuligsten aller Ullstein-Schmöcke erschienen, im ‚Neuen Deutschland'. Danach ist Bernhard „der

markanteste Vertreter einer Presserichtung, die mit den Schlagermitteln der modernen Operette arbeitet. In seinen Artikeln hat er den berliner Schmiß der Kollo und Gilbert, dieser Lieblinge aller Caféhausorchester. Und natürlich genau dieselbe Seichtheit und Unbedenklichkeit. Wenn schon jede Tagespresse vor allem auf die Vergeßlichkeit des Publikums spekuliert, so rechnet diese Presserichtung gradezu mit dem Gedächtnisschwund. Man empfiehlt heute, was man gestern verworfen hat und umgekehrt — wie's trefft." Man ist heute gegen nationale Verteidigung, morgen dafür. Als Sie mir schrieben, war die Tante Voß, Tod und Verderben speiend, grade dafür, ganz so wie — sagen Sie — „der Dioskure Reventlow". Und nur Ein Unterschied war in dieser Frage des Tages zwischen den Dioskuren: Reventlow beantragte die nationale Verteidigung mit der Geste des Feldherrn, Bernhard mit der Geste Herrnfelds.

Ein Este. Mit dieser Unterschrift läßt du dich aus Kopenhagen wie folgt vernehmen: „In Reval ist von der deutschen Zensur die Aufführung von Hauptmanns ‚Webern' im estnischen Theater untersagt worden. Dem Dirigenten der estnischen Konzerte ist die bindende Zusage abgefordert worden, keine Musikstücke vorzutragen, in denen die frühere russische Nationalhymne, die Marseillaise und die estnische Volkshymne vorkommen. Ich füge nichts hinzu — vielleicht tun Sies." Gewiß, wenn die Nachricht wahr ist. Sie wird schon wahr sein, denn was tun wir da oben? Wir germanisieren. Aber warten Sie; auch diese selbstherrlichen Etappenkaiser, die noch nicht wissen, daß sie ein Blatt am unterbundenen Ast sind, werden verschwinden. Der reglementierende Polizist, der bisher Deutschland so schandbar nach außen repräsentiert hat, soll und muß hintenrunterfallen, der autokratische Gouverneur und Etappenkommandant, der „den Deubel" tat. Sein Wille galt. Morgen gilt er nicht mehr . . . Veraltet. Schon heute gilt er nicht mehr.

Landsturmmann in Allenstein. In jenem ruhe-, ruhm- und ruchlosesten Organ der Kriegsindustrie, das die Bezeichnung: „Deutsche" Zeitung schändet, erschien zugleich mit der Antwort auf Wilsons zweite Note ein Verswerk von mehr als erstaunlichem Inhalt. Das deutsche Volk hieß da: „das Lumpenvolk, das nicht bestand, den Schlechtesten gesellt . . . ein Volk, das nicht mehr sterben kann fürs eigene Panier." Dies Lumpenvolk habe „Treu, Scham und Ehre abgetan", es sei „gewogen und zu leicht erkannt", und was an irrsinnigen Beschimpfungen eines Heldenheeres, das diese zweiundfünfzig Kriegsmonate hinter sich hat, sonst noch einem entarteten Hohlschädel zu entwinden war. Ohne Uebertreibung: das Herz erstarrte einem einen Augenblick, wenn man, eingedenk der Millionen toter und verstümmelter Deutscher, derart tierische Ausbrüche kriegsgewinnlerischer Friedensangst las. Dieses Rüstungsindustrie-Organs Inhaber und Wegweiser haben das bessere Teil der Tapferkeit erwählt und bleiben in jedem Sinn anonym. Aber für jene Reime zeichnete ein Verfasser, offenbar, weil er sich was auf sie zugute tat; und in der Hoffnung, zu erreichen, daß keiner meiner Leser jemals Gemeinschaft mit diesem schamlosesten Mißbraucher des geistgeborenen Menschenworts macht, beflecke ich mein Papier mit dem Namen: Eberhard König. Täte es unter allen Umständen. Aber nun liefern Sie mir in der dankenswertesten Weise gar eine Pointe zu dieser Geschichte, indem Sie erzählen, wie derselbigte Bursche nach raffiniertesten Drückebergereien mit sanftem Zwange dem Militär von Allenstein zugeführt worden sei, wie er durch dauernde Krankheitserheuchelung dem Dienst zu entgehen trachtete, wie er Tag und Nacht über die Härte des

preußischen Drills gegen seine zarte Person euch Kameraden die Ohren volljammerte und vollfluchte. Glaubs gern. Denn anders habe ich mir die Schreibtisch-Bestien, denen nicht genug „Lumpenvolk“ sterben kann, in ihrer kriegerischen Privatpraxis niemals vorgestellt.

Leisetreter. Sie beklagen sich über den Ton meines Blattes? Da weiß ich Ihnen ein sicheres Mittel: befreien Sie mich von Ihrem Lesertum, und das schnellstens. Denn, unter uns: wenn Sie jetzt schon „peinlich berührt“ sind — es wird mit jeder Woche schlimmer. Jetzt nimmt man, freiwillig und leider auch unfreiwillig, noch Rücksichten. Aber sollte die Schweinerei je zu Ende sein, und sollte ich dieses Ende erleben, so wird hier ein Ton gepfiffen werden, ein Tönchen, daß euch Hören und Sehen vergeht. Es ist ein Wunder, daß wir an all dem Jammer jeder Art, den wir all diese Jahre stumm hinunterwürgen mußten, nicht unrettbar erstickt sind — und da verlangen Sie, daß eine Stunde länger, als unbedingt nötig, hinuntergewürgt wird? O nein, liebe Lise. Der Kessel ist überheizt, das Ventil ächzt und knirscht danach, geöffnet zu werden, und gibts keine vorzeitige Explosion, sondern bei rechtzeitiger Oeffnung einen verhältnismäßig friedlichen Auspuff, so wird immer noch den empfindlichen Trommelfellen zu raten sein, sich in stillere Gegenden zu verfügen. Also, Leisetreter und deinesgleichen: befreit mich von euerm Lesertum!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die lässige Regierung von Germanicus

Zweierlei ist es, was wesentlich dazu beigetragen hat, Deutschland in diese Lage zu bringen: das unzulängliche Tempo, in dem die als notwendig erkannten Maßnahmen eingeleitet worden sind, und der falsche Maßstab, der an die eigenen Kräfte und somit an den eigenen Beruf im Verhältnis zu den Kräften der entgegenstehenden Machtgruppierungen gelegt worden ist. Wir sind mit allem zu spät gekommen, und wir haben immer uns überschätzt, die Andern aber unterschätzt. Der politische Dilettantismus ist selten in so reiner Form zur Darstellung gekommen.

Man hätte nun meinen mögen, daß die neue Regierung, die, wovon wir überzeugt sein möchten, die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs kennt, sich von den verhängnisvollen Fehlern ihrer Vorgängerin frei halten würde. Dies ist leider nicht geschehen. Ueber alles erträgliche Maß hat sich die neue Regierung bisher zurückgehalten und es versäumt, das Räderwerk des Staates herumzulenken. Wo bleibt die Landratsdämmerung? Es ist eine mehr als naive Vorstellung, zu glauben, daß Deutschland erneut sei, weil zu Berlin in den zentralen Aemtern zwei bis drei Dutzend neue Männer sitzen. Abgesehen davon, daß diese neuen Männer fürs Erste noch außerordentlich schwerfällig arbeiten und, was begreiflich ist, noch längst nicht hinreichend aufeinander eingespielt sind; abgesehen davon, daß überhaupt der deutsche Regierungsapparat, auch wie er jetzt besteht, mit dem Nebeneinander von Kriegsrat, Bundesrat, Reichstag, Regierungen der Einzelstaaten, Fraktionen, Parteiausschüssen und andern Instanzen, viel zu kompliziert ist, um ein schnelles und hinlänglich elastisches Arbeiten zu ermöglichen — abgesehen davon geschieht alles viel zu zaghaft und viel zu sanft. Man darf doch schließlich nicht vergessen, daß wir eine Revolution hinter uns haben, vielmehr mitten in ihr stehen. Nun ist es zwar an sich zu begrüßen, daß diese deutsche Revolution manierlich vor sich geht; aber allzu viel Takt und allzu viel Verständnis für Das, was überwunden ist und noch mehr überwunden werden muß, wird auf die Dauer nichts andres bewirken, als die Gegenrevolution hervorzulocken, die das neue Deutschland schwach wähnt, und damit wilde Zerstörungskräfte hervorbrechen zu lassen, die in der Unfruchtbarkeit der geordneten Demokratie einen Rechtstitel für sich und ihre chaotische Leidenschaft in Anspruch nehmen können. Man kann darum der neuen Regierung nur immer wieder und garnicht dringlich genug raten, ihre Zurückhaltung aufzugeben und nicht durch Lässigkeit schuldig zu werden. Es ist doch kein Zufall, aber es ist überflüssig und hätte ganz gewiß nicht dazu kommen dürfen, daß die besten Freunde des neuen Deutschlands, grade Die, die es seit langem nahen sahen, es heiß ersehnten und jederzeit bereit sind, ihre volle Kraft, ja ihr

Leben dafür einzusetzen, bitter enttäuscht der Selbstfesselung der neuen Regierung zusehen und immer lauter ihre Stimme erheben, um die neuen Männer zu ermahnen, sie möchten doch endlich aus ihrer Zurückhaltung hervortreten und mit der Rücksichtslosigkeit, die der großen Aufgabe angemessen ist, zunächst einmal die unvermeidliche Säuberung des gesamten staatlichen Apparats, sowohl des zivilen wie des militärischen und insonderheit der Verwaltung vornehmen. Daneben muß eine so weit wie möglich ausgreifende Aufklärungsarbeit verlangt werden. Die ‚Zentrale für Heimatsdienst' ist gewiß eine nützliche Gründung, und wir wollen von ihr erhoffen, daß sie über ihr Programm hinaus Erfolge hat. Aber wenn das, was sie zu tun beabsichtigt, ausreichen soll, so müßte die von dem Staatssekretär Erzberger geleitete Propaganda im wahrsten Sinne des Wortes Berge versetzen und Strömen ein neues Bett graben können. Noch weiß der größte Teil des deutschen Volkes nichts oder so gut wie nichts von Deutschlands Schicksal und von dem, was sich an Umgestaltung des gesamten öffentlichen Lebens vollziehen muß, wenn Deutschland überhaupt weiter leben will. Tausende von Wanderrednern müßten durch die Lande ziehen. Hier dürfen Deutschlands beste Köpfe nicht feiern, und nicht zuletzt müßten die Männer der neuen Regierung sich auf die Märkte begeben.

Es kann naturgemäß für die Masse der Bevölkerung nicht leicht sein, die jetzige Lage zu begreifen, den Traum von der deutschen Weltherrschaft, dem Sieg über England und wer weiß über wen noch sonst dahinfahren zu lassen. Durch vier Jahre, ganz abgesehen von den vorangegangenen dreißig Jahren des wilhelminischen Barocks, ist das deutsche Volk mit tausendfacher Lüge gefüttert worden: da bedeutet es eine schmerzhafte Operation, den politischen Blick dieses Volkes auf den richtigen Maßstab einzustellen. Aber diese Operation muß vorgenommen werden, wenn nicht nur der Wahnwitz der sogenannten Nationalen Verteidigung, sondern auch sonst zahllose Verbrechen gegen das keimende Leben einer neuen, fürs Erste leicht als beschämend, jedenfalls aber notwendigen und den deutschen Kräften angepaßten Zukunft vermieden werden sollen.

Wir haben absichtlich uns bei diesen Ausführungen, deren Ernst uns auf der Seele brennt, der größten Mäßigung befleißigt. Wir hätten schreien können, wie nur jemals Wächter geschrieen haben, um Bedrohte vor stürzenden Lawinen zu warnen. Wir hätten Beispiele auf Beispiele häufen können, um die zwingende Notwendigkeit des von uns der neuen Regierung abgeforderten Arbeitstempos zu rechtfertigen. Wir haben uns zurückgehalten, weil wir hoffen, daß schon, während wir dies schreiben, mancherlei Entschlüsse von der neuen Regierung gefaßt werden, das alte Deutschland aus allen seinen Schlupfwinkeln auszuräuchern und dabei auch die Stellen nicht zu schonen, die im höchsten Sinne bisher seine Repräsentanten gewesen sind.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXVI.

Erich Ludendorff

Die Tragödie des Generals' oder „In Ungnade gefallen', ein Filmspiel in acht Bildern. Paul Wegener als Ludendorff. Musik ausgeführt von der Kapelle des Niederrheinischen Infanterie-Regiments 39.

*

Ein musikalisches Potpourri leitet den Abend ein. Alle patriotischen Lieder sind darin verarbeitet: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein"; „Deutschland, Deutschland über alles"; „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!" Endlich ist das Vorspiel vorbei. Der Saal wird plötzlich verdunkelt. Das Portrait Ludendorffs erscheint, riesig vergrößert, auf der flimmernden Leinwand. Ein massiges Gesicht. Fleischig, aber glanzlos. Viele Furchen durchziehen wie Schmisse die Fassade. Ein kleiner, stark gestutzter Schnurrbart ziert schüchtern die Oberlippe. Das Haupthaar flieht von der imponierend gewölbten Stirn. Eine spärliche Steppe. Die Augen blicken trotzig, fast finster drein. Der personifizierte Wille und Ehrgeiz, eingehüllt in künstlichen Nebel gewaltigen Selbstbewußtseins. Rasch, wie das Bild, meteorgleich, aus dem Dunkel auf die silbrig-weiße Wand geworfen war, verschwindet es wieder. Das eigentliche Spiel beginnt:

Erstes Bild

Rauschende Buchenwälder, stille Seen und das Meer nicht weit: die holsteinische Schweiz. 1877 kommt Erich Ludendorff, als zwölfjähriger Junge, nach Plön auf die Kadettenanstalt. Für die Quinta war er angemeldet, aber für die Untertertia wurde er reif befunden. Als der Klassenlehrer ihn nach seinen Eltern fragt, erzählt er, stolz, eine fast romantisch klingende Geschichte. Mein Vater, sagt er, war zuerst Rittergutsbesitzer auf Kruszewnia bei Schwersenz im posener Landkreis und siedelte dann nach Pommern über. Unser Stammbaum reicht weit zurück. Meine Vorfahren waren pommersche Kaufleute, die ihre Ahnenreihe bis auf jenen leidenschaftlichen und verbrecherischen Erich den Vierzehnten, König von Schweden, und seine Buhlerin Agda Pehrsdotter zurückführten. Meine Mutter ist eine geborene von Tempelhoff, Tochter eines alten Soldatengeschlechts: ihr Vater hatte sich in zwei Feldzügen hervorgetan, und der Urgroßvater war der Artilleriegeneral Georg Friedrich von Tempelhoff, der als Militärschriftsteller und Mathematiker gleich geschätzt war. Der Junge macht seinen Vorvätern keine Unehre. Er wird rasch Stubenältester. Eine besondere Begabung zeigt er allerdings zunächst nicht, aber Wißbegierde. Das erste Zeugnis hatte einen Vermerk, der ihm peinlich war: er könne die Würde nicht recht wahren. Das Temperament, der Wille zu herrschen war mit ihm durchgegangen.

Eilig springt er von Klasse zu Klasse. Die Jahre vergehen. Die Hauptkadettenanstalt nimmt ihn auf. Er wird Sekonde-Leutnant im Infanterie-Regiment 57 und muß Dienst in der Festung Wesel tun, langweiligen Kasernen- und Gamaschendienst. Das Einerlei des Alltags beginnt, und er hat doch die Brust voll von Tatenlust. Nur im Kasino kann er bisweilen, ganz unten an der Tafel vor den Herren Fähnrichen aus sich heraustreten. Fünf Jahre so in demselben Gleis. Dann wird er mit einem Male zur Militärturnanstalt nach Berlin kommandiert. Nach Ablauf des Kommandos kehrt er nicht mehr zur Truppe zurück, sondern wird zum zweiten Seebataillon nach Wilhelmshaven versetzt. Zugleich wird sein Leutnantspatent um ein Jahr vordatiert, ein Zeichen, daß seine Vorgesetzten ihn besonders wertschätzen.

Zweites Bild

Die übliche militärische Laufbahn. Eine Zeitlang wird er zur Kriegsakademie kommandiert, lernt dabei die russische Sprache und macht, nach einem dreijährigen Kursus, mit Unterstützung des Großen Generalstabs eine Reise durch Rußland. Front- und Generalstabsdienst wechseln. Er wird Bataillonskommandeur, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab, Oberst und hat hier, von 1911 bis 1913, den Aufmarsch des deutschen Heeres für den Kriegsfall zu bearbeiten. Kurz vor Ausbruch des Krieges wird er Regimentschef in Düsseldorf, rückt aber gleich darauf zum Brigadier, zum Generalmajor in Straßburg auf. Weit öffnen sich ihm die Tore zum Ruhm. Auf der Höhe des Lebens, im fünfzigsten Jahre, steigt er, schnell und schneller, zu den Sternen an.

In Lüttich pflückte er sich, mitten im größten Kriegsrausch, die ersten Lorbeern. Er hatte, als der Angriff auf die Festung sich zu verfahren und der Vormarsch der Armee, auf den alles ankam, stecken zu bleiben drohte, eine Brigade übernommen und buchstäblich an ihrer Spitze den Weg gesucht, nachdem die damit betrauten Pioniere ihn verloren hatten. Dann stieß er mit seiner Brigade durch und nahm mit einem Streich die Festung. Die erste Fortslinie war bereits durchbrochen, und der Weg in die Stadt schien offen. Nun konnte, am frühen Augustmorgen, der Einmarsch der Truppen vor sich gehen. Ludendorff fuhr mit seinem Adjutanten im Auto voran in die Zitadelle. Früher als seine Soldaten traf er dort ein, und widerstandslos ergab sich die völlig überraschte Besatzung den beiden deutschen Offizieren. General Emmich wurde in den Zeitungen als der Erstürmer Lüttichs genannt. Eigentlich wars Ludendorff gewesen, der übrigens auch den Plan zum Angriff ausgearbeitet hatte. Mit Schneid und Todesverachtung hatte er seinen eigenen Plan praktisch ausgeführt. Dem Kaiser wurde davon berichtet. Ludendorff kam auf die Liste der „ganz Besondern". Er war es auch, der vierzehn Tage später dem Monarchen erklärte, als die Ko-

saken schon dicht vor Königsberg standen: „Jetzt kann nur Einer helfen: Hindenburg.“ Und Ludendorff wurde beauftragt, den alten General z. D. aus Hannover zu holen und mit ihm nach dem bedrängten Osten zu reisen. Und dann folgten, Schlag auf Schlag, die Schlachten bei Tannenberg, in Masuren, auf den polnischen und baltischen Gefilden. Hindenburg und Ludendorff wurden den Deutschen damals das Symbol des Sieges. Aber schon in jener Zeit griff Ludendorff höher. Das Militärische allein genügte ihm nicht mehr. Die „Hybris“ schlich in sein Herz, der Uebermut, vor dem schon den alten Griechen grauste. Napoleon der Erste stand wieder auf. Ludendorff langte auch nach politischem Ruhm. Die besetzten östlichen Gebiete wurden militärisch regiert. Man schritt zu Reformen, und man begann die Seelen der Einwohner im Kasernenhofstil zu drillen. Merkwürdig aber: die Litauer, die Letten, die Polen zeigten kein Verständnis für die deutsche Kultur, die ihnen von Amts wegen aufgezwungen werden sollte. Also mußte man noch barscher auftreten, noch mehr kommandieren. Ja, das war die Ostpolitik Ludendorffs: Einfach und gradlinig. Nur hatte er diese Menschen mit seinen Rekruten verwechselt.

Drittes Bild

1916. Die unglücklichen Massenangriffe auf Verdun und die Verluste an der Somme führten zum Fall Falkenhayns, des Salongenerals. Erst, als er beseitigt war, hörte man, wie weit die Armee herabgewirtschaftet war. Ludendorff war schließlich zum Kaiser gefahren und hatte erklärt: „Wenn Falkenhayn nicht von der Leitung der Armee entfernt wird, ist sie in einigen Monaten zerrüttet.“ Hindenburg hatte es eigentlich sagen wollen, hatte es aber doch nicht fertig gebracht, gegen seinen Kaiser zu frondieren. Ludendorff drang durch. Hindenburg und Ludendorff traten an die Spitze des Ganzen. Die nutzlosen Massenstürme, das Verbeißen in der Verteidigung, bloß um der Ehre willen, wurde aufgegeben. Ein elastisches Verteidigungsverfahren wurde angewandt. Patent Ludendorff. Die Soldaten atmeten auf. Wie sinnlos, wie verbrecherisch war vorher mit dem Menschenmaterial gewirtschaftet worden! Aber Ludendorff ging noch weiter. Auch der Bureaukratie im Schützengraben, dem Schreib- und Meldewahnsinn machte er den Garaus. Andre Generale ersetzten sich durch das Schreibenlassen die eigene Geistesarbeit und deckten sich für alle Fälle durch Geschriebenes. Dieser Ludendorff begriff, daß es dem Kompanie- und Batterieführer nutzlos die Zeit stehle. Wieder atmete das Heer auf. Ein neuer Geist war eingezogen.

Viertes Bild

Ludendorff entwickelte sich nun als Generalquartiermeister zum Politiker großen Stils. Herr von Bethmann Hollweg wurde allmählich an die Wand gedrückt. Mit Polen begannen die politischen Kindereien der großen Geste, die das deutsche Reich zu-

guterletzt an den Rand der Katastrophe führten. Rumänien trat damals in den Krieg. Die Kriegslage war äußerst gefährlich. Neue Armeen mußten aus der Erde gestampft werden. Polen sollte eine hergeben. Dafür wollte man ihm seine staatliche Freiheit schenken. Das heißt: was Ludendorff so darunter verstand. Der Akt vom fünften November 1916 folgte, die Zweikaiser-Proklamation. Polen wurde zu einem selbständigen Königreich (ohne König) erhoben. Aber gleich sagte man den Polen: Nun her mit Soldaten! Die Aktivisten rieten und baten, ihnen und einer polnischen Regierung die Werbung der Soldaten zu übertragen. Der Pole sei mißtrauisch. Ludendorff verstands völkerpsychologisch besser. Er kommandierte, befahl die Rekrutierung in Polen, trug sie den deutschen militärischen Stellen auf, und der Erfolg war, daß sich nach langem Hin und Her 181 Leute zum Eintritt in das neue polnische Heer auf dem Papiere meldeten. Nach einer andern Version sollen es schließlich 319 gewesen sein. Natürlich hatte Bethmann Hollweg vor der Oeffentlichkeit die Schuld an dem Reinfall. Er war es auch, der sich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg erklärte, der den Beginn von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hinauszog, weil er die politischen Folgen, den Eintritt Amerikas in den Krieg fürchtete. Aber das Reichsmarineamt drängte und wühlte. Vertrauliche Denkschriften wurden herausgegeben, in denen zu einem bestimmten Termin Englands Zusammenbruch prophezeit wurde, wenn man rücksichtslos die U-Boote schalten und walten lasse. Die Alldeutschen, Konservativen und Nationalliberalen begannen, in tausend Begrüßungstelegrammen und Resolutionen Hindenburg und Ludendorff gegen die schlappe Regierung auszuspielen. Der U-Boot-Hypnose erlag zuerst Helfferich, dann Ludendorff, der den Ausschlag gab, und der Reichskanzler mußte sich fügen, obwohl er sich damals einen guten Abgang hätte sichern können. Am ersten Februar 1917, als der uneingeschränkte U-Bootkrieg verkündet wurde, hieß es in dem Allerhöchsten Befehl an die Marine: „In dem bevorstehenden Entscheidungskampfe fällt meiner Marine die Aufgabe zu, das englische Kriegsmittel der Aushungerung, mit dem unser gehässigster und hartnäckigster Feind das deutsche Volk niederzwingen will, gegen ihn und seine Verbündeten zu kehren durch Bekämpfung ihres Seeverkehrs mit allen zu Gebote stehenden Mitteln." Zehn Monate später war man im Großen Hauptquartier schon bescheidener geworden. Ludendorff erklärte einem wiener Interviewer Anfang Dezember desselben Jahres: „Wir haben nicht daran gedacht, daß unsre U-Boote England in ein paar Monaten aushungern würden." Man wolle es nur geneigter zum Frieden machen. In mancher Hinsicht noch wichtiger als die Lebensmittelzufuhr sei für England die Versorgung mit Kohle und Grubenholz. Einbildung! Die Wälder Schottlands liefern England genug Grubenholz, am Loch Lomond, Loch Catrine und-

soweiter. Und Kohle? Cardiff allein produziert die beste Kohle der Welt. Politisch hatte sich Ludendorff damit eine weit sichtbare Blöße gegeben. Und militärisch? „Der Krieg wird nicht als Remis-Partie abgebrochen werden", sagte er zu demselben Ausfrager, „er wird für uns günstig entschieden werden." Hoffentlich zeigt sich das noch.

Fünftes Bild

Ludendorffs Glanz wuchs und strahlte nach allen Seiten hin aus. Manche, nicht Wenige, wünschten ihn an der Spitze der Reichsleitung. Die immer deutlicher hervortretenden Krallen des Diktators gefielen ihnen. Die Arbeiter-Deportationen in Belgien erregten die ganze Welt. Knall und Fall war diese brutale Maßnahme von Ludendorff ausgegangen. Er hatte es nicht für nötig gehalten, sich mit irgend jemand vorher über diesen verhängnisvollen Schritt zu verständigen. War er wirklich der Gewaltmensch oder wollte ers für die Welt nur scheinen? Die O.H.L. (die Oberste Heeresleitung) begann sich allmählich selbst zu verhimmeln. Sie duldete keine Presse außer den Blättern, in denen Hindenburg Gottvater und Ludendorff der heilige Geist war. Dabei war Ludendorff im Grunde genommen ein kleiner politischer Dilettant, der sich am alldeutsch-konservativen ‚Posener Tageblatt' und der ‚Pommerschen Tagespost' geistig groß gelesen hatte. Er hörte von irgend jemand irgend etwas, was vor Jahren oder vor Jahrhunderten vielleicht einmal richtig gewesen sein mochte, und von Stund' an war er davon nicht mehr abzubringen. Man vernahm gelegentlich Einzelheiten seiner Entscheidungen in inner- und außerpolitischen Angelegenheiten, die nichts von jener ruhigen Ueberlegung und von jenem kühlen Sachverständnis spüren ließen, die seine militärischen Maßregeln diktierten. Die Akten werden einmal reden, und die politischen Historiker werden sprachlos sein. – Er hatte sich sein Innen- und Außen-Ministerium, je ein Kriegspresseamt, geschaffen, und mit diesem Apparat, der ganz auch die Zensur in der Hand hatte, preßte er jede Regierung an die Wand, bis sie quietschte, und den Reichstag dazu. Bethmann, Michaelis, Hertling: alle begehrten sie gegen die Militarisierung der Politik auf. Vergebens: Ludendorff kriegte sie alle unter. Dem Spuk des annektionslosen Friedens mit Rußland machte er durch den Faustschlag des Generals Hoffmann ein Ende.

Sechstes Bild

Hindenburg und Ludendorff stellten das Heer wieder her, das sie in einem nicht mehr ganz gesunden Zustand von Falkenhayn übernommen hatten. Aber Befehle zeigten, wie das geschah: durch verschärfte Betonung des Zwangsgehorsams. Das System des alten Dessauer wurde wieder lebendig. Viele Offiziere mißbilligten es im Stillen. Jeder, der unmittelbar mit der

Truppe zu tun hatte, wußte, daß man mit Zwang am Ende wenig erreicht. Immerhin möglich, daß es schon zu spät war, um zu überzeugen. Zu wenig waren Heeresleitung und Mannschaft durch gemeinsames Denken verbunden.

Im Sommer 1918 blieb die große Offensive stecken. Zunächst flüsterten es nur ganz Wenige, die man, achselzuckend, für üble Besserwisser hielt. Die meisten andern Offiziere lebten der Theorie, daß Pausen sein müßten, und daß Ludendorffs Hammer zielsicher bald hier, bald dort schlage. Am Ende werde dann das Große stehn: der Sieg. All dieser Unsinn wurde teils in die Welt gesetzt, teils begünstigt und, weil mans nicht fassen konnte, daß das ausdrücklich gegebene Versprechen uneingelöst bleiben werde, geglaubt. (Der Kaiser fuhr nach Aachen und hielt seine schillernde Rathausrede.)

Der Hammer Ludendorffs schlug noch ein paar Mal. Einmal mit Erfolg. Und dann wars vorbei: Ludendorff ließ den Parteiführern des Reichstags erklären, daß er für den Widerstand der Armee nur noch auf wenige Monate die Gewähr übernehmen könne. Seine Nerven versagten. Die Volksregierung mußte das Vaterland retten. Deutsche Truppen waren, Ludendorffs Allerweltspolitik entsprechend, in der ganzen Welt verstreut: in Finnland, in Rußland, im Baltikum, in Litauen, in Polen, in der Ukraine, in der Krim, im Kaukasus, in Mesopotamien, in Syrien, auf dem Balkan, in Italien, in Oesterreich — und die Westfront hatte plötzlich einen Knacks bekommen, obwohl der gefährliche Zweifrontenkrieg längst beendet war.

Siebentes Bild

Ludendorff hatte sich als unfähig erwiesen, die Lage zu beurteilen, als es noch Zeit war. Vielleicht war es allerdings schon zu spät, als unser erster Stoß sich festlief und verblutete. Da schon hätten die Gegner ein Friedensangebot, in dem wir uns nicht als geschlagen bekannten, wahrscheinlich nicht mehr angenommen. Aber wenn damals der Militarismus abgetreten wäre und der Kriegerstand für alle Zeit seine erste Rolle abgegeben hätte? Es wäre Pflicht gewesen, denn seitdem wurde unnütz Blut vergossen. Aber lieber ward nach allzu langer Pause der zweite Schlag getan. Als auch dessen Instrument in zerfetzten Menschenleibern stumpf wurde, als nach der neuen, langen Pause der dritte Schlag vergeblich geführt wurde, hatte Foch, ausharrend, sein Ziel erreicht. Die Forderungen an die Truppe bei jedem dieser Schläge waren rücksichtslos bis zur äußersten Gewalt. Als die Schläge schon unnütz waren, war der Heerführer, der sie übte, ein Unmensch. Erwiesen war, als man nach dem Zusammenbruch klar sah, die Offensive im ganzen als Fehler. Es mangelte ihr eine der unerläßlichen Voraussetzungen: eine Vorstellung von der Kraft des Gegners. Ludendorff irrte darin völlig. Es fehlte ihm gegenüber den Angaben, die ihm über diesen Punkt gemacht wurden, der prüfende Scharf-

blick. Der Mann, der ihm diese Angaben machte, war derselbe, der die deutsche Presse, für ihn, Ludendorff, einpeitschte. Hier ist die Tragik. Aus politischer Unfähigkeit war Ludendorff blind auch in militärischen Dingen gegenüber einem Werkzeug, das sich seinem Ehrgeiz anbot. Noch während der Offensive sah Ludendorff den Unsinn nicht. „Foch hat noch 40, noch 30, noch 10 Divisionen, jetzt keine mehr: wo bleibt Foch?" (schrieb eine berliner Zeitung). Dem Spiel dieser Rechnerei, deren Unterlagen nur die fadenscheinigsten gewesen sein können, sah Ludendorff zu und scheint selbst daran geglaubt zu haben. Hier bestand er nicht die Prüfung der Menschengröße, die unbestechlich das Sachliche erkennt, alles Andre wegschleudert und für sich selbst auf falsche Ehre verzichtet. Dieser innere Sieg, dieser Sieg über sich selbst, diese Rücksichtslosigkeit, die allein groß ist, war, wie es scheint, dem Rücksichtslosesten zu bitter.

Der Niederbruch ist in weiterreichender Rückschau eine Folge des U-Boot-Krieges. Hätte man auf den nicht vertraut, wäre vielleicht rechtzeitig ein billiger Friede zustande gekommen. Ludendorff hatte für diesen Schritt die Verantwortung übernommen, steht also heute da als der Bürge eines Selbstbetruges. Es ist offenes Geheimnis, wie wenig Boote damals schwammen. Die die Unterlagen gaben, hatten also nichts als die Hoffnung auf Neubauten. Warum hat Ludendorff, ehe er den folgenschweren Befehl faßte, diese Hoffnungen nicht geprüft? Das ist kaum zu begreifen. Ist es möglich, daß er so leichtgläubig, so oberflächlich war, als sie ihn umschrien, als sie ihn zum ungekrönten Imperator machen wollten? In rheinischen Industriekreisen, in denen er aus- und einging, feierte der Optimismus Orgien. So wurde er zu Deutschlands Verhängnis.

„Vor einigen Wochen besuchte Hindenburg uns. Alles stand Spalier. Es war, wie wenn der Kaiser kommt. Ludendorff sah aus, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er hatte eine Handbewegung, als wollte er sagen: ich machs." Soweit der Bericht eines Landsturmmannes.

Weil Ludendorff diese Handbewegung hatte, fand er im ganzen Kreise des Generalstabs keinen, der ihm widersprach. Er duldete keinen Widerspruch, hört man heute klagen. Das heißt: Wer ihm widersprach, hätte vielleicht seine Stellung verloren. Und dazu fand sich keiner bereit. Man muß die unbedenkliche Streberklugheit vieler Generalstabsoffiziere zu Ludendorffs Charakterbild hinzunehmen, um die Entwicklung des Unheils zu begreifen. Dann mag man tiefer forschen nach dem Schaden der deutschen Nation.

Achtes Bild

Nach dem Zusammenbruch trieb er den Wahnsinn weiter. Der Rückzug der Armee gelang. Das war schon nicht mehr sein Verdienst. Die Truppen standen wieder fest wie die Mauern. Der Gegner prallte ab. Nun war Ludendorff wieder obenauf

und wollte nicht mehr wahr haben, was er eben noch, zusammenklappend, eingestanden hatte. Zusammenstoß mit der Volksregierung. Noch einmal versuchte, hoffte er, durch die „Kabinettsfrage“ beim Kaiser „den Kampf bis zum Aeußersten“ drinnen und draußen durchzusetzen. Es war aber schon zu spät. Vor fünfviertel Jahren hatte er durch ein „Er oder ich“ Bethmann Hollweg stürzen können. Diesmal mißlangs. In der entscheidenden Stunde ließ ihn Hindenburg vor dem Kaiser fallen. Ludendorff war damit erledigt. Jeden Orden, jede Auszeichnung, selbst jedes kaiserliche Handschreiben verbat er sich, da er etwas Derartiges als Beleidigung auffassen müsse. In zwei verschiedenen Zügen reisten Hindenburg und Ludendorff ab. Zum ersten Male getrennt. Der Eine, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, der Andre, um sich in Pension zu begeben.

*

Das Spiel ist aus. Jetzt, Leute, nach Hause. Ludendorff ist nicht mehr. Atmet auf. Ein Alb ist von Euch genommen. Ein Napoleonide ward in den Ruhestand versetzt.

. . . und tiefere Bedeutung von Olf

Die deutschen Pazifisten wenden sich an die feindlichen und neutralen Länder, um deren Einfluß für die Erreichung eines Rechtsfriedens aufzubieten. Sehr gut, und sie versäumten nur, sich auf sichern Boden zu stellen, von wo man rufen kann: am gleichen Tage ließ sich, nach der Friedensgesellschaft, die Zentralstelle Völkerrecht eine Versammlung verbieten.

*

Die Hamburger Nachrichten schreiben vom deutschen Kaisertum: „Es ist uns auch die Vertretung des sozialen Gedankens geworden.“ Uns — den Hamburger Nachrichten also, bei denen diese Hochschätzung des sozialen Gedankens etwas überrascht. Die Sozialisten werden übrigens der nicht unbegreiflichen Ueberzeugung sein, daß der soziale Gedanke am besten durch den Sozialismus repräsentiert werde.

*

Aus den Fälschungen, die täglich die Tägliche Rundschau begeht, nur Einiges. Sie führt gegen unsern neuen (gewiß noch problematischen) Parlamentarismus „unparlamentarisches“ Auftreten gegenüber dem Monarchen ins Feld. Man lehre sie, die Worte nicht zu vertauschen! Sie spricht davon, daß in den letzten vier Wochen viel „versprochen“ worden sei; zum Beispiel: die Organisation der Nationalen Verteidigung. Wann denn? Von wem denn? Sie spricht von einer „anfänglichen politischen Hindenburg-Linie“; sie — sollte lieber keine Erinnerungen beschwören. Sie spricht vom „andauernden Bestreben, den Elementen, die in den polnischen Gebieten, in Elsaß-Lothringen und in Nordschleswig die Lostrennung betrieben haben, entgegenzukommen“. Entgegenzukommen — o ja, auf den Leib zu rücken:

mit Sprachenparagraphen und Enteignungsgesetzen. „Seit Lammasch sich in den Vordergrund drängte", schreibt sie; und weiß so gut wie jeder andre, daß Lammasch immer wieder abgelehnt hat. Sie kennzeichnet ihre Auffassung politischer Moral, indem sie der Auffassung des Abgeordneten Kreth zustimmt, der meinte, Stresemanns tadelnde Ausführungen über das Versagen der deutschen kriegstechnischen Leistungen müßten das Vertrauen des Volkes in die Oberste Heeresleitung erschüttern: als ob ein etwa ungerechtfertigtes Vertrauen nicht gefährlicher denn ein erschüttertes wäre, als ob das Genügen oder Nichtgenügen technischer Leistungen eine Auffassungs- und nicht eine Tatsachenfrage wäre! Sie spricht von „unsrer Nibelungentreue" — als ob nicht dieses blödsinnige Schlagwort einen guten Teil der Schuld an dem jetzigen Zustande trüge! Sie sollte das Nibelungenlied lesen und am Falle Hagens lernen, was für ein schwieriges und problematisches und für Propaganda ungeeignetes Ding diese Nibelungentreue war!

*

Kreth sagte im Parlament: „Wir beneiden die westlichen Demokraten um Männer wie Lloyd George, Wilson und Clemenceau." Wie ers auch meint — was sagt er wohl, wenn wir Wilson loben? Er fuhr fort: „Das deutsche Volk ist bis auf die Knochen monarchisch gesinnt." Bis auf die Knochen des pommerschen Grenadiers, bis auf die ausgebleichten Knochen der Gefallenen. Einschließlich der Sozialdemokraten?

*

Herr von Vietinghoff schied aus Stettin mit einer höchst selbständigen Kundgebung, für die er, wie es scheint, nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Er ließ durch Maueranschlag einen Brief Hindenburgs an den Reichskanzler publizieren. In diesem Schreiben, das so eine dem Absender vermutlich unerwünschte Publizität erhielt, ist wieder vom Kampf gegen „die stärkste Koalition der Geschichte" die Rede. Wollen wir nicht zur Abwechslung einmal untersuchen, wie wir es fertig brachten, diese stärkste Koalition der Geschichte gegen uns zu stellen?

*

Für Payers unerschütterlichen und fast erschütternden Optimismus bedeuten alte Dokumente einer veralteten Gesinnung nichts „gegen die historische Entwicklung, die unsre innern Verhältnisse genommen haben". Noch immer haben es die Reaktionäre mit der historischen Entwicklung gehabt; aber was sagt man zu einem Politiker, der schon die Woche, in der er lebt, historisch sieht!

*

Die vielen Bemerkungen innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratie, daß die „Reformen" nicht durch Wilsons Noten veranlaßt seien, entspringen nicht etwa dem Wunsche, nachzuweisen, daß man selbst auf etwas Vernünftiges gekommen sei.

Reventlow von Walter Schmidt

Londoner Presseleute nennen ihn: das Grammophon. Garnicht schlecht. Das Blecherne, das Schmetternde, das sich rücksichtslos in seine Ohren hineinpaukt, und dann immer dieselben Platten! Einfach eingespannt und abgespielt.

Dieselben Platten? Ja, vor Jahren konnte er auch anders. Das ist das Interessante an dem Fall. Die Deutsche Tageszeitung, die doch ein anständiges Blatt ist, sollte daraus einen Leitartikel machen. Ihre Leser, die vielen Reventlow-Leser, verdienen, es zu wissen. Der Graf schrieb früher für das Berliner Tageblatt. Er selbst verkündet freilich: „Ich habe nie einen Tag von Damaskus erlebt!“ So leibt und lebt er: Ableugnen, Tatsachen mit eiserner Stirn verneinen! Tatsachen, die aus der Zeitgeschichte belegt werden können — die freilich kein Mensch kennt.

Wir kam das alles? Der Kapitän zur See L. Persius hat eine Schrift darüber verfaßt und sie soeben in der Schriftenreihe ‚Der Tag des Deutschen‘ erscheinen lassen, die der berliner Privatdozent Martin Hobohm bei Hans Robert Engelmann herausgibt, und die hauptsächlich dem Kampf wider den Chauvinismus gilt. Reventlow ist ein Schaden und eine Schande Deutschlands geworden. Wer das schon gefühlt hat, der findet in der freimütigen und überzeugenden Schrift von Persius Belege. Wer es noch nicht ahnt, dem werden die Augen aufgehen. Jeder, der Deutschlands Ansehen und Zukunft im Herzen trägt, muß wissen, wie man der meistgenannte und meistgelesene deutsche Publizist werden kann. Er selbst wird freilich seine Freude daran haben. Seine Eitelkeit wird sich blähen. Herostrat, Catilina . . .

Der Lebensweg? Ein Jahrzehnt Marine-Offizier, nur untere Chargen, kein Auslandsdienst, dann Abschied mit Uniform. Einziges Kommando: die — Militärturnanstalt. „Charakter als Kapitänleutnant“: das ist noch sehr viel weniger als der historische Charaktermajor Kaiser Wilhelms. Dann kommt eine dunkle Zeit. Mittelamerika. Pflanzungen. Vermögensverlust? Er kehrt zurück und wird Schriftsteller. Berliner Tageblatt, Tägliche Rundschau, seit 1909 Deutsche Tageszeitung. Zuerst Marinefragen, dann auch auswärtige Politik, jetzt — alles! Liberal, antigouvernemental, mit rücksichtsloser Schärfe — das ist der Beginn. Er bekämpft Tirpitz. Sehr treffend! Was sagt er von der Tirpitz-Marine? „Unendlicher Reklamelärm, und als Resultat zehnjähriger Bautätigkeit eine Flotte, die kein einziges vollwertiges Schlachtschiff aufweist.“ Oder: „Das Ergebnis der Schiffbautätigkeit des Herrn von Tirpitz ist also im Ganzen, daß zwanzig moderne Schlachtschiffe gebaut sind, von denen kein einziges den Titel der Vollwertigkeit verdient.“ Reventlow stimmte da ganz mit maßgebenden See-Offizieren überein. Tirpitz baute falsch, verschwendete Geld, zeigte verhängnisvolle Kurzsichtigkeit

vor technischen Neuerungen wie den Unterseebooten, verwandte seine Hauptzeit auf hohe Politik, die er uns gründlichst verpfuschte.

Aber Reventlow hat das so sehr gerechte Verdammungsurteil über Tirpitz nicht aufrecht erhalten. Es kam ein Umschwung. Datum: der vierzehnte März 1908. Was damals eigentlich geschehen ist, sagt Persius nicht. Die Staatsmacht wollte diesem aufrechten, starrköpfigen Kritiker Reventlow an den Kragen, und er beugte sich. Die Nerven haben ihn verlassen, sagt Persius. Man kann es auch so ausdrücken. Jedenfalls — nicht mehr Personalien als nötig. Reventlow wird Marine-Offiziosus, willkommener Besucher auf dem Reichsmarineamt, hochgeehrter Gast an Bord der Hochseeflotte, Bewunderer, Lobhudler, Speichellecker Seiner Exzellenz des Herrn von Tirpitz. Der Liberale konservativ, der Judenfreund Judenhasser. Die Tinte ist anders geworden, aber die Feder bleibt scharf und spitzig.

Reventlow ist ein Vielschreiber. Marinesachverständiger zu sein, ist keine Kleinigkeit; das fordert eines ganzen Mannes ganze Arbeit. Reventlow ist kein Sachverständiger für Marinesachen: er meint, man könne Kruppsche Küstenrohre in englische Rohr-Rücklauf-Lafetten einsetzen! Er hat nicht einmal Sir Arthur Conan Doyles Buch über den Unterseebootkrieg gegen England gelesen. 1908 findet er, daß die Natur es mit den deutschen Küsten gut gemeint und sie recht unzugänglich gestaltet hat; und jetzt im Kriege spricht er von der „unvergleichlichen Ungunst der deutschen Küstenverhältnisse". Ein Mann, der so Entgegengesetztes vorträgt, ein Mann, der so erhebliche Dinge nicht weiß, ist keine Autorität. Flüchtigkeiten und kleine Irrtümer wird jeder einem Tagesschriftsteller gerne nachsehen. Aber hier ist das Manko größer: hier fehlen notwendige Voraussetzungen — nämlich positives Wissen und gefestigte Ueberzeugung.

Und das ist nun der Mann, der für so viele Deutsche der Führer, ja das Orakel in der auswärtigen Politik vor dem Weltkrieg und während seiner Dauer geworden ist! Sein bekanntes Buch: ‚Deutschlands auswärtige Politik von 1888 bis 1913' ist in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Zeitschriften von namhaften Männern — wir dürfen sagen: völlig entlarvt worden. Die Art, wie er aus der ersten, verhältnismäßig ruhigen und objektiven Auflage eine kriegshetzerische, englandfeindliche, bethmannfresserische dritte gemacht hat, wird immer als ein beschämendes Beispiel historiographischer Demagogie und bösartigster pseudowissenschaftlicher Tendenzmache dienen.

Das ist aber keineswegs Reventlows einzige Tat. Jede politische Ueberzeugung soll man ehren. Wir wollen nicht näher untersuchen, wie die gegenwärtige Ueberzeugung Reventlows entstanden ist; vielleicht sehen wir ihn noch einmal als Apostel des Völkerbundes. Aber eines muß man doch festhalten: Politische Ueberzeugungen können für das eigene Vaterland eine Lebens-

gefahr werden. Und das werfen wir der gegenwärtigen Ueberzeugung Reventlows vor.

Der Weltkrieg hat bekanntlich als Krieg mit Rußland begonnen und war als solcher wohl unvermeidlich. Reventlow ist der führende Publizist in der Hetze gegen England. Daß „England der Feind" sei, hat er immer und immer wieder seinen Lesern eingehämmert. Seine zweite These ist die „Solidarität der Angelsachsen", eine Gemeinschaft, die niemals in dem Maße und der Folgerichtigkeit bestanden hat. Aus dieser politischen Position heraus ist er zum Verfechter des uneingeschränkten U-Boot-Krieges geworden. Deshalb hat er als Kriegsziel die flandrische Küste proklamiert und hat endlich zum Krieg mit Amerika allzu erfolgreich gehetzt. Keiner hat wie er die wahren politischen Verhältnisse verschleiert, Illusionen über unsre militärischen Kräfte verbreitet und den Geist des rücksichtslosesten, brutalsten Annektionismus gepredigt. Was er dem deutschen Namen in der großen Welt geschadet hat, ist noch garnicht abzusehen. Wie er und seine Leute unsern Kampf täglich mehr erschwert und die Wahrheit, das Rechtsgefühl, die deutsche Anständigkeit und Ritterlichkeit, die deutsche Einsicht und den deutschen Verständigungswillen mit einem niederträchtigen Terrorismus verfolgt und an den Pranger gestellt haben: das deutsche Volk hats mit sich auszumachen, wenn es für die hunderttausende von Brüdern, die der unersättliche Blutdurst dieser Schreibtischhelden ihn gekostet hat, keine Sühne fordert.

Schon vor Jahren ist vor dem Grafen Reventlow öffentlich gewarnt worden — vor dem Geschichtsschreiber so gut wie vor dem Publizisten. Wir wiederholen heute diese Warnung auf das Eindringlichste. Die neue Zeit kann keine Hasser und Hetzer wie ihn gebrauchen.

Wie sieht der Mann aus? Ein hagerer, eisiger Geselle, grauenvoll überzeugt von sich, etwas Sportsmann, etwas Abenteurer, ein Staatslenker zum Demagogen pervertiert, degeneriertes Vollblut, ein innerlich verbitterter und galliger Mensch. Er schreibt hämisch, ohne Geschmack und ohne Achtung vor der Sprache. Er schreibt, wie man verleumdet, klatscht und lügt, freudlos, ohne Wärme, ohne Güte, ohne Sinn für das Leben selbst, seine Fülle und seine Schönheit. Er ist grausam; er weidet sich an Kriegsgreueln, an den „Erfolgen" der Luftangriffe auf London und dergleichen. Es steht ihm auf der Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben.

Wenn er das Buch von Persius liest, wird er befriedigt lächeln, daß man ihn wieder einmal so wichtig genommen hat. Er wird sich in nichts getroffen fühlen, sondern er wird in seiner leichtfertigen, gehässigen und selbstsichern Weise weiter drauflosschreiben, seinen politischen Gegnern niedrige Motive unterschieben und alles Menschliche verzerren, vergiften und besudeln.

Neudeutsch von Peter Panter

Das Wort Neudeutsch ist nicht mit dem gleichnamigen Grünkohl zu verwechseln, obgleich ja beide aus der Zusammenziehung eines Adjektivs und eines Substantivs zu neuem Hauptwort und Begriff entstanden sind. Dieses Neudeutsch ist etwas ganz Furchtbares.

Wir wollen einmal zum guten Alten zurückgreifen und im Wustmann nachlesen, was denn da steht. Der gute alte Wustmann! Er hat sich wahrscheinlich eine Walze im Grab anbringen lassen, und da dreht er sich nun ununterbrochen herum, wenn er das hören muß, was man heutzutage so Sprache nennt. Er hat gesagt: „. . . die schönen neumodischen Zusammensetzungen, mit denen man sich jetzt spreizt, wie: Fremdsprache, Neuerkrankung, Erstdruck, Höchststundenzahl! Hier leimt man also einen Adjektivstamm vor das Hauptwort, statt einfach zu sagen: höchste Stundenzahl undsoweiter." Und er fragt, worin denn das Abgeschmackte solcher Zusammensetzungen liege. Es gebe doch deren eine ganze Menge, wie Sauerkraut und Süßwasser, Hochverrat, Vollmacht und dergleichen mehr. Und er fährt zu rechten fort — hör zu, o Neuzeit! „Nun stecken dem Deutschen zwei Narrheiten tief im Blute: erstens, sich womöglich immer auf irgendein Fach hinauszuspielen, mit Fachausdrücken um sich zu werfen, jeden Quark anscheinend zum Fachausdruck zu stempeln; zweitens, sich immer den Anschein zu geben, als ob man die Fachausdrücke aller Fächer und folglich die Fächer auch selbst verstünde. Wenn es ein paar Buchhändlern beliebt, plötzlich von Neuauflagen zu reden, so denkt der junge Privatdozent: Aha! Neuauflage — schöner neuer Terminus des Buchhandels, will ich mir merken und bei der nächsten Gelegenheit anbringen. Der gewöhnliche Mensch sehnt sich nach frischer Luft. Wenn aber ein Techniker eine Ventilationsanlage macht, so beseitigt er die Abluft und sorgt für Frischluft. Im gewöhnlichen Leben spricht man von einem großen Feuer. Das kann aber die Feuerwehr doch nicht tun; so gut sie ihre Spritzen und ihre Helme hat, muß sie auch ihre Wörter haben. Der Branddirektor kennt also nur Großfeuer."

Hörst du, wie er sich dreht? Und das täte auch ich im Grabe, wenn ich das mitanhören müßte, was sich heute begibt. Da gibt es einen Großkampftag und eine Großpatrouille und einen Feindangriff und Altkleider und Frischwasser und Frischgemüse und alles Mögliche gibt es, nur keine anständigen richtigen deutschen Wörter. Sondern ein lallendes Gestammel wichtigtuerischer Journalisten und aufgeblähter Bureaukraten. Man hört ordentlich, wie Der, der so ein scheußliches Wort sagt, mit der göttlichen, „beziehungsweise" deutschen Weltordnung im reinen ist und artig die Wörter nachplappert, die eine vorgesetzte Dienststelle zuerst gebraucht hat. Und dieses Zeugs

sickert von den politischen Aufsätzen langsam in die Sprache ein, und nächstens wird einer noch etwas darauf reimen.

Nichts aber, Wustmann, der du dich noch immer drehst, geht über das schöne teutsche Wort Belange. Das habe ich mir nicht ausgedacht; das ist neudeutsch und heißt: Interessen. Nun hat mein kleines Fremdwörterlexikon von Lohmeyer, das der Deutsche Sprachverein herausgegeben hat, für Interesse allerhand Verdeutschungen, aber um sich jeweils eine herauszusuchen, die paßt, muß man Sprachgefühl haben, und das haben sie nicht. Dafür schreiben sie (die Süddeutschen Monatshefte) so: „Abwägung einander entgegenstehender Belange und dementsprechend Hintansetzung eines an sich zweifellos bestehenden aber in dem vorliegenden Widerstreit als minderwichtig erfundenen Rechts lassen ja selbst bürgerliche Rechtsordnungen wie die unsre in gewissen Fällen, besonders im Notstand, zu."

Es wäre nun viel belangerer gewesen, wenn der Verfasser dieses Sätzchens ruhig Interessen geschrieben hätte, aber dafür alles andre deutsch; leider hat ers umgekehrt gemacht. („Zulassen" ist viel zu weit auseinandergerissen, „zu" klappt hinten nach; der Genetiv „Rechts" ist mit Partizipien überlastet; in den dicken Blöcken der langweiligen Substantive liegt ein kleines Rinnsal eingebettet: das Verbchen „lassen". Chinese.)

Sie lernens nicht. Und es ist schon das Gescheiteste, sie mit all ihren schönen neudeutschen Telegramm-Wörtern, ihrem Uebersetzungsdrehwurm und ihrem Fachwörterkram stehen und liegen zu lassen und sich „seinerseits" einer anständigen und saubern Ausdrucksweise zu befleißigen. Das Neudeutsch aber soll der Teufel holen. Und der wird sich schwer hüten: denn der Teufel ist ein Mann von Jahrhunderte altem Geschmack.

Fannys erstes Stück von Alfred Polgar

Die Neue Wiener Bühne eröffnete ihre Premieren-Reihe mit ‚Fannys erstes Stück' von Bernard Shaw. Drei sacht beschwingte, sanft geistreiche Akte, in denen Sitte, Norm und Anschauung des Spießbürgertums (ältere Generation) von einer fidelen, tapfern, herzigen, hellen Jugend niedergeboxt werden. Theoretisch und praktisch. Fräulein Margarete Knox schlägt einem Polizisten, der sie unsanft anpackte, zwei Zähne aus und wandert ins Gefängnis. Dort lernt sie ein Dämchen kennen, das bei einem wilden Ulk in Gesellschaft von Bobby mit der Wache zu tun bekommen hatte und nun wegen Trunkenheit und Auflehnung gegen die Polizeigewalt im Kittchen sitzt. Bobby aber, o närrischer Zufall, ist Margaretes Verlobter. Dann gibt es noch einen Franzosen im Chorus der Jungen, der über England, Engländer und Engländerinnen feine Dinge zu sagen hat, die wie Komplimente klingen und Frozzeleien sind. Als Gegenspieler dieser aufrührerischen, neu-romantischen, ich-bewußten Jugend dienen die zwei Elternpaare von Bobby und Margarete.

Sie sind, seelisch und geistig, solid verholzt und verstehen die Welt nicht mehr. Stärker als in andern Komödien von Shaw ist in diesem Lustspiel der Beisatz süßlicher Bestandteile zum bitterlichen Humor. Die Jugend insbesondere hat so was dezent-Freches, liebenswürdigst-Revolutionäres, goldig-Unsentimentales. Wenn der Shaw so mit der Marlitt mang die Felder jeht . . Dann ist noch ein Bedienter da, der sich plötzlich als Bruder eines Herzogs entpuppt und Fräulein Grete heiraten wird. Spaß über Spaß! Und alles, auch die Kühnheiten, charmant, nett, rosig. Die ganze Komödie hat was von dem verlogen-Wahren, übel-Lieblichen einer kolorierten Photographie. Sie ist mäßig unterhaltsam. Das mokante Lächeln des Dichters, dem Stück wie eine freche Schleife umgebunden, rettet die Geistigkeit des Dichters, nicht die des Stückes. Um in dieser Hinsicht ein Uebriges zu tun, hat er seine drei Akte noch in ein besonderes, mit Ironie und Selbstironie gefüttertes Etui getan: es gibt ein Vor- und ein Nachspiel, in dem die Kritik auftritt und Betisen schwatzt. Aber all die spirituellen Wattons, mit denen ‚Fannys erstes Stück' aufgerundet ist, machen seine geistige Schmächtigkeit nur noch deutlicher merkbar.

Briefmarken von Theobald Tiger

Germania, die was auf den bunten Marken
der Reichspost prangt, hat längst die Nase voll.
Sie ist ein Weib. Wir brauchen einen starken
und kräftigen Mann, der künftig prangen soll.
So leg ich denn den Finger an die Nase
und denke nach: Wer ist der Ehre wert?
Herr Chamberlain? Herr Oldenburg? Herr Haase?
auf einem Hoppe-Hoppe-Reiter-Pferd?

Doch nehmen wir die Götter aus den Tempeln —
zum Beispiel Herrn von Heydebrands Gesicht —,
dann traut sich der Beamte nicht zu stempeln;
so geht das also nicht.
Dieweil man aber jene kleinen Blättchen
mit zähem, weichem Klebestoff bestrich:
wie wäre es, samt seinen Ordenskettchen,
mit Helfferich?

Doch Einer noch. Alldeutschlands Schafe bähen,
der Schäfer vorneweg: „Ein Bismarck fehlt!"
Wer weiß, wenn sie ihn heut regieren sähen . . .
Nun gut. Wenn den die Reichspost wählt?

Der Kopf spricht. Horch! Wie sich die Brauen heben!
— „Ihr könnt mich alle auf die Briefe kleben!"

Grotesken

Wenn man nicht auch als Aesthetiker die Beifallswürdigkeit von Kurt Götzens Grotesken begründen könnte: allein Das empfiehlt sie, daß man für zwei Stunden die qualvolle Spannung des schleichenden Kriegsendes aus den Nerven verliert; daß man ein Mal an die gefährliche Taubheit mancher Schichten zu denken vergißt, die immer näher grollendes Volks-Rhabarber nicht vernehmen wollen, wo minder hoch geachteten und geadelten Elementen schon der einfachste Menschenstolz das Ohr schärfen würde; kurz: daß man von A bis Z zuhört, was man seit Wochen in keinem Theater getan hat. Richtiger: von A bis S; denn es werden nur ‚Drei von vier Grotesken‘ gespielt, sintemalen die vierte verboten ist. Daß es Das noch gibt, während gleichzeitig W. T. B. verkündet, wie tief Deutschlands junge Freiheitlichkeit künftig selbst alle Demokratien beschämen werde! Gewiß doch! Als ob nicht alles, was in und für Deutschland angeblich oder sogar tatsächlich beschlossen wird, kaum das Schreibpapier der mutig proklamierenden Aemter wert wäre, solange der Hort der Finsternis und Sitz der Exekutive: Preußen unangetastet bleibt! An dem Morgen, der, den Zeitungen nach, die „Wiederherstellung des freien Wortes“ bringt, indem, unter anderm, „die von Schriftstellern und Verlegern gleich unangenehm empfundene Vorzensur im Wesentlichen aufgehoben“ wird — an demselben Morgen teilt ein Briefchen der militärischen Behörde mir mit, daß die Vorzensur zur Bewilligung des Ausfuhrstempels nicht aufgehoben sei, und Das bedeutet, daß sich „im Wesentlichen“ so gut wie garnichts geändert hat, weil ja doch geschieht, was den Soldaten paßt, sobald sie überhaupt ein Druckwerk vor der Veröffentlichung unter die Augen bekommen. Ihre Verfügung muß im Nu befolgt werden, und meine Beschwerde macht einen Leidensweg von anderthalb Monaten, bis sie reif ist für den Bescheid, daß ich selbstverständlich keinerlei Ursache zur Beschwerde hätte. Wer den Wunsch hat, sich über die preußischen Zustände dieser und vergangener Tage zu unterrichten und die Gründe für einen beispiellosen Mangel an Fortschritt kennen zu lernen, der lese denjenigen Autor, der in diesem Kriege beinah so aktuell ist wie sein großer Widersacher Karl Kraus. Aber der Versuch, Heinrich Heines Vorrede zu seinen ‚Französischen Zuständen‘ ungekürzt hier abzudrucken, würde mir außer der Beschlagnahme Schutzhaft eintragen — heute noch und heute erst recht. Ich wende mich also lieber am Gängelbande der abgeschafften Zensur zu den weniger gefährlichen Grotesken des Deutschen Künstler-Theaters.

Was war von der Schreibtischlerei des geistig bewegungsbedürftigen Mimen viel zu erwarten gewesen! Desto erfreulicher die Enttäuschung. Die drei kleinen Stücke sind so geordnet, daß man Zuschauer wird, wie Kurt Götz die schwierige Kunstform des Einakters handhaben lernt. Jede der drei Grotesken hat einen Einfall. Aber ‚Nachtbeleuchtung‘ begnügt sich damit, ihn zu haben, ‚Lohengrin‘ kann ihn bereits auf gradem Wege zu einer Pointe entwickeln, und ‚Tobby‘ umkleidet ihn gar mit Fleisch, das für zwanzig Minuten lebt oder doch lebendige Menschlichkeit ahnen läßt. Auf dem Treppenpodest, bei einem improvisierten Abendbrot, raufen Direktor und Dichter um einen Monolog mit dem Schauspieler,

der ihn, als unnatürlich, nicht sprechen will. Die Nachtbeleuchtung zu dieser Szene schnurrt immer ab, wenn eine heitere Wirkung daraus entspringen, oder wenn aus dem Dunkel ein toter Garrick von Gleiwitz geisterhaft auftauchen, in Zitaten schwelgen und wieder dem atmenden Kollegen Platz machen kann, der unsre wachsende Ungeduld spürt und endlich den umstrittenen Monolog übernimmt. Dann behaupten zwei Compagnons vom Bankfach, in acht Tagen Pleite zu sein. Ein Ritter nahet da in Gestalt eines Sanitätsrats, der seit fünfunddreißig Jahren ein gesuchter Einbrecher ist, auf wunderbare Weise die Verhältnisse dieser beiden Bindelbands ausgekundschaftet hat und ihnen gegen eine halbe Million Vergütung sieben aus ihrem leeren Geldschrank stehlen wird, um dadurch den Kredit der Firma zu retten. Und schließlich steckt Tobby, der Knecht, Harry, dem Herrn, daß ihn Fanny, die Frau, mit Bobby, dem Freunde, hintergeht, worauf Harry den Tobby entläßt und erstens ihn beauftragt, Fanny den Grund der Entlassung anzugeben, zweitens Marry, die Magd, beauftragt, die Koffer für Fanny und Bobby zu packen, die sich kaum vom hirschgeweihreichen Landsitz entfernt haben, als Harry den Tobby zurückengagiert. Grotesken? Ja; insofern, als immer wieder plötzlich die Wirklichkeitsschilderung einen Knick bekommt und an der falschesten Stelle die Dimensionen, Gliedmaßen, Worte sich verzerren. Kurt Götz hat mehr als Witz: er hat Phantasie; und er hat mehr als die Liebenswürdigkeit seines Schauspielertums: er hat künstlerhaften Geschmack. Man denke: drei Akte eines kleinen Kulissenkönigs und keine einzige Taktlosigkeit! Je später der Abend, desto seltener geht dem Pegasus unter den Schenkeln und der exzentrisch gescheckten Schabracke des Schulreiters ohne mühsame Schulung der Atem aus, und man ist sicher, daß der Dramatiker Götz nicht auf den berückenden Charme des Darstellers Götz und nicht auf die zungenfertige Frechheit seines erschütternden Kollegen Adalbert angewiesen ist, um durch seine drei Grotesken auf Jahre hinaus vor der Situation seiner beiden Bindelbands bewahrt zu werden. Man lacht so, daß man nicht für möglich hält, noch mehr lachen zu können.

Dies freilich ist ein Irrtum. Man kann noch mehr lachen. Man braucht sich nur zu Phädren hinzubegeben. In dieser Kostümpuppe — welche heute aus ihrer wohlverdienten Grabesruhe aufzuscheuchen genau so viel Zeitgefühl wie dramaturgische Begabung erweist — hat die unvergeßliche Sarah Bernhardt vor hundert Jahren die Tragik, Hermine Körner vorige Woche die Komik entdeckt. Als einmal ein Bühnenbeherrscher sein Generalkommando flehentlich bat, ihm doch nicht immer seine wichtigsten Mitglieder einzuziehen, da wurde ihm lakonisch erwidert, er möge die Männerrollen von Frauen spielen lassen. Sollte der Offizier Herminen Körner vor Augen und Ohren gehabt haben? Wahrhaftig, wäre Sarastro eine Sprechrolle: hier hätte sie den idealen Vertreter, einen Verkörperer in der ausgiebigsten Bedeutung des Wortes, der mit seines Basses Grundgewalt, mit respektgebietenden Athletenarmen, mit dröhnendem Schritt und mit fingerdick geschminktem Bajazzo-Gesicht auch blutschänderischen Leidenschaften eine Wucht zu verleihen weiß, daß in den nächsten Jahren die Stammgäste der münchner Bräukeller ihre beneidenswerte Freud' haben werden.

Reinigung von Alfons Goldschmidt

Hans Leuß gibt im Selbstverlag (Berlin, Schiffbauerdamm 19) eine Schrift: ‚Herr Paasche' heraus, die den Werdegang Paasches schildert und den Mann charakterisiert. Wird auch dieser Hieb unwirksam sein? Wie lange soll Paasche noch im Präsidium des Reichstags sitzen? Dieses Mixtum aus Streberei und Geschäftsgeist. Wie lange wollen wir alle die Paasches noch behalten, gegen die die neue Zeit marschiert? Sind sie blind, sind sie feige? Sie müssen gehen. Reinigung: das ist jetzt die Hauptsache! Immer noch sitzen die reaktionären Frondeure in den Aemtern, immer noch werden Enklaven-Kundgebungen losgelassen, unerhörte Anweisungen, Verständnislosigkeiten und Frechheiten. Noch nicht ein Viertel des Oberbaues hat man erneuert — der Unterbau ist wie zuvor. Und man scheint ganz vergessen zu haben, daß wir die Sozialwandlung betreiben müssen. Wo sind die Sozialgesetze, wo auch nur die Ankündigungen? Mußten erst die Gewerkschaften eine Arbeitslosenversicherung verlangen? Wo bleibt das Lohngesetz, das Wohnungsgesetz, das Bodengesetz, das Geschäftsteilnahmegesetz für die Arbeiter und Angestellten, wo bleiben die Rentenerhöhungen, die Daseinssicherung der Zurückkehrenden? Man kann sich nicht mit Zeitmangel entschuldigen. Im nahen Osten rennt die Reform, und wir sehen, daß die Sache garnicht so kompliziert ist. Man muß nur den Willen haben. Wird man überhaupt mit diesem Reichstag das Werk schaffen können? Wo sind die frischen Männer? Der Reichstag ist veraltet; auch seine Radikalen sind befangen. Wir brauchen neues Blut. Neues Blut soll den ganzen Körper durchkreisen. Kann man an eine Grundwandlung glauben, wenn überall alte Namen stehen? Es gibt genug Könner in Deutschland. Es genügt nicht, Alte durch Alte mit neuen Ideen zu ersetzen: Alte müssen durch Neue mit neuen Ideen ersetzt werden. Ich liebe dieses Zögertempo durchaus nicht, es ist uns schädlich. Man atmet kaum einen dünnen halbfrischen Luftzug, und der Druck liegt weiter auf dem Herzen. Wollt Ihr warten, bis der Sturm die Verlogenheiten und den Staub wegfegt? Und meint Ihr nicht, daß eine Sozialrevolution auch die Beseitigung der Wirtschaftselemente verlangt, die oft schlimmer waren als politische Bedrücker? Auch heute können sie noch Vieles illusorisch machen. Sie können mit Großgeld Preßfreiheit beseitigen, sie können die Arbeitszeit und den Arbeitslohn bestimmen, sie können Sabotage an der Sozialwandlung verüben. Wer hinderte sie heute, einen Räderstillstand zu befehlen! Ehe man die Vielen nicht mitbestimmend gemacht hat, ist die Autokratie in der Wirtschaft kein leeres Wort. Gottlob ist ja jener Sozial-Imperialist still geworden, der herrschen will und Andre bluten lassen, ohne sich selbst zu opfern. Aber es besteht Gefahr, daß die schäbige Gnädigkeit von oben sich hervorwagt, Parität vorgaukelt, die in Wirklichkeit für sie Macht bedeutet. Die Reinigung ist eine große Arbeit: aber sie muß getan werden! Ist es nicht ein Hohn, daß der Wahlkreis Berlin I den Geheimrat Kempner in den Reichstag gewählt hat? Jetzt, jetzt hat man Kempner in den Reichstag gewählt! Ist man denn ganz von allen Göttern verlassen, sieht man denn nicht, was geschieht, und was morgen geschehen kann? Ist das die Reinigung? Mit Kempner will man reinigen? Mit Kempner kann man sanieren, aber nicht reinigen. Wir wollen keine falschen Beipflichter, die nur so tun und auf gut Wetter warten. Wir wollen Ehrliche, überall Ehrliche. Wo ist die Pressegeistreform? Durch den ganzen Wald muß ein rascher und wuchtiger Wind wehen, der allen Schmutz wegbläst. Allen Inseratenschmutz,

allen Verleger- und Verlagsdirektorendreck, alle Kriecherei, Bangnis, Ordenssehnsucht, geblähte Untüchtigkeit und freche Kenntnislosigkeit, alle politische und wirtschaftliche Revolverei. Wir wollen, daß alle Blätter an eigenen Bäumen rauschen. Wir wollen keine Abhängigkeiten, sondern Männer. Es ist garnicht auszudenken, was alles bereinigt werden muß. Noch immer sitzt Paasche als Zeichen des Bündnisses von Wissenschaft, Politik und Kapital auf dem Sessel.

*

Hacken muß man in die Stickluft, so dick ist sie. Alle sind wir benebelt worden, Schleier waren um uns, Deutschland war ein Haus ohne Fenster. Haben Die, denen das Material zur Verfügung stand, nicht gesehen oder wollten sie nicht sehen? Jedenfalls fühlen wir uns getäuscht. Geglaubt habe ich ihnen nie so recht — aber sie hatten das Material. Unsereins mußte es sich brockenweise aus den Ecken zusammen suchen. Und bekam dann nur Skepsis, aber noch keine untrügliche Gewißheit. So konnte ich warnen: die Warnung beweisen konnte ich noch nicht. Jetzt teilt sich der Dunst, der Blick kann auch in die Weltferne dringen. Da findet er Schiffsraum genug, vielleicht mehr als genug. Da findet er Riesenstapel Weizen und Mais, Reis, Tee, Tabak, Cacao, Kaffee, Gummi, Baumwolle, Kupfer. Da erkennt er die Ueberproduktions-Gefahr, die Bebauungs-Dehnung, den ganzen übergangsorganisatorischen Humbug, den Valuta-Irrsinn, die Rohstoff-Trottelhaftigkeiten. Schöne Sachen sind da mit der Statistik und mit dem Hintern angerichtet worden. Ringsum Sattheit, Uebersättigung, Exportdrang und nicht Knappheit, Unterernährung und Ausfuhrangst. Haben die Herren die objektive oder die subjektive Unwahrheit gesagt? Macht man die Sache mit ruhiger radikaler Vernunft, mit vernünftigem ruhigem Radikalismus, so bekommen wir bald genug herein. Genug Brot, genug Tabak, genug Tee und Reis und auch Südfrüchte wird es wieder geben. Herr Gott, wir danken dir, daß du uns vor Mitteleuropa bewahrt hast! Die Prediger der Kontinental-Enge haben abgewirtschaftet, jene Jungens, die aus Subventionen und Psychose billigen Ruhm und teures Geld geholt haben. Die die Papierknappheit vermehrt und die Einsicht vermindert haben. Diese Ethiker mit dem Horizont von Uebergestern, diese Organisierer mit der Unverschämtheit des falschen Offenbarers. Sie wollten uns vernageln.

*

Reinigt Deutschland vom Protektionismus! Macht es frei von dem Bündnis: Großkapital und Behörde! Dieses Bündnis hat mit allzu viel Erfolg allzu viel Existenzen vernichtet. Eine ganze Scheidemandel Fälle ist schon bekannt geworden; aber es gibt noch viel mehr. Alle Tage hört man neue Unmöglichkeiten. Beispielsweise von der Brachlegung der Ostsee-Werft in Stettin. Auch diese Sache muß untersucht werden. Vielleicht findet man da verfaultes Holz, ein ungenutztes Dock, unreparierte Schiffe. Vielleicht findet man da unwirksame Auflehnung gesunden Arbeitsgeistes gegen Behördenstarrheit und Großkonkurrenz. Vielleicht findet man da den mächtigen Vulkan, der die vernichtende Wettbewerbswaffe schmiedet. Vielleicht findet man da das System Vietinghoff, das nicht allein an der Ostsee geschadet hat. Dieses System hat etwas Paaschiges. Es hat etwas von dem Bündnis: Kapital und Politik. Man findet es auch in der optischen Industrie. Es bekämpft dort die Sozial-Ethik, die echte Sozial-Ethik zu Gunsten der Kanaillenlehre. Reinigt Deutschland von diesem System, reinigt, reinigt und **reinigt schnell!**

Antworten

G. V. Glauben Sie mir: hier gibts keine Kompromisse. Der Geist — und dazu gehört doch wohl jede Religion, sollte sie wenigstens gehören — hat auf dem Markte garnichts zu suchen; und wenn sich ein Priester am Wort beklagt, die Kaufleute hätten ihn beiseite gestoßen, so spricht das weder für den Priester noch gegen die Kaufleute, sondern verrät nur, daß falsche Ansprüche an den Geist gestellt worden sind. Er ernährt seinen Mann nicht. Kanonen und Christentum oder umgekehrt? Falsch: Entweder — oder! Man kann sich für jene oder für dieses entscheiden; aber keineswegs empfiehlt sich eine Vermengung. Sobald die Waffen klirren, gehört der Mönch in die Zelle zu seinen Büchern. Unterlasse er es, aus ihr hervorzukrauchen, um dem Krieger aufzuschwatzen, man brauche ihn für das Mordgeschäft.

Schmierant. Ja, da drehen sich nun gleich alle um. Es sind aber auch alle gemeint, die sich umdrehen. Erlaubt mir einen homerischen Vergleich. So, wie der Hundebesitzer sein Hundchen im zartesten Kindesalter — es hat einen braunen Schweif, mit dem es stolz kläffend den Boden peitscht, und viele schwarze, rasch hüpfende Flöhe — wenn es, Zucht und Sitte vergessend, in die Ecke der Stube gepit hat, mit der Nase in diesen See, den spiegelblanken, hineintaucht —: also rate ich euch, eure höchsteigenen Erzeugnisse aus den glorreichen Tagen des Jahres 1914 zu lesen. Schüttelts euch? Ja, nicht wahr, es duftet nicht schön? Aber ein kleiner Unterschied ist doch zwischen euch: das Hundchen ist mit Geduld und Prügel zur Sauberkeit zu erziehen — ihr hingegen werdet bei jeder Gelegenheit neue Ferkeleien begehen.

Eugen Kilian. Sie glauben nicht, daß das Theaterschicksal des ‚Merlin' die Berechtigung gibt, den Dramatiker Immermann zu den Toten zu werfen oder bei den Toten zu lassen, und wollen diesen Glauben verfechten. Aber immerzu! „Da ist der frische, farbenstrotzende ‚Alexis', der viele Schönheiten erster Ordnung enthält — denken Sie an den wundervollen Schlußakt der „Bojaren"! —, und dessen allzu große Breite in drei auseinander strebenden Teilen von bühnenkundiger Hand mit Leichtigkeit in ein wirksames Theaterstück für Einen Abend zusammengedrängt werden kann. Da ist der ‚Andreas Hofer', an dessen würzigem Berggeruch trotz allem, was mein kritischer Verstand mir dagegen zu sagen sucht, die ganze unentwegte Liebe meiner Jugend hängt — eine Liebe, die wach gehalten wird durch die Erinnerung an den hingebenden Eifer, womit sich Theatermänner wie Laube, Eduard Devrient, Paul Lindau und andre für die Dichtung eingesetzt haben. Selbst von dem Versuch, es nach acht Jahrzehnten wieder einmal mit der reizvollen Romantik der ‚Ghismonda oder die Opfer des Schweigens' zu wagen, würde ich schwerlich abzuhalten sein. Und die niedliche Nippsache aus Urgroßväterzeit ‚Die schelmische Gräfin' würde Ihnen, an die richtige Stelle eines historischen Einakter-Abends gesetzt, wie ich mit Zuversicht hoffen darf, einige Freude bereiten." Na denn man tau! Vielleicht wird nach dem Kriege von den berliner Theatern eines Ihr Rhodus.

Hermann B. O, wie ist es hocherfreulich, solchen Knaben noch zu finden, der die Gazetten gegen mich in Schutz nimmt! Also muß ich wohl von der Behauptung, die ich für zwingend genug hielt, zum Beweis übergehen. Muß zeigen, was eine große Zeitung an Prophezeiungen und Reinfällen sich leisten kann, ohne daß ein Leser rebellisch wird oder eine andre Zeitung sie festnagelt. Freilich: das Gedächtnis des Lesers reicht kaum bis zur nächsten Ausgabe, und die Konkurrenten,

mit wenigen Ausnahmen, sind selber zu sehr der Sünde bloß, um eine Lippe riskieren zu dürfen. Wann Bulgariens „Abfall“ bekannt wurde, wissen Sie, nicht wahr? Nun, etwa drei Monate vorher schreibt die Vossische Zeitung: „Sollte Radoslawow endgültig zurücktreten und Malinow mit der Bildung eines Koalitionsministeriums betraut werden, so wird sich an der äußern Politik Bulgariens nicht das Geringste ändern. Abgesehen davon, daß feste, bindende Verträge vorliegen und die Waffenbrüderschaft mit den Mittemächten sich durch das gemeinsam vergossene Blut tief in das bulgarische Volksbewußtsein eingegraben hat, wird der König, der mit Recht den Ruf eines der größten Diplomaten der Gegenwart genießt, kein Ministerium berufen, das eine andre auswärtige Politik treiben könnte, als er sie bisher mit seinem Ratgeber Radoslawow zum Heil der bulgarischen Nation verfolgt hat. Die politischen Erfolge des Bündnisses mit den Mittemächten sind jedem Bulgaren so einleuchtend, daß keine Macht der Erde heute mehr imstande ist, einen Frontwechsel der Außenpolitik Bulgariens herbeizuführen. Die Tatsachen haben ihre innere, harte, unbeirrbare Logik. Diese Logik für Bulgarien hat Malinow längst begriffen, sodaß er seine äußere Politik genau so einstellen wird wie die bisher von Radoslawow verfolgte.“ Kennen Sie den Ausdruck Schlattenschammes? Er ist unübersetzbar. Aber was er bedeutet, wird Ihnen klar werden, wenn ich für den Begriff einen Namen setze, welcher ihn deckt: Professor Ludwig Stein. Das ist die Pythia vom siebzehnten Juni 1918, die neuerdings leider ein bißchen in den Hintergrund getreten worden ist. Wahrscheinlich, weil Herrn Georg Bernhard selbst die Blamagen seiner Gehilfen zur Eifersucht reizen. Seine Gier nach Blamagen sowohl wie nach Bestrafung für diese Blamagen ist unersättlich. Man würde ihn ja gern endlich laufen lassen, weils wahrhaftig Themen von größerer Appetitlichkeit gibt: aber da er auf seiner wilden Flucht armewerfend und kreischend erklärt, daß er selbstverständlich garnicht dran denke, zu fliehen, so muß man ihm vorläufig noch auf den Fersen bleiben. Ueber seinen jammervollen Versuch, sich von der publizistischen Mitverantwortung für den U-Boot-Krieg reinzuwaschen, sagt jetzt, in den Preußischen Jahrbüchern von November, Hans Delbrück: „Nichts ist falscher als die Behauptung, wie sie G. Bernhard in der Vossischen Zeitung gewagt hat, man habe in Deutschland von den Vermittlungsabsichten Wilsons zu wenig gewußt. Man kannte sie nicht nur, sondern man höhnte über sie und wollte von ihnen nichts wissen. Daß Herr von Bethmann Hollweg dazu ermuntert und darüber hatte verhandeln lassen, wußte man selbstverständlich nicht, ist ja auch ein absurdes Verlangen, heute nur herausgesucht, um eine Bemäntelung zu haben für das demagogische Treiben, dessen man sich damals schuldig gemacht hat.“ Schuldig gemacht: dies Wort klingt Herrn Bernhard nicht angenehm. Er weiß, daß er zu den Hauptschuldigen gehört, und daß ihm ein Staatsgerichtshof nicht einmal die mildernden Umstände zubilligen würde, die etwa Reventlow für sich hätte, und weil er das weiß, so heult er in der schlotternden Todesangst, die allen reklamierten Bluthunden der verschiedenartig gescheckten Kriegshetzpresse gemeinsam ist, schon jetzt auf uns ein, wie wenig klar wir uns darüber zu sein schienen, „daß, wenn erst einmal die Volksleidenschaft auf diesen Weg gepeitscht ist, es kein Halten mehr gibt“, und wie sehr klar „die übereifrigen Angeber“ sich doch eigentlich darüber sein müßten, „daß das Tribunal politischer Umwälzungen mit Wandeldekorationen arbeitet, und daß bereits hinter jedem Ankläger der neue Pro-

kurator steht, der Den, der eben erst selbstgerecht einen Schuldigen zu Fall brachte, nun seinerseits unter Anklage stellt". Köstlich. Der Feigling will Andern Bange machen. Aber er kann sie höchstens mit Furcht und Schrecken vor seinem Deutsch erfüllen — nicht vor der Aussicht: nachdem sie ihn der verdienten Strafe zugeführt haben, irgendwann später einmal selber bestraft zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die große Stunde von Germanicus

Das Oberkommando in den Marken — vielleicht weiß doch noch irgendjemand, was das war — hatte die Revolution verboten, und als die Sonne zum dritten Mal aufgegangen war, sah sie Deutschlands große Stunde: den Zusammenbruch der Monarchie und die Geburt der Republik. Auch heute noch, Sonntag, am zehnten November, am Geburtstag Martin Luthers und Friedrich Schillers, läßt sich nicht erfassen, was da eigentlich geschehen ist, und wie es geschah. Elementarkräfte wirkten sich aus; es entspannte sich, was an Trotz, an Vergewaltigung, an Widerstand und Willen zu einer neuen Zeit während vier langer Jahre und darüber hinaus während mehrerer Jahrzehnte angesammelt worden war. Der Krieg war mit einem Schlage vergessen, und man sah ihn nur noch als den Weg zu dem heute erreichten Ziel. Die furchtbaren Opfer des Krieges hatten einen Sinn bekommen. Nie sonst, nie anders wären wir sie los geworden die Mächte von gestern, so sprach es auf der Straße. Sie sind sich selbst zum Moloch geworden. Der Militarismus war auf den Höhepunkt der Kurve gekommen: er mußte zwangsläufig zurückschlagen, er mußte sich gegen sich selber wenden. Die Arbeiter- und Soldaten-Räte sind die natürlichsten Geburten, die es seit langem in der politischen Apparatur gegeben hat. Der Uebergang ganzer Regimenter war nur darum möglich, weil in Wirklichkeit die Armee schon längst entschlossen war, einem Zwange zu Zielen, die unmöglich die ihren sein konnten, zu entweichen. Müßige Frage, ob es in einem siegreichen Deutschland ebenso gekommen wäre. Die Tatsache, daß Deutschland nicht siegen konnte, daß es vielmehr von dem Kreuzzug, den die westlichen Demokratien gegen den Kaiserismus organisierten, überrannt wurde, beweist, daß dieser preußische Militarismus erschöpft war. Darüber darf man freilich nicht vergessen, daß inzwischen in England und Amerika ein ähnlicher Militarismus hochgekommen ist. Bedenkt man weiter, daß sowohl in England wie in Amerika ein ungewöhnlich hartnäckiger und restlos auf weltpolitische Expansion eingestellter Imperialismus in der Regentschaft sitzt, so zeigen sich Schwierigkeiten, Gefahren und Konflikte, die zum mindesten nicht geringer sind als alle frühern. Wenn nicht auch die angelsächsischen Länder sich nach dem Beispiel Deutschlands demokratisieren, dann müßte Deutschland in den Schwächezustand, dem heute Rußland verfallen ist, gedrängt werden und könnte vor solcher Verelendung nur dadurch bewahrt werden, daß es auf der neu erworbenen Grundlage so schnell und so energisch wie irgend möglich einen wirklich arbeitsfähigen Staat aufbaut, einen Staat, der seine eigenen Geschäfte reibungslos erledigt und dabei so viel Werbekraft entwickelt, daß er selbst angelsächsische Länder von aus-

schweifendem Imperialismus zwingt, dem Weltsozialismus die erforderlichen Opfer zu bringen. Worauf es jetzt also vor allem ankommt, ist, daß wir so schnell wie irgend möglich die begreiflichen Jugendkrankheiten des neuen Zustandes überwinden. Gelingt das nicht, so wird die deutsche Republik weniger dem deutschen Volke als dem Imperialismus der Entente von Nutzen sein. Wir wollen doch nicht vergessen, daß die Waffenstillstandsbedingungen, die uns unter dem Schutze Wilsons auferlegt worden sind, eine mehr als katastrophale Einschnürung der deutschen Lebenskraft sein müssen. Wir haben bisher nicht gehört, daß an diesen Bedingungen das Geringste gemildert worden sei. Wenn die Entente sich durch ihre Bedingungen den deutschen Imperialismus für alle Zeiten vom Halse schaffen wollte, so hätten wir das schließlich begriffen; aber sie hat doch inzwischen erfahren, was in Deutschland vor sich gegangen ist, sie weiß doch, daß sie es nicht mehr mit einem persönlichen Machthaber, sondern allein mit dem deutschen Volke zu tun hat. Und die Völker der Entente müssen dies gleichfalls wissen. Aber auch sie haben sich bisher nicht gerührt. Zwar sind etliche Nachrichten zu uns gekommen, daß auch die französischen Soldaten nicht länger Exekutoren des Kapitalismus sein wollen; aber diese Nachrichten scheinen falsch gewesen zu sein, bestenfalls haben sie sich wohl auf einzelne, bedeutungslose Vorgänge gestützt. Die Weltlage ist nach alledem höchst eindeutig und jedenfalls so, daß sich aus ihr für uns nur die eine große und entscheidende Pflicht ergibt, eben die: alles daran zu setzen, um Deutschland als Staat und Macht sofort wieder arbeitsfähig zu machen. Republiken sind nicht die schlechtesten Verwalter staatlichen Bewußtseins; was die sozialistische Republik hier zu leisten vermag, ist noch nicht erprobt worden, wird aber jetzt erprobt werden müssen. Das Eine aber ist unter allen Umständen selbstverständlich: wie es auch kommen mag, Deutschland wird nur dann sich dem zupackenden Imperialismus der Entente entziehen können, wenn seine neue Staatsform von dem Willen der Mehrheit des Volkes getragen wird. Sollten wir dazu verurteilt sein, aufs Neue einer Diktatur unterstellt zu werden, sollte die gebändigte Diktatur der Hohenzollern durch die ungebändigte einer bewaffneten Minderheit abgelöst werden, so vermöchten wir allerdings nicht zu glauben, daß der imperialistischen Orgie, der die Entente sich hinzugeben bestrebt ist, irgendein Ziel gesetzt werden könnte. Darum muß die Nationalversammlung berufen werden. Das deutsche Volk muß entscheiden, welches sein Schicksal sein soll. Es darf sich nicht bevormunden lassen, schon darum nicht, damit ihm zu keiner Stunde die Möglichkeit gegeben ist, Andre für sich anzuklagen. Es war eine große Stunde, da das deutsche Volk die Fesseln der Monarchie zerriß. Die größere Stunde aber wird erst geschlagen haben, wenn dem deutschen Volke gelingt, sich aus eigenem Willen und eigener Einsicht eine neue, von der Mehrheit verteidigte Ordnung zu schaffen.

Beginn von Willi Wolfradt

Ein junger Zionist sprach mir unlängst von dem Glück, im neuen Land ganz neu und von vorn anfangen zu können. Als er es sagte, lebten wir noch im alten Deutschland, an dessen unabwendbarer Erhaltung noch kein Grund zu zweifeln bestand. Es war das erste Mal, daß ich einen Zionisten beneidete, mit andern Worten: das erste Mal, daß ich ihn verstand. Ja, mit frischen Kräften und unschuldigen Händen, gehemmt nur von Bedenken und nicht von ererbten Verhältnissen, an den Aufbau der Heimat gehen zu können, selig erfüllt von Idealen und Hoffnungen sich ans Werk machen zu dürfen wie an einen Urbeginn, einem Künstler gleich, den von der noch unberührten Leinewand, vom weißen Papier her die Fülle der im Material schlafenden Möglichkeiten beglückend lockt: ja, das mußte herrlich sein und ein mächtiges Bewußtsein, Rechtfertigung selbst für jedes nationalistische Beigefühl solches Schaffens. Schuld der Historie und Scham über begrabene Vorsätze abtun und ausziehen, wie der einzelne Mensch wohl seinen alten Adam auszuziehen vermag — ach, einer Nation ist es unmöglich gemacht, zu tief ist ins Bestehende ihre mannigfaltige Existenz verstrickt. Ja, wer sie, wie diese zionistischen Juden, erst suchen geht, Der ist noch ledig dieser Fessel des Gewordenen; aber suchte die deutsche Nation, gab es für sie eine hohlere Redensart als den wohlfeilen Imperativ: „Aufbauen!"? Aufbau blieb ein Fortknüpfen von Schuld, Paktieren mit allem Verrat der Vergangenheit, Festigung der Erbübel durch jene leidige alle Wunden überkleisternde Positivität. Die Weihe des Beginns mangelte diesem Aufbau auf tönernen Fundamenten gänzlich, und wer bei uns über seiner Ehrlichkeit nicht die Klugheit eingebüßt hatte, der wußte, daß vielmehr Abbau die conditio sine qua non aller reinern Zukunft sei. Vollends die Jugend, der Erfahrungen am wenigsten Sicht und Wollen getrübt hatten, und in der naturgemäß die frischen, beginnlustigen Schöpferkräfte am kräftigsten lebten, fand sich, oft wohl ohne innerste Teilnahme, im Lager der revolutionär Gesinnten, die den Gedanken des Abbaus nährten. Kritik an ihrem, wie es hochmütig hieß, absprechenden Geist konnte sie nicht beirren, und ihre Lippen schürzte nur Spott, wenn man sie mahnte, ihre Kräfte einem lässigen und konservierenden Aufbau zu widmen. Die Jugend konnte nicht erhalten wollen, womit sie nichts verband als die Phrasen ihrer Eltern; sie mußte beginnen wollen, was so in Traumreinheit vielleicht nur ihr gehörte.

Plötzlich aber, heute, am neunten November, steht nun dieses Deutschland vor der Möglichkeit des Beginnens. So wenig offenbar die ganze jähe Tiefe unsres Falls im allgemeinen noch ausgemessen wird, so wenig ist man sich dieser ungeheuren Gnade im Elend bewußt geworden. Das unauflösbar, unerlösbar scheinende Deutschland ist zerschmettert worden durch einen Schlag, der sich bis in die letzten Ecken und Fasern seines Körpers hin-

ein bemerkbar machen wird. Die neue Zeit ist kein Parteiprogramm mehr, sondern notgeborene Möglichkeit. Wie die Zionisten halten wir heute die Möglichkeit in der Hand, unsre Heimat zu suchen. „Aufbau" hat plötzlich einen Sinn für Die, die bislang lachen mußten über dieses Wort, als welches die kleinste Tat schon vor der Tat zum Philisterium machte. Der Abbau ist von außen her gründlicher vollzogen, als wir zu erreichen je vermocht hätten. Wieweit ein Nachhelfen von innen her im revolutionären Sinne noch am Platze ist, darüber könnte man verschiedener Meinung sein. Schon heute erhebt jedenfalls die Gefahr ihr Haupt, grade die materialistische Umwälzung könnte allzuschnell das in Fluß gekommene Gewissen durch hineingeworfene Greifbarkeiten stauen und erstarren lassen. Vielleicht hat heute die Möglichkeit des Beginnens schon keinen mächtigern Gegner als eine ärmer an Idee und konstitutionell gewordene Programm-Demokratie. Abzubauen an Gesinnung bleibt, was der Kriegsgegner schon deshalb nicht erreichen konnte, weil er selbst noch stärker davon belastet ist. Man soll überhaupt dem sogenannten Feind keine zu große Rolle zuweisen, niemals. Er kommt nur recht wider seine Absicht den innern Kräften ganz mechanisch zu Hilfe. Er macht reinen Tisch, indem er den seinen bepackt, und wird sich leicht den Magen überladen. Wir aber stehen vor einem Trümmerfeld; da ist nun Aufbau kein leeres Wort mehr, sondern eine wahrhaftige Möglichkeit. Wo aber Möglichkeiten blühen, da ist eben doch kein Trümmerfeld!

Mit Uebergang von Uebergang zu Uebergang ist kein Weiterkommen. Kühnheit und Demut, zutiefst verwandt, segnen den Beginn. Solange Jeder glaubt, den entscheidenden Flicken aufsetzen zu können, nirgends Bescheidenheit mit lebhafter Idee sich paart zu schlichtem Anheben — solange parteipolitische Erfahrenheit lavierend um einen bußfertigen, reinen Anfang herumzukommen noch glaubt und den Platz nicht einem jugendlichen, sachlich minder beschränktem Denken überläßt, das fähig ist, sich mit einem Satz der Allmählichkeit zu entheben, mutig hinein in die glasklaren Fröste des bittern Morgens — solange nicht über jeder politischen Wandlung und Entschließung eine hohe Inbrunst nach Reinheit waltet: ist nicht des Endes Ende, ist Beginn nicht da.

Die Not hat uns bescheiden gemacht, aber noch ist nichts von der wirklichen Demut spürbar, die uns sofort über alle hochtrabenden Sieger zu stellen vermöchte. Noch ist unsre Demut die des eingekniffenen Schwanzes, nicht die der tiefen Bescheidung der Seelen. Noch ist unser Lob des Friedens ohne das Bewußtsein, daß Friede wie Gesundheit der schlechthin rechte Zustand ist und unbedingt gut. Es gibt so wenig einen faulen Frieden wie eine faule Gesundheit; nur daß er kein wirklicher Friede ist, könnte faul an ihm sein. Krieg und Friede sind nicht gleichartig wie weiß und schwarz, sondern der Krieg ist die Störung des Seinsollenden wie die Krankheit, und unbedingt zu be-

heben wie diese. Der Kranke will gesund werden, und koste es das Leben; Krankheit ist unbejahbar, Krankheit zu bejahen gelte stets als Krankheitssymptom. So müßte sich jetzt kühn die Forderung des „Friedens um jeden Preis“ herauswagen und endlich letztes Getue abstreifen, als sei seine Annahme von Bedingungen abhängig, die sachgemäß zu prüfen und zu erwägen seien. Es gibt keinen Beginn, ohne da und dort die Wage beiseite gestoßen und unbedingten Erkenntnissen sich anvertraut zu haben. Wir begrüßen in diesem harten Notfrieden die notgedrungene, aber tiefsten Wünschen entgegenkommende gründliche Absage an alle Halbheit und Befangenheit im Hergebrachten. Diesen Frieden innerlich zu einem als „Friede um jeden Preis“ gewollten zu machen, ist das einzige, was den Druck eines teuer bezahlten Friedens, was Bankerottstimmung und zagendes Uebergang- und Anschluß-Suchen überwinden kann.

Die Heiterkeit solcher Radikalität ist aber schrill und nicht beginnhaft, solange Spuren des Hochmuts in ihr sind: es gebe für Anfang und Aufbau ernstliche Gefahren, außer im eigenen Innern — es gebe Weltwende vermöge Aenderung der Gesinnung nicht so sehr als der Institutionen. Von dieser Undemut scheinen die sogenannten radikalen Lauheiten der Oppositionen noch ebenso erfüllt wie die Lauheiten der unjugendlichen Regierung. Aus heischender Anklägerei kommt die Weihe des Beginns so wenig wie aus ängstlichen Sorgen. Vorwürfe und Parolegeschrei beweisen nur, daß das Alte, Abgelebte noch nicht überwunden ist, sondern in Kampfgebärden krampfhaft und verkappt fortbesteht. Wollen wir in Chores Harmonien nun nach so langem Chaos beginnen, so müssen wir still sein können. Ohne diese Fähigkeit zur unverzagten, freien Stille wird nichts gedeihen. Richten wir uns endlich auf den Anfang und trüben wir nicht durch die kleinen Aengste der außenpolitischen Spekulation die überpolitische Bereitung unsres innersten Menschen, dessen Grundkühnheit und Grundbescheidung die Erkenntnis sein muß, daß alle Außenpolitik: Welt-Innenpolitik ist. Wer am Anfang steht, hat einen Weg nur und keine Konkurrenz, keine alten Rechnungen und keine gebrechlichen Erfahrungen. Wer sich aber jugendlich lossagt von dem Plunder der Fachkenntnisse, Erprobtheiten und Unausdenkbarkeiten: Der und nur Der kann beginnen — endlich beginnen!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXVII.

Hans Delbrück

Ein Konservativer. Aber denkt nicht ans Heydebrandsche Schema. Ein Kulturkonservativer, der alle Elemente des Preußentums in sich vereinigt, jenes liberalisierenden Großstaatpreußentums aus der Zeit zwischen den Schlachten bei Jena und

Leipzig. Ein Politiker, der, immer strebend, immer um die Wahrheit ringend, doch nicht über seine Natur hinauskann. Sein Konservativismus zieht magnetisch die weit ausfliegenden Gedanken immer wieder an. Er ist in sich selbst be- und gefangen. Zaudernd steht er zwischen zwei Zeitaltern, steht schwankend auf der Brücke zwischen dem alten und dem neuen Preußen, und er kann, sich immer wieder von Neuem rückwärts wendend, den Blick von der Vergangenheit nicht lassen. Die Zurückbleibenden will er aufmuntern, die Vorwärtsstürmenden zurückhalten, sein lebhaftes Temperament möchte ihn am liebsten Denen da vorne zugesellen, aber der kritische Verstand zieht, immer rechtzeitig, die Zügel straffer.

Das ist der kleine, bärtige Professor Hans Delbrück, Historiker an der berliner Universität, der jetzt auf siebzig Jahre seines Lebens zurückblickt. Der Name Delbrück, dem wir im letzten Jahrhundert oft in der preußisch-deutschen Beamtengeschichte begegnen, verpflichtet. Meist warens Köpfe, die den Durchschnitt nicht wenig überragten, die Berthold, Rudolf, Clemens. Berthold, der Vater, war Appellationsgerichtsrat in Greifswald, hat aber in den Kindheitserinnerungen, da er früh starb, keine großen Spuren hinterlassen. Mehr gab, geistig, die Mutter dem Knaben, eine Tochter des Philosophen von Hennig, der einst noch mit Goethe über die Farbenlehre gearbeitet hatte und später Hegels beredtester Apostel wurde. In den greifswalder Professorenkreisen genoß er, schon als Schüler, reichste Anregung. Die Gelehrten lebten ganz in jener geistigen Atmosphäre, die Goethe und Hegel bereitet hatten, und nur wenig vermochte das stürmische literarische Junge Deutschland, die Heine, Börne, Gutzkow, Freytag, sich in diesem stillen deutschen Winkel Eingang zu verschaffen.

Delbrück wollte zuerst „Pauker", Oberlehrer werden. Aber ein Freund der Mutter, der Historiker Karl von Noorden, wies ihm einen andern Weg. Er ging, statt nach Greifswald zum Examen, nach Bonn in die Schule Sybels. Mühsam, auf Zuschüsse von zwei Onkeln angewiesen, mußte er sich als Student durchschlagen. Aber er setzte sich durch. Der akademischen Laufbahn blieb er treu. Doch der Aufstieg wurde ihm durch tausend Hemmungen erschwert. Ein Jahrfünft diente er dem Kronprinzen Friedrich als Erzieher des Prinzen Waldemar. 1881 ließ er sich als Privatdozent an der berliner Universität nieder. Fünfzehn Jahre lang hat er dann warten müssen, bis ihm, auf Althoffs kräftige Anregung, nach dem Tode Heinrichs von Treitschke eine ordentliche Professur zuteil wurde. 1896. Im achtundvierzigsten Lebensjahr. Bitter für einen Gelehrten, der sich inzwischen längst schon durch seine Schriften einen Ruf gemacht hatte.

Während des Krieges kam ich, auf einer Studienreise, nach Skierniwice, wo einst, in dem weißglänzenden Jagdschloß, die

drei Kaiser sich begegneten und Bismarck mit Giers und Kalnoky in jenem Repräsentationssaal, der auf den leicht überdachten Balkon hinausführt, plaudernd im Pfühl der Sessel Europas östliche Orientierung für zwei Lustren festlegte. Hier war ich, auf einen Tag, Gast des Kreischefs, eines konservativen Reichstagsabgeordneten. Der Graf, Major der braunen Husaren, war in seiner patriarchalischen Schnoddrigkeit ein prächtiges Junkerexemplar von jovialem Uebermut. Wir saßen, nach Tisch, bei Cognac und Zigarre, als er politisch etwas aus sich heraustrat. Plötzlich stand er impulsiv auf, griff nach einem blauen Heft auf dem Schreibtisch und sagte: „Sehen Sie, das ist meine Lektüre seit Jahren." Es waren die ‚Preußischen Jahrbücher', die Treitschke einst begründet hatte, und die nun schon seit bald viermal zehn Jahren Delbrück herausgibt. Mich überraschte das außerordentlich. Einmal hier, in der geistigen Diaspora, zwischen Krieg und Okkupation, einen eingefleischten Junker fleißig ernste politische Lektüre treiben zu sehn, und zum andern, weil ich glaubte, daß Delbrück in diesen Kreisen völlig ausgespielt habe. Delbrück, der, in den achtziger Jahren, sowohl im preußischen Landtag wie im Reichstag, wenn auch als Stiller, auf den Bänken der Freikonservativen gesessen hatte. Er hatte also rechts noch Kredit, obwohl er seit jeher jeder Ausnahmegesetzgebung den Nationalitäten, den Polen, Dänen und Elsässern, gegenüber abgeneigt gewesen war, obwohl er, mitten in dem Kampf um die Nachlaßsteuer während der Bülowschen Blockaera, freimütig die Steuerscheu der Großgrundbesitzer entlarvt hatte, obwohl er im Kriege Anhänger Bethmanns und schärfster Gegner der Alldeutschen war. Es mußte mithin in diesem politisierenden Professor etwas sein, was auch den starrsten Konservativen immer wieder anzog: das Preußisch-Militärische.

Was hatte er mit dem Militär zu tun? Gewiß, er hatte 1870/71 den Feldzug als Reserveleutnant mitgemacht; das wäre heut, wo das ganze Volk bis auf den letzten Mann unter die Waffen trat, nichts Besonderes. Nein, sein historisches Spezialgebiet war die Geschichte des Kriegswesens. Darin hat er etwas Besonderes geleistet. Er ging bis in die Antike zurück und prüfte, schrittweise, von den Perserkriegen an die Ueberlieferung von Kriegskunst und Heerwesen. Hier war Vieles, das Meiste unvollständig und legendarisch, und kein Historiker wies ihm den Weg durch das dichte Gestrüpp. Delbrück rühmte von Max Lehmann, dem göttinger Ranke-Schüler, sein zur Leidenschaft gesteigerter Wahrheitsdrang habe von aller Welt angenommene Mißurteile umgestürzt. Damit hatte er auch sich selbst ein Urteil gefällt. Sein grundlegendes Werk wurde die Gneisenau-Biographie. Hier behandelte er neben der Strategie der Niederwerfung des Feindes, die damals allein gültig war, die Ermattungsstrategie, und aus seiner Geschichte der Kriegskunst

schöpfte Schlieffen, der militärische Vorbereiter des Krieges, die Idee der Schlacht bei Cannä, der Vernichtung des Feindes durch eine doppelseitige Umfassung.

In den ‚Preußischen Jahrbüchern' gewähren seine militärischen Artikel über die einzelnen Phasen des Krieges denn auch den größten Genuß. In klarer Sprache, in vornehmer Linienführung werden, fast von Monat zu Monat, die militärischen Ereignisse analysiert. In der Politik liegt die Straße der Erkenntnis nicht so breit und eben vor ihm. Wenn man, zum Beispiel, sein Buch ‚Krieg und Politik' (1914—1916) nachblättert, wo er, ohne Nachkorrekturen, alle seine während dieser Zeit veröffentlichten Aufsätze aneinandergereiht hat, stolpert man über viele Irrtümer und vermißt die sichere Hand, die einen aus dem Chaos des Tages politisch in die Weite führt. Er kann sich, obwohl er sich schließlich sogar zum gleichen Wahlrecht für Preußen durchrang, nicht freimachen von der altliberal-konservativen Enge des nachmärzlichen Preußentums.

Aber ich verehre ihn doch, den Lehrer und den Politiker, liebe Das, was er schreibt, und liebe seine Persönlichkeit. Denn ich glaube, irgendwo in meinem Herzen habe auch ich mir ein Stückchen Preußentum aufbewahrt, das ich, wenn niemand dabei ist, wie aus einer verstaubten Kommode heimlich hervorhole und wehmütig betrachte. Und ich liebe Hans Delbrücks Temperament, das trotz seiner gemessenen Art doch stets wieder ausbricht, und ich achte seine Unerschrockenheit.

Kriegs-Presse-Amt von einem Offizier

Sicherm Vernehmen nach haben fünfundsiebzig Prozent der darin beschäftigten Offiziere und Mannschaften den Marschbefehl zu ihren Ersatz-Truppenteilen erhalten. Der Rest beschäftigt sich einstweilen noch mit der Lektüre der in- und ausländischen Zeitungen. Man wird fragen dürfen, ob selbst diese fünfundzwanzig Prozent nicht noch zuviel sind. Wir würden empfehlen, das Amt aufzulösen und der Pressewartestelle des Auswärtigen Amtes so viele Offiziere beizugeben, als nötig sind, um die in- und ausländische Presse auf ihren militärischen Gehalt zu überwachen. (Ich schreibe Mittwoch, am sechsten November.)

Wer vor dem Krieg die Zeichen der Zeit verfolgte, der bemerkte unschwer in gewissen, der Preßfreiheit abholden Kreisen die Neigung, diese unangenehme Erscheinung bei der ersten sich bietenden Gelegenheit den Garaus zu machen. Einige, die in der Erregung der Augusttage von 1914 einen kühlen Kopf bewahrten, rechneten damit, daß diese Kreise ihre Zeit für gekommen hielten. Als die Zensur der Presse die ersten Hiebe ihrer ungeschickten Bärentatze versetzte, als Verbote und Verordnungen einander jagten, kreuzten, überboten, als — das Kriegs-Presse-Amt geschaffen wurde: da wußten diese kühlen Beobachter, was die Glocke geschlagen hatte.

Das Kriegs-Presse-Amt war ein Glied des Großen Hauptquartiers. In diesem befindet sich eine Abteilung, die sich ausschließlich mit der Sammlung und Verwertung von Nachrichten beschäftigt. Die Kriegsberichterstatter, zum Beispiel, und ihre Arbeit unterstehen dieser Abteilung mit der Wirkung, daß die Herren nichts Unkontrolliertes schreiben und nichts Unerwünschtes sehen. Sie beschäftigt sich mit Spionen, Gefangenenaussagen und dergleichen, und sie beschäftigte sich von Anfang an auch mit der deutschen Presse. Man hätte denken können, die Abteilung würde ihren Ehrgeiz darin sehen, der Presse gute Nachrichten zuzuführen und ihr reelle Beobachtungsmöglichkeiten zu eröffnen. Daneben war es selbstverständlich ihre Pflicht, die Veröffentlichung von Truppenbewegungen und militärischen Geheimnissen zu verhindern. Also Aufgaben zur Genüge. Aber sie zu erfüllen, war dem Chef der Nachrichtenabteilung zu wenig. Er wollte der deutschen Presse nicht dienen, sondern er wünschte sie zu beherrschen. Zu diesem Zweck schuf er in Berlin das Kriegs-Presse-Amt.

Die in- und ausländische Presse gab der Maschine, die hier arbeitete, den Rohstoff. Es soll anerkannt werden, daß diese Arbeit zu Anfang des Krieges von keiner Stelle geleistet wurde. Es klingt unwahrscheinlich, ist aber wahr, daß man im Auswärtigen Amt zu Berlin die ausländische Presse nicht las. Inzwischen ist es anders geworden und somit unser Vorschlag begründet, nunmehr auch das Kriegs-Presse-Amt dem Dienst einzugliedern, zu dem es gehört. Aus dem Maul der Maschine, die diesen Rohstoff schluckte, erblühten als wichtigstes Erzeugnis die Zensurbestimmungen. Stern und Krone des Kriegs-Presse-Amtes war die Oberzensurstelle. Dafür ist sie nun tot. Sie produzierte in unausgesetzter Folge jene 3586 (oder sind es mehr?) Verordnungen, mit denen der Presse nach und nach das selbständige Leben abgeschnürt wurde.

Da die Zensur allein im Laufe der Jahre — die Kriegführung rechnete mit Unendlichkeit — die Presse leer gemacht hätte, so sorgte der Chef des Nachrichtenwesens, der das selbstverständlich konnte, auch dafür, sie wieder zu füllen. Nicht alle Leser wissen, was eine Zeitungskorrespondenz ist. Das ist ein Konvolut von Artikeln, die in Zeitungen abgedruckt werden sollen. Solche Konvolute, einseitig beschrieben oder bedruckt, damit die Zeitungssetzer es bequem haben, gehen den Schriftleitungen von gewissen Seiten regelmäßig zu. Man abonniert darauf. Sie sind für Die, die sie liefern, ein Mittel, um gewisse Artikel einer ganzen Menge von Zeitungen gleichzeitig zuzuführen und damit einen sehr großen Leserkreis zu finden.

Eine solche Korrespondenz schuf das Kriegs-Presse-Amt. Sagte ich eine? Es waren drei (wenn nicht mehr). Sie unterschieden sich von allen andern Korrespondenzen dadurch, daß sie nichts kosteten, weil sie mit Staatsmitteln arbeiteten und so der

gesunden Kontrolle durch Die, die sie zahlen oder nicht zahlen, entzogen waren. In der einen D.K. — ‚Deutsche Kriegsnachrichten‘ — genannt, wurde dem deutschen Volk täglich mitgeteilt, wie gut es mit dem Kriege stehe, das heißt: sowohl wie gut der Krieg stehe, als auch, wie gut das Volk infolge des Krieges stehe. Von beidem haben wir ja in den letzten Wochen hinlängliche Beweise erhalten. Die Hälfte der deutschen Beamten- und Gelehrtenschaft stand willig und ehrenamtlich im Dienst dieses Unternehmens. Der menschliche Geist bedarf aber ebensosehr der Wochenübersichten. Darin kann alles zusammengefaßt werden, was in der Woche bereits siebenmal gesagt ist. Darin kann auch durch Addition und andre Verfahren neues Beweismaterial — in diesem Fall dafür, daß der Krieg gut stehe und, wie man ihn auch führe, ein Glück fürs deutsche Volk sei — gewonnen werden. Das war die ‚Deutsche Kriegswochenschau‘, gleichfalls unentgeltlich. Auch hörte das deutsche Publikum seit Kriegsbeginn, daß es in allen Ententeländern an Kriegsstimmung fehle, daß die Rohstoffe ausgingen, daß die Truppenergänzung schwer oder unmöglich werde. Diese Wissenschaft entnahm die deutsche Presse den ‚Nachrichten der Auslandspresse‘. Diese waren die dritte Korrespondenz des Kriegs-Presse-Amts, gleichfalls unentgeltlich. Die Stimmen des Auslands waren darin durch nichts gefälscht als durch die Auswahl.

Der Appetit kommt mit dem Essen, und wer A sagt, muß B sagen. Niemand sagte übrigens lieber B, als der Chef der Nachrichtenabteilung. Er begnügte sich also nicht mit der Vergewaltigung der Presse, sondern griff auf das deutsche Geistesleben im Ganzen über. Er zensierte auch die Buch-Erzeugung und sprang, da diese, wie die Presse, unter seiner leitenden Hand zu ersticken drohte, mit eigenen Produkten in die Lücke. Er schuf im Kriegs-Presse-Amt eine sogenannte Propaganda-Abteilung. Diese beschäftigte sich damit, Broschüren in großer Zahl auszuspeien und die Abfassung von Büchern zu veranlassen, hinter deren Verlagsnamen niemand die bestellte Arbeit erkannte. Um aber auch den Schönheitssinn zu befriedigen, unterließ diese Abteilung nicht, einen Teil jener farbenfrohen Plakate herzustellen, die zur Aufklärung des deutschen Publikums über unsre günstige Lage dienten. Doch die Augen sind nicht der ganze Mensch. Wer den ganzen haben will, gedenke auch der Ohren. Nun besaß ja die Oberste Heeresleitung in den Kirchen und Schulen aller Konfessionen Propaganda-Organisationen von beträchtlicher Reichweite. Gleichwohl organisierte der Chef der Nachrichtenabteilung auch für sein Teil das Vortragswesen in Deutschland. Durch die Kanäle unzähliger Vereine, abgesehen von den Veranstaltungen in den Kasernen, leitete er mit und ohne Lichtbilder die Mitteilungen, durch die er das Volk über den guten Stand des Krieges und über den guten Stand des Volkes durch den Krieg zu überzeugen wünschte.

Das lief in der Hauptsache unter der Spitzmarke des Vaterländischen Unterrichts.

Es lohnt, sich in das Seelenleben eines Zensuroffiziers zu versetzen. Der Außenstehende denkt sich irgendetwas Großes, wenn er den Namen Zensur, gar das Wort Oberzensur hört. In Wirklichkeit ist sie zumeist ein sehr kleiner Mann, normalerweise ein Leutnant, ein Oberleutnant und deren nachgeordnete Gehilfen. Ueber dem Haupt dieses kleinen Mannes schwebt ständig das Damoklesschwert der Versetzung an die Front. Und selbst wenn er ein Bein zu wenig hat, gibt es Möglichkeiten, ihn auf dem Dienstweg zu schikanieren. Wenn er zensiert, so denkt er an seine Stellung und an seinen Vorgesetzten. Er sieht seine wesentliche Aufgabe darin, alles zu verhindern, was unangenehm sein könnte. Unangenehm aber ist dem Chef der Nachrichtenabteilung jeder Gedanke, der sich anders mit dem Kriege beschäftigt als im Sinne der Kriegsartikel. Demgemäß wird alles gestrichen, was wie eine Kritik aussieht. Kritik aus wirklichem Widerwillen gegen den Krieg schon gar, aber auch Kritik, die aus Friedensgesinnung, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und ähnlichen Gemütsbewegungen hervorgeht. Alles ist unangenehm. Unangenehm ist es schon, den Krieg überhaupt zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen. Gestrichen werden also auch alle geistigen Unternehmungen, die letzten Endes mit dem Hauptquartier übereinstimmen, aber den Versuch machen, sich durch geistige Widerstände hindurch ihrer Ueberzeugung zu vergewissern. Alles wird gestrichen. Und Das, was hervorgebracht wird, hält sich schlicht und einfach im Geiste Kaiserlicher Neujahrsansprachen. Alles, aber auch alles Andre unterbleibt. Kein Ton, kein Wort, das eines Deutschen von Geist würdig wäre, ist in den Veröffentlichungen des Kriegs-Presse-Amtes erschienen. Banalste, einfältigste Einpaukerei einer Untertanengesinnung, die schon vor hundert Jahren überlebt war. Nur ruchlose, blindeste Anmaßung konnte diese Gesinnung fordern. Eine Wut mußte erzeugt werden, die nun deutlich und deutlicher als radikale Welle aus der Tiefe erbraust, und von der man nicht weiß, ob sie noch imstande ist, Vernunft anzunehmen.

Das Kriegs-Presse-Amt ist tot. Es wäre nicht nötig gewesen, ihm diesen ausführlichen Nachruf zu singen, wenn sein Geist nicht noch umginge. Mögen die Berufenen dafür sorgen, daß dem Betrug gesteuert wird!

Die Unheilstifter von L. Persius

Mehr als vier Jahre hat das deutsche Volk an und hinter der Front unsäglich Schweres ertragen, hat willig alle Opfer gebracht, hat furchtbare Entbehrungen erlitten, immer in dem Glauben, daß der Erfolg nicht ausbleiben würde, der Erfolg, der ihm von den Regierenden — in jeder Gestalt — stets als sicher vor Augen gehalten wurde. Nun ist der Schleier ge-

fallen, die Wahrheit, bisher ängstlich vor der Oeffentlichkeit verborgen gehalten, läßt sich nicht länger mehr fesseln, und die grausame Wirklichkeit sagt, daß Täuscher bewußt und unbewußt die breite Masse des Volkes in einem blöden Wahn befangen gehalten haben. Diese Täuscher sind unser Unheil gewesen. Daß ihnen nicht beizeiten das üble Handwerk gelegt werden konnte, war unser Verhängnis. Sie haben den Besitz der flandrischen Küste, von Teilen Frankreichs und Rußlands als selbstverständliche Frucht des Krieges und als notwendige Errungenschaft für Deutschlands Gedeihen verlangt, sie haben prophezeit, daß der uneingeschränkte U-Boot-Krieg England in längstens drei bis vier Monaten „auf die Kniee" zwingen würde, sie haben durch ihre gewissenlosen Großsprechereien das Volk in die Irre geführt und verhindert, daß zu rechter Zeit, das heißt: als Amerika sich noch nicht in die Reihe unserer Feinde gestellt hatte, ein günstiger Friedensschluß zustande kam. Diese Propheten, die mit falschen Zahlen und Voraussetzungen arbeiteten, sie, die in verantwortlichen Stellungen, sei es in staatlichem Amt, sei es in der Presse, leichtfertig die Leidenschaften immer erneut aufzupeitschen verstanden, die Jedem, der ruhige Ueberlegung und Vernunft empfahl, „Flaumacher" schalten, die rücksichtslos nach der Polizei schrieen, wenn Jemand sich ihrer Agitation zu widersetzen versuchte — sie haben die furchtbare Schuld auf ihr Gewissen geladen, daß das deutsche Volk sich nun in einer Lage befindet, die ein schweizer Blatt folgendermaßen gekennzeichnet hat: „Man muß sich nur die wahrhaft grauenerregende Lage vergegenwärtigen, in die ein reiches, gesundes, blühendes und arbeitsames Volk gestürzt ward: dezimiert, verhungernd, auf der ganzen Welt verachtet und verhaßt, wirtschaftlich, geistig und politisch isoliert. Ohne Bundesgenossen und ohne Absatzgebiete und Absatzmöglichkeiten steht heute Deutschland da."

Wer sind die Schuldigen? Haben sie bewußt oder unbewußt das Unglück herbeigeführt? Sind sie persönlich verantwortlich zu machen, oder darf „das System" als mildernder Umstand gelten? Es mag die Ansicht geäußert werden: „Lassen wir die Schuldfrage jetzt noch ruhen. Später ists Zeit, sie zu beantworten. Heut gilt es, das Volk auf sichern Boden zu stellen, damit es fähig werde, das Schwere zu tragen. " Es ist jedoch nicht möglich, wird sich einwenden lassen, diese sichere Grundlage zu schaffen, ohne daß vorher restlos Aufklärung geworden ist. Schon bemühen sich die Unheilstifter, ihre Schuld abzuleugnen, ihre Widersacher, die zu ihrer Entlarvung geschritten sind, zu beschuldigen, um so abermals ein Betrugsmanöver einzuleiten.

Die Zahl der Unheilstifter ist groß. In allen Berufen und Bevölkerungsschichten finden sie sich. Aus der Sammlung ihrer Großsprechereien kann nur ein winziger Bruchteil herausgegriffen werden.

I. Militärische Unheilstifter

Admiral z. D. v. Thomsen (in den Kieler Neuesten Nachrichten)

Täglich kann man heute von treuen Deutschen, denen man versucht, die Ueberzeugung beizubringen, daß Britannien im Friedensschluß den wesentlichsten Teil seiner Flotte an uns herausgeben müsse, die Antwort hören: „Britannien wird seine Flotte nie an uns ausliefern." Diese Ansicht oder Auffassung ist nur aus der deutschen Unkenntnis britischer Verhältnisse und des Seekriegs zu erklären . . . Britannien wird seine Flotte spätestens dann an uns abliefern, wenn der bestehende oder drohende Hunger es dazu zwingt. Daß der Tag unabwendbar anbrechen wird, ist angesichts der Erfolge des U-Boot-Krieges sicher. Das kann nicht nur mit Zahlen unwiderleglich bewiesen werden. Es ist schon oft bewiesen. Alle Freunde des Scheidemann-Erzbergerschen Verständigungsfriedens können das Einmaleins nicht abändern... Es wird gewiß nicht dahin kommen, daß eine Million amerikanischer Soldaten noch auf europäischen Kriegsschauplätzen Verwendung findet. Keine Waffenstillstandsverhandlungen, bevor die Briten nicht ihre nach 1899 erbauten Kriegsschiffe an uns abgeliefert haben. (9. VIII. 1917)

Admiral z. D. v. Holtzendorff (in der Denkschrift vom 12. II. 1916)

Der U-Boot-Krieg zwingt England längstens in einem halben Jahr zum Frieden.

Admiral z. D. v. Capelle (im Hauptausschuß)

Ich zweifle nicht, daß England in absehbarer Zeit gezwungen sein wird, die nötigen Schlußfolgerungen aus dem U-Boot-Krieg zu ziehen. Amerikas Hilfe ist gleich Null, Null, Null. (27. IV. 1917)

Ich nehme keinen Anstand zu sagen, daß ich persönlich davon überzeugt bin, daß der Krieg in diesem Herbst beendet ist . . . Ich persönlich bin der Ansicht, daß uns der U-Boot-Krieg innerhalb sechs Monaten den Frieden bringen wird. (5. VI. 1917)

Großadmiral z. D. v. Tirpitz

Zu dem amerikanischen Korrespondenten v. Wigand im November 14:

England will uns aushungern, wir werden dasselbe Spiel treiben, England umzingeln, jedes englische Schiff oder jedes seiner Verbündeten, das sich irgendeinem Hafen Englands nähert, torpedieren und dadurch den größern Teil der Nahrungsmittelzufuhr abschneiden.

Zu dem Vertreter des Neuen Pester Journals im Januar 1918:

Amerikas militärische Hilfe ist und bleibt ein Phantom, weil jede Möglichkeit, ein größeres Heer nach dem Kontinent zu schaffen, an der Transportfrage scheitert.

Großadmiral z. D. v. Köster (auf einer Tagung des Flottenvereins)

Wir wissen, daß wir mit dem rücksichtslosen Gebrauch der U-Boot-Waffe den Feind in verhältnismäßig kurzer Zeit ins Herz zu treffen in der Lage wären. (Juni 1916)

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff (in der Provinzpresse)

Der letzte Tag des Januar brachte uns hocherfreuliche ersehnte Kunde. Dem schamlosen Welttyrannen und seinen Genossen gegenüber sind jetzt die Hände unsrer U-Boote freier geworden, wir beginnen den schon von unsern Feinden allerseits geahnten uneingeschränkten U-Boot-Krieg, zum Heil aller Welt, in erster Linie aller Neutralen, groß und klein... Es gilt, das Ende des Krieges zu beschleunigen. (4. II. 1917)

Amerikas Eintreten in den Vielverband unsrer Feinde wird keinerlei Aenderung für die eigentliche Seekriegführung herbeiführen. Somit können wir mit voller Seelenruhe dem Eintritt Amerikas in den Krieg zuschauen. Kein Geringerer als unser Hindenburg hat dieser Ueber-

zeugung eben erst einem spanischen Zeitungsmann gegenüber Ausdruck gegeben mit den Worten: „Wenn bisher die englische Flotte mit Hilfe der französischen, italienischen, russischen und japanischen der U-Boot-Gefahr nicht Herr werden konnte, so wird das auch die amerikanische nicht vermögen. Die Entente verfügt über keine Waffe gegenüber den U-Booten. Die Seesperre geht mit wachsender Wirksamkeit weiter. Bei jedem neuen Transport müssen die Amerikaner das wachsende Risiko in Kauf nehmen. Je mehr Schiffe auf dem Ozean schwimmen, desto größer wird die U-Boot-Beute." (13. IV. 1917)

Kapitän zur See Boy-Ed, der frühere Marineattaché in Washington

Unsern Sieg vermögen auch die Vereinigten Staaten nicht aufzuhalten. Dank der Frachtenraumfrage und dem U-Boot-Krieg sind sie in diesem Kriege kein Land der unbegrenzten Möglichkeiten . . . Gegen Deutschland und seiner Verbündeten gutes Gewissen und starkes, täglich schärfer werdendes Schwert wird schließlich auch Wilsons autokratischer Eigensinn und Wallstreets männermordender Eigennutz unterliegen. (Mai 1918)

Kapitän zur See a. D. v. Pustau

Gesamtergebnis: wir haben von der Flotte der Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht das Geringste zu befürchten, die letztern aber umso mehr von uns. Diese klare unbestreitbare Tatsache ist auch wohl der Hauptgrund, weshalb der Präsident Wilson sich trotz seiner Kriegslust bisher noch nicht zur offenen Aufnahme der Feindseligkeiten gegen uns entschlossen hat. (Illustrierte Zeitung vom 8. VI. 1917)

Unsre Gegner befinden sich ohne Zweifel in der Lage von Wahnsinnigen, sonst würden sie schon seit Monaten eingesehen haben, daß es gegen den U-Boot-Krieg keine Waffe gibt, und daß er nicht nur in absehbarer Zeit ihre Kräfte aufzehren muß, bis kein weiterer Widerstand gegen uns mehr möglich ist, sondern auch jede Hoffnung auf spätere Hilfe von den Vereinigten Staaten ein für alle Mal zuschanden macht. (15. VII. 1917)

Die Vereinigten Staaten sind nicht für größere Kriegsunternehmungen gerüstet. Wenn sie aber nach ein oder zwei Jahren ihre militärische Macht so weit ausgebildet haben sollten, um ernstlich in den Krieg eingreifen zu können, wird dieser längst zu unsern Gunsten entschieden sein, ganz abgesehen davon, daß es schon heute nicht genug Schiffe gibt, um eine größere Truppenmacht nach Europa zu verschiffen. (23. VIII. 1917)

Für die Zentralmächte ist mit der Wegnahme unsrer in den Vereinigten Staaten liegenden Schiffe schon das Schlimmste überstanden, was uns dort zugefügt werden kann. Alles, was sonst noch das Wilsonsche Programm ankündigt, kann unsern endlichen Sieg nicht einmal aufhalten, geschweige verhindern. (Tägliche Rundschau vom 19. IV. 1917)

Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter (im Berliner Lokal-Anzeiger)

Dann soll man die Leistungsfähigkeit der amerikanischen Flotte überhaupt nicht zu hoch anschlagen, weil es ihr an Mannschaften fehlt. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Flotte der Vereinigten Staaten imstande ist, überhaupt ein nennenswertes Gewicht im Seekrieg wider uns in die Wagschale zu werfen, kann man damit verneinen, und je länger der U-Boot-Krieg wirkt, umso ungünstiger werden alle Vorbedingungen. Was die Verwendung amerikanischer Truppen auf dem europäischen Kontinent angeht, so wollen wir daran denken, daß die Saloniki-Armee mindestens eine Million Raumtonnen an Schiffen bedarf, um sich erhalten zu können. Daß die Weltschiffahrt solche Beträge heute zur

Zeit des vorgeschrittenen U-Boot-Krieges nicht mehr zur Verfügung hat, das bedarf keines weiteren Beweises. (4. IV. 1917)

Es hat nie ein Mensch daran gedacht, einen bestimmten Zeitraum anzugeben, in dem unsre Feinde zu Boden liegen würden. (5. VII. 1917)

In der Fähigkeit unsrer Feinde, so lange durchzuhalten, haben wir uns also getäuscht. Wir denken dabei nicht etwa an Ammenmärchen, daß leitende Staatsmänner von einem Frieden nach sechs Monaten gesprochen hätten. Je mehr sich die jetzige Offensive an der Westfront entwickelt, umsomehr stehen wir unter dem Eindruck, daß unsre Feinde dort um jeden Preis eine Entscheidung erzwingen wollen, wahrscheinlich, weil sie müssen. Damit liegt der Gedanke nahe, daß sie auch um jeden Preis alles dazu herangeschafft haben, was möglich ist. Wie groß der Katzenjammer nachher sein wird, wollen wir abwarten, im Besondern, ob das jetzige amerikanische Heer weiterhin versorgt oder gar noch vergrößert werden kann . . . Die Zeichen mehren sich, daß die Knappheit an Schiffsraum in der ganzen Welt unerträgliche Folgen zeitigt und der U-Boot-Krieg wird seinen Weg weiter gehen. (30. VIII. 18)

Kriegsminister a. D. v. Stein

Zu dem Vertreter der ‚Newyork World‘ am 25. I. 17:

Ich suche nicht die schwachen Seiten meines Gegners, sondern seine starken herauszufinden, und richte mich danach. Ich halte es für fehlerhaft, meinen Feind zu unterschätzen, sondern trachte das Wertvollste an ihm zu entdecken. Ich nehme von ihm das denkbar Günstigste an, und wäre es nur, um mich vor einem verkehrten Urteil zu bewahren. Erfüllt der Feind die hohen Erwartungen nicht, dann umso besser für uns. Zweifellos hat die englische Organisation viel erreicht und verdient Anerkennung, wie sie neue Armeen aus dem Boden gestampft und in der Munitionsversorgung Schritt gehalten hat.

Zu dem Vertreter des ‚Az Est‘ am 24. III. 1917:

Was vermag Amerika mehr für unsere Feinde zu tun, als es bis jetzt getan hat? Ob es die Flotte der Alliierten unterstützen wird, weiß ich nicht, und von einer Landarmee kann in naher Zukunft keine Rede sein. Amerika verursacht mir keine Sorgen.

General der Infanterie z. D. v. Liebert (in der Täglichen Rundschau)

Ein freies Volk von hundert Millionen Seelen wählt sich einen Gaukler zum Staatsoberhaupt, die Wahl wird von Trustmagnaten bezahlt, während der Wahl beteuert der Kandidat seine Friedensliebe, gewinnt dadurch die Stimmen der Deutschen, der Iren, der Pazifisten und der Frauenrechtler, nachdem er gewählt, reißt er Repräsentantenhaus und Senat durch unsinnige Botschaften zum Kriege fort. Und das alles gegen ein Volk, das Amerika keinen Anlaß zu Groll und Streit gegeben hat . . . Der neue Gegner, der vorläufig nur mit der Faust über das große Wasser herüberdroht, wird nicht imstande sein, unseren großen Heerführern den Siegeslorbeer zu entwinden. Dagegen spricht schon das Rassenchaos, das die amerikanische ‚Nation‘ ausmacht. (18. I. 18)

Hauptmann Walter Bloem (in der ‚Woche‘ vom 29. IX. 17)

Behaupten die Führer unsrer Feinde, ihre Mittelchen gegen die U-Boote seien wirksamer geworden, oder der U-Boot-Krieg habe an Heftigkeit nachgelassen, so belügen sie schlotternd ihre Völker. Sie wissen ganz genau, es gibt nicht Gnade noch Rettung. Und das wird das Ende sein: Englands gänzlicher Zusammenbruch . . . Heut müssen die Engländer sich mit eitel Steckrüben beköstigen . . . Englands Seemacht ist so erschüttert, daß es im Hinblick auf die Zeit nach dem Kriege um Frieden bitten muß . . . Gesiegt, gesiegt haben wir längst. Unsre

Feinde sträuben sich krampfhaft gegen diese Erkenntnis — aber wir sehen in ihrem irren, selbst- und weltbetrügerischen Lächler-Antlitz den hippokratischen Zug . . . Es tagt gen Osten! Und einen Sieg werden wir schauen, wie Erd und Himmel niemals einen geschaut haben.

Hauptmann Erich v. Saltzmann (in der Vossischen Zeitung vom 12. II. 17)

Amerika ist niemals England. Der Vergleich, den ich hier oft gehört habe: „was England kann, wird Amerika auch können", hinkt vollkommen. Der Engländer ist seit Jahrhunderten kriegerisch gewesen. Der Amerikaner war es nie. Ein amerikanisches Heer auf europäischem Boden ist, abgesehen davon, daß unsere U-Boote die Hinüberfahrt niemals gestatten werden, eine platte Unmöglichkeit, allein deshalb schon, weil der Weltkrieg zu Ende sein wird, bis es Amerika gelungen sein dürfte, genügend Männer für ein solches Heer auf die Beine zu bringen. Jeder Mann, den Amerika heut aushebt, fehlt in der Industrie. Jeder neu aufgestellte Soldat bedeutet einen Abstrich an dem Reingewinn, den Amerika aus seiner Blutschuld zieht. Und „Geschäft über alles" ist das Motto Amerikas und wird es bleiben. Man rechnet in Amerika im Kriegsfall mit der Aufstellung eines Heeres von 150 000 Mann. Was ist das im Vergleich zum modernen Volksheer? Diese im Verhältnis zur Größe des Staates geringe Zahl ausgebildeter Männer kann Amerika allein schon wegen der japanischen und mexikanischen Gefahr niemals wagen außer Landes zu schicken. Wer je Poker spielen gesehen hat, dem wird klar sein, daß dieses Spiel echt amerikanisch ist. Der Bluff ist die Seele amerikanischer Politik, und ebenso amerikanischen Heerwesens. Mit zwei Assen in der Hand blufft man den Andern, der Royal flush hat, glatt tot. So war es immer in Amerika. Gelingt es, klatscht die Menge Beifall und findet es großartig und selbstverständlich. Gelingt es nicht, dann lacht man darüber. Sollten die Vereinigten Staaten heute wirklich daran gehen, ein großes Heer im modernen Sinne mit allem, was drum und dran hängt, aufzustellen, so muß man diese Aktion als eine „große amerikanische Probemobilmachung gegen Japan" betrachten. Dort sitzt der Feind Nordamerikas, nicht hier auf dem europäischen Festland.

Kapitänleutnant a. D. Graf Reventlow (in der Deutschen Tageszeitung)

Jetzt, nachdem die Nebel des deutsch-englischen Verständigungsrummels zerrissen sind, kommt überall und jeden Augenblick in unserm Volke der alte, angesammelte, tiefe und gerechte Haß gegen England und die Engländer zum Ausdruck. Es ist aber nicht nur der Haß, sondern ein gewisses grimmiges Gerechtigkeitsgefühl, welches schwer erträgt, daß gerade diejenige Macht, welche den Krieg angestiftet hat, nun abseits steht und, wie gesagt, vorläufig unerreichbar erscheint. Seit Wochen ist der Wunsch unsres Volkes, und wir glauben auch einschließlich der militärischen Fachleute: Wenn nur die Engländer landen und sich unsern Truppen stellen wollten! Eine Brigade hat es gestern getan. Aber das ist viel zu wenig. Mögen noch viele englische Brigaden kommen! Kein Kampf und kein Sieg wird in Deutschland mit tieferer Genugtuung begrüßt werden als der, in welchem Briten unsre Gegner waren . . . In frühern Jahren und Monaten ist häufig in Deutschland der Gedanke ausgesprochen und vertreten worden: es würde ein unermeßliches, an Umfang gar nicht auszudenkendes Unglück für die Kulturwelt sein, wenn das Deutsche Reich und Großbritannien in einen Krieg mit einander gerieten. Wir haben diese Ansicht nie geteilt und können auch heute nicht verstehen, weshalb das ein so ungeheures Unglück sein sollte. (25. VIII. 14)

Zwischen Chaos und Chaos von Olf

Im Berliner Tageblatt stellt L. Persius noch einmal die Geschichte des Herrn Tirpitz dar. Mit entsetztem Erstaunen sieht man, wie ein einziger Mann, wenn er es geschickt anfängt, ein ganzes Land ruinieren kann.

*

Die Abrüstungspolitiker, die eben den Rüstungspolitikern das Wort abzunehmen sich anschicken, sehn — nicht ohne Recht — Schwierigkeiten in der Kontingentierung der den einzelnen Mitgliedsstaaten des Völkerbundes zu belassenden Polizeitruppen. Ich sehe einen (mitunter, zum Beispiel, in Persien) schon erprobten Ausweg. Wie wir die Internationalisierung der Wasserstraßen noch erleben werden, wie an der spätern Internationalisierung der Kolonien nicht zu zweifeln ist, und wie, aus politischen und Humanitäts-Gründen, eine Internationalisierung der Kriegsfürsorge versucht werden sollte: so könnte die Polizeitruppe internationalisiert werden. Internationale Rekrutierung für die Polizei des Völkerbundes — damit fällt auch die letzte technische Wahrscheinlichkeit des Krieges und ein guter Teil der Möglichkeit, jene zukünftige Polizeitruppe gegen den „innern Feind" zu verwenden.

*

Die Tägliche Rundschau beginnt: „Vor dem Gewaltfrieden der Entente verblaßt allmählich der ‚Gewaltfrieden' von Brest-Litowsk." Sie weiß noch nicht, die Tägliche Rundschau, daß sie die Anführungszeichen versetzen könnte, beliebig — weil nämlich der eine Frieden aus dem andern stammt und die eine Gewalt von der andern.

*

Die Nationalliberale Partei meint, wie die Tägliche Rundschau berichtet, eine Republik Deutschland sei angesichts der Struktur unsrer Verfassung gleichbedeutend mit der Auflösung des Deutschen Reiches. Nun, nicht ganz absurd scheint die Annahme, sie sei gleichbedeutend mit einer festern Zentralisation Deutschlands (von der dahingestellt bleibe, ob sie wünschenswert und zeitgemäß wäre).

*

Die Vossische Zeitung argumentiert, als Meinung eines sozialdemokratischen Redners: „Die Frage: Mit oder ohne Monarchie? ist von untergeordneter Bedeutung. Wir können richtige Politik in einem Rechtsstaat" — da stockt es schon. Die Monarchie ist eine Ausnahme vom Prinzip: die Monarchie ist kein Rechts-, sondern ein Vorrechtsstaat.

*

Also, meine Brüder und Freunde: Es lebe die Republik!

Kaiser und Kunst

Dem verblichenen Deutschland nicht eine Träne. Sein Geruch war Mord; und größer als seine Brutalität war nur seine Dummheit. Zu glauben, daß die Welt sich drei solche Verbrechen wie den Einbruch in Belgien, den U-Boot-Krieg und den brester Frieden gefallen lassen dürfte und würde — Das zu glauben, war eine Sache von verpesteten Kleingehirnen, deren vollständige Vernichtung jedem Versuch zum Wiederaufbau voranzugehen hatte. Daß diese Vernichtung so jäh erfolgen konnte, ist nicht überraschend: die Selbstvernichtung hatte erfreulich weit vorgearbeitet. Das System Hohenzollern war überreif. Sein letzter Vertreter schien demonstrieren zu wollen, wohin ein Land gelangt, auf dessen Throne Ferdinand Bonn sitzt. Aber schließlich versagte sogar sein Theatertalent: statt auf das Stichwort zu einem effektvollen Abgang zu hören, wartete er, bis er von der Szene gejagt werden mußte. Ihm heute einen Nachruf zu halten, ist mir zu billig. Ich wiederhole die Gratulation zu seinem Regierungsjubiläum, die ich am neunzehnten Juni 1913 hier dargebracht habe.

Man sehe im ‚Weltspiegel' den Dom von 1888 neben dem Dom von 1913 — und man weiß, was die Kunst diesem Kaiser verdankt. Nichts. Heer und Marine haben sich durch ihn entwickelt; Sport und Verkehrswesen mit ihm; Handel, Technik und Wissenschaft ohne ihn; die Künste gegen ihn. Wars anders möglich? Des Kaisers eigene Kunstschöpfungen sind so belanglos, daß sie kaum zeigen, was er ausdrücken will. Da ist nur natürlich, daß seine Liebe Alle beglückt, die seine Sehnsucht ausdrücken können. Wer vor die Kunst tritt wie Wilhelm der Zweite, in voller Waffenzier, helmbuschumflattert, sporenklirrend, den Marschallstab in der Faust: der muß die Kunstwerke schätzen, die prunkhaft, schön leichtverständlich, repräsentativ und wundervoll unbekümmert darum sind, daß vaterlandslose Gesellen ihnen Ekelnamen wie Stuck, Gschnas und Kitsch nachrufen werden. Erst der Tod macht diesem Kaiser wahre Künstlerschaft verzeihlich: sogar er ist geduldig gegen Shakespeare, Kleist und Hebbel oder doch gegen die von ihren Dramen, deren Personen in farbigen Kostümen einander Schlachten liefern, und deren Verse so voll klingen, daß sie nicht für alle Ohren von Versen Otto von der Pfordtens zu unterscheiden sind. Es ist ein Geschmack, der sich zum mindesten über sich selber klar ist und aus jeder Branche den Vertreter herausgreift, der ihn am zuverlässigsten befriedigt. Des Kaisers Architekt heißt Ihne, sein Burgenbauer Bodo Ebhardt, sein Maler Willy Stoewer, sein Bildhauer Eberlein, sein Komponist Leoncavallo, sein Dichter Lauff, sein Schauspieler Barnay, sein Regisseur Hülsen. Gleiche Orden, gleiche Brüder. Die wilhelminische Epoche hat sich in einer Kunst ausgeprägt, die gar keinen andern als einen durchaus dekorativen, ornamentalen, pathosfreudigen, atrappenhaften Charakter haben konnte. Es ist die Kunst eines Mannes, der seine Widersacher „zerschmettert", wenn auch nur mit dem Munde; der eine Verfassung „in Scherben zu schlagen" droht, aber das Recht dazu niemals erwerben wird; der sein Volk „herrlichen Zeiten" entgegengeführt hat, ohne daß das Volk es jemals bemerkt hätte.

Denn was sind das für Zeiten! Man bemüht sich ernstlich, eine Persönlichkeit zu verstehen, die Kerkyra, Sardanapal, den Großen König zwanzigmal zu sehen begehrt und erträgt. Man versteht sie sogar. Wer Armeen aus der Erde stampft, Kanäle zieht, Flaggen auf ragende Masten hißt: der bequemt sich schwer zu dem Zugeständnis, daß in seinem Reich Dinge geschehen dürfen, die nicht letzten Endes den Zwecken eben dieses Reiches und seiner Macht dienen. Der mißbilligt und verwirft Geschöpfe, die außer Reih und Glied dahinleben, auf nichts bedacht als darauf, die Visionen ihres Geistes in voller Freiheit zu gestalten. Dieser Geist pflegt so zügellos kritisch und anarchisch zu sein, daß ein Gesalbter des Herrn ihm freilich gefügige Geistlosigkeiten und ordnungsliebende Handlanger vorziehen muß, die kühl und ohne Liebe Alleen zu Ehren fast verwirkter Siege mit wesenlosen Puppen überfüllen. Staffage, wo Ihr hinfaßt. Den Schaden haben wir. Nicht, daß die Kunst, die wir meinen, heute mehr als irgendwann auf eines Medicäers Güte angewiesen ist. Liebermanns, Adolf Hildebrands, Dehmels, Hauptmanns, Sauers, Reinhardts und aller andern „Rinnsteinkünstler“ Blume hat sich auch ohne einen Strahl der Fürstengunst ganz hübsch entfaltet. Aber blickt um Euch, wie verheerend die kaiserlich privilegierte Unkunst allenthalben gewirkt hat. Wenn fünfundzwanzig Jahre lang ein lärmendes Scheinwesen, eine seelenlose Pracht gefördert worden ist, dann haben schließlich fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens gelitten. Betriebsamkeit ist die Losung. Der lumpigste Geschäftsmann dünkt dem Gelehrten sich überlegen und wehrt sich erbittert gegen jede Störung durch den (unpraktischen) Geist. Die Sprache erneuert sich nicht, weil der Masse von der mächtigsten Autorität statt einer naturwahren Kunst ein Anstreichertum als Muster hingestellt wird. Man kommt zu schau'n, man will am liebsten sehn. Ein Gaffertum wird für die illustrierten Blätter großgezogen und von ihnen immer und immer mehr verdummt. Glanz geht über innern Gehalt; und selbst der Glanz ist nicht echt. Noch der unsägliche „Festschmuck“ dieser prahlenden Jubiläumstage ist ein Symptom für den Verfall berlinischen Schönheitssinns. Das Gift der Tünche dringt bis ins Mark. Die Gesinnungen werden clichéhaft und weichen keinen Finger breit von dem Wege ab, der zu Wohlstand und Titel führt. Man lese, was in einer einzigen Woche selbst liberale Zeitungen an Byzantinismus geleistet haben, und man kennt die Mitschuldigen. Sie hätten nicht etwa versuchen sollen, diesen Kaiser zu belehren oder zu erziehen. Der ist ein Phantast, steht garnicht auf unsrer Erde und beweist das immer wieder durch seine Reden, die in seinem Munde nicht einmal phrasenhaft klingen, weil er so heilig glaubt (und von jeder Erschütterung seiner Seelenruhe zu dem Glauben zurückkehrt), daß sein Kurs der richtige ist. Aber liberale Zeitungen hätten ein Gegengewicht bilden sollen und sollten es noch. Das Gegengewicht einer klaren, aufrechten Deutschheit zu einer reizvoll trüben Mischung von Neudeutschland und Rom, von einem handfesten, lachenden Berliner und einem ganz unwahrscheinlichen Imperator mit Zepter, Krone, Schwert, Prophetentum und Gottähnlichkeit, der die Kunst eine seiner Waffen zum Schutz und zur Stärkung aller hohen Ideale nennt und sie in Wahrheit nur als Stütze seines Throns und seines Hauses gelten läßt.

Wied und Sardou von Alfred Polgar

An der Neuen Wiener Bühne spielt man: „Zweimal zwei ist fünf', Komödie in vier Akten von Gustav Wied. Ja, das war einmal lustig. Long, long ago. Vier Jahre mindestens. Quietschvergnügtes Behagen an der Narretei der Menschendinge spricht sich aus. Ein rosenroter Dunst von Lächerlichkeit schwimmt um das irdische Getriebe. Die Welt ist so herzigkomisch, so durchsichtig-dumm, so possierlich, so ganz und gar nicht ernst zu nehmen. Nun ja! Verlogene Biedermänner drehen sich nach dem Wind. Junge Tunichtgute heiraten alte reiche Witwen. Fidele Künstlernaturen behalten ihre Fidelität in allen Lebenslagen. Rauhe Bohemiens tun zynisch und sind kreuzbrav. Kleine, muntere Mädchen springen wie Heuschrecken auf der Lebenswiese, belästigend, belustigend. Es gibt keine Menschen, nur „Typen". Jeder hat seinen Knax. Jeder ist ein bißchen die leibhaftige Parodie seiner selbst. Charakter, Ueberzeugung, Liebe und dergleichen spielen im Wursteltheater eine so deplacierte Rolle, daß sie sich am Ende ihrer Ernsthaftigkeit schämen und mittun . . . Ja, das ist alles spaßig, nett, durchschauerisch, ironie-saftig, queck. Aber ein bißchen weitläufig. Der Frohsinn des liebenswerten Dänen spinnt wie ein Kater, kann garnicht genug bekommen vom Schnurren und Krummen-Rücken-machen. Allzu viel Ueberflüssiges wird geredet. Allzu viel Weg um des Weges willen zurückgelegt. Es ist, als ob jede Minute, unsichtbarem Beifall gehorsam, noch ein paar Sekunden draufgäbe. So dauern zwei Stunden drei. Man wird sehr müde. Man hat nicht mehr die Nerven für so ausführliches Lächeln, für solch selbstvergnügtes, gescheites Tralala hopsasa. Die Neue Wiener Bühne hatte sie. Sie pointillierte, sie malte klein, sie sang zu jedem Ton etwas Koloratur. Es war recht hübsch und munter; nur, wie gesagt: allzu viel rundherum und zwischendurch. Herr Forster: überlegen, manchmal fein, manchmal exzessiv, manchmal Berlin, manchmal südlicher, manchmal je m'en fiche de tout, manchmal Konrad Bolz, manchmal gaudeamus igitur. Originell und drollig Herr Mendes als weichlicher Knabe; fast schon Lustknabe. Auch alle Andern voll Animo und guter Laune. Am besten die Witwe Thuilsen der Frau Ilka Grüning, pardon: der Frau Ellen Neustädter.

*

Die Volksbühne spielt jetzt Victorien Sardous abgeblaßtes, von verloschenem Burgtheaterglanz umwittertes Lustspiel ‚Die beiden Freunde'. Die saubere, vornehme, überlegene Technik des alten Meisters ist noch immer ein Vergnügen. Wie feine Ordnung hält er in der spaßig-unwahrscheinlichen Welt seiner Figuren und Einfälle. Wie sicher, leicht, luftig spielen Ursachen und Wirkungen in einander. Girlanden: so schlingen sich die

kausalen Zusammenhänge im Stück. Wie handarbeitlich-geschickt ist der dünne satirische Faden durch jedes Öhr gezogen, reißt nirgends ab, wird nirgends zu kurz, zu lang. Und mit welchem Raffinement einer Theaterküche von ehemals sind Empfindsamkeit und Witz verquirlt. Freilich, der besondere Duft solcher Komödie ist verraucht, ihre liebenswürdige Farbigkeit abgeflossen. Und das Ganze mutet heute an wie ein Puppenspiel für kindliche Stunden Erwachsener. Aber man spürt noch den Reiz, der derlei sachte, von rührendem und übermütigem Schnick-Schnack durchsetzte Gesellschafts-Posse für ein Bürgertum gehabt haben mag, das sich im Theater karessiert und gekitzelt fühlen wollte. Solch eine Komödie hat mit dem „Leben" nichts zu tun. Sie ist durchaus in Lüge wie in eine petrifizierende Masse getaucht. Aber eben darin liegt ihr sozusagen Unzerstörbares. Sie behält als ein Stück geistiger Mode von dazumal ihren antiquarischen Reiz.

Bei dieser Gelegenheit: Fräulein Eveline Landing, bisher von närrischen Regisseuren zur verruchten dämonischen Dame mißbraucht, kam da endlich in das gemäßigte Klima, das ihr taugt. Sie war, als behutsam an der Sünde schnupperndes Bürgerweibchen, von fast musikalischer Sanft- und Anmut. Ihr Spiel hatte was Feldblumen-Bescheidenes und -Duftiges. Und in ihren Bewegungen lebte der Rhythmus einer zarten Pantomime.

Ich ging im Walde ... von Theobald Tiger

Wie war das neulich eigentümlich!
Ich ging im Wald so für mich hin,
und alles, was durchaus nicht ziemlich,
drängt sich mir dauernd in den Sinn.

Da liegt, in heiterm Flug geboren,
ganz weiß, gekrümmt und weich wie Wachs
— das hat gewiß ein Spatz verloren —
ein kleiner Klacks.

Und tiefer in des Waldes Hallen
liegt hingerollt, soweit ich seh,
— das ließ wohl eine Ziege fallen —
ein halbes Pfund Kaffee.

Und wie sich das so weiter machte,
besah ich einen neuen Fund:
— hier stand einst eine Kuh und dachte —
ein Fladen, groß und rund.

Und hat denn alles sich verschworen?
Da liegt im Tümpel, als Tableau
— das hat gewiß ein Ochs verloren —
ein Buch von Reventlow.

Antworten

H. B. Sie schreiben mir: „Hiermit richte ich an Sie die sehr höfliche Bitte, in Ihrem geschätzten Organ, unter irgendeiner Ihnen angenehmen Form, freundlichst einige auf mich bezügliche Zeilen bringen zu wollen. So bekannt ich in Paris vor dem Kriege als Regisseur und Schauspieler war, so unbekannt bin ich zur Zeit noch hier. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß einige Zeilen in Ihrer werten Zeitschrift mir schnell dazu verhelfen werden, auch in Berlin, der heutigen Metropole der Film-Fabrikation, zu einem Namen zu gelangen." Sie sind nun offenbar neu in Berlin, wissen nicht, daß ich Ihre Bitte bestimmt nicht erfülle, und brauchen auch diese Antwort nicht zu lesen, aus der Sie nur das Nein heraushören werden. Verschwenden Sie damit nicht Ihre Zeit; „die geschäftliche Seite" der Angelegenheit ist für Sie erledigt: Sie haben gebeten, und ich habe abgeschlagen. Warum aber? Keinem von meinen Lesern, außer Ihnen, der Sie ja nicht dazu gehören, muß ich das auseinandersetzen. Wahrscheinlich ist nur, daß alle Theater- und Filmblätter dergestalt zu ihren Notizen gelangen. Man schickt irgendwelche Angaben an die Redaktion. Vielleicht stimmen sie. Kein Mensch kann sie nachprüfen. Aber sie werden gebracht. Und mit dem Ausschnitt in der Tasche wandeln Sie aus einem Atelier in das andre und rufen: Hier! die Presse schreibt über mich! Und wie in diesem belanglosen kleinen Einzelfall, so gehts tausendmal im großen: der Zuschauer oder die Zuschauerin kommt hinter den Vorhang gelaufen, streicht ein Stückchen Kulisse grün an, setzt sich dann ins Parkett und sagt: Ah! Welch schöner Wald! Und Sie haben sich einzig in der Adresse geirrt: so bekannt Sie in Paris waren, ebenso schnell bekannt werden Sie bald in Berlin mit den richtigen Zeitungen sein. Lassen Sie sich also um Himmels willen von mir nicht entmutigen.

Julius H. Nein, die Deutsche Geschichte von Einhart ist, da Einhart eigentlich Heinrich Claß heißt, keinen Pfifferling wert. Nicht etwa, weil sie tendenziös ist — welche gute Geschichtsschreibung wäre das nicht! —, sondern weil es eine schädliche, eine blitzdumme, eine durch und durch veraltete Tendenz ist. Schlagt das Buch auf, wo ihr wollt, und ihr lest: erobert, geschlagen, besiegt, glänzendes Gefecht, Erbfolge, Kaiser, Könige, Erzbischof, besetzte, erhielt, annektierte, nahm ein — Puder, Staub und Lagerfeuer! Das ist nicht die Geschichte des deutschen Volkes. Das ist nicht der Lauf der Jahrhunderte gewesen, das nicht. Die Völker, hat Schopenhauer einmal gesagt, sind nur etwas Fingiertes — das Reale ist das Individuum. Aber wo darf man das heute laut werden lassen! Heute, wo jede Staatsaktion jedes kleinen Nationalvereins als Sinn und Ziel der Geschichte ausgeschrien wird! Dazu wären wir auf der Welt? Ich nicht. Wofür zu leben sich lohnt, das steht bei Herrn Claß in den ulkigen Kopien aus dem Lexikon: ‚Kunst und Wissenschaft' (wie wenn einer sagt: Beethoven und Leberknödel), ‚Das innere Leben im Reich' und dergleichen Unfug mehr. Diese Geschichte ist geschrieben um ihres letzten Abschnitts willen, und der arbeitet mit der grandiosen Fälschung, welcher die Alldeutschen so sehr viel verdanken: von der — herausstaffierten und lächerlich angestaunten — Historie langsam hinübergleitend in die Gegenwart, verschweigen sie sorgfältig, daß wir an dieser mit dem Willen, nicht allein mit dem Intellekt, beteiligt sind. Und ganz sachte wird dem Leser eingeredet, diese Leitartikel über Kaiser Wilhelm, über Deutsch-Ostafrika, über die Krankheit des deutschen Volkes seien Historie, objektive, nüchterne, gewaltige

Historie. Geschichtsschreibung aber heißt: das Wesen sehen. Die Weltgeschichte läuft auch im tiefsten Frieden, auch dann, wenn grade kein Reichsdeputationshauptbeschluß in die Lüfte steigt. „Jetzt erkannte ich, daß ich Weltgeschichte erlebe", schrieb neulich eine kleine Schwester aus Riga. Kindchen, Weltgeschichte erlebst du alle Tage, nicht nur auf rauschenden Kriegerfesten. Und nur kleine Mädchen und große Alldeutsche glauben, daß eine feierliche Versammlung von Zylinderhüten oder Stahlhelmen die Geschichte repräsentiere. Die Ballungen in Gruppen — dieser schwerste Irrtum der Menschheit — sind folgenschwer, aber nicht die Hauptsache. Nein, vor dieser Deutschen Geschichte, welche die Süddeutschen Monatshefte empfehlen, ist teils deshalb, teils außerdem zu warnen.

Emmy K. Sie fragen mich, welche Formalitäten man zu beobachten hat, wenn man aus der Landeskirche austreten will. Das steht auf den Kirchenaustrittsformularen, die in allen Papierhandlungen Groß-Berlins für einen Sechser zu haben sind.

Besorgte Leser. Welches Unheil die Revolution bringen wird, ist vorderhand noch nicht abzuschätzen. Erkennbarer ist das Heil, das sie bringt. Ich bin wahrhaftig für Freiheit der Presse: aber manche Bestrafung ist eine Luftreinigung. So, zum Beispiel, daß man die schmutzige Hure des Verlags August Scherl von dem ehrbaren Strich der Zimmer-Straße gejagt hat: der Berliner Lokal-Anzeiger heißt bis auf weiteres Die rote Fahne. Und daß man dem Genossen Bernhard das Großmaul gestopft hat: auf Befehl des Arbeiter- und Soldaten-Rates muß er in seinem Verbrecherblatt erklären, es werde sich „zunächst auf die Wiedergabe von Nachrichten beschränken". Aber ist denn dem Arbeiter- und Soldaten-Rat mit falschen Nachrichten irgendwie gedient? Und sind seine Absperrungsmaßnahmen diesem gewerbsmäßigen Ueberläufer und seiner Ellbogenkraft gewachsen? Am Sonntag sah ich ihn vor dem Reichstag auf und ab spazieren, mit der eisernen Stirn und der kurzen Arbeiter- und Soldatenpfeife, wie er die Konsolidierung der neuen Gesinnung erwartete, um so schnell wie möglich von ihr Besitz zu ergreifen. Und ob Ihrs glaubt oder nicht: Montag früh bereits hatte er eine Ausweiskarte für den Reichstag, bewegte sich in den Gängen so, als führten sie zu der Henkerhöhle, wo man: „U-Boote heraus!" und „Ran an den Feind!" zu rufen pflegte, und plötzlich stand er im Zimmer des Rats der geistigen Arbeiter. Ihn erblicken, einen puterroten Kopf kriegen und mit donnernder Stimme den Verräter des Geistes hinausjagen, war für den Präsidenten eins. „Massenmörder!" scholl es ihm nach. Aber das unterliegt leider keinem Zweifel: über ein kleines wird er sich in die junge Bewegung eingewanzt haben, da von Insektenpulver zur Zeit nur ein unscharfer Kriegsersatz existiert.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

(A)

Annahme für Vorwetten

Trabrennen zu: Berlin-Mariendorf
19. November

Annahme von Vorwetten für Berlin und auswärtige Plätze, **bei persönlich** erteilten Aufträgen bis $2^1/_2$ **Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen:

Schadowstrasse 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
(Eingang Jnnsbruckerstraße 58)
Oranienburgerstraße 48-49
an der Friedrichstraße
an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipzigerstraße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24

Tauentzienstr. 12a
Rathenowerstr. 3
Königstr. 31/32

Französische Straße 49
Elsasserstraße 95
} Geschäftsstellen des Luftfahrerdanks

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8

Am Wochentage vor dem Rennen werden Wetten bis **7 Uhr abends** angenommen.

Rat geistiger Arbeiter

Programm, das am Vorabend der Revolution,
Freitag, am achten November, fertig vorgelegen hat.

Leitstern aller künftigen Politik muß die Unantastbarkeit des Lebens sein. Die Schöpfung zu heiligen, das Schöpferische zu schützen, die Sklaverei in jeglicher Gestalt vom Erdball zu fegen: das ist die Pflicht.

Der Rat geistiger Arbeiter kämpft daher vor allem gegen die Knechtung der Gesamtheit des Volkes durch den Kriegsdienst und gegen die Unterdrückung der Arbeiter durch das kapitalistische System. Er will persönliche Freiheit und soziale Gerechtigkeit. Entschlossen zu raschester und radikaler Durchsetzung der Gebote menschlicher Vernunft, ruft er auf gegen die Lauen, die Vorsichtigen, die Verzögerer und begrüßt alle Methoden der Umwälzung, die nicht zur Anarchie, das heißt: zur Vernichtung der Kulturgüter und zur Blutherrschaft einer Minderheit führen.

Aus dieser Gesinnung fordert der Rat geistiger Arbeiter:

I.

Als Bürgschaften für die unbedingte Verhinderung des Krieges:

Den Völkerbund mit Völkerparlament, das Zwangsschiedsgericht und, über diese Vorschläge des Pazifismus hinaus, auf Grund eines Völkervertrages die Abschaffung der Wehrpflicht in allen Ländern und das Verbot aller militärischen Einrichtungen. Die internationale Exekution gegen den Friedensstörer hat allein durch wirtschaftliche Maßnahmen zu erfolgen.

Die planmäßige Umwandlung der Gesinnung, insbesondere durch gründliche Aenderung des Geschichtsunterrichts, der von freien Volksausschüssen kontrolliert werden muß.

II.

Förderung des Ausleseprozesses durch gerechte Verteilung der äußern Lebensgüter.

Handarbeitern und Kopfarbeitern gebührt der volle Ertrag ihrer Arbeit, unverkürzt um den „Mehrwert“, den der kapitalistische Unternehmer bisher eingesteckt hat.

Progressive Verkürzung der Arbeitszeit nach dem jeweiligen Stande der Produktionstechnik; Wohnungs- und Siedlungspolitik; Arbeitslosenversicherung. Abschaffung aller indirekten Steuern; stärkste Progression der Einkommen- und Erbschaftssteuer. Vergesellschaftung von Grund und Boden; Konfiskation der Vermögen von einer bestimmten Höhe an; Umwandlung kapitalistischer Unternehmungen in Arbeiterproduktivgenossenschaften.

Schutz der Konsumenteninteressen.

III.

Freiheit des Geschlechtslebens in den Grenzen der Verpflichtung, den Willen Widerstrebender zu achten und die Unerfahren-

heit Jugendlicher zu schützen. Beschränkung des Strafrechts auf Interessenschutz; durchgreifende Herstellung des Rechtes aller Männer und Frauen, über den eigenen Körper frei zu verfügen. Strengere Bestrafung vorsätzlicher und fahrlässiger Uebertragung von Geschlechtskrankheiten. Rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung der unehelichen Kinder nicht nur, sondern auch der unehelichen Mütter mit den ehelichen.

IV.

Abschaffung der Todesstrafe; Recht des Verurteilten auf Freitod. Tötung auf ausdrückliches und ernstliches Verlangen des Getöteten bleibt straflos.

Vermenschlichung des Strafvollzugs; durchweg Beschäftigungszwang anstelle der Zwangsarbeit.

V.

Radikale Reformation der öffentlichen Erziehung.

Einheitsschule: Unmechanische Auslese der Begabteren aller Stände für die

Kulturschule. Ihr Besuch: unentgeltlich. Ihre Aufgabe: weniger Lern- als Denkschule zu sein, weniger Historie zu treiben als die Wege der Zukunft zu weisen, weniger zu praktischen Berufen als zu ideelichem Leben anzuleiten. Beseitigung des Vorgesetztenverhältnisses zwischen Lehrer und Schüler. Weitgehende Beteiligung der Schüler an der Verwaltung der Schule. Beaufsichtigung des Unterrichts durch Ausschüsse hervorragender Universitätslehrer. Fakultativität der alten Sprachen. Abschaffung des Abiturientenexamens. Die Absolvierung der Kulturschule berechtigt zum Besuch der

Universität. Durch Abtrennung von Fachhochschulen für angewandte Wissenschaften, durch Einordnung der Theologie in die philosophische Fakultät, durch freie Dozentur, durch Wahl der Professoren seitens studentischer Ausschüsse, die auf Grund gleichen, direkten und geheimen Verhältniswahlrechts gebildet sind, durch Beseitigung des Trink- und Duellzwanges, durch unbeschränkte Freiheit der politischen Diskussion und Aktion sämtlicher Hochschulbürger, durch allgemeine Entgreisung des Lehrbetriebs soll die Universität wieder zur Hochburg des Geistes werden. Neben den Universitäten

Volkshochschulen in möglichst großer Zahl, jedermann zugänglich.

Säuberung der Presse vom Unrat der Korruption, von nationalistischer Verhetzung und feuilletonistischer Verdummung. Preßgerichtshöfe, bestehend aus bewährten Publizisten geistiger Richtung, zur Aburteilung über jeden unanständigen journalistischen Akt.

Preßfreiheit; Vereins- und Versammlungsfreiheit; Freiheit der Schule, der wissenschaftlichen Forschung, der philosophischen Lehre und der Kunst von jeder staatlichen Bevormundung.

VI.

Trennung von Kirche und Staat. Beseitigung des konfessionellen Unterrichts an allen Schulen. Dafür Morallehre; philosophische Propädeutik.

VII.

Sicherung und Ausbau der gesamtdeutschen sozialen Republik. Auflösung der bundesstaatlichen Sonderformationen; weitgehende Selbstverwaltung der deutschen Stämme; ebenso der Kommunen und ihrer Verbände.

Der Reichstag: Nach wahlkreislosem Verhältniswahlrecht zu wählen. Gleiches, direktes und geheimes Wahlrecht aller über zwanzig Jahre alten Reichsangehörigen beiderlei Geschlechts. Wählbarkeit der Frauen. Dreijährige Legislaturperiode.

Daneben, zur Beseitigung der Gefahr einer Beeinträchtigung der Kulturpolitik durch einseitig wirtschaftliche Gesichtspunkte und zur Ausgleichung der Schäden parteibürokratischer Erstarrung:

Der Rat der Geistigen. Er entsteht weder durch Ernennung noch durch Wahl, sondern — kraft der Pflicht des Geistes zur Hilfe — aus eigenem Recht, und erneuert sich nach eigenem Gesetz.

Die Regierung: In den Händen eines Ausschusses von Vertrauensleuten des Reichstags und des Rates; bevor der Rat zusammentritt, eines Ausschusses von Vertrauensleuten des Reichstags.

Der Präsident der Deutschen Republik: Auf begrenzte Zeit vom Reichstag auf unverbindlichen Vorschlag des Rates zu wählen; vor Konstituierung des Rats allein vom Reichstag.

Der Rat geistiger Arbeiter glaubt, daß unter dieser Verfassung, welche den demokratischen Gedanken vollendet und die Führung durch die Besten gewährleistet, eine Politik der Freiheit, der Gerechtigkeit und der Vernunft am ehesten möglich und am wirksamsten gesichert ist.

Der Rat geistiger Arbeiter sucht alle Menschen zu sammeln, die sein Ziel bejahen. Kameraden, unterstützt uns!

*

Vorbedingung zur Durchführung dieses Programms ist die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung, auf Grund des allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Verhältniswahlrechts. Sie ist nach Herstellung der Ordnung sofort mit aller Kraft zu verwirklichen.

Kameraden, unterstützt uns! Kameraden, bildet Ortsgruppen! Kameraden, sagt uns Eure Vertrauensleute, die sich zum Geist dieses Programms bekennen. Krittelt nicht! Es kommt nur auf den Geist an.

Kameraden, unterstützt uns! Helft uns die kulturpolitische Radikale durchsetzen auf dem Boden der sozialen Republik!

Die deutsche Revolution von Germanicus

Mit den tiefen Augen der deutschen Bestie, die einen Cajetan zittern machten, hat uns die Revolution angeschaut, mit elementarer Gewalt hat sie sich entladen, um tags darauf, nachdem das Gewitter alles Hemmende niedergeschlagen hatte, sich wie ein breiter, jegliche Schiffslast tragender Strom durch das selbstgegrabene Bett in ruhigem, die Ufer befruchtendem Rhythmus vorwärtszubewegen. Diese Revolution war deutscher Art. Sie wird es bleiben, was auch immer geschehen mag. Denn es kann kein Volk etwas tun, was gegen das Gesetz seiner Substanz verstößt. Am wenigsten aber ein Volk, das zu sich selbst gekommen ist, und dessen Instinkt, mag auch die Gegenwart eine Zeit der Not sein, den Ruf der Zukunft wittert. Kantischer Zwang hat diese Revolution erzeugt. Es ist darum überaus kindlich, so wie dies hier und da etliche überraschte Bürger tun, zu deuteln, daß diese ganze Revolution eigentlich ein Irrtum sei, und daß sie zu verhindern war. Wer dergleichen für möglich zu halten vermag, ist ledig alles großen Glaubens an die Notwendigkeit des geschichtlichen Geschehens. Hier handelt es sich um keinen Irrtum: hier handelt es sich um die Erfüllung. Hier war nichts zu bremsen, hier entwirkte sich die Bestimmung. Ueberfällig war der Obrigkeitsstaat nebst allen seinen Einrichtungen: da mußte das deutsche Volk reif zur Tat werden. Und weil dem so gewesen ist, können nur Narren davon schwatzen, daß diese Revolution noch einmal rückgängig zu machen sei. So wenig wir die jetzige Regierung — die wir schätzen, und der wir unsre entschlossenste Hilfe zuteil werden lassen — für mehr nehmen als für ein durch die revolutionäre Taktik bedingtes Interim, so sehr sind wir davon überzeugt, daß an dem Tage, wo das ganze deutsche Volk seinen Willen kundgibt, dieser Wille die Revolution anerkennen wird. Wir verstehen darum auch nicht den Schwachmut grade Jener, die sich Revolutionäre besondern Grades nennen, wenn sie diesen Tag der Volksabstimmung fürchten, oder wenn sie gar seinem Kommen Hindernisse in den Weg legen.

Wer möchte es nicht verstehen, daß vor den gewaltigen Schritten, mit denen die Revolution Land und Zeit durchmaß, die Unverständigen und die Ahnungslosen geflüchtet sind? Das Bürgertum hatte sich wie Ratten in Löcher verkrochen. Der Reichstag beging Selbstmord, sodaß seine Auflösung nichts andres war als eine Bestätigung seines Begräbnisses. Ganz erbärmlich aber ist es, wenn heute die damals Verscheuchten und nun Verwaisten Jammertöne ausstoßen ob der ihnen geschehenen Gewalt. Niemals hat sich eine Revolution sachlicher, ruhiger, geordneter und planmäßiger vollzogen. Das kam, weil sie Siegerin war, bevor sie noch einsetzte. Wenn man an dem, was zusammengebrochen und fortgefegt worden ist, das Wenige mißt, was an unordentlichen Vorkommnissen festzustellen war, so emp-

fängt man einen unvergeßlichen Eindruck der Erhabenheit. Hinter dieser Revolution, die mit Maschinengewehren die Straßen durchfuhr, stand der deutsche Geist, unbemerkt von Denen, die das Werk vollbrachten, dennoch sie lenkend. Man stelle sich nur einmal vor, wie diese Revolution am Abend einer Niederlage, der kein Morgen mehr zu dämmern schien, in Frankreich getobt hätte. Die deutschen Bürger, die tränend die Hände ringen, weil da ein Schaufenster entzweiging und dort der Berliner Lokal-Anzeiger besetzt wurde, müßten sich eigentlich verwundert ansehen, daß sie wirklich und wahrhaftig noch am Leben sind. Wir verabscheuen den Terror, aber wir vermögen nicht so viel Heuchelei aufzubringen, um uns zu entsetzen, weil die Revolution auch etliche Nebenerscheinungen hatte von der Art, wie sie in den Zeiten, die sie zerbrach, zum Alltäglichen gehörten. Wie wir uns einst immer wieder gebeugt haben vor dem Heldentum der Front, so neigen wir uns tief vor der Selbstbeherrschung der deutschen Revolution. Das, was wir bisher von ihr erleben durften, gibt uns die Berechtigung, zu erwarten, daß sie auch den kommenden schweren Ereignissen sich gewachsen zeigen wird. Millionen von deutschen Männern sind auf dem Marsch. Eine Lawine von Zorn und Sehnsucht, von Hunger und Müdigkeit wälzt sich durch Deutschland. Die Auflösung eines geschlagenen Heeres kann furchtbar sein. Die Revolution wird zu beweisen haben, daß Deutschland seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges an den Kräften der staatlichen Einsicht, der politischen und sozialen Selbsterziehung, der Einfügung der Einzelperson in die Gemeinschaft reif geworden ist.

Die politische Revolution ist vollzogen und wird sich unter dem Hammer der Nationalversammlung zu einer festen Form fügen. Damit ist aber nicht genug geschehen. Es genügt auch nicht, daß bedeutsame soziale Gesetze erlassen werden und so Forderungen von Jahrzehnten ihre Erledigung finden. Auf den Spuren der politischen Revolution schreitet die des gesamten Wirtschaftslebens. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die Macht des Kapitalismus, die im Wahnsinn ihrer Höchstspannung sich in dem Völkermord der vier Jahre entlud, unangetastet bleiben kann. Tiefe Eingriffe werden vor sich gehen. Nicht bloß Dämpfungen: völlige Umschaltungen, Absetzungen, Neuordnungen werden sich vollziehen. Alle Produktivität, die das Schicksal der Allgemeinheit bestimmen hilft, wird künftighin wechselwirkend von dieser Allgemeinheit bestimmt werden müssen. Am Muß des Bedürfnisses der Masse darf künftighin für den Einzelnen kein Profit hängen, soll nicht der Revolution und ihrer Vergeistigung die Fessel der Not angelegt werden. Wie nun hier im Einzelnen zu verfahren sein wird, das bedarf weisester Prüfung. Unmöglich ist es, das Erforderliche hier nicht zu tun. Verhängnisvoll aber wäre es, wollte der Strom der Revolution grade bei dieser Arbeit aus den Ufern treten.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXVIII.

Hans Georg von Beerfelde

Eines Tages, im Sommer 1917, läutete zu ganz ungewöhnlicher Stunde mein Telephon.

„Hier Fischart."

„Beerfelde", antwortete eine ziemlich tiefe Stimme, „Hauptmann von Beerfelde."

Nie hatte ich den Namen bisher gehört.

„Könnte ich Sie in einer ganz dringenden Angelegenheit sprechen? Ganz dringend . . ."

„Gewiß. Aber, bitte: worum handelt es sich denn?"

„Es muß irgendetwas getan werden. Irgendetwas. Es ist die allerhöchste Zeit!"

„Ja, wie soll ich das verstehen?"

„Die ganze politische Lage, die Notwendigkeit eines raschen Friedensschlusses, die Folgen der russischen Revolution — das alles müssen wir einmal besprechen und dann irgendwelche Schritte unternehmen, kurz: handeln."

„Darf ich fragen, von wem die Anregung ausgeht?"

„Von mir. Der Reichskanzler ist ziemlich aufgeklärt über die Sachlage. Nun müssen wir sie auch den entscheidenden militärischen Stellen klar machen. Uebrigens hat bereits eine Reihe andrer Herren zugesagt, zu der Besprechung ins ‚Rheingold' zu kommen: Geheimrat X, Direktor Y, Chefredakteur Z undsoweiter."

„Gut, auch ich komme."

Als Publizist hatte ich schließlich die Pflicht, mich nicht selbst von einer Bewegung auszuschließen, die vielleicht irgendeine politische Bedeutung haben konnte.

Pünktlich ging ich noch am selben Tage nachmittags ins ‚Rheingold'. Als ich in das kleine behagliche Vorzimmer eintrat, waren grade ein Offizier und ein (sehr bekannter) Gelehrter, bequem in Klubsesseln ruhend, mitten im lebhaftesten Gespräch. Jetzt sprang der Offizier rasch auf und reichte mir, impulsiv und kräftig, die Hand.

„Beerfelde."

„Fischart."

Ein schmucker, körperlich straffer, etwas untersetzter Offizier. Hauptmann. Das Eiserne Kreuz Erster Klasse links unter der Brust. Feldgrau. Ein intelligentes Gesicht. Stark gebräunt, fast verwittert. Ein kurz geschnittener Schnurrbart. Volles, kupferblondes Haupthaar, beinah eckig wie eine Hecke geschoren, wie wenn der Barbier sich als Le Nôtre, der große Gartenkünstler des Barock, gefühlt hätte. Kräftige Brauen. Und dann diese Augen. Durchbohrten sie einen mit ihrem Blick? Stach er aufdringlich? Jetzt sah er, starrte er einen Moment vor sich hin.

Die Augen eines Mannes, der ans Befehlen, ans Herrschen gewöhnt ist, eines Fanatikers der Tat oder auch bloß der Welt der Ideen — der Idee, die ihn magisch in ihren Bann gezogen hatte?

Ein seltsamer Mensch. Ein Adels- und Willensmensch, ein Draufgänger.

Mit der Zeit waren wir zehn, zwölf Menschen zusammen, in der berliner Geisteswelt meist wohlbekannte Namen.

Der Gelehrte, der Geheimrat, übernahm, von Herrn von Beerfelde gedrängt, den Vorsitz, entschuldigte das Ausbleiben zweier ihm nahestehender Professoren und gab in ganz kurzen Umrissen ein Bild der politischen Lage, drinnen und draußen. Es war um die Zeit der geheimen Ausschußsitzungen des Reichstags, in jenen Wochen, da der Kampf wider Bethmann Hollweg aufs höchste entbrannt war und die Friedensresolution heranreifte.

Man tappte politisch überall im Dunkel, und der Geheimrat erklärte, daß man unbedingt einen neuen Kriegswinter verhindern müsse.

„Es muß also irgendetwas getan werden“, ergänzte der Hauptmann und bat die Anwesenden, sich darüber auszusprechen.

Eine Verlegenheitspause trat ein. Man sah sich, beinahe flehend, gegenseitig an.

Dann kam allmählich eine Diskussion zustande, die sich aber nur mühsam hinschlich.

Die Einen schlugen vor, Hindenburg und Ludendorff über die wirkliche Stimmung im Lande aufzuklären. Natürlich auch den Kaiser. Herrn von Bethmann Hollweg hielt man für unterrichtet. Mit ihm hatte erst am Tage vorher Herr von Harnack konferiert, bei dem der Hauptmann auch vorgesprochen hatte.

Die Andern hielten nicht viel davon. Wie solle man denn an Hindenburg herankommen, und was solle man ihm schließlich sagen? Was Positives?

Wieder trat eine Pause ein.

Die ganze Aussprache schien zu versanden.

Ein Skeptiker zweifelte, nicht ohne einen ironischen Unterton, an der ganzen Geschichte, die hier schwerfällig in Gang gebracht werden sollte.

In diesem Augenblick sprang der Hauptmann ganz erregt auf, raffte seine Mappe und sein Notizbuch zusammen, schlug hart mit der Hand auf den Tisch und sagte in kurzabgerissenen Sätzen: „Ich sehe, die Herren reden. Ich aber will handeln. Und wenn ich meinen Kopf dafür einsetze! Guten Tag, meine Herren!“

Sprachs und ging mit schweren Schritten aus dem Saal. Wir Andern starrten uns in dieser peinlichen Situation eine kleine Weile an, und alle Blicke konzentrierten sich schließlich auf den Vorsitzenden, den Gelehrten.

Der war recht verlegen. „Ich sehe“, hob er schließlich an, „daß Sie von mir irgendeine Aufklärung haben wollen. Aber

— ich kann sie Ihnen beim besten Willen nicht geben. Der Hauptmann besuchte mich gestern, stellte meine Teilnahme an dieser Konferenz gradezu als moralische Pflicht hin und erzählte von den andern Herren, die zugesagt hätten, und da glaubte ich denn, nicht Nein sagen zu dürfen. Er ist doch schließlich ein Mann in einer Stellung: Kriegsteilnehmer, Eiserner erster Klasse, Offizier im Großen Generalstab, Adel . . . Ja, und so bin ich denn hergekommen, ohne ihn näher zu kennen und ohne zu wissen, was er denn nun eigentlich will."

Der Zweite sagte das selbe Sprüchlein her: plötzlicher Besuch, Eisernes Erster, Adel, Offizier im Großen Generalstab.

Der Dritte desgleichen.

Der Vierte und die Andern ebenso.

Zuguterletzt lachte man, fühlte sich aber innerlich doch ein bißchen beschämt.

Wochen vergingen. Der Name des Hauptmanns war mir mittlerweile schon aus dem Gedächtnis entschwunden.

Da bekam ich unvermutet seinen Besuch. Mit wenigen Worten gedenkt er jener Stunde im ‚Rheingold' und fragt, ob auch ich über ihn den Kopf geschüttelt hätte.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Sie waren der einzige Handelnde unter lauter Redenden, die nicht wußten, was sie sagen sollten. Oder Ihr Herz schrie wenigstens zur Tat auf. Und schon allein dieses Moment, das tragisch und dramatisch zugleich war, hat mich mächtig gepackt, ohne daß ich in diesem Augenblick gefragt hätte, was Sie nun eigentlich wollten."

„So. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Denken Sie, ich habe ein neues Beweisstück dafür, daß etwas geschehen muß. Kennen Sie die Broschüre des Fürsten Lichnowsky?"

„Ungefähr . . ."

„Wollen Sie ein Exemplar haben?"

„Ja, wie kommen Sie denn dazu, Herr Hauptmann?"

„Ich habe sie geliehen erhalten, und da habe ich mir gesagt: die mußt du verbreiten, um die Menschen die ganze Wahrheit kennen lernen zu lassen."

„Ja, aber das ist doch sehr bedenklich . . ."

„Ich habe zwölf Abschriften herstellen lassen. Hier haben Sie eine . . ."

Dann habe ich Herrn von Beerfelde nur noch einmal, ganz flüchtig, gesehen und nur noch einige höfliche Worte mit ihm ausgetauscht. Wenige Wochen später wurde ich vors Gericht zitiert und mußte die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky abgeben, nachdem ich einen Revers unterschrieben hatte, keine Abschriften angefertigt oder verbreitet zu haben. Den andern Besitzern der Denkschrift war es ebenso ergangen, und schon glaubte man alle Exemplare schön beisammen und der Oeffentlichkeit

wieder entzogen zu haben, als der Letzte, der vernommen wurde, zugeben mußte, daß er nicht bloß Kopien von der Schrift, sondern zahlreiche Abdrucke (ich glaube: fünfhundert) hatte anfertigen lassen, die inzwischen den Weg alles Schrifttums gegangen waren, ohne daß man bei dieser Auflage die Möglichkeit hatte, Einhalt zu gebieten.

Beerfelde war mittlerweile mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten in Konflikt geraten, der ihm angeblich jede politische Betätigung versagt hatte. Er wird vor das Kriegsgericht gestellt und wird, da ein ausdrücklicher dienstlicher Befehl seines Vorgesetzten nicht vorlag, gegen den er sich vergangen haben konnte, freigesprochen. Die Berufungsinstanz kommt gleichfalls zum Freispruch.

In der Untersuchungshaft hatte er sich, sinnend und grübelnd, noch tiefer in seine Gedankenwelt eingebohrt, die ihm immer wieder ein kategorisches: „Du mußt handeln, irgendetwas tun!" zuzurufen schien. An Ludendorff schreibt er, an Hindenburg: „Deutschlands Schicksal in und nach dem Kriege wird wesentlich davon abhängen, ob wir wahr eine wahre Sache vertreten, andernfalls würden wir, auch äußerlich siegend, zum Untergang reif sein und nie unsre eigentliche Weltmission erfüllen können. Mit der Wahrheit allein können wir auf die Dauer gegen die innern und äußern Feinde bestehen, deren gefährlichster überall die infame Lüge ist." Ein großes Kind, ein Schwärmer, der das Leben nur aus der Perspektive Eines sieht, dessen Sphäre Wolkenkuckucksheim ist, und der nicht die scharfen Konturen der Wirklichkeit, des täglichen Lebens sieht? Vielleicht. Nur daß dieser mystische Träumer doch zugleich ein Mann ist, der unbedingt handeln will, etwas tun soll und muß. Aber was?

Das Ziel ist ihm unklar, verschwommen. Darin unterscheidet er sich von Thomas Stockmann, den die „kompakte Majorität" verblendet einen Volksfreund nannte. Der wußte ganz genau, wie die Wahrheit zur Tat zu machen wäre.

Aber Beerfelde? Irrlichteliert umher. Weiß nicht recht, was er denn nun tun soll, und strandet schließlich an der Peripherie der Unabhängigen Sozialdemokratie, knüpft Fäden, die ihn in den Verdacht bringen, mit der großen berliner Ausstandsbewegung von Ende Januar in engster Verbindung zu stehen. Kompromittierende Schriften, Flugblätter werden bei ihm zu Hause beschlagnahmt. Kurz, Vergehen gegen den § 89 des Strafgesetzbuchs. Wenigstens lautet so die Anklage. Landesverrat...

Ist die Welt närrisch, oder ist ers, der von den reinsten humanitären Absichten geleitet war und sich dann in den Netzen eines Lebens, dem er persönlich hilflos gegenüberstand, verfing? Verdammen wir Michael Kohlhaas, der ein ähnlich innerlich zerrissener Mensch war, dessen Seele auch nach Taten schrie, der, sein Recht suchend, bis zu den letzten Konsequenzen schritt und dabei schließlich über sich selbst stolpern mußte?

Der Richter hat das Wort. Und es ist Pflicht, des Publizisten nicht in ein schwebendes Verfahren einzugreifen . . .

*

Dieser Aufsatz war Anfang April 1918 geschrieben. Aber das Oberkommando in den Marken schritt ein und untersagte, mehrfach, die Veröffentlichung. Es wäre ja auch zu schrecklich gewesen, wenn die Welt erfahren hätte, daß nicht einmal mehr alle Offiziere die fluchwürdigen Lügen der Massenmörder glaubten.

Nun, da die Revolutionswelle den Hauptmann a. D. von Beerfelde plötzlich hochgeschleudert und ihn, für einige Tage, zu einem der mächtigsten Männer Deutschlands gemacht hat, hole ich das Manuscript wieder vor; dazu das reiche Aktenmaterial Beerfelde, einen ganzen Berg von Schriftstücken, Eingaben, Briefen an den Kaiser, an den Kronprinzen, an Hindenburg und soweiter.

Wie liegt der Fall? Der Hauptmann hatte, überreizt aus dem Felde kommend, einen Blick in die damals noch unbekannte Denkschrift des Fürsten Lichnowsky über die Schuldfrage getan. Er hatte das Bild von Sais mit jähem Ruck entschleiert, und die Wahrheit erschlug ihn geistig-seelisch. An den Kaiser schrieb er, in dem verzweifelten Ringen nach Wahrheit, in der Hoffnung, daß doch vielleicht nicht alles zutreffend sei, was Lichnowsky, Doktor Muehlon, Fernau und die andern mitgeteilt hätten, Ostern 1918: „Ich fordere im Namen des betrogenen Volkes, daß zur Klärung der wahren Sachlage sämtliche Schriftstücke der Oeffentlichkeit vorgelegt und sämtliche Abmachungen bekannt gemacht werden, die vor dem Kriege mit Oesterreich-Ungarn ausgetauscht wurden, und die in unserm Weißbuch fehlen. Ich fordere . . .“

Erschütternder aber noch als all die (vergeblichen) Versuche, mit dieser Forderung durchzudringen, wirkt die große Rechtsbeschwerde, die Beerfelde am elften September 1917 als Häftling aus der berliner Arrestanstalt an das Reichsmilitärgericht „in Sachen der Lichnowskyschen Denkschrift“ gerichtet hat. Aus einer gemarterten Seele schreit es:

Wer mich kennt, alle meine früheren Vorgesetzten und Kameraden, werden es bestätigen können, daß ich in wichtigen Fragen immer mit dem Einsatz meiner ganzen Person für klare und reinliche Verhältnisse eingetreten bin, jeden faulen Kompromiß hasse, auch wenn er mir noch so große Vorteile bringen sollte.

Nichts weiter ist das Ziel meines heißen Wollens und Strebens, als daß Recht und Wahrheit und Gerechtigkeit, die ja allen andern Mächten weit überlegen sind, unserm Heer und unserm Volke ein freies Gewissen und freie Bahn für eine gesegnete und große Zukunft schaffen, nach dem tiefen Bibelwort: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde, die Ungerechtigkeit ist der Leute Verderben!“ Warum wohl solche, der Menschheit wie Sternenbahnen ihre Wege weisenden Worte nicht beachtet werden? Haben wir denn überhaupt ein Recht, uns ein „christliches“ Volk, einen „christlichen“ Staat zu

nennen? Ich weiß genau, daß diese Worte jeder meiner Untergebenen im Felde unterschrieben hätte. Man wird sehr schwere Ueberraschungen erleben, wenn man sich nicht vor Rückkehr der Feldarmee, die in ihren besten Elementen von einem rücksichtslosen Wahrheitsdrang erfüllt ist, auf eine Politik lauterer Wahrhaftigkeit nach innen und außen einstellt. Denn nur dafür lassen deutsche Männer ihr Blut und Leben. Es wird alles rücksichtslos beseitigt werden — und nicht mit Unrecht —, was anders gerichtet ist. Die Heimat sollte das rechtzeitig bedenken. Als ich von meinem Bataillon schied, habe ich es der Mannschaft versprochen, daß, wenn man mich draußen nicht mehr brauchen könne, ich wenigstens in der Heimat für „gutes Quartier" sorgen würde. Dies Versprechen werde ich nach Kräften halten.

„Lichnowsky hat im Herrenhaus seine Ansicht in der Neuen Fraktion vertreten, auch da gilt er für überspannt, düpiert, einen Narren. Die ungeheure Mehrheit lehnt jeden aufklärenden Gedanken ab, und keine Denkschrift, kein Argument wird sie umstimmen!" Wer sollte solche Kassandra-Rufe hören können, ohne sich erschüttert an den Kopf zu fassen und zu fragen: Stimmt denn das wirklich? Aber es scheint wahrhaftig so, als ob man bei uns vorläufig noch nicht hören will. So wird man fühlen, furchtbar fühlen müssen! Ich bin über die meist vergeblichen Versuche, Wahrheit und Klarheit zu verbreiten, fast dem Verzweiflungswahnsinn verfallen. Nun stehe ich vor Gericht. Wird man mich da hören? Ich traue darauf, und darum schütte ich, ganz gegen die übliche Form, nicht als sich Verteidigender, sondern als Angreifer hier mein unsagbar schwer bedrängtes Herz aus. Nur Eines bitte ich: prüfen, prüfen, gründlich prüfen, und nicht eher ruhen, als bis volle Klarheit herrscht, und bis dann aus dieser Klarheit die Konsequenzen gezogen werden! Militärisch einfach: Lage, Entschluß! Ich habe ein überwältigendes Material zur Aufklärung der Lage zur Verfügung. Wer es durcharbeitet und sich dazu die erforderlichen persönlichen Aufklärungen verschafft, wird klar sehen können. Mir ist es ja nicht anders gegangen. Auch ich war felsenfest von unserm Recht durchdrungen, kann hundertfältige Beweise aus jener Zeit für meine lautere Begeisterung für unsere Sache erbringen — bis mir instinktiv immer häufiger das Empfinden sich aufdrängte, daß irgendetwas bei uns nicht stimmen könne, weil zu viele äußern und innern Anzeichen dafür vorlägen. Und nun der harte Weg zur bittern Wahrheit. Ich bin der Verzweiflung nahe gewesen. Seit ich das alles sehe, was ich sehe, gibt es für mich nur Einen Entschluß: zeugen und, wenn es sein soll, gern sterben für diese Wahrheit, damit unser ahnungsloses Volk nicht zu Grunde gehe. Das schreibe ich nicht im Affekt, sondern das ist nüchternste, kälteste, heiligste Klarheit und unabänderlicher Entschluß.

Das Gericht hat nicht mehr über ihn urteilen können. Die Revolution schlug an die Türe des Untersuchungsgefängnisses, riß sie auf und schenkte ihm die Freiheit. Im Nu war er oben. Mit einem Arbeitervertreter zusammen trat er am neunten November sofort an die Spitze des allmächtigen Vollzugsausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte. Nun sollte er durch die Feuerprobe gehn. Aber schon nach drei Tagen hatte man ihn abgesetzt. Er hatte sich als zu himmelstürmend für eine systematisch aufbauende Organisationsarbeit erwiesen.

Das Nichts des Alltags hatte ihn wieder verschlungen. Unversehens war er in die Talwelle geraten. Wird sie ihn nochmals hochschleudern?

Die Unheilstifter II. von L. Persius

In der vergangenen Woche wurden Aeußerungen der militärischen Unheilstifter angeführt. Heut sollen die der nichtmilitärischen folgen. Die Unheilstifter im Bürgerrock entschuldigen ihre Großsprechereien und falschen Voraussagen damit, daß sie sagen: „Wir mußten doch den Fachautoritäten Glauben schenken. Auf ihre Ansichten gestützt, haben wir gesprochen.“ Darf man diese Leute von ihrer Schuld entlasten? Es ist unser Verhängnis, daß man bei uns viel zu sehr der Autorität huldigt, im Allgemeinen wie im Besondern. Der Fachautorität vor allem, wenn sie militärisch ist, ist leider unbedingtes Vertrauen sicher. Nun haben wir erfahren, wie wenig dieses Vertrauen berechtigt ist. Unsre Fachmänner in jeder Gestalt haben sich vielfach bis auf die Knochen blamiert. Die Entschuldigung eines Mannes in verantwortlicher Stellung, er habe sich auf die Fachautorität verlassen müssen, kann nicht als stichhaltig gelten. Es ist Pflicht Derer, die zur Oeffentlichkeit sprechen, ihre Meinung nicht auf einseitige Urteile zu gründen. Es gab bei uns — wenn auch recht vereinzelt — Fachmänner, deren Ansicht von Beginn des Krieges an vollständig von der breiten Masse der Fachleute abwich. Man mußte sich also von beiden Seiten Orientierung holen. Vor allem aber wäre es der klaren Vernunft möglich gewesen, sich ruhige Ueberlegung zu bewahren, wenn der Wille vorhanden gewesen wäre. Sogar der Laie mußte nach der Unterschätzung der militärischen Machtmittel Großbritanniens skeptisch werden und durfte sich nicht, als Amerika Anfang 1917 in den Krieg eintrat, abermals täuschen lassen. Besonders gegenüber Herrn von Tirpitz wäre nach seiner ganzen politischen Vergangenheit äußerste Vorsicht am Platz gewesen. Seine Voraussagen hätten mit größter Reserve aufgenommen werden müssen. Wir erlebten zu unserm Schaden das Gegenteil. Führende Männer, sei es in hohen staatlichen Aemtern, sei es in der Presse, ließen jede Vorsicht außer Acht. Einige Beispiele werden dies belegen.

B. Z. am Mittag

Wir grüßen den 18. Februar 1915. Der Tag (des eingeschränkten U-Boot-Krieges) ist da, selten oder nie hat diese Erdkugel einem bestimmten Datum mit solcher Erwartung entgegengesehen. Die Weltgeschichte registriert eine neue Erscheinung: das vierzehn Tage vorher vor aller Welt offen angekündigte historische Ereignis. Wie so vieles in diesem Kriege, straft auch dies den alten Ben Akiba Lügen. Der Tag ist da — mit ruhiger stolzer Zuversicht blickt Deutschland auf seine herrliche Flotte, auf seine Helden im blauen Seemannskleide, die ungeduldig, zitternd vor Kampfeslust die Zeit herbeigesehnt, da sie mit den Helden des Landheeres an Tapferkeit und Opfermut nicht nur im Einzelgefecht, sondern in einer großen Aktion wetteifern durften. Einen „Bluff“ wollte England zuerst in der Ankündigung erblicken. Es versuchte zu

lächeln, um sich selbst zu beruhigen. Aber unerbittlich nahte der 18. Februar heran, und je näher er kam, umso mehr verschwand das krampfhafte Lächeln, mit dem man sich Mut machen wollte . . . Wirklich jetzt erst beginnt der Entscheidungskampf mit „dem Feind".

Alldeutsche Blätter

Es wäre müßig, noch einmal im Einzelnen darzulegen, daß und weshalb der U-Boot-Krieg imstande ist, eine glatte und kurzfristige Entscheidung gegen England herbeizuführen. Wir beschränken uns darauf, in dieser Hinsicht nochmals auf die Tatsache zu verweisen, daß die maßgebenden Stellen der Flotte und des Heeres von der Sicherheit durchdrungen sind, England mit Hilfe eines rücksichtslos geführten Unterseehandelskrieges in wenigen Monaten niederwerfen zu können, und wir verweisen weiterhin auf die von England Hals über Kopf vorgenommenen umfangreichen Lebensmitteleinkäufe in neutralen Ländern. Beide Tatsachen sprechen für sich, und jeder Einwand muß ihnen gegenüber verstummen. Das Urteil unsrer maßgebenden militärischen Stellen ist für das deutsche Volk unantastbar, und es ist andrerseits politisch-militärisch nicht kurzsichtig genug, um sich über die Ursache der beschleunigten englischen Lebensmitteleinkäufe sowie über die Folgen einer ungehinderten Verfrachtung dieser Lebensmittel nach England im Zweifel zu sein. Deshalb erwartet es mit äußerster, um nicht zu sagen, mit nervöser Spannung den Tag, der die rücksichts- und restlose Ausnützung unsres im Augenblicke wichtigsten Kriegsmittels zur See bringen wird. (26. II. 16)

Tägliche Rundschau

Nur in diesen Wochen ist eine Wirkungsmöglichkeit für unsre U-Boote gegeben, die ausreichen kann, England niederzuzwingen, und ihm das Schicksal in Wochen zu bereiten, das es uns in Jahr und Tag vergebens zu bereiten sich abmühte. (2. III. 16)

Kölnische Volkszeitung

Jetzt erst wird man sich auch im Volke klar über die Bedeutung des U-Boot-Krieges. Jetzt erst ist man sich bewußt, daß wir den Aushungerungsplan Englands uns zu eigen machen und gegen England selber kehren müssen. Wenn jedes Schiff, das sich dem Kriegsgebiet oder den englischen Häfen nähert, torpediert werden kann, dann ist die Frage des Krieges gegen England bald entschieden. (3. III. 16)

Gemeinsame Erklärung der Deutschen Tageszeitung, Post, Kreuzzeitung und Täglichen Rundschau vom 23. VI. 1916:

Angesichts der Behandlung, welche die dem Reichstag vorliegenden Anträge zum Handelskrieg gegen England durch amtlich beeinflußte Auslassungen erfahren haben, fühlen wir uns in Gemeinschaft mit einer Anzahl führender politischer Blätter zu folgender Erklärung gedrungen. Die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit haben im deutschen Volke Empfindungen ernster Sorge hervorgerufen. Großadmiral von Tirpitz gilt unserm Volk nicht nur als der Mann, dessen Tat und Schöpferkraft das Wort unsres Kaisers: „Bitter not tut uns eine starke Flotte" zu glänzender Durchführung brachte, sondern zugleich als der deutsche Staatsmann, der den englischen Vernichtungswillen gegen den friedlichen deutschen Wettbewerber am frühesten und am klarsten erkannte, und der entschlossen war, diesem Willen mit aller Kraft und rücksichtsloser Anwendung aller uns zur Verfügung stehenden Mittel zu begegnen. Die überwältigende Mehrheit unsres Volkes weiß sich darin eins mit dem Schöpfer und Organisator unsrer Marine. Unbeschadet seines un-

erschütterten und unerschütterlichen Vertrauens zur Obersten Heeresleitung ist das Empfinden und die Sorge in ihm weit verbreitet, daß der Rücktritt des Großadmirals mit seiner Haltung in dieser Frage in Zusammenhang stehe. Aeußerungen von Blättern, deren Verbindung mit Regierungsstellen bekannt ist, haben diese Auffassung bestätigt. Nach unsrer Ueberzeugung ist es ein dringendes Gebot der Stunde, daß dieser Sorge der Boden völlig entzogen werde. Die dem Reichstag vorliegenden Anträge bieten dazu eine geeignete Handhabe. Deshalb begrüßen wir diese Anträge und weisen zugleich die an ihnen von amtlich beeinflußten Organen vorzeitig geübte Kritik als sachlich und verfassungsmäßig unbegründet zurück. Wir entsprechen dem innersten Empfinden und den heißesten Wünschen weitester Volkskreise, wenn wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Reichsleitung diesen Anträgen im Reichstag eine Würdigung zuteil werden lasse, die ihrem vaterländischen Geiste entspricht und ihren vaterländischen Zielen Erfüllung verheißt. Das offen auszusprechen, halten wir in diesen ernsten Tagen für eine Pflicht gegen unser Volk und Vaterland, deren Erfüllung unser nationales Gewissen gebieterisch von uns fordert.

Alldeutsch gerichtete Blätter bei Eröffnung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges im Februar 1917

Wir stehen jetzt einer Tatsache gegenüber, die nach menschlichem Ermessen von entscheidender Bedeutung für den Ausgang des Krieges und damit für die ganze Zukunft ist . . . Dieser Weg ist nötig, um den Krieg zu einem vollen Erfolg zu führen. (Deutsche Tageszeitung)

Wir sahen im rücksichtslos durchgeführten Unterwasserhandelskrieg vor mehr als Jahresfrist das aussichtsvollste und beinahe einzige Mittel, England zu einem Frieden zu zwingen, der unsre Rechte, unsre Zukunft und unsre Ehre wahrt. (Tägliche Rundschau)

Der Entschluß der Regierung wird in den allerweitesten Kreisen des deutschen Volkes mit einem Gefühl der Erleichterung, vor allem aber mit rückhaltloser und entschlossener Zustimmung aufgenommen werden. Es ist kein Verzweiflungsschritt, den wir tun, ruhige Erwägungen haben zu ihm geführt. Man ist auf jede Möglichkeit, die sich daraus ergeben könnte, gerüstet. (Kreuzzeitung)

Deutschland steht an Herz und Geist erhoben, einig und entschlossen hinter den Männern, die in opferreicher und entsagungsvoller Arbeit wie Helden den Endkampf gegen England führen. (Die Post)

Deutsche Gewissenhaftigkeit und Langmut haben immer wieder gezögert, eine so furchtbare Waffe, wie unsre U-Boote sind, in Anwendung zu bringen. Jetzt aber heißt die Losung: U-Boote heraus! Jetzt werden unsre Feinde den deutschen U-Boot-Schrecken erst gründlich kennen lernen. (Der Tag)

Georg Bernhard in der Vossischen Zeitung

Wilson will Frieden, bald, um jeden Preis — England kann niemals siegen. (29. I. 17)

Die Bundesgenossen Englands, der englischen Stütze beraubt, werden von sich aus den Frieden verlangen müssen. Es läßt sich der Zeitpunkt voraussehen, wo militärisch und wirtschaftlich diesen Ländern die Fortsetzung des Krieges unerträglich wird, und deshalb müssen wir schon jetzt über die Fragen der Kriegsziele und der Kriegsentschädigungen klar werden, weil diese Staaten heute bereits wissen müssen, um welchen Preis sie sich das letzte Grausen ersparen können. Mit den U-Booten geht der Krieg schnell zu Ende. (19. II. 17)

Amerika hat Angst vor dem Kriege. (5. III. 17)

Die russische Revolution bewirkt den Zersetzungsprozeß der Entente. Frankreichs Geschick ist bereits entschieden, für England ist es höchste Zeit zum Friedensschluß. (19. III. 17)

Es kommt jetzt nicht darauf an, ein oder zwei Monate früher Frieden zu schließen, militärisch schreckt uns das Eingreifen Amerikas nicht. (16. IV. 17)

England würde geneigt sein, uns russisches Land zu geben, dies würde aber für uns das größte Unglück bedeuten. Gott sei Dank, daß Wilson uns nicht den Frieden vermittelte. (7. V. 17)

Wenn nun der Friede im Osten geschlossen ist, so ist der Krieg vorbei, England ist fertig. (12. V. 17)

Englands Arm erlahmt. Der Friede ist nahe. (18. VIII. 17)

England kann den Krieg nicht mehr lange fortsetzen. Es will Frieden schließen, weil es Frieden schließen muß. (15. X. 17)

Großbritannien kracht in allen Fugen. (5. XI. 17)

Die amerikanische Hilfe hat militärisch gar keine Bedeutung, wenn sie überhaupt kommt. Ueberschätzung von englischer Macht, die auch in deutschen Köpfen noch immer spukt. England ist besiegt. In den leitenden Köpfen Englands und in der Umgebung des amerikanischen Präsidenten dämmert schon seit geraumer Zeit die Kenntnis von der peinlichen Situation, in der sich die Entente befindet. (24. XII. 17)

Deutsche Kriegsnachrichten (des Kriegs-Presse-Amts)

Alle diese Momente zeigen, wie wenig die Hilfe der Vereinigten Staaten für die Alliierten bedeuten würde, selbst wenn man ganz davon absieht, daß eine kriegerische Verwicklung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten für den amerikanischen Frachtraum Gefahren mit sich bringen würde, welche ohne diese Verwicklung außerhalb des Sperrgebietes nicht bestehen . . . So haben wir also auch für die Zukunft von einer unfreundlichen Gestaltung unsrer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten weniger zu befürchten als diese, wenn sie einen ihrer wichtigsten und kaufkräftigsten Kunden verlieren würden. (12. II. 17)

Es ist also gänzlich ausgeschlossen, daß England für seine Versorgung der genügende Frachtraum zur Verfügung bleibt. So gibt es kein Mittel, das Land vor dem Verhungern oder Nachgeben zu retten . . . Seine letzte Hoffnung, daß der Landkrieg im Westen den Sieg bringt, ist gescheitert. Das Unheil schreitet schnell. (9. V. 17)

Jetzt heißt es noch eine kurze Zeit die Zähne zusammenzubeißen und durchzuhalten, wir sind auf dem besten Wege, um das große Ziel zu erreichen. Schon beginnt es in England zu dämmern, trotz den schönfärbenden Reden der führenden Männer beginnt man das drohende Verhängnis zu ahnen. (2. V. 17)

In wenigen Monaten wird es aber wahrscheinlich schon ganz anders in England aussehen. Wir können der Entwickelung mit umso größerer Ruhe entgegensehen, als es heute schon gradezu feststeht, daß es für England keine andre Friedensmöglichkeit mehr gibt, als die, die bedeutet, daß es den Krieg verloren hat. (8. V. 17)

Aus allem ergibt sich, daß eine amerikanische Gefahr für uns nicht mehr besteht, und daß der U-Boot-Krieg die von den deutschen Sachverständigen auf ihn gesetzten Hoffnungen in jeder Hinsicht nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen hat. Amerika kommt mit den unbegrenzten Möglichkeiten seiner vielen Millionenbevölkerung für unsre Feinde überhaupt nicht in Betracht — ganz abgesehen davon, daß auch

ein Zweimillionenheer an der Tapferkeit unsrer Truppen und der Genialität unsrer Führer hoffnungslos zerschellen würde. (8. II. 18)

Der Kriegseintritt Amerikas hat also militärisch unsre Lage nicht nur nicht verschlechtert, sondern eher verbessert. Die amerikanische Hilfe für unsre Feinde ist — wenn sie wirklich ernsthaft geplant war — bis jetzt Zukunftsmusik geblieben und wird nach den wunderbaren Erfolgen unsrer Offensive im Westen auch Zukunftsmusik bleiben. Der U-Boot-Krieg ist die sichere Todeswaffe im Kampfe gegen England. Das hat niemand klarer erkannt als Wilson, und das beweist am besten der Eintritt Amerikas in den Krieg, zu dem sich Wilson so lange nicht entschlossen hatte, solange noch die Möglichkeit bestand, den englischen Sieg auch ohne amerikanische Hilfe herbeizuführen. Nur darin hat er sich verrechnet, daß die amerikanische Hilfe hierin einen Umschwung herbeiführen konnte. (5. IV. 18)

*

Staatssekretär Helfferich

Den in seinen Grundfesten bereits erschütterten Bau des britischen Weltreiches trifft unsre an Zahl und Leistungsfähigkeit gewaltig vermehrte U-Boot-Flotte ohne Unterlaß mit wuchtigen und unbarmherzigen Schlägen, bis der Tag gekommen sein wird, den jedes deutsche Herz glühend ersehnt . . . Bis zur nächsten Ernte bleibt England auf die Zufuhren von außen angewiesen, und hier werden unsre U-Boote die Lebensader des Inselreiches treffen . . . Der U-Boot-Krieg ist für England ein unabwendbares und unentrinnbares Schicksal. (19. II. 17)

Abgeordneter Wildgrube

Wir kannten die Größe der amerikanischen Machtmittel, die amerikanische Armee gehört nicht dazu! Aber wir kannten auch die Grenzen der amerikanischen Machtmittel, und diese liegen vor dem Aktionsradius unsrer U-Boote. (24. II. 17)

Staatssekretär Zimmermann

Der Krieg wird dieses Jahr beendet werden, unsre U-Boote werden das besorgen. Unser Entschluß ist unabänderlich, denn nur dadurch kann der Krieg in diesem Sommer beendet werden. (26. II. 17)

Abgeordneter Bacmeister

England befindet sich in eisernen Klammern. Die U-Boote werden uns mit Sicherheit den Sieg bringen, und ich muß es angesichts dieser Tatsache als vaterlandsverräterisch bezeichnen, wenn nun der Reichstag sich hinstellt und Frieden um jeden Preis will. (2. V. 17)

Daß wir angesichts dieser Lage allen Grund haben, einer amerikanischen Kriegsdrohung mit Gelassenheit entgegenzusehen, sollte jedem klar sein, der das Problem einer amerikanischen Kriegsführung gegen eine europäische Großmacht durchdacht hat. (24. II. 17)

Abgeordneter Stresemann

Aus meiner innersten Ueberzeugung stehe ich auf dem Standpunkt, daß die Dinge für uns heute so liegen, daß, wenn wir es ermöglichen, daß wir noch sechs Monate durchhalten, gar kein Zweifel darüber besteht, daß England nach sechs Monaten diesen Krieg nicht mehr weiter führen kann, und daß es niedergeworfen ist. (20. IV. 17)

Ich bin überzeugt, daß uns der verschärfte U-Boot-Krieg den baldigen Frieden bringen wird. (1. III. 17)

Minister v. Brettreich

In einigen Monaten dürften unsre U-Boote ihre erfolgreiche Arbeit beendet haben, und dann ist der Krieg für uns gewonnen. (April 17)

Abgeordneter v. Heydebrand

Ich glaube allerdings, daß es jetzt wirklich die letzte Anstrengung ist, die die Engländer machen und machen müssen, denn ihr Land ruft: „Ihr müßt uns helfen, sonst kommt der Hunger, es ist die letzte Stunde, der U-Boot-Krieg bringt uns das Ende.“ Wir sind überzeugt, daß in längstens zwei Monaten der Zustand der Engländer so sein wird, daß England am Ende ist. (11. VI. 17)

Finanzminister Hergt

Wir merken, wie groß die Not unsrer Feinde ist, wenn wir hören, wie die Engländer nach der großen Armee über dem Wasser rufen. Die große Armee über dem Wasser kann nicht schwimmen, sie kann nicht fliegen, sie wird nicht kommen. (16. I. 18)

Graf Hertling

Was den uneingeschränkten U-Boot-Krieg anbelangt, so ist die Zeit der Erwägungen vorbei, es gab nur diese eine Möglichkeit zur raschen, erfolgreichen Beendigung des Krieges. (2. II. 17)

Der eherne Wall an der Westfront wird nicht durchbrochen werden, und der U-Boot-Krieg erfüllt langsam, aber sicher seine Aufgabe, den Frachtraum zu verringern und dadurch vor allem den Nachschub an Mannschaften und Material aus den Vereinigten Staaten wirksam zu bedrohen und mehr und mehr einzuschränken. (24. IX. 18)

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn manche wüßten, daß sie Warnungstafeln statt Gesichter haben!

*

Ich liebe die großen Spielverderber.

*

Ich neige sehr zu der Ansicht, daß das Erwachsenwerden in den meisten Fällen nichts andres als ein Zerstörungs- und Entartungsprozeß ist.

*

Ich sah ein paar hübsche Knaben, und traurig mußte ich denken: Sie werden vielleicht große Bärte bekommen.

*

Wenn einer nie Kind war, kann ihm freilich nichts passieren.

*

Gott kann aus dem Buche der Ewigkeit auch ein ganzes Jahrhundert streichen.

*

Es gibt auch noch nicht dagewesenen Kitsch.

*

In einem fertigen Gedicht ein Wort durch ein andres ersetzen, ist ein chirurgischer Eingriff. Wenn die Wundränder nicht verheilen, ist ein Kunstfehler geschehen.

*

Auch die Verzweiflung hat ihre Eitelkeit; und meistens wollen Unglückliche ihr Unglück als ein besonderes anerkannt wissen. Es ist dann ein schlechter Trost, wenn wir ihnen — wie dies so oft geschieht — vor Augen halten, daß Viele ihr Schicksal teilen.

Diktatur des Proletariats von Willi Wolfradt

Die Furcht vor der Reaktion sollte bedenken, daß diese stets nur die Folge-Erscheinung der Aktion ist, und sollte daher mit Skepsis erfüllen gegen alle Aktion, die einen Ueberschuß selbstherrlicher Aktivität rasselnd agieren läßt. Die Furcht vor der Reaktion, soweit sie überhaupt ehrlich und nicht bloß ein Vorwand neuer Tyrannei ist, hat von der gestürzten Macht jenes im buchstäblichen Sinne das Volk ver-heerende Mißtrauen geerbt, das gewiß nicht die letzte Triebfeder des Weltkriegs gewesen ist. Wie in einem überfüllten Saal die allgemeine Bangnis, es könne hier leicht eine Panik ausbrechen, oft tatsächlich zur Panik geführt hat, so bedroht uns in dem von fiebernden Hirnen heute fast berstenden Deutschland kaum etwas so sehr wie die Gefahr der Angst vor der Wiedererhebung der alten Gewalt; und sie ist schon im Zuge, neue, blindere Gewalt über uns zu tun. ‚Diktatur des Proletariats' ist nicht nur die hetzerische Formel einiger Machtlüsterner, die darunter ihre Diktaturgewalt von Proletariats Gnaden verstehen möchten, sondern doch auch die starre Vokabel der Reaktionsfurcht, die sich dem Wahn hingibt, Diktatur könne Freiheit sichern. Ganz abgesehen davon, daß die ‚Diktatur des Proletariats' den Stand, den als das Zeichen bürgerlicher Schuld und Schande reuig zu tilgen, den aus seinen unwürdigen Verhältnissen emporzuführen unser revolutionierter Wille ist, nur befestigt statt erlöst — abgesehen also davon, daß die Verwirklichung dieser fixen Idee den Sinn der Revolution schmählich verpuffen ließe, ist doch offensichtlich, daß die vom Proletariat ausgeübte Diktatur über alles Nichtproletariat zwei Folgen haben muß: einmal die mit dem Innehaben einer billigen Gewalt stets verbundene Verbürgerung des bisherigen Proletariats, das also seine Diktatur gar nicht mehr als Proletariat, sondern als Machtkaste ausüben und somit auf paradoxe Weise die Reaktion der Klassengewalt wieder heraufbringen würde — und zweitens die Proletarisierung des bisherigen Bürgertums, das zum Proletariat im wahren Sinne des Knechtschaft, Erleiden andrer Diktatur einschließenden Begriffs werden würde. Reaktion droht der jungen Republik umso weniger, als sie ihren Aktivitäten Zügel anlegt. Woher denn käme Gegendruck, wenn nicht vom Druck? Die gehässige, vergeltungsgierige Formel von der ‚Diktatur des Proletariats' ist die Reaktion, obschon mit den Mitteln der Revolution, und zugleich die Maßnahme, die den reaktionären Widerstand notwendig zum Aeußersten reizen müßte. Es wäre der schwerste Fehler, dem reaktionären Willen den übrigens fast immer siegreichen Sinn eines Befreiungskampfes zu geben. Nur politischen Aestheten, denen an der Revolution das Moment des Sichumwälzens am wesentlichsten erscheint, sollte, sofern sie bei Vernunft sind, an der ‚Diktatur des Proletariats' etwas gelegen sein, die allerdings gradezu eine Umundumwälzung, eine konti-

nuierliche Rotation der Klassenverhältnisse heraufführen müßte. Jeder ethisch Gelenkte, Kulturpolitiker oder auch kluge Realoekonom aber wird sich von vorn herein mit aller Macht anzustemmen haben gegen die dünnlippige Vokabel, in der jene giftige Dissonanz aus Furcht und Gier noch nachhallt, die schon vor vier Jahren eine so große Zeit über uns brachte. Wir haben uns gegen die Diktatur des Kapitals, des Militärs und Roms gewehrt und sind uns dessen bewußt, keine tiefere Negation des Geistes aussprechen zu können als durch eine Proklamation selbst seiner Diktatur. Die Tatsache des Proletariats ist die fürchterlichste Krankheit der menschlichen Gesellschaft. Zu ihrer Heilung nicht genug getan zu haben, ist unser aller frei bekannte Verfehlung. Uns aber unter die Diktatur dieser Krankheit zu begeben, statt mit allen Kräften an ihre Heilung zu schreiten, hieße die Krankheit bejahen, was mir als Krankheitssymptom gilt. Nur ein kranker Verstand bejaht die ‚Diktatur des Proletariats'!

Das Jahr der Bühne

Nächstens erscheint (bei Oesterheld & Co. in Berlin) der siebente Band. Hier das Vorwort, das am sechsten Oktober verfaßt ist.

Das sechste Vorwort schloß mit dem Schrei nach Frieden: „Käm' er doch erst!"; und am Anfang dieses, des siebenten Bandes, nenn' ich den ersten Theatermonat des Jahres 1917 zu 18 den „hoffentlich letzten Kriegs-September". Beinah hat meine Hoffnung recht erhalten. Ob auch in diesem ganzen September 18 noch Krieg war: am Ausgang stand fest, daß die grausige Morderei sich dem Ende zu neige, stand sogar fest, daß sie nach menschlichem Ermessen zumindest bei unsern Lebzeiten nicht wieder anheben wird. Sie darf nicht, darf niemals wieder. Mir Wochenschreiber jedenfalls soll die Hand verdorren, die künftig in einer einzigen Woche unterläßt, der Mitwelt die Verruchtheit des Krieges und seiner Propheten einzuhämmern — dieser Propheten, die jetzt schon, fern vom Schuß, nach Revanche brüllen, und die vier Jahre lang, ebenso fern vom Schuß, verhindert haben, daß die Wahrheit über ihre Gemeingefährlichkeit ins blutende Volk drang. Durch vier Jahre, die vier furchtbarsten Jahre der Weltgeschichte hindurch ist von Henkersknechten der Geist gedrosselt worden. Er mochte verröcheln, wenn nur sie mit sämtlichen Mitteln der rohen Gewalt und der frevelhaftesten Fälschung ihre wahnwitzigen Machtgelüste befriedigen konnten. Richtiger: zu befriedigen versuchen konnten. Denn er, der Geist, ist stärker gewesen als seine Bedränger, und die Stunde der Abrechnung ist nicht mehr weit. Es wird bewiesen werden, wie man die Luft mit Lügen verpestet hat. Ein Griff an die Gurgel — und der schüchternste Aufruf zur Menschenliebe, zur Humanität, zur Einsicht, zur Umkehr war im Halse des dreimal verdammten Pazifisten erstickt. Mit dem Rotstift ein Strich, hundert Striche — und alle unsre Ermutigungen Bethmann Hollwegs, der für den Frieden, alle Zurechtweisungen Reventlows, der gegen ihn arbeitete,

waren erbarmungslos ausgelöscht. Ein Friede im Jahre 16, der Millionen Menschen das Leben und für Deutschland ungeheure Werte gerettet hätte: der wäre allerdings unausdenkbar gräßlich und demütigend gewesen, solange Kürassierstiefel die Zuversicht hatten, daß der Rest der Welt sie auf seinem Nacken dulden werde.

Was aber mein Theater betrifft: auch für dieses Sondergebiet kultureller Betätigung ist es die höchste Zeit, daß der Kriegszustand aufgehoben wird. Den hat angeblich der Kapitalismus auf dem Gewissen. Man nehme den Begriff umfassend genug, und es wird wohl stimmen. Ohne Einschränkung stimmt, daß vom Kriege der Kapitalismus verheerenden Nutzen gezogen hat. Eine schaurig-schändliche Fügung: die eine Hälfte der männlichen Bevölkerung muß sich für die Tageslöhnung von dreiunddreißig Pfennigen totschießen lassen, und die andre Hälfte, die glücklich sein sollte, sich für den Staat bis aufs Hemde entblößen zu dürfen, um darunter das nackte Leben zu retten — die hüllt sich von den Millionen, die ihr die gefahrlos werktätige Beihilfe zur Verminderung der Einwohnerzahl fremder Länder und damit des eigenen Landes einträgt, in Sammet und Seide und Perlenschmuck und überschwemmt so aufgetakelt Parkett und Logen aller Theater. Diese sind selbstverständlich vom Publikum nicht nur nicht unabhängig, sondern sie sind genau so, wie das Publikum ist, und wie es sie deshalb haben will. Im Frieden, als sie oft leer standen, war ihre ewige Rede, daß einzig die Not der Existenz sie zu künstlerischen Zugeständnissen zwinge; sobald sie diese Not nicht mehr hätten, werde man einmal sehen. Es war eine Ausrede. Denn im Kriege, wo sie ohne Ausnahme scheffelten, sanken sie tiefer von Jahr zu Jahr. Reinhardt, einstmals ein Trost in Tränen, verlangt bei Premieren für den Stehplatz neun Mark, was ehedem zwei Parkettsitze kosteten, beutet sein Personal aus, daß eine Streikbewegung im Gange ist, macht auf diese und jene Weise in seinen drei Häusern ungeahnte Geschäfte und — und was die Kunst davon hat, zeigt mein siebenter Band.

Wie wird nun, nachdem die vier Kriegstheaterjahre ausgerungen haben, das Friedenstheater werden? Vor zwölf Monaten war ich skeptisch. Ich stellte fest, in welchem Grade der Kriegstaumel, widerwillig erduldeter oder freudig begrüßter, die Kunstempfänger verändert habe, und äußerte die Befürchtung, daß sie erst recht zwischen stumpfsinniger Betäubung und rasender Geldverdienerei sich zerteilen würden, wenn erst der Friedenstaumel gekommen wäre. Jetzt, wo er bevorsteht, bin ich nicht länger skeptisch, einfach, weil man mit Skepsis nicht helfen, nicht fördern, nicht bauen kann. Schlägt dir die Hoffnung fehl, nie fehle dir das Hoffen! Ein Tor ist zugetan, doch tausend sind noch offen. Laßt uns durch diese aus der bestialischen Wüste des Krieges in das gelobte Land des Friedens ziehen. Und sollte das, wider jede Erwartung, nicht morgen, so wird es allerspätestens übermorgen sein.

Die arme Frau von Theobald Tiger

Mein Mann? mein dicker Mann, der Dichter?
Du lieber Gott, da seid mir still!
Ein Don Juan? Ein braver, schlichter
Bourgeois — wie Gott ihn haben will.

Da steht in seinen schmalen Büchern,
wieviele Frauen er geküßt;
von seidenen Haaren, seidenen Tüchern,
Begehren, Kitzel, Brunst, Gelüst . . .

Liebwerte Schwestern, laßt die Briefe,
den anonymen Veilchenstrauß!
Es könnt ihn stören, wenn er schliefe.
Denn meist ruht sich der Dicke aus.

Und faul und fett und so gefräßig
ist er und immer reklamiert.
Und dabei gluckert er unmäßig
vom Rotwein, den er temperiert.

Ich sah euch wilder und erpichter
von Tag zu Tag — ach! laßt das sein!
Mein Mann? mein dicker Mann, der Dichter?
In Büchern: ja.
Im Leben: nein.

Ballin von Alfons Goldschmidt

König von Hamburg' nannte man ihn, Kaiser des Weltmeers wollte er werden. Ein Selbstgemachter. Er begann als Auswanderer-Agent mit englischer Schulung. Er begann in einer Zeit ungeheuern Säftestiegs, denn er war 1857 geboren. Zäh und gerissen, biegsam und energisch, zielstarr und kompromißbereit. Als er in die hamburger Carr-Linie eintrat, war der kleine Auswanderer-Agent überwunden, der Wettbewerber und Großorganisator konnte sich zeigen. Der Mann hatte Tempo. Das verschaffte ihm sofort Beachtung. Seine Stoßkraft wuchs mit dem Widerstand. Er richtete sie gegen die Hamburg-Amerika-Linie, die damals schiffahrtskonservativ war. Ballin war Schiffsreformator mit Blick für die Rentabilitätsmöglichkeiten der Auswanderung und für die Zugkraft der Reklame. Der Hapag blieb nur das Engagement übrig. 1886 wurde Ballin Direktor des Unternehmens. Vierzehn Jahre später war er Generaldirektor. 1886 hatte die Hapag 15 Millionen Mark Aktienkapital und eine Flotte von 65 000 Brutto-Registertonnen, 1914 180 Millionen Mark und 1 250 000 Brutto-Registertonnen. Dieser Aufstieg war fortwährender Kampf. Kampf mit dem Lloyd, Kampf mit der Weltschiffahrt. Seine Pool-Politik war weitzügig, aber fruchtlos. Eine Konsolidierung der internationalen Schiffahrt wurde nicht erreicht. Wohl aber bewirkte das Versagen der Pool-Politik die Interessengemeinschaft Hapag-Lloyd. Damit war ein alter Kampf vorläufig beendet. Ein Kampf nicht nur der Privatinteressen, sondern auch der Anschauungen. Der Lloyd war national beengt, die Hapag international. Wiegand, der ärgste Feind Ballins, war deutsch, Ballin war Kosmopolit. Eine Parallele wäre etwa Siegmund Bergmann —Emil Rathenau.

Ballin hatte Augen für Hinter- und Vorderland. Er hatte Augen für die werbende Kombination von Fassade und Raum. Er war immer Kaufmann, auch in Rauschzeiten. Allerdings war periodisch der Rausch stärker als die Kalkulation. Der Bau von Leviathanen bedeutete für die Hapag eine schwere Gefahr. Aber dieser Bau war kaiserlich, war imperialistisch. Kapital-Imperialismus war Ballins Wesen. Geschäfts-Imperialismus. Der Kaiser verbündete sich ihm, und er benutzte den Kaiser. Der Kaiser war seine beste Reklame. Der kleine Auswanderer-Agent hatte Alles erreicht, was ein Selbstgemachter erreichen konnte. Er hatte den Kaiser gewonnen. Selbstverständlich war der Geschäfts-Imperialismus Ballins nicht schwertklirrend, aber er wirkte so. Ballin wollte Herrschaft ohne Vor-den-Kopf-Stoßen. Aber er stieß vor den Kopf. Man hatte Furcht vor ihm und trug ihm eines Tages die Präsidentschaft der internationalen Schiffahrt an. Seine Politik im Kriege war Angst des Kaufmanns. Es war kein Pazifismus, keine Ideologie, sondern das Streben des Kaufmanns nach Geschäftswiederanknüpfung. Damit war das Band Kaiser — Ballin zerschnitten. Den Schwert-Imperialismus konnte dieser Mann nicht mitmachen, aber seine geschäftsimperialistische Politik hat die Arroganz des Schwert-Imperialismus verschärft. Der Kaiser brauchte ihn zur Propaganda für das alte Weltstellungsideal der deutschen Imperialisten. Wie der Kaiser für Ballin die letzte Reklame war, so war Ballin für den Kaiser Reklamewerkzeug. Ballin wollte durch Herrschaft verdienen, der Kaiser durch den Geschäfts-Imperialismus die Weltherrschaft erleichtern. Das war der Sinn des Bündnisses. Der Schwert-Imperialismus ist entthront und einer der Hauptexponenten des Geschäfts-Imperialismus ist gestorben. Die Welt will beide Imperialismen beseitigen. Demokratie und Sozialismus ist die Losung. Leute wie Ballin mögen die soziale Wirtschaft organisieren. Die Zeit der imperialistischen Reklame ist vorüber. Es gilt nur noch, die soziale Wirtschaft durchzusetzen und zu verankern. Klugheit allein tut es nicht: Gerechtigkeit ist heute die Triebkraft. Hoffentlich auch für die Presse. Denn leider hatten sich viele Blätter in den Dienst von Ballins Weltgeschäftsidee gestellt. Dieses Kapitel ist äußerst übel und wird hoffentlich nie wieder zu schreiben sein.

Antworten

August P. Nein: mich werden Sie nicht gegen Gerhart Hauptmann aufhetzen, mich nicht. So oft er im Laufe der Jahre vom Pegasus absprang, um sich unter das Fußvolk der Kundgeber und Protestler zu mischen, hat er sich jedesmal noch den Fuß verstaucht — aber was schadet das, da er nach kurzer Zeit ja immer wieder imstande ist, das geflügelte Roß zu reiten! Und wenn er mit Schwankdichtern wie Herrn Leo Walther Stein und Kriegsberichterstattern wie Paul Oskar Höcker einen überflüssigen Aufruf erläßt, so tut es mir nicht einmal in der Seele weh, daß ich ihn in dieser Gesellschaft sehe, weil ich einfach wegsehe und mein gänzlich unabgelenktes Auge in den ‚Emanuel Quint' versenke.

Zeitungsmann. O je, o je, wie rührt mich dies! Sie versuchen, mir in beweglichen Tönen klar zu machen, daß ich unter gar keinen Umständen der Vergewaltigung, die das Haus Scherl erleide oder erlitten habe, das Wort reden dürfe. Nun bin ich zwar selbstverständlich der Meinung, daß jede Vergewaltigung vom Uebel und unbedingt abzuwehren ist. Nur grade diese Gracchen haben kein Recht, über Aufruhr

zu klagen. Sie hatten ein Blatt, das zwar beispiellos stumpfsinnig und verdummend war, das aber immerhin keiner Partei angehörte, keiner Gesinnung Ausdruck gab und sich, mit der Bescheidenheit seiner geistigen Rückständigkeit, begnügte, als Spezialtelegrammplantage üppiger zu wuchern denn sämtliche Konkurrenz. Da kam der Krieg, und die überaus interessierte Schwerindustrie warf ihr Auge und ihre bare Münze auch auf diese Plantage, und deren Kulis legten sich plötzlich eine Gesinnung zu, welche darin bestand, daß sie den Krieg als das Heil der Welt empfand und seine endlose Fortsetzung als die ideale Forderung der „überwiegenden Mehrheit" des deutschen Volkes propagierte. Mit welch raffinierten Giftmischerkünsten und welch zähem Zynismus Das sogar noch geschah, nachdem sich erwiesen hatte, daß allenfalls die schleunigste Friedenschließung von diesem armen, mißbrauchten und betrogenen Volke das äußerste Unglück abwenden könne; mit welch ekelerregendem Byzantinismus der Kaiser, dessen Uhr am fünften Oktober endgültig abgelaufen war, bis zum achten November an jedem Morgen und Abend beschworen wurde, um Himmels willen nicht durch seinen Rücktritt den Grad dieses Unglücks verringern zu helfen; mit welcher . . . genug! Und mit solchen Herrschaften haben Sie Mitleid? Nachdem sie so lange die öffentliche Meinung vergewaltigt haben, werden sie ein Mal selbst vergewaltigt. Aber in all ihrem Jammer versäumen sie nicht, einen deutlichen Wink zu geben, aus welchem Punkte ihr Weh und Ach sich kurieren ließe. „Dieser Befehl verpflichtet uns also, unser Personal, unsre Maschinen, unsre Vertriebseinrichtungen in den Dienst einer Zeitung zu stellen, die Ziele verfolgt, die wir auf das entschiedenste bekämpfen. Abgesehen davon, daß solcher Befehl uns in einen schweren Gewissenskonflikt bringt, schädigt er auch unsre wirtschaftlichen Interessen. Denn er enthält kein Wort von irgendeiner den Besitzern oder den Redakteuren der ‚Roten Fahne' auferlegten Pflicht zu irgendeiner Gegenleistung. Und Rosa Luxemburg . . ." Das heißt: wenn Rosa Luxemburg so viel Gelder zusammentrommelt wie seinerzeit die rheinischen Munitionsfabrikanten, so wird die Schwere des Gewissenskonfliktes zu tragen sein. Und da Rosa Luxemburg hierzu nicht imstande ist, wird der olle ehrliche Berliner Lokal-Anzeiger uns jetzt wieder in der strahlenden Parteilosigkeit seiner vorkriegerischen Vergangenheit so lange erbauen, bis sich nach besiegeltem Friedensschluß der Markt genügend gefestigt hat, um es irgendeiner erwerbenden Gruppe wünschenswert zu machen, ein Blatt . . . Und dieser Gruppe wird das Haus Scherl jeden Wunsch befriedigen, vorausgesetzt, daß nicht die Vossische Zeitung schneller gewesen ist.

Berliner Schauspieler. Ihr drückt, teils mündlich, teils schriftlich eure Verwunderung aus, warum jemand wie ich, der bisher immer auf eurer Seite und gegen die Sklavenhalter gewesen sei, nicht auch dies Mal, wo ihr, nach eurer Behauptung, um eure ganze wirtschaftliche Zukunft kämpft, Farbe bekennt. Ihr hättet euch diese meine Parteinahme lieber nicht wünschen sollen. Worum handelt sichs? Ihr verlangt, so entlohnt zu werden, wie es „für eine menschenwürdige Lebenshaltung in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen angemessen und erforderlich ist und der künstlerischen Dienstleistung der einzelnen Bühnenangehörigen im Rahmen der wirtschaftlichen Bewertung der Arbeitskräfte in der Jetztzeit entspricht". Aber, nicht wahr: was „entspricht", darüber kann Meinungsverschiedenheit herrschen. Ich will nicht aus der Schule schwatzen, will nicht verraten, was „in der Jetztzeit" die Ange-

stellten der deutschen Presse, Redakteure und Mitarbeiter, für ihre Tages- und Nachtarbeit beziehen. Ich will nicht zum Vergleich heranholen, was Aerzte, Rechtsanwälte und Mitglieder andrer Berufe verdienen. Ich will nur ein einziges Mal feststellen, was euch Theater und Kino tragen. Um Mißverständnisse zu verhüten: die Forderung einer Mindestgage von 350 Mark für Solisten ist außerordentlich berechtigt, und wer bis zu 1000 Mark Monatsgage erhält, mag einen Teuerungszuschlag von 20 bis 75 Prozent beanspruchen. Aber daß jemand, der seinem Direktor 30 000 Mark wert ist, das Recht haben sollte, auf 10 Prozent Zulage zu bestehen: das wird weit über den Horizont von Leuten gehen, die erkennen, von was für Nöten gegenwärtig die meisten eurer Volksgenossen heimgesucht sind. Mit einem Wort: die Mittelschicht ist der Aufbesserung dringend bedürftig. Und da mordet Ihr nun die Bereitschaft der Direktoren zu dieser Aufbesserung durch die Unsinnigkeit eurer kategorischen Forderungen für die Gesamtheit eurer Kollegen. Ich mustere ein paar Theater. Im Theater des Westens bezieht Fräulein Almo 18 000 Mark und filmt, Herr Thielscher 40 000 Mark und filmt, Herr Grünwald 30 000 Mark und filmt für den gleichen Betrag, Herr Groß 15 000 Mark und filmt, Herr Pasch 15 000 Mark und filmt. Im Theater am Nollendorf-Platz bezieht Herr Lichtenstein 40 000 Mark für acht Monate, Frau Freund 30 000 Mark für acht Monate, Herr Senius 15 000 Mark für acht Monate und filmt, Fräulein Waldoff 60 000 Mark für zehn Monate und dieselbe Summe vom Cabaret. Im Neuen Operettenhaus bezieht Fräulein Werckmeister 30 000 Mark für zehn Monate, Fräulein Vanné 15 000 Mark für zehn Monate, Herr Rieck 25 000 Mark und filmt, Herr Matzner 30 000 Mark, Herr Westermaier 20 000 Mark und filmt, Fräulein Dorsch 18 000 Mark und filmt. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater bezieht Herr Josephi 30 000 Mark, Herr Bergman 30 000 Mark für acht Monate. Im Metropol-Theater bezieht Frau Massary 12 000 Mark für den Monat und filmt und gastiert, Herr Kutzner 50 000 Mark, Fräulein Gleichen 15 000 Mark, Fräulein Wessely 20 000 Mark und filmt, Herr Rex 36 000 Mark, Herr Grünfeld 15 000 Mark, Herr Vallentin 50 000 Mark und filmt. Im Lessing-Theater bezieht Herr Landa 10 000 und filmt für 60 000 Mark. Herr Pallenberg hat ein Jahreseinkommen von 150 000 Mark. Machen wirs kürzer: die Bühnenmitglieder Körner, Wegener, Moissi, Waßmann, Loos, Adalbert, Abel, Otto, Hartau, Orska, Weise, Wüst, Kastner und keineswegs sie allein versteuern oder müßten versteuern ein Jahreseinkommen von 30 000 bis 100 000 Mark. Von diesen Großkapitalisten sind nicht wenige die ärgsten Schreier im Streit, für den Streik. Und da mach' ich bei aller Sympathie für euch muntres Künstlervölkchen einfach nicht mit. Kein Zweifel, daß eure Direktoren, solange sie obenauf waren, sich vielfach Ausbeutereien geleistet haben. Aber ihr setzt euch ins Unrecht, indem jetzt ihr eine Notlage ausnutzt. Der Spieß, den ihr umdreht, bedroht das Leben eurer Brotherren, wie er das eure kaum je bedroht hat. Kommt zur Vernunft. Haltet rechtzeitig ein. Sägt nicht den Ast ab, auf dem ihr herumhüpft und tiriliert. Vergeßt nicht, daß die Zeiten sich ändern, und daß grade diese, die ihr gewählt habt, auf daß man euch Extrawürste brate, durchaus nicht angetan sind, euch die Zustimmung einer Bevölkerung zu sichern, die ihr mindestens ebenso sehr gebraucht wie sie von altersher euch.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Gefahren von Germanicus

Auf dem Münster von Straßburg weht nicht die rote Flagge der Revolution, sondern die Trikolore der Revanche, und die französische Oberste Heeresleitung hat nicht etwa die Arbeiter- und Soldatenräte oder die andern Organe der Revolution bestätigt, wohl aber verhandelt sie über die Loslösung einer süddeutschen Republik vom Reichskörper. Der Tatbestand ist symbolisch. Schwärmer behaupten, daß Militarismus und Imperialismus zusammengebrochen seien. Solch Enthusiasmus ist reichlich einseitig, denn zusammengebrochen sind Militarismus und Imperialismus nur in Deutschland. Die Entente spürt davon nichts. Im Gegenteil: während die Mittemächte in Trümmer zerfielen und immer weiter in Staub zerfallen, bauen sich England, Frankreich, Amerika ein Weltreich auf, wie die Geschichte noch keines gesehen hat. Wir haben in diesen Wochen nur innere Politik gemacht und haben darüber vergessen, daß es auch hinter dem Berge noch mancherlei gibt, was uns sehr, sehr nahe angeht. Die deutsche Republik, selbst wenn sie unter der Diktatur Liebknechts stünde, würde doch nicht im luftleeren Raum schweben, sondern genau so wie das hohenzollernsche Kaiserreich abhängig sein von den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen in der Welt. Es kann uns darum nicht gleichgültig lassen, daß der französische Länderhunger sich ausschweifender Befriedigung hingibt; es muß uns beunruhigen, wenn wir von Amerika hören, daß es nach dem Ertrag des Krieges verlangt, ohne nur anzudeuten, worin er eigentlich bestehen soll. Und es muß uns erstarren machen, wenn wir einen Blick auf das britische Imperium werfen, dessen Macht ins Ungeheure gewachsen ist, und dessen Faust den Erdball umspannt, Deutschland aber wie einen lahmen Spatzen noch eben zappeln läßt. Gegen solche Tatsachen kann der schönste Doktrinarismus nichts helfen, und es ist wirklich mehr als fraglich, ob das deutsche Proletariat Ursache hat, sich seines Freiheitskampfes zu freuen, während beinah die ganze übrige Welt bereitsteht, für hundert Jahre und vielleicht für länger rücksichtslos die Konjunktur auszunutzen. Wir können uns die Versklavung durch den englischen Imperialismus auch nicht grade glorreich vorstellen und an die internationale Solidarität des Proletariats ist nicht mehr zu glauben, nachdem keinem Genossen in Paris eingefallen ist, bei Foch Verständnis für unsre Notlage zu erwirken. Wir haben so laut und so demütig wie möglich die Welt wissen lassen, daß Deutschland ohne Milderung der Waffenstillstandsbedingungen der Verzweiflung und Hungersnot entgegengetrieben wird: und wir haben von der Internationale bisher keine Hilfe verspürt. Man muß einmal gradheraus auf die Lächerlichkeit solches selbstmörderischen Wahnes hinweisen, und man muß daraus das Ergebnis ziehen, daß auch wir uns wieder auf unsre weltpoli-

tischen Notwendigkeiten zu besinnen haben, wenn wir nicht zum Ausbeutungsobjekt der Andern werden wollen. Das kann doch unmöglich der Sinn der Revolution sein, das deutsche Volk zu verurteilen, daß es als Sachsengänger der Gnade indischer Pflanzer und englischer Kohlenmagnaten ausgeliefert wird. Diese Gefahr aber reckt sich grauenvoll vor uns auf, und wer sie nicht sehen will, ist entweder ein Narr oder ein Schuft. Dabei ist noch zu bedenken, daß Das, was uns zugedacht ist, sich erst in der wirkungsvollsten Entwicklung befindet. Begreift man denn nicht, was es heißt, wenn die Entente Budapest und Wien besetzt, wenn sie in Rußland einmarschiert, und wenn sie im übrigen dafür sorgt, daß alle festen Staatsgebilde der Mittemächte sich in nationalistischen Sonderkämpfen zerfleischen? Schon ist Oesterreich-Ungarn ein gärender Brei, schon reißen die Polen aus Deutschlands Körper unentbehrliche Bestandteile, schon läßt die Entente alle Minen springen, um uns bis zu der Kläglichkeit von 1806 zu zerfetzen. Sollen wir da warten, bis es zu spät ist? Bis wir ohne Kohle, ohne Rohstoffe, ohne Schiffe, ohne Arbeitsgelegenheit als Paria des Entente-Imperialismus dastehen? Besinnung tut dringend not. Das deutsche Volk muß ablehnen, die Experimente unheilbarer Fanatiker und blinder Ideologen an sich vollziehen zu lassen. Und dies umsomehr, als diese Verantwortungslosen überwiegend nicht Söhne des Volkes, sondern degenerierte Bürger sind, hohle Deklamatoren, die sich am Beifall des Proletariats berauschen. Wir müssen so schnell wie irgend möglich wieder einen arbeitsfähigen Staat aufbauen; erst dann können die deutsche Republik, die deutsche Demokratie und der deutsche Sozialismus gerettet werden. Wer das Zustandekommen dieses neuen Staats hindert, ist unser Feind. Ein arbeitsfähiger Staat aber ist nur denkbar, wenn seine Form, seine Gesetze, seine Politik und seine Ziele auf das Sorgfältigste eingestellt sind auf die vorhandenen Konstruktionsteile.

Es wäre mehr als tragisch, sollte durch die Unbesonnenheit Berlins und durch die Zurückhaltung der Sechsmänner-Regierung das geschundene Reich wie Aas zerfallen. Deutlich genug hat der reifere politische Instinkt des Südens und des Westens sich gegen jegliche Diktatur und für die Demokratie erklärt. Und tückisch genug lauert, für Jeden erkenntlich, die französische Vergeltung auf den Augenblick, da Wilson den Einmarsch in den bolschewistischen Infektionsherd für notwendig hält. Es kann kein Zweifel bestehen, was zu tun ist. Noch glauben wir, daß es dem deutschen Volke gelingen wird, sich aufs neue einen Weg in die Zukunft zu hämmern: die Republik zu festigen, die Demokratie auszubauen und dem Sozialismus eine unbegrenzte, aber klug erwogene Wirkungsmöglichkeit zu sichern. Ob die deutschen Intellektuellen bei solcher gigantischen Leistung werden helfen können, scheint nach den Proben mehr als fraglich. Daß die deutschen Arbeiter dank ihrer gewerkschaftlichen und politischen Schulung, wenn erst die Tage der Illusionen vorüber sind, das

Richtige zu tun wissen werden, ist sicher. Das deutsche Bürgertum aber wird zu lernen haben, daß es mit der Absetzung der Fürsten, mit der Durchführung der Demokratie allein nicht getan ist, sondern daß vor allem eine völlige Umschichtung des wirtschaftlichen Zustands herbeigeführt werden muß. Die Nationalversammlung ist notwendig, aber wichtiger noch ist eine durchgreifende Kappung des Unternehmergewinns und eine Vergesellschaftung aller der Betriebe, die dazu reif sind, und von deren Wirksamkeit große Mehrheiten des Volks abhängen. Deutschland soll und wird frei und sozialisiert sein. Die plutokratische Republik Frankreichs ist nicht das Ideal. Es darf aber nicht vergessen werden, daß früher oder später, mit oder ohne Völkerbund, Deutschland sich zu überlegen haben wird, ob es bei dem demokratisierten Imperialismus Englands oder dem des zwangsläufig kommenden Rußland Anlehnung suchen soll.

Die Reaktion von Olf

Hoffen wir, daß die Hyänen der Revolution uns verschonen — die Affen der Revolution haben wir: Theologieprofessoren und kommandierende Generäle, die sich, bereitwillig bis jubelnd, auf den Boden des neu Gegebenen stellen, Scharfmacher, die demokratische Vereinigungen begründen und bevölkern, und den Kaiserlichen Automobilklub, der, ein Parasit, nicht aber ein treuer Diener seines Herrn, schon eine Sitzung anberaumt, um Namen und Statuten zu ändern. In frühern Revolutionen hatten selbst die Royalisten ein andres Format. Scharfmacher übrigens: Herr von Borsig, Mitbegründer jenes Demokratischen Volksbundes, der auch die Namen nicht erschienener Eingeladener unermächtigt unter seinen Aufruf setzte, Herr Ernst von Borsig hat noch acht bis vierzehn Tage vor der Revolution ein vertrauliches Rundschreiben an die Mitglieder des Vereins Berliner Metallindustrieller gerichtet, das aus der schärfsten Scharfmacherzeit zu stammen schien. Wir leben, nach dem Zusammenbruch der großen, in einer schnellen Zeit: heute gründet er mit den Herren von Siemens und von Rathenau — ach nein: bloß Rathenau (denen so wenig wie ihm der Versuch, die Angestellten entgegen den Garantien des Hilfsdienstgesetzes auf einer niedrigen Lohnstufe zu fesseln, vergessen werden soll) „demokratische" Verbände. 1870, nach dem Siege, gab es eine wirtschaftliche Gründerzeit; jetzt, nach der Niederlage, scheint eine politische aufzublühn. Die Vaterlandspartei freilich löst sich auf — es geschieht, wie alles bei uns, zu spät. Vor drei Wochen beschloß sie, die neue Regierung zu unterstützen — und niemand lachte. Und niemand ballte die Faust.

*

Der Berliner Lokalanzeiger erzählt ein hübsches Märchen über „die Ursachen der Revolution". Fünfhundert Soldaten, die eigentlich nur Löhnung und Verpflegung wollten . . . Aber

nein, Lokalanzeiger, keine Vertuschung, und das Zitat ist falsch: es muß Kleine Anlässe, große Wirkungen heißen. Nach den Ursachen der Revolution frag Wilhelm von Hohenzollern und die Generäle, und nach den Gründen gar frag das gesamte Preußentum.

*

Herr Stefan Großmann empfiehlt in der Vossischen Zeitung einen „Rat der Schweigenden", statt zu vieler andrer Räte, welche die Voß beängstigen. Hilft nicht das Beispiel weiter als ein geschwätziger Ratschlag, edle Voß?

*

In der B.Z. aber benutzt „der Leiter eines großen deutschen Unternehmens in Posen" die polnische Verwirrung als Vorwand zu dem Vorschlage: Der A.- und S.-Rat müßte „auf dem platten Lande ausgeschaltet werden, dort müssen die Landräte mindestens so lange herrschen, bis . . ." Die Landräte, die an dem ganzen Jammer mit den Polen schuld sind!

*

Aber sind denn die alten Machthaber auch wirklich abgesetzt? General v. d. Marwitz gibt in einem Erlaß an der Spitze einer Armee bekannt, daß er bedingungslose Befolgung seiner Befehle verlange. Alle Achtung vor dem zurückkehrenden Heere — aber dieser Ton? Dieser altpreußische? Diese Kornilow-Uebersetzung?

*

Aber es sollen ja wohl die Soldatenräte „nur beratende Stimme bei Fragen der Verpflegung, des Urlaubes und der Verhängung von Disziplinarstrafen haben". Also Erweiterung der Befugnisse der schon immer bestehenden Küchenkommissionen — wir wissen ja, wie unter deren Regime die Verpflegung war — und dazu Revolution?

*

Das Kultusministerium beginnt, mit der Trennung von Kirche und Staat Ernst zu machen, und das Zentrum schimpft. Zum Beispiel in der Kölnischen Volkszeitung: „Eine solche Maßnahme wäre ein großer Schlag gegenüber den Gefühlen der Katholiken und Protestanten". Ich seh schon kommen, armes Zentrum, daß die Regierung sich — horribile — auf die nicht geschlagnen Juden stützen wird!

*

Die Tägliche Rundschau spricht von der geplanten Ausfahrt der Flotte, die zur Revolution führte, und sagt, die Schurkin, daß „durch einen Kampf um Leben und Tod das Schicksal Deutschlands sich vielleicht noch einmal zum Bessern gewendet hätte; denn selbst bei einem Untergang der deutschen Flotte wäre die englische so geschwächt worden, daß England heute nicht den Fuß auf unsern Nacken hätte setzen können." Noch benimmt sich die Entente besser als wir in Litauisch-Brest — aber vor allem: die Patrioten! Mag Deutschland untergehn, wenn nur England . . . Aber ich sage nichts mehr.

Die Schuld des Reichstags

von Georg Metzler

Gewiß: all die militärischen und beamteten politischen Führer des Volkes, die vorm und im Kriege an maßgebender Stelle standen, haben beinahe unfaßbare Schuld auf sich geladen: Wilhelm der Zweite und sein ältester Sohn; Tirpitz und Falkenhayn und die Hofgeneräle; Bethmann, Jagow, Zimmermann, Stumm und vor allem der unselige Helfferich; die Vertreter Preußens und der größern Staaten im Bundesrat und viele, viele Andre müssen vor einen völlig unabhängigen Staatsgerichtshof gestellt und abgeurteilt werden. Wie die Generaldirektoren und Direktoren einer zusammengebrochenen Aktiengesellschaft müssen sie die Folgen ihrer arglistigen oder schuldhaften Handlungen büßen. Denn wenn auch keine der Milliarden blutiger Tränen von Witwen und Waisen, von Eltern und Geschwistern dadurch getrocknet, und wenn auch all das fürchterliche Leid und die Not durch eine solche Bestrafung nicht gelindert wird: die Gerechtigkeit, die ewige Gerechtigkeit verlangt eine Sühne. Aber ist denn — um im Bilde der Aktiengesellschaft zu bleiben — nicht ebenso schuldig der Aufsichtsrat, also hier der Reichstag, der als Kontrollinstanz nicht nur Jahrzehnte hindurch dieser Geschäftsführung, fast immer mit jubelndem Zuruf, beigestimmt und sie gebilligt, sondern der in den Kriegsjahren von Anbeginn an sich selbst ausgeschaltet und von allen ihm verfassungsmäßig und tatsächlich zustehenden Rechten erst gegen Ende des Krieges und, als die Katastrophe schon unabwendbar war, mit feigem Zögern Gebrauch gemacht hat? Und schließlich hinkt der Vergleich zwischen Aufsichtsrat und Reichstag noch immer zu Ungunsten dieses Parlaments. Die Mitglieder eines Aufsichtsrats sind Geschäftsleute: verabsäumen sie ihre Pflichten, so schädigen sie vor allen Dingen auch sich selbst, ihren geschäftlichen und bürgerlichen Ruf und ihr Vermögen; sie sind bestellt, um gewisse geschäftliche Obliegenheiten ehrlich und anständig wahrzunehmen; in ihrer Aufgabe liegt nichts Ideales oder gar Metaphysisches. Wenn aber ein Volk von siebzig Millionen mit dem freiesten Wahlrecht der Erde vierhundert Vertreter bestellt und diese Vertreter machen von ihrem pflichtgemäßen Kontrollrecht nicht den allermindesten Gebrauch, ja, peitschen die Regierung immer noch mehr auf zu einer frevelhaften, aberwitzigen Politik, so hat die deutsche Sprache kaum ein Wort, um die Verantwortung dieser Männer festzulegen. Der Reichstag und seine Mitglieder: das sind die eigentlich Schuldigen, und Schande und Schmach über unser Volk, wenn es das jemals vergessen und diesen Männern wieder Zutritt und Eintritt in unser öffentliches Leben vergönnen sollte.

Freilich: Piscis a capite sentit — aus dem Präsidium des Reichstags kommt der Gestank. Ein Reichstag, der jahrelang auf einem Präsidentenstuhl einen Mann wie den Paasche duldet, hat sich selber für alle Zeiten gerichtet. In einer kleinen Schrift

hat kürzlich Hans Leuß den Entwicklungsgang und die geschäftliche Tätigkeit des genannten Ehrenmannes ruhig und sachlich, aber grade hierdurch niederschmetternd geschildert. Jeder Mensch im Reichstag, namentlich unter den ältern Mitgliedern, wußte, daß Herr Paasche in üble Geschäfte verstrickt war; jedermann wußte, daß er nun und nimmer auf einen Ehrensitz gehörte. Aber mit der unerhörten Leichtfertigkeit, mit der der Reichstag all diese Dinge behandelte, führten die Mitglieder der andern Parteien zu ihrer Entschuldigung an, daß ja die nationalliberale Fraktion Herrn Paasche präsentiert habe, und daß es nicht üblich sei, an solchen Vorschlägen zu rütteln. Das ist ein erbärmliches Zugeständnis, und man könnte nach dieser Theorie einen offenkundigen Verbrecher, der durch geistige Krankheit gewisser Volksteile in das Parlament gelangt ist, ruhig auf dem Präsidentensitz amtieren lassen. Aber besonders schwer ist und bleibt die Schuld der Nationalliberalen Partei, und sie kann versichert sein, daß der Paasche-Skandal ihren Kandidaten in jeder Wählerversammlung des ganzen Deutschen Reiches bei dem kommenden Wahlkampf neben manchem andern wird entgegengehalten werden.

Die Mitglieder des Reichstags — wir sprechen im Wesentlichen von den bürgerlichen Parteien und überlassen es der Sozialdemokratie, alle Kämpfe in dieser Hinsicht unter sich auszufechten — versuchten schon während der Dauer des Krieges, und auch jetzt, wo man ihnen ihre unerhörten Fehler vorwarf und vorwirft, sich damit reinzuwaschen, daß sie von der Regierung belogen und betrogen seien. Das ist wiederum eine jämmerliche Feigheit und das Eingeständnis eigener Unfähigkeit, wie es schlimmer kaum gedacht werden kann. Der Reichstag hat nach den Artikeln 20—32 der bisherigen Reichsverfassung die weitestgehenden Rechte; seine Mitglieder sind insbesondere Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. Die Artikel 69—73 der Verfassung geben dem Reichstag, wenn er es ernstlich will, jederzeit durch sein unbeschränktes Budgetrecht die Herrschaft über die Regierung. Er konnte schon lange vor dem Kriege jede Regierung stürzen, wenn er sich nicht immer wieder selbst ausgeschaltet hätte. Und im Kriege war er von Anbeginn an, wenn er es wollte, trotz allen Generälen gradezu souverän. Es ist eine Dreistigkeit, dieses Recht bestreiten zu wollen und sich hinter die Uebermacht der Generäle zu verkriechen. Diese Generäle taten, was nach den Grundsätzen des Militarismus ihres Amtes und ihr gutes Recht war: sie versuchten den Feind zu schlagen, nachdem eine irrsinnige Politik, die schließlich doch weder von Hindenburg noch von Ludendorff stammte, sie vor eine unlösbare Aufgabe gestellt hatte. Es war die Pflicht des Reichstags, am Tage nach der Kriegserklärung in Permanenz zu bleiben und nicht unausgesetzt zu Muttern und in die Geschäfte zu fahren. Konnten die Wackern,

die nun einmal zum Fluche des Volks als dessen Vertreter bestellt waren, ihren Geschäften nicht fern bleiben, so hätten sie sich entweder in vollster Offenheit angemessene Entschädigungen votieren lassen oder ihr jetzt doppelt heiliges Mandat in die Hände ihrer Auftraggeber zurückgeben müssen. Sie mußten sofort besondere Ausschüsse zur Kontrolle des Heeres und der politischen Leitung errichten, und keine Macht der Erde hätte sie daran hindern können. Bei dem großen Strafgericht, das einsetzen wird, sobald nur einmal die Ernährung einigermaßen sichergestellt und die Demobilmachung durchgeführt ist, wird der Nachweis geführt werden, daß an einflußreiche Mitglieder des Reichstags schriftlich schon in den Augusttagen des Jahres 1914 derartige Anregungen und Aufforderungen gerichtet worden sind.

Nichts hat genützt. Im schamlosen Taumel hat sich diese Gesellschaft führen lassen und nicht ein Einziger hat Zeit und Muße gefunden, das Netz von ungeheuern Lügen zu durchbrechen, mit dem man unser unglückliches Volk umgarnt hatte. Und es war doch so garnicht schwer, die Wahrheit zu ergründen und etwas Licht in die Wirrnis zu bringen, in die ein ruchlos konstruierter Lügenapparat künstlich die deutsche Welt verwandelt hatte. Ueberall waren seit Beginn des Krieges in den neutralen, damals uns noch nicht direkt feindlich gesinnten Staaten: in der Schweiz, in Holland, in Skandinavien, in Amerika, ernsthafte Publikationen erschienen mit einem großen Urkundenmaterial, das jeden Denkenden doch wenigstens schwankend machen mußte. Nichts geschah. Und wenn die Welt, die gesamte Kulturwelt aufheulte bei einzelnen Akten, die Deutschland von Staats wegen im Kriege beging, so begnügte man sich im deutschen Reichstag, einige läppische Redensarten dagegen zu machen, ohne daß einer dieser Braven sich auch nur die Mühe gemacht hätte, seine Nase für eine Stunde ins Material zu stecken. Jetzt kommen nun einige dieser Helden nachträglich heraus und verlangen „Wahrheit". Jetzt! Nachdem das Entsetzliche unabwendbar geworden ist. Warum denn haben die Herren Pfeiffer und Naumann, Schönaich-Carolath, Wiemer, Rechenberg und die Andern die „rücksichtslose Untersuchung der Wahrheit" nicht schon während des Krieges gefordert, warum — so kann man immer wieder fragen — erst jetzt? Kein Nichtparlamentarier in ganz Deutschland, kein einziger war imstande, auch nur das Geringste zur Aufdeckung der Wahrheit zu tun: jedes einzelne Reichstagsmitglied war dazu berechtigt und in der Lage, weil die Tribüne des Reichstages unbeschränkte Redefreiheit gab. Wer als Privatmann versucht hätte, in irgendeiner der übervielen deutschen Zeitungen und Zeitschriften etwas den Herrschenden Abträgliches zu schreiben, der hätte schon nach wenigen Minuten gesehen, daß kein einziges Blatt seine Worte aufnahm, und daß es, wenn es sie wider Erwarten aufnehmen wollte, unmittelbar darauf der Beschlagnahme verfallen wäre. Hätte man versucht,

in Versammlungen zu sprechen: nach den ersten Worten wär' man am Weiterreden verhindert und abgeführt worden. Und so verbrecherisch war dieses System, daß alle Seufzer, Schreie und Klagen verhallen mußten, weil kein Mensch in der Oeffentlichkeit etwas von diesen zu tausenden verübten Gewaltakten erfuhr. Einzig und allein im Reichstag — man kann es nicht oft genug wiederholen —, auf der einzigen Tribüne des Reichstages konnte frei gesprochen werden, und da schwieg die gesamte bürgerliche Parlamentarierherrschaft! Koramierte man den Einzelnen und suchte ihn auf seine Pflicht hinzuweisen, dann verkroch er sich hinter die „Stimmung des Volkes", das eben die Wahrheit nicht wissen wolle. Grade Diejenigen sind vielleicht am schuldigsten, die klug genug waren, zu ahnen oder gar zu wissen, daß im Grunde alles ganz anders entstanden und verlaufen war, als die offizielle Legende uns glauben machen wollte, und grade Diese hätten vor Gott und den Menschen die ganz besonders verfluchte Pflicht gehabt, Licht zu verbreiten. Aber all diese Jämmerlinge klebten an ihrem Mandat — ganz und gar zu schweigen von den besonders verächtlichen Herren, die als Reklamierte, manchmal wider besseres Wissen, sich von der Regierung aushalten ließen und mit mehr oder minder Zynismus einem unter vier Augen erklärten, daß sie, wenn sie die Wahrheit sagten, in den Schützengraben hinausmüßten! Schließlich ist unter den bürgerlichen Parteien des Reichstags in dieser Hinsicht die konservative Partei noch immer diejenige, die verhältnismäßig am wenigsten schlecht abschneidet: wenn diese Herren das herrschende System, die Regierung, die Armee bis zum letzten Tage stützten, so verteidigten sie damit die Schlüssel ihres gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Kassenschranks.

Es genügt wahrhaftig nicht, sich von Annektionismus und Alldeutschtum — wer war denn unter den Bürgerlichen nicht alldeutsch bis auf die Knochen?! — ferngehalten zu haben. Auch die sogenannten vernünftigen und nicht kompromittierten Herren haben durch jahrelanges Redenhalten und vor allem durch jahrelanges Schweigen der Lüge, der uferlosen Lüge die Wege geebnet. Sie haben Grey und Wilson und Lloyd George und die französischen und italienischen Staatsmänner und Jeden, der außerhalb Deutschlands als Politiker und Staatsmann tätig war, Tag aus Tag ein mit Kot und Steinen beworfen und haben durch ein vielfach gradezu unsinniges Schimpfen auf die Feinde und ihre Führung sich bemüht, Entschuldigung und Duldung für ihre ganz, ganz leise und sanfte Opposition in Nebenpunkten zu erwirken. Auch den einzigen bürgerlichen Politiker im Parlament, der vielleicht Schonung verdient, Georg Gothein, kann man keinesfalls von Schuld freisprechen. Warum hat, zum Beispiel, Herr Gothein seine Anträge auf Beseitigung der Militärherrschaft und ihre Unterstellung unter die Zivilgewalt erst eingebracht, als die Katastrophe schon hereingebrochen war?

Warum hat er den Antrag nicht lange vorher gestellt? Fand er in der Fortschrittlichen Volkspartei keine Zustimmung zu seiner Forderung, was man wohl ohne weiteres annehmen kann, weil diese und die Nationalliberale Partei die allerskurrilste und erbärmlichste im ganzen Reichstag war, so mußte er als ehrlicher Mann aus der Partei austreten und sich deswegen auf der Tribüne des Reichstags rechtfertigen. Dem einzigen Matthias Erzberger kann man das Zeugnis nicht versagen, daß er im Sommer 1917 — nach dreijähriger Verblendung — endlich den Mut fand, die Lage richtig zu sehen und danach zu handeln. Damit hat der findige und kluge Schwabe alle Andern beschämt.

Mögen die M. d. R. sich nicht in dem Wahne wiegen, es werde ihnen verziehen und werde vergessen werden. Man verschone uns doch gefälligst mit dem Geschwätz, daß es ohne diese „Parlamentarier" und ihre Geschäftskunde in einer Nationalversammlung nicht gehen würde. Du lieber Gott: so tief, so bodenlos tief wie der Reichstag von gestern hat wohl nie ein Parlament auf der Welt gestanden, und selbst wenn Geschäftsordnungsdebatten im ersten Jahre nicht mit der gleichen talmudistischen Schlauheit geführt werden sollten wie bisher, so würde darob kein Mensch von Verstand eine Träne vergießen. Im übrigen wird ja wohl von der neuen Nationalversammlung der Bürodirektor des Reichstags übernommen werden: er allein, der so lange tatsächlich die Geschäftsleitung in Händen gehabt hat, ist der Konservierung würdig. Von den Andern kaum einer. Darum noch einmal: diese Männer haben Schande aufs eigene Haupt und unsägliches Unglück auf unser Volk gehäuft — fort mit ihnen aus dem öffentlichen Leben der Zukunft!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XXXIX

Friedrich Ebert

Als Doktor Solf, damals nur Staatssekretär des Reichskolonialamtes, zu einem Empfangsabend in der Deutschen Gesellschaft geladen hatte, lernte ich Friedrich Ebert, nach einer raschen und ungezwungenen Vorstellung, kennen. Ein mittelgroßer Herr mit einem leichten Anflug von Behäbigkeit. Einer, der wenig auf Haltung, auf strammes Auftreten gibt. Ein Unscheinbarer, der nicht gleich mit geschwätziger Zunge seines Wesens Kern der Gasse bloßlegt. Sehr freundlich, sehr liebenswürdig, sehr entgegenkommend; aber ein leichter Schleier trennt ihn von den Andern. Einer, der nachdenkt, ohne zu grübeln; Einer, der redet mit dem Willen, zu handeln, zu helfen, mit Hand anzulegen. Ein Handwerker. Sattler. Ein Meister, der sein Publikum, der die kleinen Leute kennt. Einer, der vier turbulente Kriegsjahre hindurch, in die Frontlinie der Politik gestellt, täglich sah, wie recht Oxenstierna hatte: mit welch geringem Geistes-

aufwand die sogenannte große Politik gemacht wurde. Er sah sie Alle kommen und gehen, die Bethmann Hollweg, Delbrück, Helfferich, Jagow, die Michaelis, Zimmermann, Hertling und Hintze, Menschen, kleine Menschen, die mit zitternden Händen und geheimnisvoller Miene, gestützt auf das staubige Aktenmaterial, den Herren Abgeordneten tropfenweise die politische Weisheit einflößten. Wie oft wurde er, auch in später Abendstunde, als Führer der Sozialdemokratischen Partei ins Reichskanzlerpalais zu einer Konferenz mit dem Herrn Reichskanzler gebeten. Und er sah sie, die Regierenden, voran den Kaiser, vor dem dröhnenden Gang der Ereignisse klein, ach, so klein, und sah sie buhlen um die Gunst der Sozialdemokratie, dieser „Rotte von vaterlandslosen Gesellen". Und er dachte sich sein Teil dabei.

In Heidelberg ist er geboren. Es war in jenen Tagen, da ganz Deutschland, nach dem Sieg über Frankreich, jubelnd die Fahnen aus den Häusern steckte, als das neue, imperialistische Deutsche Reich eben in Versailles erstanden war. Friedrich wuchs, ohne irgendwelche Unterbrechung, in kleinbürgerlicher, beinahe proletarischer Enge heran. Der Vater? Einer von den Vielzuvielen, die nur, grau in grau, ihr Leben lang zu arbeiten hatten. Die Mutter? Wie alle Mütter in jenen engen Gassen und winkligen Höfen sind. Tuch um den Kopf, früh gealtert und abgearbeitet. Friedrich machte die Volksschule durch und wurde, vierzehnjährig, zu einem Sattler in die Lehre geschickt. Ach Gott, die Welt war so schön um ihn. Der Schwarzwald, der Neckar, der Ottheinrichsbau, die sprühende Lebenslust der Studenten, während er unter die „Enterbten" gehörte. Zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft, zu den unter dem Sozialistengesetz Geächteten fühlte er sich hingezogen. Gierig verschlang er die Zeitung, die insgeheim zugesteckten Flugblätter und sog, immer lesend und lernend, seine Seele voll mit den Idealen der sozialistischen Weltanschauung.

Plötzlich fallen die Schranken. Bismarck wird aus dem Amt gestoßen und muß, nach achtunddreißigjähriger Tätigkeit als preußischer Ministerpräsident, Bundes- und Reichskanzler, in wenigen Stunden das Kanzlerpalais räumen. Der Kaiser besteht darauf. Nicht länger kann er mehr an sich halten, die Zügel des Reiches selbst zu ergreifen. Das Sozialistengesetz fällt mit dem Eisernen. Die kaiserlichen Februar-Erlasse scheinen eine neue soziale Aera einzuleiten. Ein geistiger Frühlingssturm geht durch die Lande. Auch Ebert wird davon erfaßt. Nun ist die Bahn frei. Jetzt kann man für Ideale der Sozialdemokratie endlich, ehrlich und offen, streiten. Friedrichs Wanderjahre enden in Bremen. In der Organisation schwimmt er, mit dem frisch pulsierenden südlichen Blut, bald oben, und wird Redakteur der Bremer Bürgerzeitung. Jahre vergehn ohne sonderliche Zwischenfälle. Er wird von der Partei bei den Wahlen zur Bürgerschaft als Kandidat aufgestellt, wird gewählt und rückt, bei dem

zunehmenden Umfang des Parteibaues, allmählich auf zum Arbeitersekretär. Fünf Jahre später ist er bereits Vorsitzender der Zentralstelle der arbeitenden Jugend Deutschlands und wird in den Vorstand der Gesamtpartei entsandt. Auch hier setzt sich der Mann mit der schwarzen Wolle auf dem Kopf und dem spießbürgerlichen Henriquatre rasch durch. Wie ein Fremdling sieht er, rein äußerlich, unter den Blond- und Bräunlingen dieses Parteikollegiums aus. Ein süddeutsch-romanischer Mischling? Vielleicht. Auch das Temperament könnte darauf schließen lassen: bedächtig und doch, wenn es sein muß, draufgängerisch. Sein Gebiet ist die Organisation, und darin leistet er nicht Alltägliches.

Erst 1912 kommt er mit der großen sozialistischen Woge in das Parlament am Königsplatz. Elberfeld-Barmen hat ihn auf den Schild gehoben, der Nachbarwahlkreis Scheidemanns. Beide, Scheidemann und Ebert, befreunden sich rasch, vor gemeinsame parlamentarische Aufgaben gewiesen. Bei Kriegsausbruch stellen sich beide entschlossen hinter die Regierung und halten drei Jahre lang treu zu Bethmann Hollweg, werden auch nicht wankend in dem „Bekenntnis zum Geist des vierten August 1914“, als die Radikalen in der Partei zu rumoren und poltern beginnen, selbst als Haase, der Parteivorsitzende, offen die Fahne des Parteiaufruhrs entrollt. Unerquickliche Auseinandersetzungen folgen, heftige Szenen, drinnen in den vier Wänden der Partei und außerhalb, im Forum des Reichstags. Die ‚Arbeitsgemeinschaft‘ splittert ab, Haase wird als Vorsitzender der Partei entthront, Ebert, sein Stellvertreter, wird sein Nachfolger und ist nun, wieder zusammen mit Scheidemann, das Ziel von Hohn, Spott, Anfeindung und Verfolgung. Die Partei geht in die Brüche. Die Genossen zerfleischen einander auf offenem Markt. Auch die letzte Brücke der Verständigung scheint abgebrannt zu sein. Die Mehrheitssozialdemokratie, voran Ebert, hält sich zu den Fortschrittlern und dem Zentrum, um praktische, positive Arbeit zu leisten. Nur im Stillen gibt Ebert, trotz allen Radauszenen der Unabhängigen, die Hoffnung auf eine erneute Zusammenarbeit nicht auf. Wenn er erwidert, auf Anwürfe Haases, Ledebours, Dittmanns erwidern muß, tut ers ruhig, ohne unnötige Schärfen. Inzwischen ist er Vorsitzender des allmächtigen Hauptausschusses im Reichstag geworden und präsidiert mit Würde und strenger Sachlichkeit, die auch dem Gegner Anerkennung abringt. Als Prinz Max nach dem Rücktritt des Grafen Hertling das Kanzleramt übernehmen will, bespricht er sich zuerst mit Ebert, und beide verstehn einander in einer Zeit, da die Katastrophe bereits unabwendbar ist. Ebert wird als Staatssekretär in dem ersten Kabinett des parlamentarischen Regimes genannt. Aber im letzten Augenblick stoppt er ab und läßt den Scheidemann, Bauer und David den Vortritt. Die Partei erscheint ihm in diesem Augenblick wichtiger, die Partei, die sonst all ihrer eingearbeiteten

Führer entblößt wäre. Und er wartet. Instinktiv fühlt er das Kommende.

Donnerstag, am siebenten November 1918, war es so weit. Die revolutionäre Bewegung hatte sich, von Kiel ausgehend, mit rasender Geschwindigkeit auf immer neue Teile des Reiches ausgedehnt. Eine beherzte Matrosenschar hatte, im dunkeln Drange, revolutionäre Sendboten in alle Richtungen der Windrose ausgeschickt, und vor wenigen Gewehren kapitulierte überall das alte Regime. Nur der Kaiser, der rechtzeitig Berlin verlassen hatte, war schwerhörig. Prinz Max bat in diesem Augenblick Ebert zu einer Unterredung zu sich. „Ich werde", sagte der Prinz, „noch heute abend ins Hauptquartier abreisen, um den Kaiser zur Abdankung zu veranlassen. Dann kann noch alles gerettet werden." Ebert, der gleich Scheidemann mit dem Austritt der Sozialdemokratie aus der Regierung gedroht hatte, versprach, das Seinige zu tun, damit seine Partei und die Massen das Ergebnis des Besuches abwarteten. Aber Ebert hatte, konnivent, zu viel versprochen. Die Ereignisse waren schon zu weit vorgeschritten. Fast das ganze Reich war in Aufruhr, und nur in Berlin wars noch still. Noch am Nachmittag desselben Tages, als der Prinz sich grade zur Reise ins Hauptquartier rüstete, erschien Ebert von neuem im Hause Wilhelm-Straße 77 und überreichte das Ultimatum der Sozialdemokratie. Die Würfel waren gefallen. „Das zwingt mich", erwiderte der Prinz resigniert, „meine Entlassung einzureichen, denn es bedeutet den Zusammenbruch meiner Politik, nicht zu vergewaltigen, sondern zu überzeugen."

Und nun brach die Revolution auch über Berlin herein. Alles scheint drunter und drüber zu gehen. Der einzige ruhende Punkt ist Ebert, dem, unter Zustimmung sämtlicher Staatssekretäre, der Prinz das Reichskanzleramt überträgt. Eine neue Zeit ist im Sturm angebrochen. Das Kartengehäuse des alten Regimes ist jäh zusammengestürzt. Die Paragraphen-Menschen sind aus den Aemtern gejagt, und das Rein-Menschliche kommt wieder zum Vorschein. Der Sattler Friedrich Ebert hebt, mit raschem Entschluß, das neue Deutschland in den Sattel. Sonntag früh verkünden die Blätter und die Plakatsäulen bereits das erste Manifest Eberts: Friede, Freiheit und Ordnung. Die Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien scheitert an dem Widerstande der Unabhängigen. Im Reichskanzlerpalais drängen sich schon am frühen Sonntagmorgen die Menschen. Tausende, die etwas geben, die etwas haben wollen. Wer will ihnen, in dem allgemeinen Trubel, wehren? Endlich ist die neue, rein sozialistische Regierung geboren. Sechs Männer teilen sich das Portefeuille des Kanzlers. Drei Sozialdemokraten: Ebert, Scheidemann, Landsberg, und drei Unabhängige: Haase, Dittmann und Barth. Die Einigung ist wieder da. Aber, stündlich, entstehn neue Differenzen; Auseinandersetzungen auch mit dem

Vollzugsrat der Soldatenräte und mit dem Radikalismus der Spartacus-Leute, mit den Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ebert hält die demokratische Linie ein und wendet sich gegen jede Diktatur des Proletariats. Die Andern, die vom andern sozialistischen Ufer, sind andrer Ansicht und wollen, bevor man zur Nationalversammlung schreitet, zum mindesten einen Teil der sozialdemokratischen Programmpunkte verwirklicht haben, wollen wichtige Produktionszweige vergesellschaftet wissen.

Dieser innere Kampf ist noch nicht ausgefochten. Immer neue schwarze Wolken ballen sich am politischen Horizont. Die schmachvollen Waffenstillstandsbedingungen der Entente hat man schlucken müssen, und der Friede ist noch lange nicht in der Scheuer.

Das Kabinett Ebert tanzt auf einem Vulkan, der jeden Augenblick Alle in seine feurigen Explosivmassen verschlingen kann.

Liberale Erneuerung? von Julius Bab

Es gibt Menschen — und ich bekenne mich als einen von ihnen —, optimistisch genug, um in dem gewaltigen Wetter dieser Zeit auf eine Reinigung jenes altehrwürdigen, aber gräßlich verstaubten und verfilzten Wesens zu hoffen, das sich Liberalismus nannte — und das ja einmal alle Freiheitsideen der Sozialdemokratie, von keinem Klassendogma gebunden, in sich trug! Vielleicht ist die Gründung der neuen Demokratischen Partei etwas wie der Anfang zu einer Befreiung der großen liberalen Bürgerleidenschaft aus den Händen machtgeduckter, philisterlich verphraster Bezirksvereine. Vielleicht — aber dann müssen sich die Führer dieser Bewegung etwas schärfere, härtere, reinere Luft um die Nase wehen lassen, als sie zum Beispiel noch in der letzten Nummer der doch sozusagen radikal-liberalen ‚Hilfe' zu spüren ist. Was in der Zeitchronik dort immerhin namhafte und geistig überdurchschnittliche Führer wie Friedrich Naumann und Gertrud Bäumer über das revolutionäre Volksbeben stammeln, das ist Liberalismus im schlechten Sinn der letzten Jahrzehnte: Lässigkeit, Halbheit, laues Sentiment, ist Verlegenheit, Ratlosigkeit, Parteilosigkeit der Schwäche — ein halb eitles, halb entsetztes „Hab ich es nicht gesagt!“ Ein Satz von Fräulein Bäumer aber verkörpert die sentimentale Flachheit bisherigen Fortschrittlertums so monumental, daß man ihn wirklich zum Zeichen geistiger Scheidung festhalten muß. Sie schreibt von den rebellischen Matrosen, die die deutsche Kriegsflagge herunterholten, und da bricht sie in die Worte aus: „Und dann steht in der Betäubung des Schmerzes noch ein Gefühl auf: die innere Auflehnung gegen die Gewalt, die hier verübt ist. Tausende haben mitgemußt!“

Auf solche tief unklare nationalistische Empfindsamkeit muß dieser so gebildeten, so betriebsam gescheiten, so energisch Einfluß nehmenden und, ach, so lau zwischen gestern

und morgen, zwischen Gewalt und Freiheit gestellten Fortschritts-führerin geantwortet werden: Bei jeder gewaltsamen Bewegung gibt es Tausende, die bloß fortgerissen sind, die mitmüssen. Auch läßt sich kein Uebel aus der Welt räumen, ohne daß Werte, die mit ihm verwachsen sind, mit zugrunde gehen. Ihre Trauer, Fräulein Doktor, also in Ehren — ich verdenke sie auch keinem alten General und keinem im Amt ergrauten Geheimrat. Eine Führerin zur Demokratie aber sollte sich über diese Trauer hinaus klar machen: die Gewalt, die da geübt wurde, war notwendige Reaktion gegen die tausendmal unheilvollere Gewalt, die so viele Jahre lang von einer Herrscherkaste verübt wurde! Seit August 1914 haben nicht Tausende, nein: Millionen „mitgemußt", und zwar in Tod, Verstümmlung, Elend, Barbarei und — hundertmal schlimmer! — in die entwürdigendste Sklaverei preußischer Militärdisziplin „mitgemußt"! Haben Sie, Fräulein Doktor, denn heute noch nicht begriffen, wie im Kunstrausch der August-Tage wohl ein begrenzter und doch immerhin größerer Teil des Volkes, dann aber trotz aller demagogischer Rhetorik, trotz den unerhörtesten geistigen Druck- und Verführungs-Mitteln der Machthaber immer weniger und weniger Deutsche diesen Krieg als ihre Sache empfanden, wie sie immer deutlicher fühlten, daß sie nur „mitmußten", mußten für das Klasseninteresse einer Herrscherkaste, die die rohe Gewalt in Händen hatte. Garnichts als der Ausbruch dieser Mitgemußten gegen diese rohe Gewalt war das Entscheidende in dieser November-Revolution, die ja eben deshalb ganz wesentlich Soldaten-Revolution gewesen ist! Das Mißverhältnis des eigenen Willens zum aufgenötigten war riesengroß geworden.

Wer aber all diese Jahre keine Zunge gehabt hat, die Leiden der Millionen zur Blutfron Vergewaltigten — ich meine grade ihre moralischen Leiden, die Leiden ihrer Unfreiheit! — zu beklagen: woher nimmt Der den Mut, jetzt über die unfreiwilligen Mitläufer zu jammern, die sicherlich auch die revolutionäre wie jede mächtige Bewegung mit sich riß!? Solche Entgleisungen setzen den Liberalismus immer wieder dem Verdacht aus, daß er mehr der schön dekorierten Macht als der nackten Wahrheit zu dienen liebt, daß ihm das kriegerische Prunkstück einer sinkenden Fahne rührender und wichtiger ist als die freilich unsichtbare Würde entrechteter Menschenmassen, die seit langen Jahren vor dem preußischen Militarismus in den Staub sank. Unser „Volks-Heer" war ungefähr so Eigentum des Volkes, wie Hammelbraten eine Speise für Hämmel ist! Die erste Hälfte bezeichnet das Objekt, das für einen fremden Zweck präpariert wird, nicht den Besitzer! Wer auch nur einen Monat diesen „Rock des Königs" angehabt hat, der hat viele tausend Male, hat in jeder Minute gefühlt, daß er hier nicht der Mitwirkende einer gemeinschaftlichen Tat, sondern der brutal beherrschte Knecht eines fremden Willens war. Das Volk als Werkzeug eines Herren-In-

teresses: das war unsre Armee — und dieses Herren-Interesse hat sich skrupellos deutlich gezeigt von Zabern bis zu den Tagen noch der Mehrheits-Regierung: noch im Oktober haben diese Machthaber die tausendmal geleugnete und zehntausendmal begangene Straf-Einziehung Mißliebiger zum Militär vielfach vorgenommen, haben mit mannigfachen Maßregeln die Entwicklung zu kreuzen gesucht und (militärisch gewiß ausgezeichnete!) Pläne zur Volksabschlachtung ausgearbeitet. Auf den schlechten, aber furchtbar tragischen Wortwitz vom „Volks-Heer" hereinzufallen, zeigt aber wahrhaftig nicht den Wirklichkeitsblick des Politikers, und sein Gefühl an äußere Machtattribute statt an lebendiges Menschentum zu heften, zeigt den alten, verfilzten Parteiliberalismus, dessen Ablösung durch eine wahrhaft liberale, zum Menschheitsgrund fühlende Leidenschaft allerdings eine große Sache für Deutschland und für die Welt wäre.

Wenn die neue Demokratische Partei diese Ablösung bringen, diese große Sache sein will, so wird sie sich nicht von allem berechtigten Einheitsstreben des Augenblicks verführen lassen dürfen, in einem wahllosen Versöhnlichkeitstaumel Jeden, der sich anbietet, an ihre Brust zu ziehen. Von vorn herein tut reinlichste Scheidung not, damit nicht der recht nahe liegende Verdacht des ‚Vorwärts' wahr werde, daß auch diese neue Bildung des Liberalismus sich wieder zum Vorspann kapitalistischer Interessen entwickelt. Der Kapitalismus hat in seinem Seelenbündnis mit dem militärischen Junkertum das Unheil der Welt verschuldet. Mächtig war er gewiß überall — an den Rand des Abgrunds hat er zunächst einmal Deutschland geführt. Darum ist es notwendig und in Ordnung, daß Deutschland mit seiner Beseitigung vorangehe. Wir wollen in der neuen Demokratischen Partei jene Profossen des Großkapitals nicht wiedersehen, die die Stirn hatten, sich bis dato „Nationalliberale" zu nennen. Ich kenne Viele, die die neue Partei im Sturmschritt verlassen werden, wenn jemals Herr Fuhrmann und Konsorten in ihr einen irgendwie sichtbaren Platz einnähmen. Ueberhaupt sollte man die Gutgläubigkeit an menschlichen Gesinnungswandel nicht so weit treiben, in den neuen Bund Republikaner zuzulassen, die noch vor zehn Wochen gegen das gleiche Wahlrecht in Preußen gestimmt haben. Aber auch die Fortschrittspartei möge nicht wähnen, daß sie ihr altes Wesen unverändert in die neue Demokratie hinübernehmen kann. Die Demokratische Partei könnte nicht eine einzige solche Blamage im alten Fortschrittstil überleben wie jene letzte Reichstagswahl für Berlin I, die unter dem Schlachtruf des Liberalismus einen politisch unbekannten, als skrupellosen Helfer skrupellos kapitalistischer Interessen aber sehr bekannten Herrn zum Volksvertreter machte. Die neue Demokratische Partei wird antikapitalistisch sein, oder sie wird nicht sein. Der Sozialismus ist eine innere Notwendigkeit längst ge-

wesen: er ist heute auch eine äußere. Denn die proletarischen Massen, die im November den entscheidenden Anstoß gaben und das Bürgertum dadurch gründlich beschämten, können und werden sich keine bürgerliche Mitregentschaft mehr gefallen lassen, die ihrem innersten Lebensinteresse widerstrebt. Die neue Partei wird sich in dem Willen, zu sozialisieren, das Eigentum an Produktionsmitteln in der Ausdehnung und in dem Tempo, wie es die Volkswohlfahrt verträgt, aufzuheben, durchaus nicht unterscheiden dürfen von jener Sozialdemokratie, die man heute noch die Regierungspartei nennen kann — nicht mehr, weil sie sich irgendeiner Regierung notgedrungen verbündet, sondern weil sie das Maß von Selbstbeherrschung und Uebersicht zeigt, mit dem allein man regieren kann.

Der Unterschied der neuen liberalen Partei von der sozialdemokratischen wird trotzdem scharf und tief genug sein. Er beruht auf der Achtung und der Verehrung des individuellen Lebens, auf dem Fortfall jeder Anbetung des Staates an sich, auf dem Willen, die Freiheit der Person nicht über das wirtschaftlich Notwendigste hinaus zu beschränken. Auf der ersten Versammlung der Demokratischen Partei ist ein sehr kluges Wort gefallen: „Diese Revolution war nur in zweiter Linie eine proletarisch sozialistische — sie war in erster Linie eine militärisch individualistische!" Ueberall gaben die Soldaten den Ausschlag, die Mitgemußten, die den entwürdigenden Druck über ihrer Person nicht mehr ertrugen. Und diese Wurzel der neuen Zeit senkt sich tatsächlich in liberalen, nicht in staatssozialistischen Boden. Das Heer, das diese Bewegung entschied, war kein Klassenheer, und die liberale Demokratie wird sich von der Sozialdemokratie in nichts so leidenschaftlich entschieden abwenden wie in der Verwerfung der Klassenkampf-Theorie. Wir wollen über den Klassenkampf hinaus zum gemeinsamen wirtschaftlich ermöglichten Genuß der nationalen Kulturgüter durch Alle. Auf diesem Wege kann sich das Bürgertum einstweilen nicht ausschalten lassen; denn keine proletarische Ekstase kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die Kultur Deutschlands bisher eine rein bürgerliche gewesen ist, und daß deshalb bis auf weiteres die Hände, die sie geschaffen haben, auch teilhaben müssen an ihrer Verwaltung — so lange nämlich mindestens, bis unsre Proletarier aufgehört haben, „Proletarier" zu sein, bis sie Menschen geworden sind, denen wirtschaftliche Entlastung Zeit, Freude und Kraft zum Genießen, Lernen und Schaffen innerhalb der Kultur gegeben hat. Der Weg der Demokratischen Partei, die sich an keine Klassen, die sich an Alle wenden muß, wird negativ bestimmt von der Abwehr aller reinen Klasseninteressen der Junkerschen, der Kapitalistischen wie der Proletarischen. Er wird positiv bestimmt durch die Aufgabe: im Verhältnis zur Sozialdemokratie nicht minder sozialistisch, aber mehr demokratisch zu sein.

Lilli Lehmann

Zu ihrem siebzigsten Geburtstag

Liebste, innig verehrte Lilli,
weil ich ein Schreibersmann bin, soll ich hier vor allen Leuten auseinandersetzen, weshalb ich Dich liebe und verehre. Nicht wahr, wir wollen es kurz machen. Weil Gründe für Liebe und Verehrung so dumm sind.

Wenn ich die Absicht richtig verstehe, sollen andre Schreibersleute über Deine Gesangskunst, über Deine Bühnenwirksamkeit, über Deine Verdienste um das Mozarteum undsoweiter zu Worte kommen. Ich aber, als ein Botokude in Sachen der Bühne, des Gesangs, des Mozarteums undsoweiter, soll etwas über Deine Persönlichkeit sagen, die nach Goethe höchstes Glück der Erdenkinder ist. Und Deine Persönlichkeit ist gar das höchste Glück andrer Erdenkinder geworden, Du gute Fee Cheristane. (Weißt Du noch: Cheristane, Verschwender, Prag. Nicht weich werden!)

Ich habe Essie gefragt, wie ich Deine Persönlichkeit am bündigsten ausdrücken könnte. Essie, die letzte Royalistin, hat geantwortet: „Noch vor vierzehn Tagen hättest Du sie königlich nennen müssen; aber der Ausdruck ist wohl inzwischen aus der Mode gekommen."

Willst Du meine Antwort wissen?

„Du hast recht: Lilli bleibt königlich, im alten schönen Sinne des Wortes, auch wenn der König von Serbien der letzte König der Welt sein sollte. Es liegt eine malende Kraft in dem uralten Ausdrucke, den wir behalten wollen. Schon Lillis Erscheinung kann man garnicht anders nennen als königlich. Königlich, sonniglich, sonnenhaft ist die Freigebigkeit, mit der sie ihre Kunst austeilt an Alle. Königlich der Stolz, mit dem sie sich ihrer unvergleichlichen Stellung bewußt ist, ohne jede Eitelkeit. Königlich groß und königlich gut, wie eine Königin im Kindermärchen. Könige hätten von ihr lernen können, königlich zu sein. Ich glaube fast, um Lillis willen wird das Beiwort ‚königlich' das Hauptwort ‚König' um viele Jahre überdauern."

Wir umarmen Dich in treuer Freundschaft.

Dein alter

Fritz Mauthner

*

Ein Name voller L, klingt, schmilzt, jubelt. Aber es müßten K's und T's in dem Namen sein. Mehr als Klingen ist Fels in ihr. Sie steht ungebrochen, umtost von Zeitaltern, Schaum rinnt ab von ihr, sie singt ganz klar und ruhig, während Menschen schreien und telephonieren und sich schießen. Jetzt mit siebzig Jahren kommt das Ferne in sie, das Entrückte, Sagen-

hafte, ein legendarischer Fels im südlichen Meer. Im südlichen und nördlichen, unlokalisierbar. Aus einer Epoche, in der es das Wunder gab. Sie singt Wagner und Italien gleichmäßig, Koloratur und Seele, Traviata, Brünnhilde. Sie war die Letzte, die Norma sang. Ein Märchen aus der Zeit des stilvollen, breiten, edlen Singens. Ich habe sie als Norma gehört, es war ein praehistorisches Erlebnis. Ich habe den Abschied von der berliner Oper gehört, Fidelio. Unvergeßliches Monument, Größe der Auffassung, Weihe des Erlebnisses, eherne Sicherheit der Kunst, Objektivität, vor der alles Subjektive, das gestern noch sich spreizte, verloren davonläuft. Sie singt, so wie es ist. Nicht geschmückt in Gefälligkeiten, nicht abgelenkt auf irgendeine Farbe oder irgendeine der feinen Differenzen zwischen Stimme und Ausdruck, die den Glanz der meisten Sänger schaffen, sondern rein und groß und sachlich und sogar solide. Die Solidität ist ihre Lehrertugend. Ungezählte Stimmen gehen von ihr aus, die hygienisch fundiert sind, eher trocken als verschwenderisch, eher klar als koloristisch. Sie ist vielleicht die Einzige, die die Schule und Bedeutung des Gesanges von den alten Zeiten durch Wagner hindurch bei uns gewahrt hat, unerbittlich im Aufsparen der Kraft, unzerstörbar in der Gesundheit der Grundlage. Sie ist streng. Der Gesang ist ihr nur ein Teil der Bühnenbegabung, die sie als Organismus auffaßt. Ihre Methode ist fest geschlossen, aber ihr Sinn erweitert sich zur Kritik des Theaters und der Theaterkultur. Sie weist dem Regisseur gemessene Bahnen, frei vom Realismus, im Stil der Oper durchdacht. Sie ist schriftstellerisch zu uns hinübergetreten, voll Eifer, erprobte Lehren fortzupflanzen. Sie ist ganz Praktikerin geworden in der Tat für Den, der aus der Geschichte der Oper am leuchtendsten nun herüberscheint: Mozart, das Mozarteum, die Mozartfestspiele in Salzburg blühten unter ihrer Hand. Hier läuft ihre Strenge in das Hilfreiche, Segenspendende aus. Die Sichel des August 1914, die ihr Werk hinzumähen drohte, muß in schwarzer Erde begraben werden. Die Kunst soll wieder darüber triumphieren, die lebendiger ist als alle Schrecken der Bösen. Dann wird sich der Siebzigjährigen noch ein Mal die Lippe öffnen, und sie wird, die ewig Junge, in ihrer wahrhaftig immer noch königlichen Gestalt, Königin von Gnaden den Menschen mit ihrer starken und wahren, fleckenlosen und künstlerisch erlebten Stimme Zauberflöte singen, eine Priesterin vor Sündern.

Oscar Bie

*

Wie oft hab' ich vor fünfzehn bis zwanzig Jahren ‚La Traviata' gesehen! Abwechselnd mit der Prevosti und Lilli Lehmann. Die Prevosti — wenn Schauspielkunst nur darin besteht, daß die Figur des Autors nachgeschaffen wird, so war sie die Siegerin. Doch wenn auch

Das Schauspielkunst ist, daß ein einzigartiges Exemplar der Menschheit dichterische Wesen umschafft nach seinem Bilde, so fiel mir die Wahl schwer; oder nicht. Mein Kopf räumte ein, daß es viel ist, die Kameliendame des Dumas innerlich und äußerlich zu erschöpfen; aber mein Herz zog mich zu der Lehmann, die nicht den mindesten Ansatz dazu machte. Es war wie mit der Marguerite Gautier der Sarah und der Duse. Sarah war ja auch nicht einfach eine Kokette, die an der Schwindsucht stirbt. Sie ließ uns, wie die Prevosti, ihr Gewerbe nicht vergessen; aber was sie tötete, war das taedium vitae, der Ueberdruß grade an diesem Gewerbe, an diesem Leben. Damit war gewiß die Gestalt bereits auf ein höheres Niveau gehoben. Die Duse und die Lehmann nun ließen alles vergessen, was an ihr Gewerbe erinnern konnte. Jene war das liebende Weib an sich, diese eine Königin. Nicht eine cortigiana, nicht bloß nobilissimum Lutetiae scortum — eine Königin. Ihre Gefühlsäußerungen waren lapidar. Die Rolle gibt in jeder Szene Gelegenheit, die intimste Psychologie, die subtilste Charakterzeichnung zu erweisen. Wie Marguerite (oder Violetta) noch ganz in ihrem Hofstaat aufgeht; wie die Liebe zu Armand (oder Alfredo) erwacht und auf einmal eine reine Natur unter der Kruste von Schmutz hervorbricht; wie sie sich dagegen aufbäumt, dem Geliebten zu entsagen und sich ihm gar verächtlich zu machen; wie sie ihm den entscheidenden Brief schreibt; wie Armand ihr das Geld vor die Füße wirft und sie, je nach Geschmack and Temperament, dazu seufzt oder schreit; wie sie auf dem Krankenbett die Meldung von Armands Ankunft nicht finden kann und verzweifelt unter allen Kissen sucht; wie sie im Spiegel oder an den abgezehrten Händen ihren Zustand erkennt; wie sie Armand empfängt; wie sie schließlich stirbt: das ist eine Kette von Effekten, an denen jeder Gast seine besondere Virtuosität im Theaterspiel oder sein Menschentum zeigen konnte. Vom Lebensüberschwang bis zum Tode. Sarah stand auf, machte eine halbe Drehung um sich selbst und fiel der Länge nach hin; die Prevosti gab vollendet eine furchtbare Agonie; die Duse hauchte den Namen des Geliebten, barg den Kopf an seiner Brust, ließ erst die eine, dann die andre Hand von seiner Schulter fallen und war entschlafen. Dies und das habe ich vor Jahren gesehen und behalten, weil der Sinn dieser Leistungen zum mehr oder minder großen Teil in diesen Dingen bestand. Die Duse räusperte sich und schloß das Fenster — das bedeutete: Krankheit. Wie Lilli Lehmanns Violetta gestorben war, konnte man nach der Vorstellung nicht mehr sagen; hätte man schon während der Vorstellung nicht sagen können. Man achtete nicht darauf. Es gab keine Krankheitssymptome, es gab keine Einzelheiten. Es gab eine leuchtende Einheit, die in die Sphäre klassischer Ruhe gerückt war. Diese Einheit umschloß alles und läuterte es zugleich: Güte, Leidenschaft, Ergebenheit, Kummer und Scham und Freude und Ekstase. Sänge die Lehmann ihre Traviata heute noch: es würde aus ihr die Melancholie, der Schmerzensreichtum, das große Leid der Kreatur tönen wie aus unsrer jammervoll keuchenden Gegenwart. Sie singt nicht mehr — und wir danken ihr für die unsterblich klare, zauberhaft friedliche Schönheit ihrer Vergangenheit.

S. J.

Die Stimme von Alfred Polgar

Die Stimme' von Hermann Bahr ist ein lehrhaftes Stück in der Art der ‚Schiffbrüchigen' von Brieux. Hier geht es gegen eine andre Seuche: die des Unglaubens. Um das dramatisch vorgeführte Beispiel einer Bekehrung schlingt sich eine Kette von theoretischen Erörterungen zum Thema. Der Herr von so und so hat eine fromme Frau gehabt, die seine, des Skeptikers, Seele in die heilverbürgende katholische Kirche geleiten wollte. Das gelang ihr nicht. Sie stirbt, hoffend, der große Schmerz werde ihn katholisch läutern. Da er ungläubig bleibt, muß ihn die Tote „stärker beschwören". Sie läßt ihn ein blankes Wunder erleben. Auf einer Eisenbahnfahrt hört er die drängende Stimme der Verstorbenen: „Steig' aus, steig' aus." Er steigt aus; und fünf Minuten später entgleist der Zug. Siebenundzwanzig Tote. Ob das Eisenbahnunglück bereits vom Himmel für alle Fälle vorbestimmt war oder von ihm ad hoc eingelegt wurde (Spesen des Mirakels), bleibt unklar. Das Gemüt des Herrn, dem das Seltsame widerfuhr, kommt nicht mehr zur Ruhe. Ein quälendes Wirrsal der Hilfszeitwörter nistet sich in ihm ein: er möchte glauben wollen, vermag aber nicht, glauben zu können. Die starkgläubige Schwiegermutter und ein in aller Bekehrungskasuistik wohl gewandter Kirchenfürst versuchen, ihm zu helfen. Es nützt nichts. Erst als die Tote wieder — neuerdings ertönt ihre Stimme, diesmal gewissermaßen: „Steig' ein, steig' ein" — den mystischen Kontakt mit ihm herstellt, entringt sich seinen Lippen das: ich glaube. Es liegt kein Grund vor, zu zweifeln, daß der Verfasser dieser sonderbaren Theaterzumutung es mit seiner Glaubenspropaganda ernst meint. Wie er selbst fromm wurde, weiß ich nicht. Vielleicht war es jähe Erleuchtung, vielleicht letzte Notwendigkeit eines konsequenten Denkprozesses, vielleicht nur Zufriedenheit einer Augenblicksstimmung, die dann — Morphium der schmerzenden Seele — nicht mehr entbehrt werden konnte, vielleicht schlechtweg das Verlangen nach einem diesseitigen Jenseits und Wahl eines relativ plausibelsten Weges dorthin, an dessen Sicherungen für Touristen zu Gott seit zwei Jahrtausenden schon der großartigste Himmelsverschönerungsverein arbeitet. Ob aber das Theaterstück ‚Die Stimme' ganz oder halb redlichem Glauben entsprossen: es ist unerträglich. Man wird seekrank bei seinem Wellenlauf zwischen spitzer Vernunft und flacher Inbrunst. Es ist weder zwingend noch bezwingend. Es ist weder dichterisch schön noch mit irgendwelcher Verführungskraft für Herz oder Hirn begabt. Es kompromittiert mit den Wundern, die es tut, die Wunder, an die es glauben lehren will. Es ist unzulänglich in seiner Fragestellung wie in seinen Antworten, leblos im Innersten, kalt in seiner Ekstase, Himmelslicht in ein ärgerliches Spiel von Theaterreflexen zerstreuend. Es ist schließlich für ein katholisches Stück ausgiebig talmudisch. Dessen-

ungeachtet pfiffen es die Stammgäste des wiener Deutschen Volkstheaters aus, ließen aber inmitten ihres tobenden Unwillens eine Beifallsinsel aufsteigen, an deren Küste sich die braven Schauspieler retten konnten.

Presse-Revolution

Wo wart Ihr vor der Revolution? Ist diese Frage nicht berechtigt? Was wart Ihr vor der Revolution? Habt Ihr gekämpft, habt Ihr euch aufgebäumt, habt Ihr mit äußerster Seelenanspannung dem Druck von oben widerstanden? Es ging um Kleines und Kleinliches, aber nicht um die große Sache. Die große Sache — das ist: Befreiung vom Gesinnungsdruck, Befreiung vom Wirtschaftsdruck. Die große Sache — das ist: Beseitigung jeder Zensur, nicht nur der Regierungszensur, sondern aller Zensuren. Schlimmer noch als schnell besiegbare Regierungsmaßnahmen ist das Schleichgift, die liebenswürdige Brutalität, die kalte Rücksichtslosigkeit des Verlegerkapitals und seiner Kreaturen. Hier war immer die Hauptgefahr. Von hier aus wurde wirklich geknebelt. Mit dem Verlegerstiefel im Rücken mußte der Arme für die Inseratenklitschen arbeiten, für das Dreckigste, was es auf der Welt gibt. Unerhörte Niederhaltung geistiger Schwungkraft durch Wirtschaftsdruck: das war eine Schmach. Wir wollen nicht mehr diese verfluchte Sophistik, diese zum Speien ekle Halbheit der Verlagsdirektoren, dieses moralische Getue mit den sichtbaren Hintergründen. Wir wollen eine neue Zeit, eine Zeit des freien Geistes, des Geistes frei von jedem Druck. Der Geist soll einen festen Boden haben, er soll nicht im Sumpf stecken, er soll nicht willkürlich rausgeworfen werden können, er soll sich selbst bestimmen. Es soll nicht mehr möglich sein, anständige Seelen mit Ullsteinen zu beschmeißen. Dazu brauchen wir neue Männer, dazu brauchen wir neue Taten. Nicht alte Männer mit alten Abhängigkeiten, sondern neue Männer mit dem Auftrieb der Revolution. Man kann unmöglich den Leiter eines antiquierten Ueberordnungsblattes zum Führer der Journalisten-Revolution machen. Ebenso gut könnte man Sudermann, den Dichter der bürgerlichen Alkoven-Revolution, zum Herwegh der sozialen Revolution stempeln.

Der Reichsverband der Deutschen Presse muß eine Gewerkschaft werden. Er muß die Gehälter und Honorare, die Engagements und Entlassungen bestimmen. Nicht mitbestimmen. Die Verleger sollen Diener der geistigen Presse-Arbeiter sein, sie sollen froh sein, daß sie dieses Geschäft betreiben dürfen. Denn sonst müßten sie ja mit Baumwolle oder Runkelrüben handeln. Und wenn Parität, dann so, daß die Interessen der Journalisten nicht mehr geknickt werden können. Die Journalistengewerkschaft soll die Arbeitszeit festsetzen. Acht Stunden für den geistigen Arbeiter ist vielleicht schon zu viel. Und weg mit dem unseligen Nachtdienst! Schon zeigt ein berliner Blatt Galoppsucht. Es peitscht das edle Roß, um die Groschen den andern Blättern wegzuschnappen. Wir schreiten jetzt in den sozialen Staat und nicht in den Staat der Wettbewerbspeitsche. Die Zeit des brutalen Wirtschaftsliberalismus ist hoffentlich ein für alle Mal vorüber. Das ist mir eine schöne technische Kultur, wo der Unternehmer in Daunen schläft, während sein Kuli die Nächte durch schwitzt. Habt Ihr denn gar kein Gefühl für Menschenwürde?

Weiter soll die Gewerkschaft Kontrolle der Verlagsgeschäfte üben. Kontrolle der Verlagsgeschäfte: das ist eine große Hauptsache. Denn hier

heißt es: Schmutzereien vermeiden, Bestochenheiten, Inseratenferkeleien und dergleichen. Hier findet man auch die Seele des Verlagsdirektors. Die findet man nicht in Leitartikeln oder in Versammlungsreden, sondern in den Geschäftsbüchern. Wir wollen keinen Druck der Banken auf den Geist, keinen Druck der Warenhäusler, gewisser Konfektionsjungens, keinen Druck der Kinozentralen, der Theaterdirektoren — wir wollen überhaupt keinen Druck auf unsern Geist. Deshalb müssen wir Kontrolle des Verlagsgeschäftes verlangen. Wir müssen Kontrolle des Verlagsgeschäftes auch deshalb verlangen, weil wir die Einkünfte der Verleger kontrollieren müssen. Es muß eine ganz andre Einkommensverteilung werden. Es darf nicht mehr sein, daß ein Verleger Millionendutzende aufstapelt, während sein Redakteur für dreihundertfünfzig Mark im Monat oder noch weniger „öffentliche Meinung" machen darf. Das soll nicht mehr sein. Diese Geschäftskontrolle wird auch allerlei andre Sünden beseitigen, Steuerdrückebergereien und dergleichen. Man glaubt garnicht, von welcher Mannigfaltigkeit manche Verleger sind. Sie sind Großgehaltsempfänger für nicht geleistete Redaktionsarbeit und nicht geleistete Verlagsarbeit zugleich. Sie sind dabei Anteilbesitzer, das heißt: Dividendenempfänger und verstehen es auch sonst noch, ihren Beutel zu spicken. Die Geschäftskontrolle soll aufräumen mit diesen Unerquicklichkeiten. Es sei gesagt: Nicht mehr soll der Verleger sich Schlösser bauen, während der Journalist sorgenvoll zur Miete wohnt.

Die Gewerkschaft muß Vertrauensleute in den Betrieben haben, sie muß den Streik, den Streik der geistigen Arbeiter an der Presse ermöglichen. Sie muß den Zusammenhang zwischen geistigen Presse-Arbeitern, Angestellten und Arbeitern am technischen Apparat der Presse herstellen. Ansätze sind da, aber das genügt nicht, besonders dann nicht, wenn es kapitalistische Rettungsansätze sind.

Ferner brauchen wir Presseschiedsgerichtshöfe. Sie können von der Gewerkschaft organisiert werden und müssen für Bereinigung und Sauberhaltung der Presse sorgen. Die sogenannten ordentlichen Gerichte und die sogenannten Ehrengerichte haben versagt. Es waren Formelgerichte, die oft unter Gruppeneinfluß oder unter Einfluß unausrottbarer Traditionen standen. Wir müssen Presse-Schiedsgerichte haben, die mit freien Männern besetzt sind, mit Männern, die nichts zu fürchten brauchen. Die wirtschaftlich frei sind, und deren Gesinnung sich druckfrei erheben kann. Und zwar müssen diese Gerichtshöfe schnell gebaut werden, denn die Reinigungsarbeit eilt. Man glaube doch nicht, daß man mit Konzessiönchen durchkommt. Saniert muß werden. Aber der Marsch muß über Deutschland hinausgehen. Es muß ein Weltbund der Presse gegründet werden. Deutschland hat heute mehr als die Ententevölker das Recht, Brüderschaft zu verlangen. Deutschland ruft aus seiner heiligen Not nach Brüderschaft. Sie kann ihm nicht versagt werden. Ein Weltbund der Presse muß werden! Er soll die Friedensverträge durchsetzen, Kriege verhindern, die internationale Presse von jedem Druck und Schmutz befreien, wie die Gewerkschaften internationale Arbeitsregelungen fordern. Er soll einen Presseschiedsgerichtshof schaffen, der jeden Hetzer stäupt. Er soll für Materialaustausch sorgen, für Personalaustausch, für Pressehochschulen, für eine Sanierung und Vereinheitlichung des Nachrichtenwesens. Er soll in einem eigenen Friedenshaus tagen, im Haag, in Bern oder sonstwo. Er soll ein dauerndes Denkmal der Weltverbrüderung sein. Er soll eine Hilfe den Ehrlichen aller Länder und Völker werden.

* Alfons Goldschmidt

Der Reichsverband der Deutschen Presse hatte auf den siebzehnten November eine Versammlung von berliner Redakteuren und Tagesschriftstellern einberufen. In den Soldatenrat wurde der Chefredakteur des roten ‚Tag' gewählt, jenes vorzüglichen Blättchens, das vier Jahre lang mit unermüdlicher Objektivität der allgemeinen Kriegshetzerei gedient hat. Man wählte außerdem einen besondern Journalistenrat von sieben Mann, worin die Mehrheit nur solche Leute haben werden, die bisher den einseitigen Standes- und Wirtschaftsinteressen der kapitalistischen Presse und all ihrer Zeitungsunternehmungen durch Dick und Dünn gefolgt sind. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß so mutige und weitblickende Journalisten wie Alfons Goldschmidt und Robert Breuer zu diesem Journalistenrat gehören werden. Die Vasallen der großen Konzerne, die Trabanten der Täglichen Rundschau und der Reventlow-Garde — sie werden sich in dem neuen Journalistenrat allein breitmachen. Nach außen hin sieht das Ganze sehr demokratisch aus, da auch Genosse Kurt Baake, jetzt Leiter der Reichskanzlei, mitmacht und sogar Stellvertreter des Vorsitzenden sein soll. In Wirklichkeit aber hat der Wille gesiegt, mit Sorgfalt den Zustrom der neuen Gedanken und ihrer Träger zu verhindern. Jede Möglichkeit zu einer Presse-Reform, zu einer Besserung in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Journalisten, zu einer Erlösung der geknechteten Ueberzeugungen und zu einer praktischen Annäherung an das Pressewesen des Auslandes soll vorläufig nur esoterisch beraten, aber nicht mit Energie gefördert werden. Man will nur Zeit gewinnen, man will nur verschleppen, man gefällt sich nur in Sympathiekundgebungen für einen Fortschritt, wie er den zaghaften und mumifizierten Mitgliedern des im Krieg genügend blamierten Reichsverbandes allein paßt. Es wurde kein drängendes Problem wirklich erörtert. Die Herren Presber und Sudermann regierten den Geist der Versammlung, indem sie mit der ihnen wohlvertrauten Lyrik aufforderten, daß die „schaffenden Künstler", die Wissenschaftler und die Journalisten zu einem allgemeindeutschen Geisterbund hinarbeiten möchten. Und die Geistesarmen wurden von diesen Geisteshelden umschmeichelt, eingewickelt und zu dem Entschlusse verleitet: alles beim Alten zu lassen und nur so nebenbei und auf Widerruf dem neuen Zeitgeist ein Zugeständnis zu machen. Es ist Zeit, daß diesem Reichsverband zur Entmannung der deutschen Presse auch endlich die Macht genommen wird: denn sonst wird garnichts geändert, und Das, was öffentliche Meinung heißt, wird weiter der Schlappheit und Dürftigkeit gebundener Zeilenschinder ausgeliefert bleiben.

Max Hochdorf

Helm ab —! von Theobald Tiger

Da liegt die große Pickelhaube
im schwarzen, dunkeln Grabesloch.
Sie ruhe sanft . . . Sieh da, ich glaube,
sie wackelt noch.

Ein Landrat fletscht die großen Zähne:
„Am Grabe noch ein Spottgedicht?
De mortuis nil nisi bene!"
Ich weiß doch nicht.

Es steigt unser Leib heut zu den Sternen
nach blutigem Klirra-Klara-Gloria —
vergeßt es nicht! Ihr sollt das lernen,
wie es geschah.

Vergeßt sie nicht: die Ordensritter,
den Heimatkriegsoffizier,
die Jungs der Reklamiertenzither —
all das Getier

Helm ab!
Voll Pietät? Ja, Kuchen!
Er liegt auf wohlverdientem Mist.
Wir müssen erst dem Alten fluchen
und dann nach gutem Neuen suchen —
bis er vermodert ist.

Antworten

J. W. Der Verfasser von ‚Neudeutsch‘ (in Nummer 45) wird sich über den Kronzeugen Schopenhauer freuen. „Ohne Umstände zieht jeder Skribler Substantiv und Adjektiv zu Einem Wort zusammen und sieht dabei triumphierend auf seine verblüfften Leser. Statt ‚dunkles Zimmer‘ Dunkelzimmer; statt die ‚ganze Länge‘ die Gesamtlänge — und so in hundert Fällen aus Adjektiv und Substantiv Ein Wort gemacht! wozu, wozu! — aus der schmutzigsten Raumersparnis Eines Buchstabens und des Interstitiums zwischen zwei Worten. Und bei solchen niederträchtigen Schlichen ist noch dazu eine gewisse Selbstgefälligkeit unverkennbar; triumphierend bringt jeder, als Probe seines Witzes, eine neue Sprachverhunzung zu Markte. Olympische Götter! gibt es einen peinlicheren Anblick als den des exultierenden, zufriedenen Unverstandes? Uebertrifft er nicht sogar den der kokettierenden Häßlichkeiten?“ Es ist Ehrenpflicht jedes deutschen Redakteurs, diesen Unfug aus seinem Gebiet auszumerzen. Fege jeder vor seiner Tür! Wir wollen kein Neudeutsch, sondern ein gutes Deutsch!

Walter Bloem. Sie schreiben mir: „In Nummer 46 Ihres Blattes wird auch mein Name unter der Zahl der ‚Unheilstifter‘ aufgeführt. Ich will ganz davon absehen, daß das Zitat aus einem Aufsatz über einen Besuch auf unsrer U-Boot-Basis in Flandern insofern irreführend ist, als es den Anschein erweckt, es handle sich um persönliche Meinungsäußerungen von mir, während ich in Wahrheit nur Schlußfolgerungen ziehe aus Angaben, von denen ich in dem Aufsatz selber erzähle, wie ich sie eingeholt habe. Ich habe in der U-Boot-Frage genau wie im ganzen Kriege in unbedingtem Vertrauen auf die Wahrheit dessen gehandelt und geschrieben, was mir von den obern militärischen Dienststellen erklärt worden ist. Für dieses Vertrauen habe ich mein (und meines einzigen Sohnes) Leben in mehr als hundert Schlacht- und Gefechtstagen eingesetzt. Ich habe mich aus dem warmen Neste sehr ehrenvoller Kommandos bei hohen Stäben zweimal in die Front zurückversetzen lassen, zuletzt noch im Frühjahr 1918. Erwägen Sie ferner, daß ich den ganzen Krieg insofern freiwillig mitgemacht habe, als ich bei Kriegsbeginn bereits jenseits des wehrpflichtigen Alters stand, aber im Glauben an die Notwendigkeit der Wehrhaftigkeit unsres Volkes der Armee noch als Reserve-Offizier angehörte. Für diesen Glauben habe ich einundfünfzig Monate lang gekämpft und geschrieben, gelitten und aus vier Wunden geblutet. Wer so gehandelt hat, darf wohl dagegen Verwahrung einlegen, daß man ihn als ‚Unheilstifter‘ brandmarken will. Wenn es in diesem Kriege Unheilstifter gegeben hat, so gehöre ich jedenfalls nicht zu ihnen, sondern zu ihren Opfern.“ Man müßte taub sein, um in Ihren Worten den tiefen Gram zu überhören, daß das alte Regime Ihres geliebten Deutschland Ihnen so schwere Enttäuschungen bereitet hat. Sicherlich wird mein verehrter Mitarbeiter L. Persius genau so wie ich bedauern, Ihnen Unrecht getan zu haben. Aber es kann ja zum Glück durch den Abdruck dieses Briefes gutgemacht werden.

Theaterbesucher. Ihr vermißt seit drei Wochen meinen bewährten Rat. Geduldet euch noch bis zum nächsten Mal.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Germanicus nimmt Abschied

Lieber Jacobsohn,

Sie sagen mir, daß Sie vor Ihrem Gewissen nicht länger meine Wochenbetrachtungen verantworten können. Sie entsprächen nicht mehr Ihrer Auffassung und zerstörten die Geschlossenheit der einzelnen Hefte Ihres Blattes. Es mangle mir an Radikalismus, und meine Leidenschaft für die Revolution wäre zu kalt, mein Bestreben aber, Deutschland so schnell wie irgend möglich wieder als eine wehr- und arbeitsfähige Einheit zu festigen, ließe einen Mangel an internationaler, pazifistischer, antimilitaristischer, republikanischer und demokratischer Gesinnung befürchten. Lieber Freund, Sie haben ganz recht. Denn allerdings schätze ich all die Tugenden, die Sie an mir vermissen, sehr niedrig ein in einer Zeit, da nichts weniger gefährlich ist, als grade mit ihnen zu prahlen. Politisch handeln heißt: das Notwendige tun; ich finde, daß heute alles weit notwendiger ist, als geschliffene Frechheiten, überrötete Nuancen oder sonst irgendwelche Geistigkeiten, wie sie die Pubertät ausschwitzt, gegen die Trümmer einer längst nicht mehr vorhandenen Macht zu spucken. Dergleichen Scherze überlasse ich gern den Fakiren. Die Pflicht eines deutschen Mannes ist es, das Vaterland, das sich in Krämpfen windet, und in dessen Wunden die Feinde wühlen, wenigstens vor der letzten Katastrophe zu bewahren. Ich bin nichts weniger als hysterisch und habe lange und laut genug gegen den Größenwahn der deutschen Welthegemonie gekämpft. Aber ich kann es mir nicht erhaben vorstellen, wenn ein vom bolschewistischen Fieber zerrüttetes Deutschland zu einer von französischen Niggern kontrollierten englischen Kolonie wird. Und diese Gefahr steht schon an unsern unverteidigten Toren. Ich bin Sozialdemokrat: ich will die Republik, ich will die Demokratie, ich will den Sozialismus. Ich will die Vergesellschaftung, soweit sie nicht die Wirtschaftlichkeit der Arbeit unterhöhlt, sie vielmehr wirklich zum Nutzen der Allgemeinheit steigert. Aber ich will nicht, daß Narren und Dilettanten uns, unsern Kindern und Kindeskindern jede Lebensmöglichkeit zerstören. Ich finde es fluchwürdig, zu übersehen, daß rings um das entwaffnete und zur Weltpolitik unfähig gemachte Deutschland in fest geschlossenen Blöcken ein militarisierter Imperialismus, der restlos den Anspruch erhebt, den Erdball zu beherrschen, sich zusammenschließt. Ich finde es unwürdig und kindlich, Deutschland in ein Büßergewand zu zwängen und dem alten Revancheschreier Clemenceau noch einige Trümpfe mehr in die Hand zu spielen, damit er mit dem Schein der Gerechtigkeit die Friedensverhandlungen zu einer Abstrafung des bösen Tiers Deutschland machen kann. Die Tat des Herrn Eisner ist der Gipfel politischer Borniertheit. Ich weiß sehr wohl, daß der wilhelminische Barock das Heraufziehen

des Krieges gefördert hat. Ich bin auch davon überzeugt, daß die alldeutschen Fanatiker den Krieg gewollt haben, aber ich weiß nur zu gut — und jedermann könnte es wissen —, daß sogar dann, wenn Deutschland, was noch keineswegs feststeht, den Krieg entfesselt hat, Rußland, Frankreich und England, ja selbst Amerika an diesem Kriege die gleiche Schuld tragen. Ich verachte den Exhibitionismus entmannter Knaben. Wer sich heute berechtigt glaubt, statt den Acker zu bestellen oder Häuser zu bauen, Papier zu beschreiben, darf das nur tun, wenn auch dadurch wenigstens die ersten Stufen zu des deutschen Volkes neuem Aufstieg geschlagen werden. Nur wenn ich in solchem Sinne für die ‚Weltbühne' schreiben dürfte, würde ich es verantworten können. Das, was Sie mich wissen ließen, verschließt mir die Möglichkeit, bei Ihnen diese Arbeit zu leisten, wenigstens so, wie ich sie verstehe. So wird Germanicus eben Abschied nehmen müssen. Aber nicht als Einer, der sich vorzuwerfen hat, daß er ein Leisesprecher ist. Sie wissen es selbst am besten, was wir alles mit meinen Wochenbetrachtungen erleben mußten. Die Zensur hat uns nicht sanft behandelt. Anfangs, als ich noch Cunctator war, wurden wir schnell verboten. Dann standen wir über ein Jahr lang unter Vorzensur und erlitten dezimierende Striche. Bis zuletzt hat es nicht an Verwarnungen, wir sollten uns mäßigen und bessern, gefehlt. Wir haben angegriffen, da es noch gefährlich war, aus der Reihe zu treten. Was mich betrifft, so möchte ich meinen, daß jetzt, da selbst die Säuglinge mit Steinen schmeißen, die Zeit gekommen ist, zu heilen und zu pflegen. Zu erziehen und zu leuchten, damit Deutschland trotz der Finsternis, die auf ihm lastet, das Ziel nicht aus den Augen verliert. Dieses Ziel aber darf nicht das Chaos aus Phrasen und Tollhaus sein, sondern ein neues Reich und ein neues Volk.

Stets der Ihre

Robert Breuer

Die Wahrheit von Olf

Wir wollen ja garnicht immer Pessimisten sein: daß jetzt der Rat der Volksbeauftragten eine „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland" einsetzen will, das ist ein politischer, rechtlicher, moralischer Fortschritt. Das ist, Das ist — zwischen Entente-Bourgeoisie und ‚Bolschewismus', zwischen Krieg und Zusammenbruch, zwischen Chaos und Chaos — Besinnung auf die einfache Reinheit: und ein System solcher Kommissionen, die von den frühern Anschuldigungs- und Entschuldigungs-Kommissionen sauber unterschieden sind, wäre ein Instrument zu dem, was am bittersten nottut: zur Organisation der Wahrheit.

*

Die Wahrheit ist immer gefährdet: in den Blättern heißt es vom oberschlesischen Streik, daß er „infolge eines Druckfehlers in der Veröffentlichung der Vereinbarungen zwischen den Gewerkschaften und dem Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein ausgebrochen war". Solche Druckfehler sollten, wie alle Fehler gewisser Qualität, strafbar sein. Denkt einer bei der Suche nach den Schuldigen auch an jenen Lokal-Anzeiger, der vor Kriegsbeginn das verfrühte Extrablatt über die Mobilmachung verbreitete, und der bisher von den Ausbeutern des Suchomlinow-Prozesses übersehn wurde? Und denkt man an Die, welche ein rasches Dementi verhinderten?

*

Die Wahrheit ist gefährdet: Das Auswärtige Amt protestiert gegen die münchner Veröffentlichung über die Vorgeschichte des Krieges! Wenn Deutschland „die Schuld am Kriege auf sich nehme", gebe es seinen Feinden eine Waffe. Aber hier kann doch nur noch Dem gegeben werden, der schon hat; und es kann doch nicht eine Schuld gegeben oder genommen, sondern nur festgestellt werden; und die Schuldfrage ist doch keine Angelegenheit der Opportunität, sondern der Wahrheit! Das Auswärtige Amt hat es noch weit bis zur neuen Zeit.

*

Zu den Mitteilungen Professor Jaffés über ein amerikanisches Friedensangebot bemerkt das Auswärtige Amt, daß ein „offizielles" Friedensangebot nie gemacht worden sei. Aber was konnte, wie konnte damals zwischen den Völkern etwas „offiziell" sein? Die Kriegführung hatte doch sogar den offiziellen Charakter des Krieges selbst verwandelt. Hätte die immer betonte Friedensliebe nicht von der Form absehn lassen können, nicht über die Zuverlässigkeit des amerikanischen Mittlers ein wenig hinwegsehn lassen können? Dieser Vorwand ist von gleicher Art und von gleichem Werte wie der, den Bethmann jetzt wieder vorbringt: er oder man habe „den Wortlaut" des oesterreichischen Ultimatums nicht gekannt. Das kann schon sein: den Wortlaut nicht.

*

Kardinal von Hartmann protestiert gegen die Absicht der preußischen Regierung, die Trennung von Kirche und Staat zu verordnen. Sie sei nicht befugt, bestehende Gesetze aufzuheben, und es würden durch die geplante Trennung nicht nur die „wohlerworbenen" (o das Problem!) Rechte der Kirche, sondern es würde auch die Verfassungsurkunde verletzt. Aber hat die Regierung nicht schon mehrere Gesetze aufgehoben, muß sie das nicht so gut, wie sie es soll, und war nicht die Abschaffung der Monarchie immerhin auch eine Verletzung der Verfassungsurkunde? Herr von Hartmann vergißt doch wohl, wie leider so Viele, daß wir Revolution hatten.

*

Die Demokratisierung der Seelen kann ohne Glosse regi-[illegible] werden: Schwerindustrielle gründen den Deutschen Volksbund, der rechte Rest geschwistert sich als Deutsche Volkspartei, die Konservativen gründen sich in eine Deutschnationale Volkspartei um. Nur der Bund der Kaisertreuen, der noch immer oder schon wieder von der Vorberg-Straße 4 in Schöneberg aus seine Zirkulare verschickt, hat den Anschluß an den neuen Geist noch nicht vollzogen. Aber es dauert gar nicht mehr lange, bis alle Stützen des alten Systems auf dem Boden des neuen Reiches stehn.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XL.

Theobald von Bethmann Hollweg

Herr von Bethmann Hollweg hat sich wieder zu Wort gemeldet. Die Veröffentlichungen aus den bayrischen Archiven über die Schuldfrage haben ihm die Zunge gelöst. In einem Interview hat er seine Politik zu rechtfertigen versucht und den Staatsgerichtshof zur Untersuchung gefordert. Es war ein Eingeständnis eigener Schwäche. Die Ereignisse waren damals über seinen Kopf hinweggegangen.

Wer und was war Herr von Bethmann Hollweg? Fast ist er über den Wirrwarr der täglich wechselnden politischen Vorgänge völlig vergessen worden. Und nun taucht plötzlich wie aus der Bühnenversenkung seine lange, hagere Gestalt hervor.

Wir müssen erst umständlich umdenken, um uns in die seligen Zeiten des preußisch-deutschen Obrigkeitsstaates zurückzuversetzen. Als Bethmann Hollweg 1909 vom Kaiser an die Spitze der Reichsregierung berufen wurde, mußte er sich, innerpolitisch, erst durch einen Trümmerhaufen hindurch den Weg ins Reichskanzlerpalais bahnen. Die Autorität der Regierung, die eben noch feierlich erklärt hatte, ohne eine Nachlaßsteuer die Reichsfinanzreform nicht durchführen zu wollen, war völlig erschüttert. Die Regierung war umgefallen und hatte sich unter das kaudinische Joch des schwarzblauen Blocks beugen müssen. Die parlamentarische Arbeitsmehrheit des Fürsten Bülow war jäh auseinandergefallen, das Zentrum, das so lange ausgeschaltet gewesen, spielte wieder wie ehedem eine ausschlaggebende Rolle, und ein wilder parteipolitischer Kampf war entfesselt. Die Konservativen führten das große Wort. Eine Finanzreform war dem deutschen Volke aufgezwungen, die der Volkswirtschaft schwere Wunden schlug. Handel, Gewerbe und Industrie schufen sich im Hansabund eine Abwehr-Organisation gegen die egoistisch-einseitigen wirtschaftspolitischen Tendenzen der Agrarkonservativen. Nie war Deutschland vor dem Weltkriege, innerpolitisch, zerrissener gewesen als damals.

Herr von Bethmann Hollweg mahnte, als er zum ersten Male nach seiner Berufung im Parlament sprach, die Abgeordneten zu positiver Arbeit. Keine Nation, sagte er, vertrage es, durch sensationell zugespitzte parteipolitische Streitigkeiten dauernd in Atem gehalten zu werden. Das müsse im letzten Ende den Nerv jeden staatlichen Lebens: das Vertrauen im Innern und das Ansehen nach außen hin töten. Wer sich, wie Deutschland, seine Stellung in nüchterner Arbeit erworben habe, könne sie auch nur in solcher Arbeit behaupten. Ihn leite die Ueberzeugung, daß es einen Zwang zum Schaffen gebe, den die Volksgemeinschaft jedem ihrer Glieder auferlege, und er sei gewiß, daß dieser Zwang auch die gegenwärtigen Irren und Wirren überdauern werde. Aber seine Mahnung war zunächst vergebens. Der Kampf tobte im Innern weiter, bis im Januar 1912 das Ventil durch die neuen Reichstagswahlen geöffnet ward. Erst da kristallisierten sich neue, klarere Verhältnisse heraus. Die gesamte Linke ging, samt den oppositionellen Nationalliberalen, so gestärkt aus dem Wahlkampf hervor, daß sie über eine, wenn auch nur ganz geringe, Mehrheit im Reichstag verfügte.

In diesen zweieinhalb Jahren hatte Herr von Bethmann Hollweg versucht, unbeirrt um das parteipolitische Kampfgetöse, eine Reihe drängender Aufgaben zu erledigen. Dabei hatten sich ganz allmählich, vorläufig nur von Fall zu Fall, neue politische Konstellationen ergeben. Vor allem näherte er sich langsam dem Zentrum, das seine Kanzlerschaft anfänglich als eine „vorübergehende Erscheinung" erklärt hatte. Die Borromäus-Enzyklika des Papstes, der Kampf des Vatikans gegen die liberalisierenden Strömungen in der katholischen Kirche, der zahlreichen katholischen Wissenschaftlern auferlegte Modernisteneid, der einen starken Eingriff auch in die Rechte des Staates bedeutete — das alles hatte in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes eine so große Erregung hervorgerufen, daß die Regierung irgendwie eingreifen mußte. Herr von Bethmann Hollweg ging nur mit größtem Zagen an diese Auseinandersetzung. Das Gespenst des Kulturkampfes tauchte vor ihm auf. Und dennoch vermochte er zu einem für den preußischen Staat freilich bescheidenen Ausgleich mit dem Vatikan zu kommen. Geschickt wußte er damit die Sonderwünsche des Zentrums zu verquicken, das einer einseitig katholischen Orientierung der gemischt-christlichen Gewerkschaften, wie sie im Vatikan befürwortet wurde, durchaus entgegen war. Er tat auch, zaudernd, bereits den ersten Schritt, um die Diskussion über die Jesuitenfrage einzuleiten. Seine Zurückhaltung in der Ostmarkenfrage, seine Scheu, das Enteignungsgesetz anzuwenden, sein Versuch, den polnischen Adel durch einen posener Besuch des Kaisers, nach einem Jahrzehnt der Entfremdung, wieder zu versöhnen, und nicht zuletzt die freiheitliche Verfassung, die er den Elsaß-Lothringern gab, machten ihn dem Zentrum von Tag zu Tag genehmer. Diese Politik des Ausgleichs, die er ganz folge-

richtig durchhielt, dieser langsame Abbau der Ausnahmegesetzgebung in den verschiedensten Spielarten, ein Erbstück des Fürsten Bülow, brachte auf der andern Seite allerdings ihn allmählich in einen immer schroffern Gegensatz zur Rechten. Daß diese zunehmende Gegensätzlichkeit nicht zuletzt auch in seiner ausgleichenden äußern Politik begründet war, darf nicht weiter überraschen. Von vorn herein schon hatten ihm die Agrarkonservativen verübelt, daß er in den parteipolitischen Kampf, nach dem Sturze des Fürsten Bülow, nicht ihren häufigen Aufforderungen entsprechend, einseitig für die Rechte Stellung nehmend, „aufklärend" eingriff. Eins kam dann zum andern, um die Kluft zwischen ihm und den Konservativen zu vertiefen: Elsaß-Lothringen, die preußische Wahlrechtsfrage, die Zabern-Affäre und die Vermögenszuwachssteuer als Ersatz für die Nachlaßbesteuerung. Dennoch war er eifrig bemüht, in Personenfragen, also vor allem in der Besetzung der leitenden Aemter, diese Kreise auffallend zu bevorzugen.

Die Linke brachte ihm zunächst das größte Mißtrauen entgegen. Seine Wahlrechtsreform, die er mit ganz untauglichen Mitteln begann und auch taktisch denkbar unglücklich (und schließlich ergebnislos) durchzuführen trachtete, mußte vorerst den Abstand zwischen ihm und den Liberalen nur noch erweitern. Die Worte, die er bei der Begründung der Vorlage gebrauchte, daß unser ganzes Leben sich aus Abhängigkeiten zusammensetze, aus gottgegebenen Abhängigkeiten, ließen ihn in einer ausgesprochen autoritativ-konservativen Weltanschauung befangen erscheinen, so daß eine Brücke der Verständigung kaum möglich schien. Trotzdem ließ Herr von Bethmann den Ausgleichsgedanken auch gegenüber den Liberalen nicht fallen. Und in der Tat: es gelang ihm, als er die zweite, die große Militärvorlage kurz vor Ausbruch des Krieges einbrachte, die Linke um sich zu scharen und selbst die Sozialdemokratie, wenn sie auch die Militärforderungen abwies, für den Wehrbeitrag und die Vermögenszuwachssteuer zu erwärmen, ein Erfolg, der damals auch auf das Ausland den größten Eindruck machte.

Die Außenpolitik Bethmann Hollwegs stieß inzwischen auf immer größere Schwierigkeiten. Als er das Kanzleramt antrat, war er in der Diplomatie ein Neuling. Ihn leitete, instinktiv, nur der eine Gedanke, die engen Maschen der englisch-französisch-deutschen Einkreisungspolitik allmählich wieder zu lösen. Wie Bismarck bedrückte ihn in schlaflosen Nächten der Alb der Koalitionen. Mit Rußland, mit Sasanow fing er an. Die potsdamer Entrevue, die Abmachung über Persien im Zusammenhang mit der Bagdadbahn schien ein erträgliches Verhältnis zu schaffen. Auch der Versuch, mit England zu einem Ausgleich zu kommen, war anfänglich verheißungsvoll. Aber schon der Besuch Haldanes in Berlin, um durch ein Abkommen das Flottenwettrüsten zu beenden, führte zu einer neuen Dissonanz. Herr von

Tirpitz trat dazwischen. Neue Fäden wurden gesponnen. Neue Aussichten eröffneten sich. Der Kronprinz frondierte dagegen. Tat nichts. Bethmann Hollweg ließ sich nicht beirren. Und dann brach das Unwetter herein. Der Krieg war nicht mehr von ihm aufzuhalten. Die Generäle um den Kaiser diktierten mit dem Schwert und zerrissen den belgischen Neutralitätsvertrag. Bethmann Hollweg protestierte — aber blieb im Amt und sprach nachträglich im Reichstage nur davon, daß das Unrecht wieder gut gemacht werden solle. Während des Krieges fühlte er mit jedem Tage mehr das Nahen der Katastrophe und mahnte zu baldigem Friedensschluß, bekannte sich, schon im November 1915, in einer Reichstagsrede zum Gedanken des Völkerbundes und ward von den Alldeutschen und Konservativen als Schwächling und Ideologe geächtet. Die Agitation für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg setzte ein, Pamphlete schossen wie Pilze aus der Erde, alldeutsche Geheimkonventikel saßen zu Gericht über ihn, und die Worte fielen: „Man müßte den Kerl niederknallen!" Bethmann Hollweg hielt stand auch gegen die Generalität. Tirpitz ward aus dem Amt entfernt. Und doch — eines Tages ließ ihn Helfferich im Stich, stellte neue Statistiken zusammen, die für die Wirksamkeit des uneingeschränkten U-Boot-Krieges sprachen, kurz: Bethmann Hollweg wurde in der entscheidenden Hauptquartier-Konferenz überstimmt. Der rücksichtslose U-Boot-Krieg wurde mitten in amerikanische Friedensbemühungen hinein, wider bessere Einsicht, proklamiert — und wieder blieb er im Amte. Die Alldeutschen wurden darum nicht versöhnlicher.

Innerpolitisch wußte er die Sozialdemokratie für eine positive Mitarbeit an dem Kampf um das Dasein der Nation, daheim und draußen, zu gewinnen. Sie gab ihren Klassenstandpunkt auf, die freigewerkschaftlichen Organisationen stellten sich in den Dienst der Allgemeinheit, und das deutsche Volk stand dem Gegner innerlich geschlossen gegenüber. Aber Bethmann Hollweg hat es nicht beizeiten verstanden, nun auch seinerseits die Konsequenzen daraus zu ziehen. Die innere Erneuerung, von der er so oft sprach, hat zwar auch ihn anders sehen und anders politisch werten gelehrt. Er vertiefte sich wohl auch in die Ideenwelt der Demokratie, aber die Gedanken verdichteten sich nicht zu Taten, höchstens zu Reden. Das Einzige, was er praktisch tat, war, daß er, hier und da, anfing, den „Tüchtigen freie Bahn zu schaffen", und sich nicht scheute, selbst organisierte Sozialdemokraten in Kriegsämter zu berufen, wenn er sich auch darauf beschränkte, ihnen eine beratende Stellung einzuräumen. Sonst begnügte er sich mit kleinen Abschlagszahlungen, mit der Aufhebung des Sprachen- und Jugendlichen-Paragraphen im Reichsvereinsgesetz und mit der Beseitigung des Jesuitengesetzes. Die von ihm angeregte kaiserliche Osterbotschaft und die Verheißung des gleichen Wahlrechts waren die letzten Versuche, die Gemüter

der Demokratie zu beschwichtigen. Schmoller hatte ihn einst einen modernen Fabius Cunctator genannt. Das Wort bewahrheitete sich mehr und mehr. Wohl war er vom besten Willen beseelt, die innerpolitische Neuordnung vorzunehmen, wohl war er einsichtig genug, die Notwendigkeit der Umgestaltung des politisch antiquierten Preußen-Deutschland anzuerkennen: trotzdem fand er den Weg zur Tat nicht. Er überschätzte die Widerstände und fiel schließlich, weil seine Politik des Vertröstens, des Hinauszögerns und der Entschlußlosigkeit keinen einzigen Ausweg mehr wußte. Das Zentrum, um das er während seiner ganzen Kanzlerschaft so liebevoll gebuhlt hatte, verließ ihn, gleich den Nationallieberalen, und so hatte er die parlamentarische Basis verloren, ohne die er fernerhin eine erfolgreiche Politik nicht mehr durchzuführen vermochte.

Merkwürdigerweise raffte er sich stets dann zu raschen und tatkräftigen Entschlüssen auf, wenn es sich um die Kaltstellung von Persönlichkeiten handelte, die ihm gefährlich werden konnten. Das war nicht nur bei dem großen Ministerschub der Fall, der seinerzeit dem Freiherrn von Rheinbaben das Amt kostete, sondern auch bei der Auseinandersetzung mit Herrn von Tirpitz. Inwieweit er auch vor seinem jähen Rücktritt, direkt oder indirekt, die Hand bei den letzten Ereignissen im Spiele hatte, inwieweit sie auf ihn selbst zurückzuführen sind, läßt sich nicht klar erkennen. Es scheint aber, als ob er dabei selbst in den Strudel geraten ist, der ihn dann verschlungen hat. Persönliche Beziehungen stellte er je länger, je mehr als einen bedeutsamen Faktor in sein politisches Kalkül. Nicht einmal, sondern häufig schickte er ihm vertraute Persönlichkeiten, vornehmlich aus der Wissenschaft, vor, um sie zunächst öffentlich aussprechen zu lassen, was er später zu tun gedachte. Von der Wirkung dieser unverbindlichen Aeußerungen Andrer machte er dann seine weitern Schritte abhängig. Auch der Presse näherte er sich, wenngleich nicht immer sehr geschickt. Immerhin war vieles überraschend bei einem Manne, der eine rein bureaukratische Laufbahn hinter sich hatte, der als Landrat in Niederbarnim anfing, dann Oberpräsident in Potsdam, darauf Minister des Innern und schließlich an Stelle des Grafen Posadowsky Staatssekretär des Innern wurde. Ebensowenig hat irgendeiner die rein politische Entwicklung dieses Mannes voraussehen können, der sich als freikonservativer Reichstagskandidat Anfang der neunziger Jahre für Zwangsinnungen und für die Beibehaltung des Sozialistengesetzes einsetzte.

Herr von Bethmann Hollweg betonte gern den ethischen Zug in seiner Politik. Nicht umsonst sagt man ihm, der sich in seinen Mußestunden gern mit Kant und Schopenhauer und in der Musik mit Brahms beschäftigte, philosophische Neigungen nach. Und man erinnert sich, welches Aufsehen in einer Ministerrede sein Hinweis darauf erregte, daß „unsre Philosophie lang-

sam den großen Aristokraten des Geistes Kant erkannt habe". Den kategorischen Imperativ der Pflicht, den dieser Philosoph der ausgehenden Aufklärungszeit einst aufstellte, hat sich auch Bethmann Hollweg zu eigen gemacht. Es genügt aber nicht, das Beste gewollt zu haben. Das kommt nur für das Verhältnis von Mensch zu Mensch in Betracht. In der Politik genügt nur, das Beste auch getan zu haben. Und das eben ist Bethmann Hollweg dem deutschen Volke schuldig geblieben. Als er, zu spät, damit beginnen wollte, fiel er. Den Kaiser hatte er völlig für seine reformerischen Ideen gewonnen. Die opponierenden Minister hatte er zum Rücktritt gezwungen. Als aber auch Herr von Stein, der Kriegsminister, sich zu den Gegnern des gleichen Wahlrechts, die sämtlich ausgeschifft werden sollten, bekannte, da legte sich Ludendorff ins Mittel und erklärte, ohne Herrn von Stein die Verantwortung für die weitere Kriegführung nicht übernehmen zu können. Das Stichwort war gefallen: Bethmann oder Ludendorff. Und Bethmann, der glaubte, nun seine Position mehr denn je befestigt zu haben, war über Nacht gewesen.

Der Tod Victor Adlers von Berthold Viertel

Sauerstoffapparate im Arbeitszimmer! So hat er längst gelebt, von Herzanfall zu Herzanfall. Er, ein letzter Rest Vernunft im alten Oesterreich; er, beinah der letzte Brocken Ueberzeugung in der alten Welt! Ach, er war aufgebraucht. Der Docht war hin, nur noch die Flamme lebte — und brannte aus sich selbst. Nur mehr dieser Wille zum Besseren lebte, nur die Tolstoische Menschenliebe brannte noch in ihm.

So starb Victor Adler! So. Im Beschluß und Plan der Besserung starb er uns weg. Er starb. Er starb an dem unheilbaren Herzweh dieser Welt — ein Arzt, der tausendmal sich angesteckt hat und sich und uns kuriert hat tausendmal. Am Ende konnte auch dieses Herz nicht mehr! So Viele sterben mit achtzig, weißen Haars, und nehmen ein Herz mit in die Grube, ganz unbenützt, unangetastet, ein Prachtherz, noch wie neu, jungfräulich noch, vielleicht für spätere Welten aufbewahrt! Das seine, sein großgeplantes Herz, war aufgefressen, ausgehöhlt, vergeudet, ruiniert, verpraßt! Sparmeister war er nie gewesen! Sein Vermögen ging flöten für die Sache: Geld und Blut und Geist und Klugheit, Wille, Geduld, Temperament und Seele, alles — alles war von Millionen Mägen aufgezehrt! Wir Alle liehen von ihm, ihn untergrabend: Familie, Partei, Staat, Menschheit, wir, die Seienden, und ach, die Kommenden! Wir Alle.

Wer konnte registrieren, was ihn fraß? Der Weltkrieg? Fritz Adler, mit dem Blute eines Stürgkh befleckt? War ihm nicht Weltkrieg immer schon gewesen? War nicht die ganze Menschheit ihm sein eingesetzter Sohn? Nur Christi Qualen sehen wir, mitleidige Kreuziger, die wir sind! Gottvaters größern

Kummer sehen wir nicht, wenn ihm — ach, immerzu! — der liebe Sohn am Kreuz hängt! Wissen wir Kinder, was ein Vater abbüßt? Wer wüßte das nur: der einzig Wache sein am Weltschlaf? Vorschauen stets, vorbauen und nie hindern! Die Dummheit rings ausmerzen ohne Ende, wie sie wächst! Ja, Politik machen sogar, am Webstuhl der Penelope sitzen und flicken lebenslang, auftrennen wieder! In der eigenen ‚Partei' der Diplomat sein müssen, auf Zwergwuchs sich einschränken, Keinen zu beschämen! Und stets und überall Vernunft vorschicken! Die ekle, selbstgeblähte Menschentorheit heilen mit bitterm reinigenden Scherz, den nur ein Vater aufbringt! Und — wehe dir, o ecce homo, ecce pater! — stets allem Greuel der Tollwut ein unverstört geordnetes Gesicht vorhalten, das immerzu die Hirne einrenkt, die Gemüter regelt und blutige Anarchie verhütet!

Tief, tief gesenkt die Seelen! Kein Parteimann — wie klein wird die unzählbare Partei, fehlt ihr ein Mann! —, nein, Victor Adler starb! Als man zuletzt, sehr spät, ihn rief, Das auszuführen, was vor allem Anfang er geplant, geraten — doch konnten sie hören nicht, konnten verwirren nur —: da wollte denn sein Herz nicht mehr! Da sprach sein Herz: „Ich habe genug gewollt!" Und endlich brach es.

Nicolai von einem Offizier

So oft früher ein Generalstabsoffizier seine roten Streifen bekam und in seinen neuen Orden eintrat, mußte er sich eine gewisse Prozedur an seiner Persönlichkeit gefallen lassen. Man nahm ihm sein Gewissen heraus und ersetzte es durch eine Tafel, auf der weiter nichts stand als die Worte: Wir sind die Ersten! Statt alles dessen, was ihm früher etwa sein Gewissen geboten hatte, dienten ihm nunmehr diese Worte als Richtschnur.

Wenn die Prozedur vorgenommen war, sah man äußerlich sofort die Wirkung. Das stolzierte, wie nicht viele andre Wesen der Schöpfung. Vorbildlich zeigte es jene Haltung, von der wir sicher sagen können, daß sie einer unter den Gründen des Weltkriegs gewesen ist.

Das Volk schaute staunend und schmatzte: Unser Generalstab! Ja, unser Generalstab hatte es fertiggebracht, sich für den Inbegriff des nationalen Geistes, für Allwissen und Allvermögen ansehen zu lassen.

Den Krieg betrachtete der Generalstab von Anfang an als seine private Angelegenheit. Im Rest des Volkes sah er seine Werkzeuge, unter denen er den aktiven Offiziersstand als eine Art Mittelding zwischen sich und dem Volke bevorzugte. Unter diesem Gesichtspunkt wurde von Anfang an die öffentliche Meinung geleitet.

Als wir bei dem ersten Vormarsch im Herbst 1914 an der Marne auf den Widerstand Joffres stießen, hieß es im Heeres-

bericht ungefähr: Eine neue Schlacht hat sich erfolgversprechend für uns entwickelt. In Wahrheit machten wir Kehrt und führten einen Rückzug aus, der an vielen Stellen von einer Flucht nicht zu unterscheiden war. Die deutsche Oeffentlichkeit aber hörte niemals etwas von einer Schlacht an der Marne. Sie weiß bis heute nichts davon. Denn nicht nur der Heeresbericht, sondern die gesamte, dem deutschen Volk vorgelegte sogenannte Kriegsgeschichtsschreibung verschleierte die Niederlage, mit der in Wahrheit der Krieg unumstößlich entschieden wurde. Wieviel Unwahrheit, Vertuschung, Unterschlagung durch die Heeresberichte ging, ist heute nicht mehr ganz unbekannt. Der Generalstab duldete nicht, daß ihm etwas Unvorhergesehenes, Ungewolltes begegnete, daß er unzählige Mißerfolge erlitt, daß in tausend und abertausend Fällen sinnlos und unordentlich gehandelt wurde. Er duldete es nicht; es hätte seiner Stellung geschadet.

Um die Werkzeuge im Feld und in der Heimat bei Stimmung zu erhalten, erfand der Generalstab die Heldenphrase. Was hörte das Volk vom Krieg? Daß seine Helden immer und überall zu allen kühnen Taten unerschütterlich entschlossen waren, daß alle Leiden mit wundervoller Geduld übernommen wurden, daß der Krieg schön, herrlich und, wo es irgend anzugehen schien, sehr lustig war. Ja, das waren die Redensarten, die uns im Feld von den ersten Wochen an unsre Zeitung und, je deutlicher wir den Schwindel erkannten, auch einen Teil unsres Daseins verekelten; das und die Schamlosigkeit, die sich bei der Verteilung der Ehrenzeichen kundtat, nahm für immer den ersten Glauben. Es erhob sich grollend aus dem Volke: Warum erfahren wir nichts Wahres? Zeitungen, Schriftsteller aller Art und ihre Verleger bemühten sich um Besserung. Mit dem Erfolg, daß ihnen die Zensur alles mit dem Verbotsstempel versehen zurückgab, und daß Die, die ein halbwegs kühnes Wort einmal wagten, unter Vorzensur gestellt wurden. Berge von Material lagern bei allen Zeitungen; zahllose Soldaten fühlten sich glücklich, wenn sie ein wahres Wort in die Heimat gebracht hatten. Ach, sie wußten nicht, daß der Arm der Zensur, der sie nicht fassen konnte, die Verleger im Genick hatte und jeden Augenblick abwürgen konnte.

Aber es gab doch Kriegsberichterstatter? Auf dieses Kapitel, das eines für sich ist, lohnt es vielleicht später einmal ausführlicher einzugehen. Für diesmal nur so viel, daß kein Kriegsberichterstatter etwas sagte, wovon die Oberkommandos nicht wollten, daß es gesagt wurde; nur so viel, daß die Kriegsberichterstatter gegen Schluß des Krieges wochenlang in Charleville eingesperrt saßen und Das nach Hause schrieben, was ihnen ein Generalstabsoffizier vortrug.

Heldenphrase und sonst nichts. Nicht ein einziger anständiger Kriegsroman wurde geschrieben, nicht einmal militärische

Berichte von irgendwelcher Tiefe, da es verboten war, ein lebendiges Bild aus Glück und Irrtum, woraus die Wirklichkeit immer besteht, jemals zusammenzusetzen. Der Generalstab durfte nicht irren.

Um die Werkzeuge willig zu halten und der Heldenphrase die rechte Unterlage zu geben, erlog man den feindlichen Vernichtungswillen. Es ist dem deutschen Volk niemals möglich gewesen, sich über die wirklichen Gefahren, die der Krieg ihm bringen konnte, auszusprechen. Hätte man zur Erwägung gestellt, ob es besser sei, Elsaß-Lothringen der französischen Verwaltung zu überantworten oder auch nur hunderttausend deutsche junge Männer in den Tod gehen zu lassen: die Antwort wäre nicht zweifelhaft gewesen. Und hätte man der Masse die Frage vorgelegt, ob sie in Gottes Namen mit irgendeiner staatlichen Neueinteilung Deutschlands einverstanden sei, wenn dafür Hunger, Elend und Sterben aufhöre: ich weiß, wie die Entscheidung ausgefallen wäre. Das Volk hätte gefühlt, wie gleichgültig im Grunde solche staatlichen Kunstgriffe gegenüber dem Willen einer Nation sich erweisen. Vermögen denn jetzt, nachdem wir kapituliert haben, die Feinde das deutsche Volk zu trennen? Es ist dabei, im Augenblick der höchsten Not die Schranken niederzureißen, die durch dynastische Zufälle in seiner Mitte bisher errichtet waren. Aber je krasser der Egoismus des Generalstabs und der Dynastie in die Erscheinung trat, desto rasender hämmerten Die, die die Macht hatten, dem deutschen Volk die Redensart von der Vernichtung, von der Versklavung, vom Untergang ein. Tatsächlich drohte Keinem Vernichtung als dem Generalstab und den mit ihm verbundenen Geldverdienern.

Es kam dahin, daß sich das gesamte Nachrichtenwesen über den Krieg als eine ungeheure Lüge darstellte. In den Tagen des Zusammenbruchs hörte man aus der Mitte des Volkes heraus keine andre Klage so leidenschaftlich wie die, betrogen zu sein. „Wir sind doch keine Kinder. Hätte man uns gesagt, daß die Schwierigkeiten übergroß sind, wir hätten es eingesehen. Aber man hätte uns nicht bis zum heutigen Tage von nichts als Sieg erzählen dürfen."

Dieses Nachrichtenwesen hatte einen Kopf. Es war ein untersetzter, aufgeblähter, laut schreiender Offizier, der Chef der Nachrichtenabteilung. Seine letzte Leistung war folgende. Als Ludendorffs Hoffnung zusammengebrochen und aus Not der deutsche Waffenstillstand angeboten war, mußten im Zeichen der damals erwogenen sogenannten Nationalen Verteidigung die Unterrichtsoffiziere der Stellvertretenden Generalkommandos in Berlin zusammentreten. Hier sagte ihnen der Chef der Nachrichtenabteilung, ihre Sache sei es, den erlahmenden Willen zum Kampf wieder aufzufrischen. „Wir", sagte er, „der Generalstab hat sich niemals geirrt. Wir haben uns nie über die Kräfte eines Gegners getäuscht. Wenn jetzt von einem Transport an

die Front die Hälfte davonläuft, so ist es Ihre Schuld." Das, nachdem der Generalstab sich bis auf die Knochen blamiert hatte, und niemand so wie die Nachrichtenabteilung, wie er, der Chef.

Es gibt in der deutschen Sprache ein Wörtchen, das heißt: Scham. Sucht mans unter den Geistern, die diesen Mann erfüllen, so lautet die Auskunft: völlig unbekannt.

Wir glauben, daß er nach seinem Tod eine Erztafel in die Hand bekommen wird, auf der er in alle Ewigkeit Buchstaben wird wegschleifen müssen, die sich ewig erneuern, die Buchstaben der Wahrheit.

Sein Name ist: Oberstleutnant Nicolai.

Man sagt, daß er unter Ludendorff den gefährlichsten politischen Ehrgeiz hatte.

Er hat ihn, wie wir zu wissen glauben, noch heute.

Slevogt von Willi Wolfradt

Grade eine Ausstellung, die das Schaffen eines fünfzigjährigen Künstlers ehren soll, hätte alles darauf anlegen müssen, die unversiechbare Jugendlichkeit dieses Impressionismus der deutschen Malerei zu verkünden. Um aber das lockere, lockende Bild der Frische, mit dem Slevogt in uns bestand, durch ein Quiproquo sinnenderber Buntheiten unterschiedlichen und doch nie höchsten Ranges zu verdrängen, hätte man diese wahllose Zusammentreibung von Altem und Neuem nicht veranstalten müssen. Schon dadurch, daß Slevogts Bestes: die Illustration und graphische Improvisation zu kurz kam und die illustrative Malerei nur andeutungsweise auftreten konnte, wurde das Gesicht seiner Kunst verfälscht. Seit Dürers Gebetbuch Maximilians des Ersten hat der freie, kecke Schnörkel nicht so leicht die Kinder einer phantasiereichen, melodiösen Laune um einen Buchtext gerankt wie der des Schenkens und Scherzens in der urwüchsigen Fröhlichkeit seines Herzens nimmermüde, krause Linienzug Slevogts. In seinen Märchen und Sagen wird er bestehen, wenn seine Malerei längst die letzte Oelung einer sterbenden Kunstanschauung heißen wird. Von dem blütenhaften Regen dieses sprudelnden Zeichnerfüllhorns hatte man nur eben so viel durchsickern lassen, um unsern Neid zu erregen. Und die wenigen stark bewegten skizzenartigen Stücke aus den Bezirken der Dons: Quixote und Juan, in denen etwas wie eine Synthese aus Menzel und Daumier geschaffen ist, die kleinen flirrenden Rennbahn-Impressionen und Tier-Arabesken, Kampf- und Massen-Scherzos waren so arg in der Minderzahl, daß sie nicht aufkamen gegen den breiten, aufdringlichen Farbensalat all der konventionellen Menschen und Naturmotive, die da ein versierter, aber recht trivialer Pinsel abgemalt hat. Ach, die Blumen haben kaum ihren eigenen Duft mehr, geschweige denn den einer in ihnen symbolisierten Idee, und nicht

einmal die ‚Crevetten auf Eis', einst so quick und geistvoll, haben sich frisch gehalten. Man sehnt sich zwischen all diesen routinierten Palettenballetts gradezu nach einem vollern, dunklern Klang; man ist so unverzaubert und unergriffen und kann sich kaum einer schicksalsärmern Kunst entsinnen. Die Eleganz der Skala, die einst sieghaft allen zähen Atelierklitterungen ihr festliches Bunt zuschmetterte, mutet nun, mir ganz überraschend, als leere, ungeistige Drastik an, der feinern Stufung so bar wie des höhern Schwunges. Die Monotonie des grellen Diskants zwitschert alle traumhaften Nachräusche zunichte, die Erinnerung je um den elastischsten, brillantesten und unmittelbarsten der deutschen Sezessionisten gewoben hatte. Die Kühnheiten, deren wir seit Slevogts Beginn allerlei erlebt haben, heben seine Keckheit aus dem Sattel, sowie sie lediglich ein Wagnis des Vortrags und nicht der Transzendenz der Form ist. Der Mangel an Rhythmus eines Malers, der im kleinen Format und in der Zeichnung die schöpferische Selbstverständlichkeit des Rhythmus hat wie kein Zweiter, der Mangel an Harmonie in einem Orchester, das vor lauterster Absicht auf Glanz undelikat zu werden in kaum vermiedener Gefahr schwebt, der Mangel an Melodienkraft des Konturs, der in mehreren plumpen Frauenbildnissen am ärgerlichsten enttäuscht: das sind Belastungen eines sicherlich berechtigten Ruhms, denen unsre toleranteste Bescheidung zu unproblematischer Augenweide nicht die Wage halten kann. Vollends der Landschafter, als der sich der Slevogt der Kriegsjahre vornehmlich präsentiert, verrät Stagnation und Vergröberung der französischen Vorbilder, deren Sekt zu Pilsener, deren Poesie in G'sundheit barbarisiert erscheint. Wenigstens bei dem Slevogt, der uns hier entgegentritt, und von dem wir kaum verstehen, daß er uns für der belangvollsten Einen und für den Lebendigsten aus der ganzen jetzt jubiläumsreifen Generation gelten konnte.

Aber diese Jubiläums-Ausstellung wird doch den andern Slevogt nicht verdrängen können, den genialen Skizzisten und Griffelaphoristiker, der uns zur Ilias und zu Ali Baba, zum Lederstrumpf und zum Gestiefelten Kater, zu Rübezahl und zu Benvenuto Cellini die tausendfältige Munterkeit seiner improvisatorischen Phantasie beschert hat, und der dem deutschen Impressionismus das Federballspiel eines technisch noch gelockerten Rokoko bedeutet. Da sprüht es in alle Windrichtungen hinaus von Zierlichkeiten und Neckereien, von im Flug aufgefangenen Bewegungen und Windbeuteleien des Stifts. Eine mozartische Instrumentation und ein schöpferischer Uebermut der Themen, von dem auch so manche Oelskizze das Beste übernehmen konnte, ein wahrer Labquell und Jungbrunnen: so sieht der Slevogt aus, den wir feiern möchten. Da hab' ich seinen Rübezahl und blättre drin, freu mich an dem bärbeißigen Bergbart und dem zappelnden Kerl am Galgen, und rette mir meinen Slevogt über seine Dezimalzeremonie hinüber.

Theater im November

Das Alte stürzt. Aber nicht zuerst im Schauspielhause, das am sechsten November noch königlich ist, und dessen Kunden zwei Lieblingsautoren haben: Ganghofer und Philippi. Mit glücklicher Hand vereint ein junger Hans Knobloch aus der oesterreichischen Provinz die Tugenden beider Meister zu einer ‚Judasglocke', die durch jedes Deutschland, monarchisches wie republikanisches, ein Seriengeläut wird erschallen lassen. Die Frage ist nur, ob nicht die Kunstsoldaten des Kaisers, wenn sie der Fessel sich entrafft, gut daran tun werden, grundsätzlich eine andre Musik zu machen. Das Staatstheater, in das man das Hoftheater verwandeln wird, soll mit keinem Geschäftstheater wetteifern müssen. Die neue Verfassung stelle nicht, wie die alte, die Künste auf Gnadengehälter, sondern auf Rechte. Im engern Sinn auch auf das Recht der langgedienten Beamten, bis ans Ende standesgemäß versorgt zu werden, gegen die einzige Verpflichtung, sich fern von der Bühne zu halten, aus der nicht früher was werden kann, als bis sie den Ballast ihrer Vergangenheit rücksichtslos abgeworfen hat.

Nämlich: es ändert sich die Zeit. Wie gefroren, wie leblos, wie ehegestrig und aufdringlich grinst uns am Abend vor der Revolution der ‚Kaufmann von Venedig' entgegen, der einstmals so geistreich gelächelt hat! Reinhardt, leider, ist keine Hoffnung mehr. Er wurzelt zu tief in dem Erdreich, das seit vier Jahren blutig umgepflügt wird, auf daß eine bessere Welt entsprieße; und seine Blüte ist abgewelkt. Welch ein lästig lärmendes, larvenhaftes Virtuosengespiel, das da, ohne die Schlagkraft der Virtuosen, Herr Moissi als Shylock vollführt! Im Fiasko des Publikumlieblings spiegelt sich das Geschick seines Regisseurs. Das Theater als Selbstzweck ist für einige Jahrzehnte erledigt. An der schönen Leiche stellt sich heraus, daß Reinhardts Kunst ihre Aura doch auch von der Aera Wilhelms des Zweiten bezog, der sie feindlich schien, weil wir Geschmacksunterschiede mit dem Wesen verwechselten. Die Gegenfüßler waren Exponenten des sattesten Bürgertums, und dessen Niederlage war und ist naturnotwendig die ihre.

Darüber hebt die Freiheit siegend ihre Fahne. Aber bedient man sich ihrer? Macht Einer Gebrauch davon, daß es keine Zensur mehr gibt? Kleine Theater und größere freuen sich eingestaubter Gesellschaftsspiele, ohne daß sich etwa das Publikum mitfreut. Gesetzt, daß diesem das Repertoire jemals wichtig war: augenblicklich ists ihm, wie es sich ausdrückt, grenzenlos schnuppe. Es weiß nicht, ob es in einigen Wochen noch Nahrung, Heizung, Beleuchtung und persönliche Sicherheit haben wird, und bringt da begreiflicherweise nicht die Nervenruhe auf, um Kulissengeschichten wie Herrn Hans Müllers ‚Schöpfer' anzuhören; trotzdem sich niemals berückender denn an ihresgleichen Bassermann als Schöpfer erweist. Ringsum wird deutlich, daß eben doch ein gewisser Grad von wirtschaftlicher Beständigkeit nötig ist, auf daß Kunst und Künstler Anwert gewinnen oder bewahren. Das Theater der sinkenden Bourgeoisie ist, noch einmal, bedroht wie sie: dagegen im Theater derjenigen Volksteile, die ein gleichmäßig reichliches Existenzminimum in ihre Zukunftsrechnung stellen zu können glauben, hat nichts sich geändert.

Höchstens künstlerisch. Höchstens! Kayßler muß wissen, warum er sich seiner Mitarbeiter Ludwig Berger und Ewald Duelberg entledigt hat. Aber wir merken bereits, daß das nicht zum Nutzen seines Theaters geschehen ist. ‚Wilhelm Tell‘ war eins von den wenigen Dramen der Stunde. Es hatte uns vor fünf Jahren, in Hauptmanns Auffassung, Feuer aus der Seele geschlagen. Wie erst heute! war unsre Zuversicht. Ach, sie sieht sich enttäuscht. Immer noch ist ein frischerer Zug in der Garde der Volksbühne als in den Schiller-Barden der Konvention; ihr Führer gibt streckenweise den besten Tell ab; und aus Herrn Dieterle wird was. Aber wo ist die fugendichte Einheit von ‚Maß für Maß‘? Freilich: wie soll die ein Regisseur herstellen, der zugleich die Hauptrolle spielt! Ein Dekorationsproblem existiert diesmal nicht. Was alles geht, bei Tag und bei Nacht, auf dem Rütli vor sich! Und kurz und gut: Kayßler mißverstehe den Satz Oscar Wildes, daß das Theater in die Hände eines gebildeten Despoten gehört, nicht so arg, nun auf alle selbständigen Fachhelfer zu verzichten. Seine Prinzipalschaft hat zu quellend begonnen, um schon nach einem Vierteljahre versanden zu dürfen.

Inzwischen sind, zum dritten Male, die Unterhaltungsstätten des Kapitalismus öde und leer in jeder Bedeutung, und kein Geist schwebt über den Wassern. Nur um die Ohren von fünfundzwanzig Gästen des Kleinen Schauspielhauses eine unfaßbare Geistreichigkeit. Aus dem ‚Brand im Opernhaus‘ ist zu erfahren, daß der bravouröse Georg Kaiser, der bisher Dramen jeglicher Art verfaßt hat, mit derselben Bravour die Art trifft, die niemand versteht. Ein ‚Nachtstück‘ des Inhalts, daß sich phantasmagorisch Liebe und Haß in einander verwandeln, daß sie verdunsten und wieder körperhaft werden und sich paaren und doch nicht zeugen, sondern morden und sterben: warum nicht in Einer Szene, einer wilden und meinetwegen wirren, verwirrenden? Aber drei Akte ohne oder voll von wertlos überfeiner Psychologie? Aus einem Gehirn, das zu heiß ist oder sich künstlich zu sehr erhitzt, um überzeugend erdenken zu können, was dann allerdings immer noch erst Gestalt annehmen müßte? Eine furchtbare Quälerei, den ganzen Abend auf solch eine Sphinx zu starren.

Was aber soll das Theater machen? Wie die Revolution stagniert, weil zu viele Stützen des alten Regimes nicht wegzubrechen sind, ohne daß eine gurgelnde Flut unser Deutschland verschlingt: so hat das deutsche Theater die Wahl zwischen einem Kuddelmuddel, worin sich vielleicht allmählich doch allerlei Keime entfalten werden, und einem dicken Strich unter die Vergangenheit, einer ausgiebigen Atempause und einem frischen Anfang auf jungfräulich unentweihtem Boden. Leider vollzieht sich so reinlich eine Entwicklung leicht in der Idee, schwer in der Wirklichkeit. Was also soll da die Glocke der Kunst, wenn sie durchaus nicht schweigen will? Nur ewigen und ernsten Dingen sei ihr metallner Mund geweiht, und stündlich mit den schnellen Schwingen berühr' im Fluge sie die Zeit! Weg mit den falschen Schillers, die schnell den großen Volksfilm ‚August Bebel‘ zusammenschmieren! Her mit Shakespeare und Mozart und Goethe und unter „ernsten“ Dingen auch solche heitern verstanden, die das schmallippige Antlitz dieser Gegenwart nicht beschämt! Und Geduld! Und Kritik! Und Arbeit! Und Glaube! Und Freudigkeit!

Der Schöpfer von Alfred Polgar

Der Professor Paul Schumacher hat ein Medikament gegen die Tuberkulose erfunden. Er ist ein Fanatiker seiner Idee. Das Werk gilt ihm alles, die Menschen sind nur Mittel zum Zweck. Die Liebe der Assistentin Nada, zum Beispiel, Balkanmädchen und bleich, merkt er garnicht. Zu seiner Frau hat er eine seltsame, trocken-erotische Beziehung: bis zur seelischen Zweieinigkeit ist ihre Ehe nicht gediehen. Sie konnten beieinander nicht kommen, das Werk war viel zu hoch. Frau Schumacher hat keine Ahnung von den Drängen einer schöpferischen Mannes-, Herr Schumacher keine von der Sehnsucht einer Wärme heischenden Frauenseele. Es bedarf heftiger Schicksalsstürme, um sie zu- und ineinanderzurütteln.

In Schumachers Sprechstunde erscheint sein Schwiegervater, der alte Organist, mit einem rheumatischen Knie. Er sagt unter anderm: „Ich versichere dir, wenn einer dort oben im Halbdämmer sitzt, die Wölbung über sich, unten die leere Erde, und nun schwingt so der erste Ton aus dem Kasten, den man selbst gebaut hat, durch den schwarzen, kühlen Raum, eine Art Silbervogel —". Der Professor, allem Sentimentalischen abhold, vielleicht auch nicht gern an seine galizische Praxis erinnert, lehnt den Silbervogel ab und verordnet essigsaure Tonerde. Wir aber schließen aus Wort und Wesen des zart-lyrischen Greises auf das Wesen der Tochter, der Frau Schumacher. Und werden, wie sich zeigen soll, nicht enttäuscht.

Frau Schumacher hat nämlich eine, vorläufig distanziert-romantische, Beziehung zu dem lungenkranken Baron Scheel. Ihr bei dem Serum-Erfinder frierendes Herz akzeptiert, zögernd, aber leis beglückt, die schwärmerisch-stummen Huldigungen des Barons. Eine namenlose, verdächtigende Karte bringt die Sache im Hause Schumacher zur Diskussion und in dramatischen Schwung. Eben als der Professor von der tiefen Leidenschaft des Barons Kenntnis erhalten, betritt der Leidenschaftliche das Zimmer. Teils als Patient, teils in der unbewußten Absicht, ein Weilchen im Dunstkreis der geliebten Frau zu atmen. Im Gespräch der Männer wetterleuchtet es vom Kampf zweier Weltanschauungen: ein Kulturmacher und ein Kulturgenießer. Oder auch: ein Kavallerist und ein „Pionier". Von all dem ist aber nicht mehr die Rede, sowie sich herausstellt, daß der Baron im letzten Stadium der Schwindsucht. Er ist für den Professor jetzt nur noch ein „Fall", ein neutrales Lebewesen, das morgen eine Dosis des neuen Schumacherschen Tuberin 5 unter die Haut bekommen soll. Von dieser Absicht wird auch, in der nächsten Szene, Frau Schumacher unterrichtet. Vor der kalten, fernen Größe ihres Mannes schauert sie zurück; und sagt ihm das. Unter anderm so: „Auf diese mitternächtige Höhe, wo du dir deine gottähnliche Kirche eingerichtet hast, dort hinauf konnte ich dir nicht mehr folgen."

Oder: „Du bist mit den Jahren immer weiter hinausgewachsen über das Menschliche." Diktion: Bahr, geborene Silbervogel.

Zweiter Akt. Bei Scheel. Einleitung: Herrengesellschaftsszene, Bridgepartie. Dann: Kurzer Ausbruch gequälten Herzens vor uraltem, soigniertem Kammerdiener. Hernach: „Scheel, alleingeblieben. Die Klaviatur öffnend, schlägt er ein paar Akkorde an. Gleitet in eine Chopinsche Melodie, mit innerm Rubato: den kleinen Walzer in A-moll. Bebender Ton der linken Hand." O, wie subtil! Der bebende Ton der linken Hand ist noch nicht verklungen, da erscheint: sie, Johanna. Das Gefriermotiv der Frau Schumacher (es ist ihr so kalt bei dem unentwegt schöpferischen Professor) erklingt. Scheels inneres Rubato schmiegt sich kontrapunktisch an. Es kommt zu einem Andante amoroso. Ma non troppo! Frau Schumacher war rein, ist rein und bleibt es. Er: „Auf meinen zwei Armen trage ich dich weg aus deiner Enge." Sie: „In den Süden . . ." Offenbar meint sie das nicht im Sinne des Kompaß, sondern mehr seelisch-symbolisch: in die Wärme. Er aber wird genauer: „Wir gehen an den Comersee. Zwischen Tremezzo und Cadenabbia, mittwegs . . . zwischen Oleandern . . . die Casa Amerlenghi am blauen See . . . Nachts fallen Sterne in das Wasser . . . fallendes Gold . . ." Da kann sie nun auch nicht umhin, fortzusetzen: „Eine Marmorschale ist dort, eine weiße . . . die tragen vier junge Engel . . . laues Wasser fließt darüber." Es bestätigt sich, daß d'Annunzio bei seinem Flug über Wien auch Waschzettel seiner Bücher abgeworfen hat.

Dieses mit dem größten poetischen Komfort der Neuzeit ausgestattete Liebesgespräch wird durch die Ankunft Schumachers unterbrochen. Zwischen beiden Männern (Frau Johanna im Nebenzimmer) entlädt sich eine dramatische Auseinandersetzung. Scheel sagt Herrn Schumacher ins Gesicht, daß er Frau Schumacher liebe, und daß er es verschmähe, sich von ihm gesund machen zu lassen. Der Professor aber bezwingt die Stürme seines beleidigten Gattenherzens („mit gestrafften Sehnen, wie vor einem körperlichen Ausbruch") und bleibt Arzt, nur Arzt. Nachdem er gegangen, tritt Johanna ein. Wir wissen gleich, wie es um sie steht: Sie ist erotisch weit weniger im Bann des lungenkranken Barons als in dem des Professors mit den gespannten Sehnen. „Etwas Dämonisches ist um ihn, nicht wahr . . . etwas Morgiges, möchte man sagen". Johanna geht . . . der Baron aber, wie nicht minder die Zuhörer fühlen es zuinnerst: und nimmer kehrt sie wieder.

Im dritten Akt hebt ein neues Drama an. Baron Scheel ist tot; offenbar hat er das Tuberin nicht vertragen. Schumachers Entdeckung, seine Tat, sein Werk sind in Gefahr! Die Fakultät arbeitet gegen ihn. Ihr Vertreter, der neidvoll-kleinliche Geheimrat Fabius, nennt die Anwendung des neuen, unapprobierten Heilmittels gradezu: Mord. Mord? Die Vokabel ent-

zündet einen furchtbar-großen Plan in des Professors Seele: er wird sagen, er habe den Baron aus Eifersucht getötet, ihm absichtlich das Dreifache der indizierten Dosis unter die Haut gejagt. Und Johanna, von dem Temperament, von den Schöpfer-Ekstasen des rasenden Bakteriologen hingerissen, wird ihn auf dem Passionsweg, den er so, das Kreuz seiner Idee auf sich nehmend, wandeln will, opferfroh begleiten. Höchst sonderbar ein Detail dieses Auftrittes: wie der Professor, von Begeisterung fürs Metier hinreißend hingerissen, der („atemlos folgenden") Frau die schönen Farben seiner Präparate zeigt. „Keine Frucht verschenkt Farben von so brennender, ewig wechselnder Glut! (Reißt ein dunkelrotes Gefäß von der Wand.) Ist das schön? Wie? Geht dir davon ein Glanz aus? (Weist auf ein Glas mit grünem Opalschimmer.) Und dort? Grüne Erde. Meer!! Ein beinah unirdisches Vergessen." Seltsamer Ausflug ins Metaphysisch-Koloristische. Immerhin tut er seine Wirkung. Es geht ihr davon ein Glanz aus, eine Ahnung auf und das Auge über. So erreicht die Szene einen Gipfelpunkt, auf dem Johanna: „Paul!" und Paul: „Johanna" ruft . . . An diesem Abend lasen sie nicht weiter.

Im vierten Akt nimmt die Sache eine überraschende Wendung. Der Professor, furchtbar schwankend, ob er bei der Mordbeschuldigung gegen sich selbst beharren (also die Frau preisgeben) oder davon absehen (also Tuberin 5 preisgeben) soll, wird aus solchem Dilemma durch einen Abschiedsbrief Baron Scheels an Frau Johanna befreit. In diesem Brief heißt es nämlich, daß der Baron sich durch Gift persönlich aus der Welt geschafft habe. Wie steht Schumacher nun da? Erhoben und doch geknickt. Erhoben als Schöpfer, geknickt als Ehemann. Aber Johanna weiß ihn in diesem Punkt zu beruhigen. Ihr schlichtes: „Ich habe mich ihm nicht gegeben" beseitigt seine Skrupel und hilft dem genialen Chemiker endlich zu der höhern Synthese von Mensch und Idee. Bleibt noch das Aergernis vor dem Senat: „Johanna — — du hast dich vor diesen Leuten beschuldigt . . ." Johanna: „Was liegt daran? Das Lächeln der Welt geht unter, wo zwei Menschen mit einander einig sind." Innerlich geläutert und erhellt kann Hans Müller-Schumacher dann, im Abgesang der Komödie, den Hörern mitteilen, daß ihm „der Sinn des Christus . . . des Nazareners" lebendig geworden sei.

Ja, das Lächeln der Welt geht unter.

Das mit dem Nazarener hat aber der jetzige Oberhirt des Burgtheaters dem Müller weggeputzt. (Schumacher, bleib' bei deinem Leisten.) Er hat auch sonst die schlicht-bedeutsame Pathetik des Dialogs weise beschnitten. Und das kam der Bühnenwirkung des spannenden, unerträglich geschickten, mit allen Fingerfertigkeiten der bessern Mache Problematisches und Theatralisches ineinanderschachtelnden, von prima Gedanken-Crême durchfetteten Boulevardstückes nur zugute.

Namensänderung von Theobald Tiger

Ich muß mir einen neuen Namen geben.
Mein Gott, wer ändert nicht in großer Zeit!
Man kann ja auch als Kaspar Hauser leben,
wie er war ich von aller Welt so weit.

Ich Menschenfremdling dacht in meiner Klause:
Ist ein Professor einmal Monarchist,
weht einmal Schwarz-Weiß-Rot von seinem Hause,
dann, dacht ich, bleibt er eben, was er ist.

Ich Kind! Da lebt ich so im frommen Wahne.
Der hat ja garnicht jenen Thron gemeint!
Sein Banner ist die kleine Wetterfahne:
Zahlst du Pension? Wenn nicht, bist du der Feind.

Und flugs und flink hat er sich umgewandelt.
Man ändert seinen Namen, nicht das Herz.
Man lernt die neuen Worte, und man handelt
die Ueberzeugung nunmehr anderwärts.

So zeigt sich denn beim Leben und beim Schreiben:
die Reaktion ist alt — die Phrase neu.
Ich aber will gern euer Alter bleiben,
als Kaspar Hauser.
Bleibt mir weiter treu!

Aale von Alfons Goldschmidt

Sie haben es immer verstanden, hindurchzuschlüpfen. Das Großkapital ist ja noch viel geschickter als die neue Politik. Das Großkapital hatte sofort die Asyle, die Schlupfwinkel, die Lücken heraus. Einige Tage Besinnung, und schon ging die Schlängelei los. Wozu hat man denn die Tradition, die Technik, das ganze ausgeklügelte System? Wie war es zu machen, wie konnte die Pinke vor der Opferung gerettet werden?

Da war die Exterritorialität. Man mußte Auslandsrechte auf deutsches Geld schaffen. So wurden rasch im neutralen Auslande und auch in Frankreich Forderungen begründet. Man fingierte, beispielsweise, die Errichtung einer Zweigfabrik oder einer Bankfiliale. Beim Friedensschluß, so sagte man sich, wird das Ausland diese Forderungen schützen. Damit war nicht nur die Kapitalsrettung geschehen, sondern auch eine neue deutsche Not erzielt. Denn die Forderungen könnten in Gold erledigt werden müssen. Gewisse Leute jedoch haben die Goldmoral schon während des Krieges nicht gar so ernst genommen. Darunter sind auch Exfürsten. Beispielsweise ist Fürstengold in Millionenbeträgen nach der Schweiz gebracht worden. Zu einer Zeit, da an allen Mauern Plakate mit dem Aufruf hafteten: „Bringt euer Gold zu den Goldankaufsstellen!" Natürlich nur die Andern — selber dachte man nicht daran.

Ferner lief man in die Büros der Versicherungsgesellschaften. Der inländischen und der ausländischen, die Zweiggeschäfte in Deutschland betreiben. Man schloß Riesenverträge auf den Erlebensfall ab und zahlte sofort die Gesamtprämie. Auch dadurch sollte eine Kapitalsexterritorialität geschaffen werden. Policen, so hoffte man, werden integer sein. Besonders Policen von Auslandsunternehmungen abgeschlossen. Die Schweiz, die Vereinigten Staaten werden, das war die Hoffnung, den deutschen Steuereingriff nicht dulden. Es gibt jedoch

noch immer Erfassungsmittel, denn noch ist Kriegszustand. Man kann also auf dem Verordnungswege das geflüchtete Kapital zurückholen, soweit es nicht im Ausland ist. Hat man gegen die direkte Gold- und Banknotenflucht ins Ausland genügend Vorsicht geübt? Gab es da nicht Verbindungen, Paßverbindungen aus alter Zeit, die noch schnell benutzt wurden? Man sollte einmal hineinleuchten.

Eine dritte Art der Exterritorialität: Ausländer wurden und werden rasch geheiratet. Sie werden mit Millionen-Mitgiften gesegnet. Selbstverständlich mit reservatio. Der noble Schwiegerpapa nimmt teil an dem Hochzeitsgut. Eine höchst einleuchtende Sache, und einige Tage nach Revolutionsbeginn schon von den Köchen entdeckt. Wer Ausländer ist, kann sich in Deutschland mit Gold oder Noten aufwiegen lassen. Ist diese Findigkeit nicht entzückend? Wo bleibt da der Sozialismus? Er hat im Frieden das Einarbeiten in die Methoden versäumt. Das rächt sich jetzt. Es waren nur selten Finanzleute dabei. Ideologen allein können es nicht schaffen.

Noch eine Exterritorialität, eine weitzügige Exterritorialität von politischem Schmiß. Im deutschen Westen sorgten und sorgen sich die Schwerindustriellen um ihr Kapital. Herr August Thyssen wollte schon 1910, als eine preußische Kohlensteuer drohte, Franzose werden. Heute möchten noch mehr Schwerindustrielle Franzosen werden oder unter französisches Protektorat kommen. Mit einem Schritte wären sie der Sozialisierung und den Steuerpflichten entronnen. Das Reich könnte sehen, wo es bliebe. So eine Rhein-Republik wäre ein Asyl! Daran denken diese Leute, daraufhin arbeiten sie. Es wird mit Sabotage, mit grandiosen Fluchtbestrebungen, mit unerhörten Entziehungsplänen gewirtschaftet. Das sind die Opferungsanfeuerer von einst. Von gestern noch. Gestern noch riefen sie: „Steht treu zum Reich!" Heute pfeifen sie auf die Treue und machen sich auf den Weg. Eine Schäbigkeit, eine unsagbare Schäbigkeit, eine gefährliche Schäbigkeit. Aale, aber nicht so schmackhaft. Sollte man so etwas für möglich halten? Man sollte es. Man durfte andres gar nicht erwarten. Was ist dagegen zu machen? Es gibt nur eine Macht, die jedem Lande geben kann, was es braucht: die internationale Arbeiterschaft. Sie muß verteilen, sie muß nach Hause schicken, sie soll die große zentrale Rationierungsinstanz sein.

Antworten

Münchner Post. Du hast folgenden Kummer in großer Zeit: „Ueber den Tanzabend Else Griner und Gustav Zeiller können wir leider nur zur Hälfte berichten. Nicht etwa deshalb, weil wir nur seine zweite Hälfte gesehen haben, sondern weil der Vater der tanzenden Novizin in zu starkem Maße unsre Objektivität getrübt hat, und zwar in Gestalt eines wohlverschnürten Pakets, das am Vormittag der Veranstaltung auf der Redaktion mit der unschuldigsten Miene auf uns wartete. Ein kurzer, verschämter Blick hat uns belehrt, daß es ein Stück Fleisch, eine Wurst und etliche Kilo Aepfel von einer Qualität enthielt, wie wir sie seit mehreren Jahren auch nicht in unsern wollüstigsten Träumen uns vorzustellen gewagt haben. Es gibt noch gute Menschen, die unser Herz an der verwundbarsten Stelle zu treffen verstehen! Hoffentlich hat der liebevolle Vater und Freund der Kritik besagtes Paket rechtzeitig auf der Expedition wieder holen lassen; auch unsre Expedition hält auf gute Luft." Das ist nett. Das ist aufmerksam. Das ist hübsch gedacht. Nur die Form ist noch etwas plump. Aber wenn der Papa sich weiterhin

strebend bemüht und nicht mit der Wurst nach den Kritikern schmeißt, dann wird es schon werden. Leise, leise, fromme Weise — und paß auf, Münchner Post, deine altmodische Ehrlichkeit wird staunen, wenn sie in einem Jährlein die Tochter dieses Papas auf dem Gipfel ihrer Kunst sieht, umschmeichelt von der Kritik, umtost von den Zuschauern, bejubelt von der Welt. Und im Hintergrund steht Einer und schmunzelt und sagt in dem Beifallslärm: „Ein Schinken, zwei Hammelnieren, drei Zentner Birnen und ein Kilo Kaffee — meine Tochter ist eine große Künstlerin!"

Frauen. Ich bitte euch — laßt Das. Ihr verfaßt Aufrufe, feuert an, ratet ab und zu — laßt Das. Ein Ausschuß deutscher Frauen: das ist so, wie wenn sich alle Leute zusammentäten, deren Name mit T anfängt oder mit U. Frauen — habt ihr durch lange Haare eine Gemeinschaft oder durch was sonst? Ihr seid nicht „Frauen". Die einzelne ist seine Frau oder, was seltener ist, ein selbständiger Mensch — aber ihr müßt euch mit Gesinnungsgenossen verbünden, nicht mit Genossinnen des Geschlechts. Ihr wart immer — und das ist euer gutes Recht — beim Erfolg, ob der nun Militär oder Friede hieß. Gefühl? In der Bahn sitzt mit Nervenzuckungen ein bettelarmer Soldat, den es hin und her reißt, weil sein Körper nicht mehr in seiner Gewalt ist. Tränen perlen in euern Augen. Aber habt ihr nicht 1914 Hurra geschrien?

B. Z. am Mittag. Du beschwerst dich in einem sehr langen Rohrpostbrief, daß der Autor der ‚Unheilstifter' den Eindruck erweckt habe, als ob du dich „begeistert für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eingesetzt" hättest. Deine Gabe zu lesen möchte ich haben! Dann gingen morgens, mittags und abends all die gedruckten Schurkereien, die jetzt meine Gesundheit untergraben, spurlos an mir vorüber, und meine Lebensdauer währete hundertsechzig Jahre, anstatt des vierten Teils. Was L. Persius von dir zitierte, fing folgendermaßen an: „Wir grüßen den 18. Februar 1915. Der Tag (des eingeschränkten U-Boot-Krieges) ist da . . ." Um jedes Mißverständnis unmöglich zu machen, hatte ich in das Manuscript von Persius die Parenthese hineingesetzt. Aber im Verlauf deiner brieflichen Belehrung verrätst du, wie belastet dein eigenes Gewissen ist: denn du fahndest auf andrer Leuts Schuld. Du sagst: „In der Abendausgabe des Berliner Tageblatts vom ersten Februar 1917 schloß niemand andrer als L. Persius einen Aufsatz mit den Worten: ‚Hindenburg hat erklärt, der U-Boot-Krieg sei ein Mittel, unsre Feinde schwer zu schädigen; und die leitenden Stellen der Kriegsmarine haben die feste Ueberzeugung, daß England durch den ungehemmten U-Boot-Krieg zum Frieden gebracht werden wird. Auf Grund dieser Ansicht und Ueberzeugung wird sich unser Vertrauen auf den endlichen Erfolg unsrer bewährten U-Bootwaffe aufzubauen haben. Unser Sehnen und Hoffen geht dahin, daß die tapfern Besatzungen stets wieder unversehrt und ruhmbedeckt mit ihren kleinen Booten in die heimischen Häfen einlaufen möchten.' Herr Kapitän Persius scheint uns also vor Andern der Sünde bloß zu sein, allzu sehr den militärischen Fachautoritäten — auch seiner eigenen? — Glauben geschenkt zu haben. Wir stellen ihm das obige Zitat aus seinem Artikel für die nächste Vorführung von ‚Unheilstiftern' höflichst zur Verfügung." Das wird dankend angenommen. Aber was steht vor den zitierten Sätzen, nachdem ausgeführt ist, daß die Bedrängnis der britischen Schiffahrt längst nicht so groß ist, als meistens bei uns geglaubt werde? „Immerhin sollte man nicht zu sehr den Wunsch den Vater des Gedankens sein lassen. Vorläufig liegt die Organisation der gesamten Handelsschiffahrt noch stark im

Argen. Jedes Ding braucht Weile — und besonders in der Kriegführung Englands! Aber wir mußten des öftern gewahr werden, daß aus der anfänglichen Desorganisation mit der Zeit eine treffliche Organisation sproßte. Dieser Tatsache sollten wir uns zu unserm eigenen Vorteil nicht verschließen. Auch hinsichtlich der Abwehrmaßnahmen gegen U-Boot-Angriffe muß vor Unterschätzung gewarnt werden. Der neue Lord der Admiralität Carson antwortete vor einigen Tagen Abgesandten der Navy league auf ihre Vorstellungen hinsichtlich der mangelnden Vorbeugungsmaßregeln gegen die U-Boot-Gefahr, er könne erschöpfende Abhilfe aller Mängel in Aussicht stellen. Gewiß ist dies bereits früher behauptet worden, von Churchill und Balfour, aber man würde Carson wenig gerecht, wenn man ihn in einem Atem mit seinen Vorgängern nennen wollte. Kurz: es hieße nur die hoffentlich recht großen künftigen Erfolge unsrer wackern U-Boote herabsetzen, wollte man die gewaltige Schwere der vor ihnen liegenden Aufgabe nicht in ihrem vollen Umfang würdigen.“ Genügt dir das, wackere B. Z.? Deine Einwendungen besagen, daß du den Sinn des Artikels von Persius nicht begriffen hast. Aber richtiger ist wohl, daß du, ein Machiavell pour le bon marché, diesen Sinn nicht begreifen willst. Du bist gewöhnt, auf die Dummheit deiner Leser zu bauen. Bei meinen wirst du damit kein Glück haben. Die wissen, daß Persius vom ersten August 1914 bis zum neunten November 1918 unter dem Druck der Vorzensur stand, also daß er in seinen Artikeln stets ein paar Sätze schreiben mußte, die die Zensur übertölpelten, auf daß sie die Wahrheiten durchließe. Meine Leserschaft merken die Ironie in denjenigen Sätzen von Persius, worin von dem „Vertrauen, das sich aufzubauen hat“ — nämlich auf Befehl Hindenburgs — gesprochen wird. Was er in den Sätzen, die du verschweigst, geschrieben hat, macht auch der Beschränktheit deutlich, daß er in Sachen des U-Boot-Krieges immer als Warner, nie als begeisterter Ansporner aufgetreten ist.

H. J. Ach, es stand mancherlei geschrieben! Da stand am achten September 1913 im ‚Simplicissimus‘ dieses: „Ueber den Krieg als Bildungsmittel plaudert in überaus anregender und origineller Weise ‚ein alter Kriegsveteran‘ im ‚Oberlausitzer Heimatkalender auf das Jahr des Herrn 1913, herausgegeben im Auftrage bezw. mit Unterstützung der hohen Herren Stände des Markgraftums Oberlausitz beider Anteile‘: „. . . Ja, das war eine herrliche Zeit mit ihren segensreichen Begleiterscheinungen. Das tägliche Politisieren, Räsonieren und Nörgeln hatte aufgehört; man dachte an seine Lieben, die im Felde standen, und betete fromm und inbrünstig für sie. Der Krieg lehrt nicht nur beten, er begeistert uns für Ideale und läßt uns ein fremdes Land mit seinen andern Sitten und Kulturerfolgen kennen lernen. Kein Volk zieht so viel Vorteil und Gewinn aus einem Kriege als das deutsche, das den Gelehrten- wie den Arbeiterstand gleichmäßig unter die Waffen ruft und dadurch befähigt ist, Beobachtungen in Feindesland zu machen, die wir in der Heimat verwerten können.‘“ Aber das konntet ihr alles Ernstes später, während der großen Zeit, in den besten deutschen Witzblättern, nämlich den nationalen Zeitungen lesen: wie das deutsche Volk es so herrlich weit gebracht habe, daß es nun, statt an der langweiligen Scholle zu kleben, den Zugverkehr in der Ukraine überwache. Ach, es stand mancherlei geschrieben, was Spaß war. Und unsre Kriegervereine haben so lange blind geschossen, bis es eines Tages blutiger Ernst wurde. Und wenn ihr nicht alle mithelft: so wird es wieder so werden.

Max H. Ob ich den Rat geistiger Arbeiter denn wirklich für nötig halte? Ich bin nach der Gründung selber manchmal schwankend geworden. Aber nun zitiert Hans Delbrück in seinen Preußischen Jahr-

büchern aus dem Programm die Forderung: „Freiheit des Geschlechtslebens in den Grenzen der Verpflichtung, den Willen Widerstrebender zu achten und die Unerfahrenheit Jugendlicher zu schützen. Durchgreifende Herstellung des Rechtes aller Männer und Frauen, über den eigenen Körper frei zu verfügen. Rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung nicht nur der unehelichen Kinder, sondern auch der unehelichen Mütter mit den ehelichen." Ich hatte geglaubt, dies sei eine Forderung von solcher Selbstverständlichkeit, daß man sich eigentlich genieren müßte, sie öffentlich zu erheben. Aber Hans Delbrück zitiert sie und fügt hinzu: „Das deutsche Volk wird die Antwort auf solche Ethik nicht schuldig bleiben." Und nun weiß ich: der Rat geistiger Arbeiter ist nötig. Und wenn er in hundert Jahren den zehnten Teil seiner Forderungen durchgesetzt haben wird, so wird sein Leben köstlich gewesen sein. Und nur Eins bürgt dafür, daß er in sehr viel weniger als hundert Jahren sehr vielmehr als den zehnten Teil seiner Forderungen durchsetzen wird: Herr Sudermann hat sich zu seinen Gegnern gesellt. Diese letzte Bestätigung unsrer Daseinsberechtigung und Daseinsverpflichtung stand freilich noch aus. Die vorletzte war die Kampfansage des Feuilleton-Redakteurs der Vossischen Zeitung. Daß Herr Stefan Großmann in einer öffentlichen Versammlung des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller unsre Begier nach Abwehrmaßregeln gegen die feuilletonistische Verseuchung der Presse verulkte, wirkte wie eine Apologie seiner eigenen Tätigkeit. Fünfzehn Stunden später brachte die Hausgenossin der Voß: die B.Z. am Mittag eine, gelinde gesagt, unwahrhaftige Schilderung des Abends, an dem Großmann und Sudermann Arm in Arm gegen den unbequemen Geist angerückt waren. Diese Fälschung verwundert nicht weiter. Denn der Verlagsdirektor Herr Georg Bernhard ist, wie ich in Nummer 46 dargestellt habe, am elften November aus dem Reichstagszimmer des Rats geistiger Arbeiter gewissermaßen gejagt worden, und für den Hochgenuß, der uns das war, wollen wir gern den Preis zahlen, daß wir immerdar von allen Ullsteinen werden beschmissen werden.

D. B. Also das gibts oder gabs? Noch am letzten Tage? Am neunten November 1918? Da wurde in Kiew die ‚Minna von Barnhelm' zwecks Verstärkung der nationalistischen Gefühle unsern Soldaten vorgeführt, und nachher fragten Sie einen Leutnant, wie es denn war. „Jott, janz nett!" sagte der. „Aber, wissen Se, ich halte das eihntlich nich für schicklich, det man den Kerls ein Stück vortingelt, wo ein Major den janzen Ahmt mit Sie anjeredet wird!"

Germanicus. Ich muß auf Ihren Abschiedsbrief nicht ausführlich erwidern, dieweil ich das ja mit jedem Heft meines Blattes tue. Aus jedem geht hervor, daß mir und meinen Mitarbeitern nichts ferner liegt, als den Aufbau eines arbeitsfähigen Deutschland zu hindern, daß wir, im Gegenteil, den brennenden Wunsch haben, diesen Aufbau mit allen unsern Kräften zu fördern. Ihr und unser Ziel ist also das gleiche. Nur zeigt sich in diesen Schicksalswochen, daß Sie und wir zu dem einen Ziel nicht den gleichen Weg sehen — und da es fast noch wichtiger ist, den gleichen Weg zu marschieren als gleiche Ziele zu haben, so hab' ich mich schweren Herzens zur Trennung entschlossen. Lassen Sie sich für drei Jahre freudiger Kampfgenossenschaft aufrichtig danken und sich als Robert Breuer hier immer willkommen heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Bürgerschreck von Otto Lehmann-Rußbüldt

Den deutschen Bauern des Dreißigjährigen Krieges erschien der Schwede als der Bauernschreck: heute, am Ende des Weltkriegs, tritt der Spartacus-Mann als der Bürgerschreck in die Erscheinung. Es liegt ein tiefer Sinn in dem kindischen Spiel, das jetzt die „demokratischen" Blätter von der ‚Morgenpost' bis zur ‚Post' treiben: sie schlagen auf den Bolschewismus los in der Absicht, dadurch den Kapitalismus zu schützen.

Man übersieht bei der Einschätzung des sogenannten Bolschewismus in seiner derzeitigen russischen Form, das heißt: der Autokratie einer handvoll entschlossener Intellektueller, und beim Vergleich mit den deutschen Verhältnissen Eines vollständig: der Bolschewismus war in Rußland der Friedensengel, und nur daher stammt sein Kredit bei den zu Tode ermüdeten Volksmassen. Rußland hat sich den Wahnsinn einer Nationalen Verteidigung nach der März-Revolution von 1918 geleistet, und erst der Funkspruch Lenins ‚An Alle' brachte den Frieden. In Deutschland hat ein Nervenchoc des Generals Ludendorff und die Entschlossenheit der deutschen Matrosen in Kiel uns haarscharf an diesem letzten Spektakelstück alldeutscher Agitation vorbeigeführt. Wenn also der Spartacus-Bund in Deutschland dieselbe Bedeutung und Macht gewinnen wollte, wie der Bolschewismus in Rußland, so müßte er etwas Gleichwertiges leisten, wie es Lenin mit der Einleitung des Friedens tat. Der Spartacus-Bund müßte eine Talentprobe ablegen dergestalt etwa, daß er erträglichere Waffenstillstandsbedingungen erreicht oder uns vor dem Hunger bewahrt.

Aber alle solche tatsächlichen Feststellungen werden die Epidemie der Furcht vor dem persönlich sehr hochherzigen Liebknecht nicht aufhalten, denn die ganze Presse ist losgelassen. Weder der Bolschewismus noch die Reaktion würden eine Gefahr bilden, wenn nicht das Grundübel der Deutschen wirksam wäre: die hoffnungslose politische Gehirnverkleisterung des Spießers in Stadt und Land — das Gros der deutschen Arbeiter leider nicht ausgenommen. Wir erleben jetzt dasselbe Schauspiel, das sich in den Religionskämpfen des Reformationszeitalters zeigte. Man war sich über die Existenz Gottes vollkommen einig und klar, und alle Konfessionen fußten auf einem Gottesbegriff: aber über seine Naturgeschichte und praktische Verwendbarkeit haben Mohammedaner, Juden und die verschiedenen Sorten von Christen genau so ein Stück in Europa aufgeführt, wie es jetzt der ganze Erdball wegen der ‚Demokratie' tut.

Die drei Gruppen der deutschen Sozialisten: Mehrheit, Unabhängige und Spartacus-Leute fordern gleichermaßen die Vergesellschaftung der Produktionsmittel — aber die erste und die

dritte Gruppe erklären jeden Tag, es gebe nur einen Verräter am Sozialismus, und das sei eben der Andre.

Wo ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht?

In der Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze des Sozialismus auf die Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens! Sozialismus in seinem weitesten Begriff ist eine Organisation der menschlichen Arbeit Aller, um möglichst für jeden ein möglichst großes Maß von Lebensfreude herauszuwirtschaften. Bisher ist diese Arbeit der Einzelnen gegen einander vor sich gegangen, obwohl die Menschen instinktiv fühlen, daß diese Arbeit mit einander und für einander verrichtet werden muß.

Eine Anhängerin des Spartacus-Bundes — sympathischer als sämtliche Philister in Deutschland zusammen — erklärte mir auf meine Frage, was sie tun würde, wenn sie an der Macht wäre: sie würde alles Privateigentum für Nationaleigentum erklären und beschlagnahmen lassen und dann . . . „Halt", fiel ich ein, „sehr gut, aber wie wollen Sie denn das machen?" Da blickte sie hilflos zur Seite. Die Spartacus-Leute sind Ideologen reinsten Wassers. Wenn ich einen Schutthaufen von der Höhe des Montblanc vor mir habe, und zu einer solchen Höhe wird der Schutthaufen aus dem Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft anwachsen, so ist es eben kindlich, mit Kinderspielzeug den Schutt aufräumen zu wollen. Gleichwie der Militarismus zu seinen beinah kosmischen Dimensionen nur anwachsen konnte durch die Anwendung der Wissenschaft auf die Kriegstechnik, so kann auch die Sozialisierung der Gesellschaft nur vor sich gehen auf Grund wissenschaftlicher Arbeitsmethoden. Denn der sprichwörtliche ‚Kapitalismus' ist kein Nibelungenhort, der aus der Hand der einen Klasse in die der andern übergehen kann, sondern er ist ein Lebensvorgang, eine Funktion. Nur die Veränderung des Räderwerks der Gesellschaft kann auch seine Wirkungen ändern. Mit der bloßen Begeisterung des klassen- und siegesbewußten Proletariats, wie sie die ‚Rote Fahne' jeden Tag kündet, erreicht man ebensowenig wie mit der reinen Tapferkeit in der Schlacht. Die Sozialisierung der Gesellschaft geht nur von statten auf dem mühsäligen Wege methodischer Anwendung der Wissenschaft auf die menschliche Arbeit; das heißt: nötig sind praktische Experimente zur Feststellung des Erfolges, und nötig ist der Schritt vom erprobten Experiment zur Anwendung im großen Maßstabe. Da nun erklären die Spartacus-Leute: „Zu solchen Experimenten haben wir keine Zeit. Wir müssen sofort handeln." Daraus spricht ihr Dilettantismus. Denn solche Experimente können sehr schnell geschehen. Auch die Kriegstechnik hat sich durch Experimente in den vier Kriegsjahren so fabelhaft entwickelt, daß von 1914 zu 18 ein größerer Abstand besteht als von der Erfindung des Schießpulvers bis 1914.

Die Spartacus-Leute wollen handeln, groß geschrieben. Als Menschenfreund will ich sie nicht an ihre erste Tat: die Beschlagnahme des Berliner Lokal-Anzeigers erinnern. Aber wenn sie weiter nur schwärmerische Offenbarungen und gelegentliche Putsche für Handlungen ausgeben, so wird es nichts Welterschütterndes — das heißt heute einzig: Weltaufbauendes — werden.

Leider können diese schwärmerischen Offenbarungen durch die Art, wie die sogenannten verständigen Leute, nämlich die gesamten Philister aller Farben von knallrot bis blauschwarz darauf reagieren, zu einer sehr großen Gefahr werden, indem man zuletzt zum Allheilmittel aller Dummheit greift: zur Unterdrückung, und dadurch erst Explosivmöglichkeiten schafft. Nach den Vorgängen am vorigen Freitag hätte jede der frühern Regierungen die ‚Rote Fahne' verboten, Liebknecht verhaftet und seine Anhänger für vogelfrei erklärt — obgleich kaum zweifelhaft ist, daß von einem vorbereiteten Putsch der Spartacus-Leute nicht die Rede sein kann, daß vielmehr ganz andre Elemente dem Arbeiter-Caesar Ebert die Präsidenten-Krone anbieten wollten, der sie programmäßig, wie sein Vorbild, ausschlug. Die ‚Rote Fahne' erschien, sprach wie ein Mensch, der dauernd neununddreißig Grad Fieber hat, alle Spießbürger saßen am Sonntag zitternd in ihren Häusern und — nichts ist passiert. Mit den gefährlichen Mitläufern der Spartacus-Leute, den sogenannten „lichtscheuen Elementen" — die am neunten November ebenso „Kommunisten" wurden wie die Blauschwarzen „Demokraten" — werden die besonnenen Arbeiter schon alleine fertig. Viele der besten von diesen Arbeitern gehören der U. S. P. an. Die U. S. P. hat Deutschland im Kriege vor seinem Kulturgewissen und vor der Geschichte gerettet, und sie kann diese ihre Mission vollenden, indem sie eine klare Scheidung nach rechts und nach links vornimmt. Sie muß den Spartacussen zurufen: „Ihr habt recht, daß die Deutschen für Sozialismus und Demokratie nicht reif sind. Aber Ihr werdet sie nicht reif machen, wenn Ihr die Wege Ludendorffs dahin einschlagt. Eure Methode ist falsch — deshalb muß das Ende die Katastrophe sein!" Durch solche scharfe Stellungnahme werden alle diejenigen Arbeiter, die bisher aus Scheu vor dem turbulenten Wesen der Spartacus-Leute zur Mehrheit hielten, für die U. S. P. gewonnen worden. Vollziehen die Unabhängigen Sozialdemokraten nicht diese scharfe Scheidung nach rechts und nach links, so ist ihr Los, zerrieben zu werden.

Notwendige Voraussetzung aber für alles ist die Fortführung der Revolution. Man gehe an die Sozialisierung der Gesellschaft — und mit jedem Tage, mit dem diese Sozialisierung fortschreitet, wird sich das furchtbare Gespenst des Bolschewismus deutlicher als ein Handtuch erweisen, das als Pseudo-Gespenst im Halbdunkel hin- und herweht.

Die Lüge von Olf

Daß die Demokratische Partei und die ehemals Nationalliberale Partei sich wieder haben! Der Sänger sang es schon, der zwischen den Parteien: „Sie konnten sich nicht mehr halten: ein großes Händefalten — nun sind sie wieder die Alten.“ Weiß Gott, das sind sie.

*

Was Herrn Professor Kahl anlangt, so meint er, daß die Altersgrenze von zwanzig Jahren für das Wahlrecht viel zu niedrig sei. So jungen Menschen fehle die sittliche Reife und Lebenserfahrung für die oberste staatliche Pflicht. Ich weiß nicht, wann Herr Professor Kahl, der in dieser Frage mit dem Leitartikler der B.Z. übereinstimmt, die sittliche Reife, und wann er die Lebenserfahrung erlangt hat. Aber sollte ihm — der an der Greisenhaftigkeit unsres öffentlichen Lebens freilich so viel Anteil hat, daß er sie, da er außerdem mit der Erhaltung der Todesstrafe beschäftigt ist, kaum bemerkt haben dürfte — sollte ihm die Lebenserfahrung nicht gezeigt haben, daß man niemals wieder die leidenschaftliche, heiße Sittenreinheit erlangt, die man mit zwanzig, ach, mit siebzehn Jahren hatte?

*

„Der Alldeutsche Verband“, der sich also noch immer nicht aufgelöst hat, „hat von Anfang an“, wie Justizrat Pezold aus Plauen an die Staatsbürger-Zeitung einsendet, „unter seinen Mitgliedern zahlreiche liberale Männer, ja überzeugte Republikaner gehabt“. Liberale — ganz gewiß, denn so sind die Liberalen; die Republikaner aber sind in der bisherigen ausgedehnten öffentlichen Tätigkeit des Alldeutschen Verbandes merkwürdig wenig zu Wort gekommen.

*

Die Staatsbürger-Zeitung schildert einen Besuch August Thyssens bei Geheimrat Bergmann: „Längs der Wand standen in Reih und Glied sämtliche Direktoren, Prokuristen und Betriebsleiter der Bergmann-Werke. Sie durften Zeugen sein des historischen Aktes.“ Und sie schlugen, die Bürger, diese beiden Condottieri nicht nieder? Sie standen, und sie durften — und sie liefen nicht am selben Tage in die Spartacus-Gruppe? So wird das Bürgertum vom Kapital behandelt: und es kreischt noch Angst vor den Sozialisten?

*

Kapitän von Müller schreibt gegen Persius: Leute seiner Art seien „mitschuldig daran, daß die ungeheuern Opfer, die das deutsche Volk in diesem ihm aufgezwungenen Verteidigungskriege gebracht hat, vergeblich“ . . . Es mag zusammenbrechen, was will, es kann veröffentlicht werden, was will: die Walze ist aufgezogen und geht weiter, bis die letzte Kehle bricht.

Preußens Ende von Georg Metzler

Es ist schon mehr als fünfzig Jahre her, daß Heinrich von Treitschke jubelnde Fanfaren erschallen ließ für den deutschen Einheitsstaat. Mit seiner blühenden Pathetik und einer starken Fülle von Tatsachenmaterial reitet er in die Schranken für ein zum Groß-Preußen geeinigtes Deutschland; ihn lockte die Politik des Hauses Savoyen, der er in seinem meisterhaften Aufsatz über Cavour ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. In Preußen sah er, in nicht immer holdem Wahnsinn, alles, was groß und zukunftsreich im deutschen Volke; seine borussomanischen Harfenklänge haben einen ganz außerordentlich großen Anteil an der Stimmung, aus der das Grauen von 1914 erwachsen ist. Dem Romantiker, der er durch und durch war, fehlte es an der für den Historiker unumgänglichen Objektivität zur Würdigung der Dinge: führt ihn bei der Beurteilung andrer Länder oft ein glücklicher Instinkt, so verläßt ihn jede Besonnenheit, sobald sein angebetetes Preußen ins Spiel kommt. Dann ist er kein Geschichtsschreiber mehr; dann ist er nur noch ein trunkener Sänger, dem alles Preußische gleichbedeutend ist mit Ehre und Glück. Ein Groß-Preußen sollte Deutschland werden; Machtromantik und Machtrausch ließen ihn darin das Heil der Deutschen erblicken.

Bismarck hatte Deutschland unter preußischer Führung geeinigt, wenn auch bei dieser Operation viele Millionen guter Deutscher aus dem Reich ausgeschlossen wurden. Die deutschen Alpenländer, Deutsch-Oesterreich, Steiermark gehörten nicht mehr zum neuen Reich. Aber Bismarck hatte es durch ein sehr kluges und sehr weitherziges Entgegenkommen verstanden, dem alten Partikularismus der deutschen Mittel- und Kleinstaaten die Spitze abzubrechen; niemand kann bestreiten, daß beim Tode des alten Wilhelm die separatistischen Bestrebungen in Deutschland, einschließlich der welfischen, auf ein Minimum zurückgegangen waren. Wie es unter dem glorreichen, mit so bombastischem Lärm eingeführten und davon stets begleiteten neuen Kurse in allem bergab ging, so litt auch die innere Einheit des Reichs: immer häufiger machten sich, je länger, je stärker, selbst im Bundesrat, antipreußische Velleitäten bemerkbar.

Dann kam der Krieg, der ruchlose, und nicht oft genug konnten ruhige Beobachter über eine immer heftigere antipreußische Stimmung unter den kämpfenden Truppen berichten. Bayern und Sachsen, aber auch Württemberger und Badener und Hessen lehnten sich auf gegen die preußische Art. Und wenn sie bis zum Schluß dennoch so treu aushielten, so war es die aus diesen harten Köpfen nicht auszurodende Ueberzeugung, daß sie die geliebte deutsche Erde „gegen einen aufgezwungenen Krieg verteidigen“ müßten. Hatten doch alle die Bundesfürsten, vorne-

weg immer der Wittelsbacher Ludwig, von dem „schamlosen Angriff“ der Feinde gesprochen und alle die beispiellos dreisten Lügen wiedergekaut, die von den berliner Schuldigen so diabolisch geschickt verbreitet wurden. Es wird immer rätselhaft bleiben, daß diese Bundesstaaten so und nicht anders gehandelt haben: bei der intensiven Abneigung gegen Berlin und alles Preußische hätte doch die Vermutung wirklich nahe gelegen, daß diese ganze Politik, die zu dem entsetzlichen Morden geführt hat, ein Werkzeug borussischer Hybris sei.

Am neunten November wurden zweiundzwanzig Throne in Deutschland umgestürzt; die Kronen rollten massenhaft und sämtlich aufs Pflaster; in Preußen und Lippe-Detmold, in Bayern und Schwarzburg-Sondershausen wurden die Dynastien mehr oder minder höflich beseitigt. Damit ist staatsrechtlich etwas so vollständig Neues geschaffen, ist eine so unerhörte Wandlung in den Verfassungszuständen herbeigeführt, daß, wie so vieles Andre, auch alle staatsrechtlichen Doktrinen glatt über den Haufen geworfen sind. Wir müssen uns darüber klar werden, daß mit diesem Umsturz auch alle Ideen über Unitarismus und Föderalismus im Innersten erschüttert worden sind.

Das jämmerliche und verächtliche Elend der deutschen Kleinstaaterei beruht keineswegs auf Stammesverschiedenheit. Weder Baden noch Hessen-Darmstadt noch Württemberg, auch nicht Bayern und das Königreich Sachsen sind Stammesgebilde; sie sind vielmehr ganz willkürlich zusammengeschnitten, hauptsächlich von Napoleons Gnaden. Und die kleinen albernen Thrönchen in Mitteldeutschland beruhen zum Teil auf Schlafstuben-Romanen und ähnlichen wichtigen höfischen Ereignissen. Oder glaubt wirklich jemand an einen Koburg-Gothaischen und einen Mecklenburg-Strelitzischen Patriotismus?

Warum denn nun trotzdem der unzweifelhaft starke Föderalismus, das heißt: der lebhafte Wunsch, fern von Preußen ein selbständiges staatliches Dasein zu führen? Natürlich sprachen dabei Eitelkeit und Bequemlichkeit ebenso wie die Stellenjägerei einer auf eingesessenen Pfründen sich spreizenden Bürokratie mit; ebenso selbstverständlich war maßgebend der Souveränitätsdünkel aller dieser Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten. Mit tausend Zungen und tausend Federn wurde für die staatliche Selbständigkeit jedes Einzelnen dieser meistens grotesken Staatsgebilde gekämpft.

Aber die Hauptsache und das stärkste Fundament für die selbständige Behauptung der einzelnen Staaten war und blieb grade seit Bismarcks Fortgang die Furcht und immer wachsende Abneigung gegen Preußen. Föderalistisch, darüber muß man sich klar sein, hieß in Deutschland bis zur Revolution nichts weiter als anti-preußisch: da man unter keinen Umständen preußisch werden oder auch nur den preußischen Einfluß im Lande

oder Ländchen wachsen lassen wollte, so blieb man eben lieber Großherzoglich-Hessisch oder Schaumburg-Lippisch.

Der Stoß der Revolution, ihr Kernhieb richtete sich gegen das absolutistisch-militaristische Preußen. Das alte Preußen ist tot, und wenn auch vielleicht die geschichtliche Entwicklung noch Aenderungen bringt: dieses Preußen kommt nie und niemals wieder. Selbst die deutschnationale Volkspartei, die an die Stelle der im wesentlichen preußisch-konservativen Partei zu treten gewillt ist, denkt kaum daran, dieses Preußen wieder aufzuwecken.

Deshalb ist heute die Zeit gekommen, zurückzukehren zu den guten und großen Gedanken der Paulskirche und der ideologischen, aber ehrlichen Erbkaiserpartei: nicht das deutsche Groß-Preußen, wie Treitschke es wollte, ist das Ziel der Revolution — vielmehr muß Preußen endlich, endlich in Deutschland aufgehen. Die geschichtliche Entwicklung Deutschlands hat eine Schleife gemacht, die in einem Meer von Blut und Grauen sich rundet; jetzt stehen wir wieder da, wo wir 1848 gestanden haben — die alte borussische Hegemonie, der allein Deutschland den Zusammenbruch und das ganze Elend verdankt, muß für ewig beseitigt sein.

Alle einzelstaatlichen separatistischen Wünsche der letzten Jahrzehnte sind immer und immer zurückzuführen auf die Angst, auf die Antipathie gegen Preußen. Fallen diese Empfindungen, weil Preußen gefallen, ist die ganze widernatürliche Konstruktion des Bundesrats mit der Ueberlegenheit Preußens beseitigt, so wird kein Oldenburger und kein Bayer mehr Föderalist sein. Warum soll sich Bayern beispielsweise gegen eine deutsche Verkehrseinheit von Eisenbahnen und Wasserstraßen sträuben, wenn es nicht mehr die preußische Vorherrschaft, preußische Ueberheblichkeit und preußische Uniformierungsneigungen zu fürchten hat? Eine einheitlich deutsche Republik, Stämme und Provinzen, die sich autonom selbst verwalten, Wegfall aller dynastischen und bürokratischen Grenzpfähle: das allein kann der deutschen Republik eine gedeihliche Zukunft verbürgen.

Zu diesem Krieg von Heinrich Heine

Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr füttern, wir brauchen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt! Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brot betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, und die

unsre beste Tugend — den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners — für plebejische Erbdummheit ansehen! Ich werde mich nie schämen, betrogen worden zu sein von jenen, die uns so schöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „wie Alles aufs Friedlichste zugestanden werden sollte, wie wir hübsch gemäßigt bleiben müßten, damit die Zugeständnisse nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie sie wohl selbst einsähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne.“ Ja, wir sind wieder dupes geworden, und wir müssen eingestehen, daß die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorbeeren eingeerntet. In der Tat: wir sind die Besiegten. Armes, unglückliches Vaterland, welche Schande steht dir bevor, wenn du sie erträgst diese Schmach, welche Schmerzen, wenn du sie nicht erträgst. Wenn Ihr aber auch mit Zuversicht auf knechtische Unterwürfigkeit rechnen durftet, so hattet Ihr doch kein Recht, uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Roßtäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmenkünste, womit man höchstens Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann — diese wähnen damit ein ganzes Volk betören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerkunst und die Kritik der reinen Vernunft. Ich betrachtete mit Besorgnis diesen preußischen Adler, und während Andre rühmten, wie kühn er in die Sonne schaue, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem langen frömmelnden Gamaschenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch christliche Soldatentum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses steife, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Tartüff unter den Staaten, das so viele polnische und sächsische Kleinodien als Raub in den Sack gesteckt hat. Dieses Preußen, wie es versteht, seine Leute zu gebrauchen! Es weiß sogar von seinen Revolutionären Vorteil zu ziehen. So hat es in den letzten Jahren seine wütendsten Demagogen dazu gebraucht, überall herumzupredigen, daß ganz Deutschland preußisch werden müsse. Hegel mußte die Knechtschaft, das Bestehende als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freiheit protestieren und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Wie schön war der Name Arndts, ehe er auf höheres Geheiß jenes schäbige Büchlein geschrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündisch wie ein wendischer Hund die Sonne des Julius anbellt. Was soll ich von Schleiermacher sagen, dem Ritter des Roten Adlerordens dritter Klasse, er war einst ein besserer Ritter und war selbst ein Adler und gehörte zur ersten Klasse. Da ist der arme Ranke, den die preußische Regierung einige Zeit auf ihre Kosten reisen lassen, ein hübsches Talent, eine harmlose, gute Seele, ein unschuldiger Mensch, den ich, wenn ich mal heirate, zu meinem Hausfreund wähle, und der gewiß auch liberal — dieser mußte jüngst in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen. O, ich kenne diese Jesuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Not oder Leichtsinn das Mindeste von ihnen angenommen hat, ist ihnen auf immer verfallen!

1832

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLI.

Hugo Haase

Im Reichstag saß er ganz links, dort, wo die Wand war. Ich höre ihn noch, wenn er, opponierend, während irgend einer Rede jäh dazwischen bellte, wenn er in seinem breiten, etwas ordinären ostpreußischen Dialekt polternd aufbegehrte. Das klang in dem Parlament, wo die Leisetreter, die Kompromißler mit den Fisteltönchen das Wort führten, wie wenn plötzlich jemand aus der tiefsten Tiefe, aus einem großen hohlen Faß seine brüchige Baßstimme: Kreuzige ihn! ertönen ließe. Und wenn Haases Stichwort gefallen war, scharten sich rasch die Stimmen seiner Weggenossen, der Dittmann, Herzfeld, Stadthagen, Cohn, Wurm bis zu den Linksten: Liebknecht und Rühle um ihn und wuchsen zu einem brausend-lärmenden Chorus an. Die Inszenierung eines auf die Sekunde klappenden Beifalls- oder Entrüstungssturmes, der vom grollenden Rhabarber anschwoll bis zum rasenden Orkan, ward niemals vorher mit demselben Erfolg durchgeführt wie von der Haase-Gruppe, die, alles in allem, nur den zwanzigsten Teil des Reichstages ausmachte. Ich entsinne mich genau, wie allein durch diese geschickte Regie Dittmanns Vorstoß gegen die Schutzhaftschmach gluckte, wie er selbst das Zentrum und die Nationalliberalen mitzureißen vermochte. Aber am ärgsten trieben es Haase und seine Leute selbst, wenn sie sich mit ihren Brüdern von gestern: mit der Mehrheitssozialdemokratie auseinandersetzten. Dann wars mitunter so weit, daß sie sich jeden Augenblick an die Gurgel zu springen schienen. Haase, der wilde Revolutionär, voran.

War er wirklich so wild, so revolutionär? Der Schein trog. Er war vielleicht nur ein Fanatiker der Wahrheit, einer, der grundehrlich alles bis in die letzten Konsequenzen durchdachte. Ein kleiner, unscheinbarer Mensch. Einer, der scheu und gedrückt war. Ein gelbliches, runzliges Gesicht. Ein schmaler, lässig herabhängender Schnurrbart. Kleine flüchtige graue Augen, die müde Lider bis zur Hälfte beschatteten. Einer, der, mit gebeugtem Rücken, nach einer harten Jugend und sehr viel Arbeit aussah.

Allerdings seine Jugend war, weiß Gott, freudlos. Kennt ihr das geduldete Dasein eines jüdischen Kleinhändlers in den Städtchen an der Peripherie Ostdeutschlands? Satte und bequeme Bürgersleute, feudale Junker als Gäste vom Lande, aus Langeweile spielende Kavallerieoffiziere — das ist, das war das Milieu. Und der kleine (oft so gern in Anspruch genommene) „schmarotzende" Jude dazwischen. 1863 bei Allenstein geboren, als es noch nicht Eisenbahnknotenpunkt, Sitz eines Generalkommandos war undsoweiter. In Rastenburg, in noch kleinern ostpreußischen Verhältnissen, kam er aufs Gymnasium und bezog dann

die Universität in Königsberg, um Jura zu studieren. Mehr schlecht als recht mußte er sich durchquälen. Er ging seinen dornigen Weg allein. Aktiv? Du lieber Himmel! Staatskarriere? Lächerlich! Also Rechtsanwalt, nachdem er das Assessor-Examen gemacht hatte. Ein kluger Kopf, ein Mann von zwingender Logik und mühsälig erarbeitetem großen Wissen. Und ein Mensch, der über alle bittern Nadelstiche des Lebens ein fühlendes Herz im Leibe behalten hatte. Ihn zogs nicht nach oben. Ihn gelüstete es nicht nach gesellschaftlichem Ehrgeiz, nach Geld und wieder Geld. Er blieb unten und half den Armen. Er wurde in Königsberg der Anwalt des Proletariats, und seine Praxis wuchs von Tag zu Tag. Dabei sah er oft darüber hinweg, wenn die Honorare ausblieben, und mehr als einmal kam es vor, daß er bedürftigen Klienten mit seinen eigenen Mitteln aus der Patsche half. Seine Rechte wußte sehr oft nicht, was die mildtätige Linke tat. Bald entsandte ihn das Vertrauen der Masse ins königsberger Stadtverordneten-Kollegium. In den Reichstag bringt ihn 1897 eine Nachwahl, und da findet er, obwohl Intellektueller, rasch die Zuneigung der Parteipatriarchen Bebel und Singer.

Sein Radikalismus imponiert. Auf den Parteitagen weiß er die Genossen zu fesseln, denn er treibt nicht, wie Ledebour, rabiate Opposition um der Opposition willen. Ihm steht die Sache höher, und stets zeigte er Verständnis für praktische Fragen, für Taktik, wenn sie nicht die Grundprinzipien berührte. Nur den Revisionismus bekämpfte er mit Feuer und Schwert. Das war eine Seuche, die ausgebrannt werden mußte. Mit Kurt Eisner, dem schillernden Vorwärts-Leitartikler, rechnete er ab, und Hildebrand, den sozialimperialistischen Kolonialpolitiker, zerrte er vor das Ketzergericht. Denn inzwischen war er Parteivorsitzender geworden. Seine einträgliche Anwaltspraxis hatte er, aus Liebe zum sozialistischen Gedanken, aufgegeben, und bezog fortan als oberster Parteifunktionär den kärglichen Jahressold von dreitausendsechshundert Mark. Singer, sein Vorgänger, war, bei allem Temperament, eine behäbige, offene Natur, die personifizierte Bonhommie. Haase, der unendlich fleißig war, blieb verschlossen, unzugänglich und hatte keine direkten Freunde.

Ja, und dann kam der Krieg. Die sozialistische Internationale sollte ihre erste große Feuerprobe bestehen. Haase jagte, am Vorabend der Entscheidung, die Massen auf die Straße, um für den Frieden zu demonstrieren. Ich sah damals die Arbeiterbataillone in Leipzig marschieren. Aber die Marseillaise klang müde und matt. Haase hatte vorschnell, wie die Auslandspresse später verriet, die Genossen am andern Ufer wissen lassen, daß die deutsche Sozialdemokratie den Krieg verhindern werde. Darauf hatte man drüben gebaut und ward nun enttäuscht. Der vierte August 1914 sah die deutsche Sozialdemokratie, darunter Haase, fast einmütig hinter der Regierung stehen. Das ging eine

Zeitlang so weiter. Die Kriegskredite wurden anstandslos bewilligt. Unter der Decke rührte sich indessen allmählich die Opposition innerhalb der Partei. Bereits Anfang April 1915 wandte sich eine deutsche sozialistische Minderheitsgruppe mit einem Friedensmanifest an das Ausland. Zu einem Eklat aber wurde erst ein Aufruf Hugo Haases, Eduard Bernsteins und Karl Kautskys in der Leipziger Volkszeitung. Das Gebot der Stunde im Hinblick auf die Eroberungsabsichten einflußreicher Kreise sei, so sagten die drei, eine völlige Aenderung des bisherigen parlamentarischen und außerparlamentarischen Verhaltens der Partei. Das schlug wie eine Bombe ein. Haase, der Vorsitzende der Gesamtpartei und der Reichstagsfraktion, hatte niemand vorher von diesem Pronunciamento unterrichtet. Man warf ihm in wilder Polemik vor, der Partei in den Rücken gefallen zu sein. Parteivorstand, Parteiausschuß, Parteipresse und Gewerkschaften wurden mobil gemacht. Alles schrie, tobte Haase nieder und verlangte seinen Rücktritt. Schließlich mit Erfolg.

Im März 1916 gabs den größten Krach. Auf der Tagesordnung des Reichstages stand der Not-Etat. Scheidemann sprach sich im Namen der Mehrheit dafür aus. Haase, ganz unvermittelt, dagegen. Er und seine Freunde sähen in dem Not-Etat eine Vertrauensfrage für die Regierung. Es gab eine unerhörte Szene. Die Schlachtreihen formierten sich. Die geistigen Maschinengewehre wurden aufgefahren, die Fäuste wurden geballt und die Mäuler aufgerissen. Auf der einen Seite Doktor David, Keil und Sachse von der Mehrheit, auf der andern Seite Haase, Rühle und Henke. „Niederträchtiger Feigling", „Heimtücke", „Ueberfall" — und Handgreiflichkeiten drohten. Sachse ruft Haase zu: „Sie Feigling, Sie haben nicht den Mut gehabt, in der Fraktion Ihre Meinung zu sagen. Das ist ein niederträchtiger Ueberfall." Haase: „Der Herr Staatssekretär hat den Mut gehabt, anzuzweifeln, ob ich ein rechter Volksvertreter bin. Darüber steht ihm eine Kompetenz nicht zu. Das Eine will ich Ihnen sagen, daß diejenigen die besten Patrioten sind, die nach zwanzig Monaten Krieg für die Verständigung der Völker, für die Beendigung dieses Krieges eintreten." Diese erregte Debatte endet mit einem allgemeinen Tohuwabohu auf der Linken des Hauses. Der Präsident des Hauses ist völlig ohnmächtig. Er mag die Glocke schwingen, er mag schreien, protestieren, es hilft alles nichts. Er muß die Sitzung aufheben.

Die Entwicklung ging nun weiter. Unter Führung Haases bildete sich, links von der alten Sozialdemokratie, die „Arbeitsgemeinschaft", die später, mit einem boshaften Seitenhieb auf die Genossen von gestern „Unabhängige" Sozialdemokratie firmierte, und der Parteihader nahm kein Ende. In Versammlungen, Presse und Parlament das Bild der Selbstzerfleischung.

Die Fäden der revolutionären Opposition reichen weit zurück: von Liebknecht und Rosa Luxemburg führen sie über Haase,

Cohn und Dittmann. Haase ward bald der Vertrauensmann aller, die, aus unklaren Empfindungen heraus, irgend etwas tun wollten, um „die Wahrheit“ wieder aus dem Völkermorden herauskristallisieren zu lassen: der Beerfelde, Hans Paasche und der Matrosen, die schon 1917 einen allgemeinen Aufruhr anzetteln wollten. Doktor Michaelis, der Reichskanzler, und Herr von Capelle, der Marinestaatssekretär, ziehen Haase in öffentlicher Reichstagssitzung des Hochverrats. Aber er und Dittmann wußten sich sehr geschickt zu verteidigen.

Und dann kam wirklich die Revolution. Und wieder hatte Haase tausend Fäden in der Hand gehabt. Und diesmal gelang sie. Die Mehrheitssozialdemokratie wollte mit den Haase-Leuten und der bürgerlichen Demokratie ein gemeinsames Kabinett bilden. Aber die Unabhängigen widerstrebten. Eine Parteieinigung lehnten sie ab. Wohl aber fanden sie sich zu einem rein sozialistischen Kabinett bereit. Und so wurde es. Alle Posten wurden doppelt besetzt: immer ein Mehrheitssozialist und ein Unabhängiger. Ebert und Haase an der Spitze des Ganzen. Die einen zogen rechts, die andern links, und die bolschewistische Spartacus-Gruppe der Liebknecht, Luxemburg und Konsorten suchten die Unabhängigen täglich weiter nach links zu zerren.

Haase aber blieb besonnen mitten in dem wirren Trubel, der ihn umgab. Eine Diktatur des Proletariats lehnte er ab. Er besann sich wieder auf die Demokratie und wurde sich der verantwortungsvollen Regierungspflichten bewußt.

Nur der Militarismus, den er zeitlebens und besonders im Kriege bekämpft hatte, hob, dieses Mal als Diktatur von unten, in Gestalt des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte dräuend sein Haupt.

War er aus der Scylla in die Charybdis geraten?

Feininger von Willi Wolfradt

Im Graphischen Kabinett Neumann kommt endlich mit einer erklecklichen Anzahl kleiner Blätter in Lyonel Feininger eine besonders prägnante Erscheinung zur Wirkung, die so der jüngsten Richtung kubistisch orientierter Flächenkunst verwoben ist, daß man kaum glauben möchte, auch sie stehe kurz vor dem Examen der fünfzig Jahre. Wir kannten Feininger schon vor Jahrzehnten als Karikaturisten sehr persönlicher Handschrift. Er verschwand, um vor einigen Jahren als ein Ernster und Verstärkter wiederzukehren, in dem sich eine tragische Bizarrerie zu scharfsinnigen Abstraktionen fortentwickelt hat, nicht ohne in ihnen noch heute nachzuhallen. Seine amerikanische Geburt mag der Generalnenner sein für die Paradoxie einer das Eckige im Rund, das Knickrige im Graden entdeckenden Kurvatur, wie für die konsequente Organisierung des Mechanischen. Oft verbündet

sich dies Beides zu seiner individuellen Note. Feininger scheint mit einem Auge die Marionettennatur alles Irdischen zu durchschauen, während das andre von Mathematik erfüllt ist.

Sein Hauptthema ist, auch darin wirkt wohl Amerika, die Stadt, das Kristallinische der gegen einander gedrängten Häuser und überschneidenden Türme und Kanten. Das wird absolutes Gesetz und unterwirft sich alle malerischen Reize panoramatischer Vielgliedrigkeit in hundert Variationen und dabei strengster Logik der Form. Die Idee ihres Gefüges überwuchert völlig das Bildmäßige und Individuelle der Stadt, so daß wir nur erstaunen, wenn wir in Unterschriften einzelne Ortschaften als Vorbilder genannt finden. Das Kubische in den künstlichen, nicht natürlichen Objekten aufspüren, heißt: in ihm die Seele der Dinge, nicht ihre Negation entdecken; dieser Zug und die straffe Konsequenz der thematischen Durchführung ergeben Das, was ich Organik des Mechanischen nannte. Eine Brücke, ein Turm, ein spitzes Dach schlagen das Thema an, das sich rhythmisch in unbeirrbarer Tektonik über die Fläche der prismatischen Kompositionen ausbreitet. Grade in ihrer völligen Disziplinierung muten diese Phantasien eines Kubismus, der gegen die dürren, seellosen Gewaltsamkeiten in der Art Braques und Picassos höchst vorteilhaft absticht, gleichsam als mineralhaft gewachsen an.

In diese bei aller Berechnung von billiger Manier freie Form spielt nun mildernd der Humor eines knockaboutisierten und etwas melancholischen angelsächsischen Spitzweg hinein. Ein Menschentypus mit kleinem viereckigen Clownkopf und Dickbauch krabbelt oft in komischer Würde durch die wie gestorbenen Straßen, Häfen und Strandeinsamkeiten und verleiht ihnen das wehmütig Groteske traumhafter Falstaff-Epigonik und schweinsledern-behaglichen Bürgerspleens. Den Tod und das immanente Gesetz des Zerfalls, das noch in den flüchtigsten Stücken Feiningers Ausdruck gewinnt, die Zerstörung der empirischen Erscheinung durch das Gestaltungsprinzip wird im Beisein solcher Staffage zu einem fast heitern Schicksal. Das Leben wird zur gemächlichen Arabeske, Kriegsschiffe zum Kreuzstichmuster, Architektur zur Candistraube. Gegenüber dem heißen, aber trockenen Ernst, mit dem heute die Idee des reinen Aufbaus der Form in so vielen Künstlerköpfen spukt, behält sie bei Feininger eine fast spielerische Frische, ohne sich etwas von dem Ernst ihrer Transzendenz zu vergeben. Skurrile Beschaulichkeit rückt Asketik des Prinzips wieder in Menschennähe, und über der Kraft kristallinischen Aufschießens vergißt eine im Grunde romantische Form nicht den Humor ihrer Wackligkeit.

Die kleine Ausstellung vermag nicht viel mehr, als an alles Das zu erinnern, an den klaren und an den mir noch liebern versponnenen Feininger, der endlich Dickens und Swift in seine Visionen übertragen sollte. Aber auch dafür sei ihr gedankt.

Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

„Er excerpiert nicht. Nein, er hat sie in succum et sanguinem vestiert und hat Alles an der Schnur, wo er es grade braucht." Der junge Herr von Twardowski, wie er sich selber nennt, las in der Berliner Sezession seine Parodien und Satiren. Es war ein Hauptspaß. Seit Mauthner und Gumppenberg endlich wieder ein Parodist, und einer, der sich eine ganz neue Nuance ausgedacht hat: den Verspotteten in dessen Manier literarische Epigramme auf sich selbst sagen zu lassen. Manches war freilich Bierulk, manches nur zwischen Kaiserallee und Kurfürstendamm verständlich — aber die druckfähigen Stücke (und ihrer waren die Mehrzahl) hatten Charme, Schlagkraft und eine seltene Dichtigkeit des Witzes. Von Meyrink: „die Metaphysik der Hintertreppe"; von Paul Ernst: „Bei allem schuldigen Respekt — es fehlt eine halbe Flasche Sekt." Ja, er hat sogar Selbstironie, diesen raren Artikel.

Der rasende Pegasus ist zwanzig Jahre. Da stehst du, Hercle! Nach unten geht der Weg des Epigramms — Fulda und Presber schimmern in der Tiefe, dieser Weg zur Hölle ist mit spitzigen Witzen gepflastert. Nicht, nicht! Nimm du den Weg nach oben zum schaffenden Mannestum, das över all den Schnack lacht — und ihn links liegen läßt, um zu Eigenem zu kommen. Ob das Werke gibt, ist gleich; wenn du nur deinen Fonds hast. „Kritik und Satire", sagt derselbe Schopenhauer, „sollten ohne alle Nachsicht und Mitleid die mediokren Poeten geißeln, bis sie, zu ihrem eigenen Besten, dahin gebracht würden, ihre Muße lieber anzuwenden, Gutes zu lesen, als Schlechtes zu schreiben." Das ist die eine Hälfte, und er hat sie redlich erfüllt. Ich habe keinen Vollbart, aber ich wünsche ihm zu seinem spottfrohen Jünglingsalter viele Jahre eines positiv wirkenden Mannes.

Peter Panter

Monolog eines jungen Mannes von vierzig Jahren

von Hugo von Hofmannsthal

Das sind die Tage, über denen allen
Flamingoblaues Dämmern liegt
— — Und hören sehr perverse Orgeln schallen
Und Traueraffen aus den Bäumen fallen
Und sind sehr satt.
Und sind sehr matt und alt
Und tragen uns mit kränklichen Gebärden
Und wissen, daß wir waren, was wir werden.

Und es ist gut.
Und schreiben öfters matte Operntexte.
Und zählen still vom ersten bis ins sechste.
Und sagen „Wien"
Und sind noch immer wie vor zwanzig Jahren
Und wissen, daß wir werden, was wir waren.
Und säuseln sanft.
Und wandeln in der guten Abendröte.
Und spielen gern und sehr den alten Goethe.
Und sind sehr fein
Und schreiben edle Auf- und Niedersätze.
Und stellen uns auf sehr belebte Plätze.
Und denken nichts.

Und haben einen sehr gepflegten Stil.
Und nicken mit dem Kopfe ganz und viel.
Und wirken sehr ornamental.
Und sind in dieser Welt wie in der Fremde.
Und tragen in der Nacht ein seidnes Hemde.
Und werden nächstens wohl katholisch werden.

Burgtheater von Alfred Polgar

Das Burgtheater macht den Kulturmenschen der Stadt Wien wieder einmal Sorge.

Das Burgtheater soll erhalten werden. Aber zu diesem Zweck wäre es vor allem notwendig, endlich einmal die Kulturmenschen auszutauschen.

Den Schimmelpilz abzukratzen, von dem das sogenannte geistige und künstlerische Leben der Stadt überzogen ist.

Es sind, seit Jahrzehnten, immer dieselben paar Menschen, die hier Kunst behüten und Kultur machen. Es sind immer dieselben Namen und dieselben Gesichter. Es sind immer dieselben Vokabeln und derselbe Horizont und derselbe Witz und dieselbe Intimität und dieselbe Wichtigmacherei und dieselbe Feinheit und dieselbe Intelligenz. Es ist immer dieselbe verschlissene, abgebrauchte, in einander geklammerte, an ihren ersessenen Kulturmandaten klebende, hoffnungslose Gesellschaft, wie Staub und Spinnweb in allen Fugen und Ritzen der wienerischen Kultur-Palazzi eingenistet, eingefressen.

Es gibt eine Art unernanntes geistiges „Herrenhaus" in Wien, sozusagen durch reine Anciennität zustande gekommen, das jeden Fortschritt, jede Freiheit, jeden Aufschwung hemmt und fortgeschafft werden muß, ehe die Regierung eines neuen Geistes etabliert werden kann.

In jeder Generalprobe des Burgtheaters, zum Beispiel, kann man dieses schreckliche Herrenhaus beisammen sehen. Es ist eine unheimliche Vision. Die Vision eines gespenstisch lebendig gewordenen Antiquitätenladens. Ein bedrückendes Beieinander von ältern alten und jüngern alten Herren, von Dichter-Journalisten und Journal-Dichtern, von verwesten Geschmäckern und treuen greisen Dienern solcher Geschmäcker, von chronischen Talenten und akuten Schlieferln, von Vergangenheiten, Mitvergangenheiten und Plusquamperfekten; Gegenwart und Zukunft sind unvertreten.

Das Amüsante ist, daß so ziemlich jedes Mitglied dieser Gesellschaft sie als unerträglich empfindet: und nur vergißt, sich selbst als Summand solcher Unerträglichkeit einzubeziehen.

Ehe das Burgtheater nicht von seinen Beschützern, Traditionshütern, innerlich-mit-ihm-Verwachsenen, Intimen, Hausfreunden, zärtlich-strengen Warnern und Mahnern befreit, ehe es nicht gelüftet, abgestaubt und ausgeschwefelt ist, wird der neue Geist sich weigern, einzuziehen. Mit Recht.

Das Burgtheater war niemals eine literarische Bühne. Es war eine Bühne, auf der glänzend Theater gespielt wurde. Seine Sonderstellung bestand darin, daß es mit einem Defizit wirtschaften durfte; daß es Geld ausgeben konnte; daß es an Mimen und Dekorationen einkaufen konnte, was gut und teuer.

Von diesem schönen Recht machten die Burgtheaterdirektoren der letzten Zeit Gebrauch. Sie kauften Marr. Sie kauften, um sechzigtausend Kronen, Herrn Walden (er ist, scheint mir, überzahlt). Sie kauften Fräulein Rosar (die überzahlt ist, auch wenn sie billig war). Sie kauften Girardi. Sie kauften Korff. Und der Handel mit Herrn Moissi, Lieferzeit Frühjahr 1919, ist ja angeblich perfekt.

Auf diese Weise soll die ‚Tradition' — das gute Theaterspielen — im Burg-Theater gewahrt werden.

Aber künftighin wird das Burgtheater nicht mehr aus dem Vollen schöpfen können. Es hat aufgehört, eine höfische Mumienschatzkammer zu sein, ein ehrwürdiges Luxus-Institut, durch dessen Patina kein Dalles hindurch kann.

Und hier liegt die Zukunftshoffnung für das Burgtheater: es wird endlich kämpfen müssen. Es wird sich behaupten müssen. Es wird sich Geltung und Beachtung erspielen müssen (die ihm bisher von „oben" verliehen worden). Es wird nicht mehr moralisch von den Zinsen seiner alten Adelsprädikate: „ehrwürdig", „ruhmreich", „erste deutsche Bühne" leben können, sondern Ehre, Ruhm und den Titel einer ersten deutschen Bühne frisch zu erwerben haben. Es wird sein Ensemble durch neue Talente, nicht durch Ankauf kostspieliger Berühmtheiten, interessant zu machen haben. Es wird sich rühren und erwerben müssen, nicht wie Fafner „liegen und besitzen". Es wird jeder Rücksicht nach oben, aber auch jeder Rücksicht von oben ledig sein.

Es wird vielleicht ein besonderes Theater werden können, wenn es endlich ein Theater wie alle andern werden wird. Wenn es aufhören wird, die hochmütige, protzige Traditions-Zwingburg zu sein, mit einem Heer von Kastellanen, Herolden, Balladensängern, Schloßvögten, weißen Frauen und andern Gespenstern.

Michael Kramer

Es ist leicht zu prophezeien, daß neben ‚Emanuel Quint' von Hauptmanns Werken dieser ‚Michael Kramer' am längsten währen und wirken wird: neben dem Narren in Christo der Narr in Apoll, neben dem Jüngling, der diese trübe Erde durch das Licht Gottes erhellen will, der Greis, der die Unzulänglichkeit dieses Lebens durch die Vollkommenheit der Kunst, die Gebrechlichkeit des Fleisches durch die Stärke des Geistes überwinden wollte. Zwischen Quint und Kramer schreitet oder schwankt die unabsehbare Schar der Männer und Frauen und Kinder, die dieser schöpferischste Dichter unsrer Tage gezeugt, und mit denen er eigentlich immer nur Eines, immer das Selbe gesagt hat. Quint und Kramer lassen sich von Himmelstönen, mächtig und gelind, im Staube

suchen und finden — und sehen ihre Bestimmung darin, mit diesen Himmelstönen ihre mühsäligen und beladenen Brüder und Söhne zu erquicken und zu erheben. Beide scheitern, wie Hauptmanns ‚Helden‘ alle irgendwie scheitern. Darum sind sie angeblich gar keine ‚Helden‘. Man blicke auf die dreißig Arbeitsjahre eines fünfundfünfzigjährigen Daseins zurück und frage vor ihrem Ertrag, ob Hauptmann denn je die Absicht gehabt hat, einen Helden in jenem Sinn zu gestalten. Vielleicht war er gezwungen, durch scheiternde Helden, durch unheldische Helden sein Weltbild auszudrücken. Seinen maßgebenden, seinen wesentlichsten Dramen gebührt derselbe Untertitel, den Jakob Wassermanns schönster Roman trägt: (Kaspar Hauser oder) Die Trägheit des Herzens. Die Trägheit des Herzens: in dies eine Wort ist die Not aller bessern Menschen zusammengefaßt. Die Trägheit des Herzens (der Andern): daran verbluten die Edlen von uns. Daran verbluten die Weber, Florian Geyer, Helene Krause, der Fuhrmann Henschel, Rose Bernd und ihre Geschwister. Daran verblutet auch Arnold Kramer. Er wird von den Stöcken und Klötzen zu Tode gehetzt. Wenn endlich geschehen ist, wovor ihn sein Vater nicht retten konnte, dann spricht dieser den Satz, der ein Schlüssel ist: „Ihr tatet das Selbe dem Gottessohn! Ihr tut es ihm heut wie dazumal!“ Den Gottessohn im Erdensohn auszugraben und von der Traurigkeit seines diesseitigen auf die Tröstlichkeit seines jenseitigen Schicksals zu verweisen: das ist der Inhalt der tragischen Werke Gerhart Hauptmanns, soviel er ihrer schuf, und von denen mich unter den Dramen ‚Michael Kramer‘ von jeher am tiefsten ergriffen hat, weil hier das Leit- und Leidens- und Lebensthema des Dichters am klarsten und reinsten ausgeprägt ist.

Aber freilich: auch hier ist es ausgeprägt in einem Grade, daß es vergeblich um den Anteil Derer wirbt, die Kunst nicht empfinden, wenn der Künstler bildet, sondern erst, wenn er redet, also kein Künstler ist. Der dritte Akt hat wieder, zum vierten Mal, verblüfft und erkältet, weil Hauptmann nicht plakatiert, daß er uns durch den grauenhaften Jammer menschlicher Verlassenheit zu ergreifen gedenkt. Er sagt beileibe nicht: Seht, wie ich Arnold ins eine, Michaline, die ihm helfen will, ins andre Zimmer setze; seht, wie vergeblich es ist, dem Nächsten, dem Bluts- und Geistesnächsten wirklich nahe zu sein, wie Wände selbst zwischen Bruder und Schwester ragen; seht, wie Ihr blind und taub an einander vorüberrast! Das haben wir zu fühlen. Hauptmann stellt es ohne pathetische Betrachtsamkeit in einer Alltäglichkeit dar, mit deren Nacktheit ihre poetische Sinnbildlichkeit zunimmt. Der vierte Akt wird dadurch, daß seine feierliche Prosa im Rhythmus von untadeligen Versen klingt, nur musikalischer, nicht dichterisch größer. Auf das Leben ist der Tod, auf den Krieg der Friede, auf die Verdammtheit die Erlösung gefolgt. Es gehört sich, daß der Dialog einen Glorienschein bekommt, und daß es wie von einer unsichtbaren Orgel schallt. Ihr stiller Ton rührt an alle Weichheit unsrer Seele und müßte sogar eine harte schmelzen. Es ist eine von Hauptmanns wunderbarsten Eingebungen gewesen, den kunstlautern Krüppel Arnold Kramer auf der Bahre förmlich transparent werden zu lassen. Er strahlt einen Glanz aus, der nachträglich auch Michael Kramer aus einem Grübler, Erzieher und Kunstbastler zu einem

Künstler macht. Wir gewähren dem Vater plötzlich mehr Kredit, als selbst Hauptmann für ihn fordert. Es ist auf einmal, wie wenn der getreue Wächter einer Flamme, die nicht in ihm selbst lebte, von der erloschenen Flamme einen Funken geerbt hätte. Der Prozeß, der meistens erst nach dem Hintritt von Dichtern beginnt: daß ihre Gestalten höher wachsen, als ihnen zugedacht und eigentlich zuzutrauen war — der scheint bei Hauptmann schon heut zu beginnen.

Bei Reinhardt findet mehr als nur die Rückbildung statt. Aus dem Tempelwerk wird eine schmerzhaft knallige Theaterei; eine Fuge von Bach auf einer Orgel mit sechzehn Dynamos getreten. Die Kammerspiele hätten die Pflicht, über Brahm hinauszuwachsen — und man sehnt sich nach dem Epigonen Barnowsky. Arnold ist „ein häßlicher Mensch mit schiefer, etwas gebeugter Haltung". Ernst Deutsch, sich und uns zur Abwechslung einmal kein expressionistischer Jüngling, muß den ganzen Abend als die furchtbare Mißgeburt herumlaufen, die er manchmal vor dem Spiegel in grimmiger Selbstverspottung aus sich macht. Er hält Lise Baenschs Hand fest, und „wie er sich beugt, um sie zu küssen, zieht Lise die Hand weg": Fräulein Gertrud Welcker, die sonst nicht wie für fünftausend Zirkusgaffer aufträgt und es hier leider durchweg tut, muß förmlich in Arnold hineinkriechen und sich brünstig von ihm abtasten, abschmatzen lassen. Welcher Kunstgerichtshof entbindet Hauptmann zu seinem und unserm Vorteil von dem Dauervertrag mit einem Theater, das teils so aufreizend geschmacklos und dumm seine Absichten fälscht, teils verhindert, daß er jeden Winter zwei, drei Dramen an zwei, drei berliner Bühnen gibt, wo grade die Besetzung am günstigsten wäre! Fräulein Fein hälts im Gewand unsrer Tage für nötig, zu gehen anstatt zu schreiten, zu mimen anstatt zu grimassieren, zu sprechen anstatt Organ zu turnen. Es gelingt ab und zu, aber kostet sie so viel Anstrengung, daß man immer Angst hat, ob nicht endlich doch ihre wahre Unnatur durchbrechen wird, und daß für eine wetterfeste Charakteristik des Prachtkerls Michaline nichts übrig bleibt. Aus den grauenhaft tierischen Philistern der Kneipe werden kleckſige Chargen; den einen Gülstorff ausgenommen. Was in Lachmann steckt, braucht Herr Goetzke nicht zu wissen, der niemals Sauer gesehen hat. Sieben fette Jahre später war Sauer Kramer; und daß daran Wegener nicht heranreicht, ist zunächst noch kein Tadel für ihn. Sein schwerer Schritt auf dem Absatz, der sich in den Fußboden einzugraben scheint, seine harte ostpreußische Sprache, sein ganzes kantiges Wesen: damit ist der zweite Akt lückenlos zu bestreiten. Für den vierten Akt fehlt ihm eins, und das ist hier alles: Herz. Wenn Kramers Weisheiten nicht aus dem Herzen kommen, um das die stachlige Kruste taut, so werden sie Banalitäten. Zugleich empfindet man sich als Eindringling in die privateste Familienfeier, zu der die Glocken von draußen allzu anspruchsvoll läuten. An der Leiche des Sohnes verwandelt der Vater sich nicht, sondern bleibt so, wie der Sohn ihn mit seinen feindlichen Augen gesehen hat. Ich hätte nicht gedacht, daß ich, den ‚Michael Kramer' bei jeder Lektüre umwirft, jemals in einer Aufführung keine Träne vergießen würde. Nun weiß ich, daß auch Das möglich ist. Und wenn an sonst nichts, so wird man sich diesen Abend daran merken.

An Lukianos von Kaspar Hauser

Freund! Vetter! Bruder! Kampfgenosse!
Zweitausend Jahre — welche Zeit!
Du wandeltest im Fürstentrosse,
du kanntest die Athenergosse
und pfiffst auf alle Ehrbarkeit.
Du strichst beschwingt, graziös und eilig
durch euern kleinen Erdenrund —
Und Gottseidank: nichts war dir heilig,
du frecher Hund!

Du lebst, Lucian! Was da: Kulissen!
Wir haben zwar die Eisenbahn —
doch auch dieselben Hurenkissen,
dieselbe Seele, jäh zerrissen
von Geld und Geist — du lebst, Lucian!
Noch heut: das Pathos als Gewerbe
verdeckt die Flecke auf dem Kleid.
Wir brauchen dich. Und ist dein Erbe
noch frei, wirfs in die große Zeit.

Du warst nicht von den sanften Schreibern.
Du zogst sie splitternackend aus
und zeigtest flink an ihren Leibern:
es sieht bei Göttern und bei Weibern
noch allemal der Bürger raus.
Weil der, Lucian, weil der sie machte. —
So schenk mir deinen Spöttermund!
Die Flamme gib, die sturmentfachte!
Heiß ich auch, weil ich immer lachte,
ein frecher Hund!

Die alten Männer von Alfons Goldschmidt

Einige Wochen vor Ausbruch der Revolution: Demobilisierungskonferenz, erbeten von und abgehalten mit verständigen Leuten. Mit Leuten, die Augen haben. Sie machen aufmerksam auf das notwendig Kommende und fordern entsprechende Maßnahmen. Ein Adjutant tritt in das Zimmer und meldet: „Herr Hauptmann X. von der Demobilisierungs-Abteilung des Kriegsministeriums läßt sagen, an Umwälzungen sei nicht zu denken. Man brauche jetzt oder in naher Zukunft Frieden nicht zu schließen. Und wenn wider Erwarten und wider die Tatsachen Frieden geschlossen werden müsse, so werde die Truppe nicht sofort abbauen. Man werde sie bis zum Frühjahr 1919 draußen halten. Bis zu der Landbestellung. Dann könne man in Ruhe und Ordnung die Heimkehrenden unterbringen." Das ist tatsächlich vorgebracht worden. Tatsächlich; es ist kein Schwindel. Bis zum Frühjahr 1919, bis zur Landbestellung wollten sie die Truppen draußen halten. Umwälzungen befürchteten sie nicht, und eine Friedensnotwendigkeit erkannten sie nicht. Im Kriegsministerium, im preußischen Kriegsministerium hat man so ge-

dacht. Danach hat man organisiert oder auch nicht organisiert. Die Folgen sehen wir. Es ist nicht Zersetzung gewesen, Zersetzung durch den Geist der Revolution, sondern Blindheit der alten Männer.

*

Nicht immer kommt es auf die formell Leitenden an. Oft machen es die Befragten, die Hinzugezogenen, die Delegierten. Sie sind oft die Bestimmenden. Die formell Leitenden müssen sich fügen, da sie die Apparatur nicht kennen. Hat man die Befragten, die Hinzugezogenen, die Delegierten, die alten Männer, genau besehen? Hat man ihre Seelen auf neu gebügelt? Weiß man, ob sie ihre Kenntnisse den Sozial-Ideen zur Verfügung stellen? Weiß man es, beispielsweise, von dem Direktor der Deutschen Bank, der im Reichsschatzamt befragt wird? Weiß man überhaupt, was alles in dieser Zeit die Deutsche Bank tut? Hat man schon einige Kontrolle, genügende Kontrolle? Geheime Fonds gab es nicht nur in den alten Aemterkassen: geheime Fonds gibt es auch in Kassen der Privatwirtschaft. Man muß die alten Männer prüfen, man muß sie genau prüfen, sonst raten sie das Gegenteil des Angestrebten. Sonst konterkarrieren sie die Revolution. Weshalb habt Ihr noch nicht die Aufsicht über jene Milliarden, die willkürlich gehandhabt werden? Diese Milliarden sind das Unheil gewesen — sie sind heute noch die große Gefahr. Denn sie werden noch immer von den alten Männern gelenkt, von den alten Männern verteilt, die aus ihrer Haut nicht heraus können.

*

Die Vergesellschaftungskommission, die jetzt Sozialisierungskommission heißt, hat ihre Arbeit begonnen. Ohne Herrn Walther Rathenau. Herr Rathenau hat ein Sozialisierungsbüchlein geschrieben: ‚Die neue Wirtschaft'. Herr Rathenau glaubte wohl, das würde genügen. Herr Rathenau hält sich für einen Gesamtüberblicker, für einen Organisator, der es nur so aus dem Aermel schüttelt. Aber Herr Rathenau paßt nicht in jene Kommission. Er ist einer von den alten Männern, seine Seele ist nicht auf neu gebügelt. Es ist ein Beherrscher — mit dem Munde. Er hätte die ganze Kommission tot geredet. Er wäre nur ein Hindernis gewesen. Wenn seine Preiser das Rausgetretenwordensein bedauern, so muß man ihnen sagen: Es gibt auch noch Andre, es gibt neue Männer, die es nicht schlechter können, die aber unser Vertrauen haben. Ueberhaupt die Anbeter des technischen Könnens! Es sind Gefährliche darunter, Leute, die genau die Sophistik dieses Könnens verstehen, die wissen, daß man mit diesem Können jedes Postulat kaput machen kann. Ein technischer Könner hat immer Schwierigkeiten parat, er kommt mit Zahlen, mit Maschinenteilchen, mit Buchführung und dergleichen. Maschinenteilchen und Buchführung sind sehr wichtig, aber wichtiger ist heute die Seele. Die Seele muß es machen, und die technischen Könner müssen der Seele helfen. Sie müssen schnell helfen, man darf sich nicht auf Kongresse verlassen, man muß sich auf die soziale Stoßkraft der Revolution verlassen. Vergeßt nicht, daß jetzt das Fundament gelegt werden muß, wenn nicht Alles zusammenbrechen soll. Es muß jetzt gelegt werden, jetzt gleich muß es gelegt werden, und auch dann noch wird es viel zu spät gelegt. Hättet Ihr doch die alten Männer vor einem Jahr schon beseitigt! Sie sind die Schuldigen, sie mit ihrem technischen Können, mit ihren Verzögerungen, mit ihrem Kluggerede, mit ihrem Besserwissen. Diese alten Männer, die schon lange vor der Revolution abgestanden waren.

Antworten

Adolf Andreas Latzko. Sie rufen durch eine Broschüre: ‚Frauen im Kriege' (erschienen bei Max Rascher) die Frauen zum Kriege gegen den Krieg auf. Krieg und Bewunderung der Krieger sei den Frauen nicht angemessen. Die Männer würden sich wandeln, wenn die Frauen nicht mehr die Totschläger bewunderten, sondern die Friedensfreunde. Aber eher kannst du die Beseitigung des Kriegs von den Generalen verlangen. Wo denken Sie hin! Wem hat die Frau, die Dame, das Weib, das Mädchen noch immer zugejubelt? Dem Sieger oder . . .? Nein, wenn eine Frau allem widerstehen kann: dem Erfolg kann sie nicht widerstehen. Die Herzen fliegen nur Dem zu, der mehr beachtet wird als die Andern. Ob er edler ist, wertvoller, feiner gebaut — beneidet um ihn will sie werden; weswegen, ist ganz egal. Erwarten Sie so gut wie nichts von der Frau. Die Frau ist konservativ. Sie will, daß alles so bleibe; sie will, daß erobert werde, denn ihr eigenes Gebiet ginge sonst in die Brüche. Ihre Musen lieben die Faust, nicht die ausgestreckte Hand. Also fahren Sie fort, gegen die kriegswütige Männerwelt zu predigen, aber lassen Sie das angeblich zartere Geschlecht aus dem blutigen Spiel. Die Frau will den Sieg des Mannes. Ihres Mannes.

Willi W. Sie haben lange, zu lange nichts von der ‚Fackel' gehört? Eben kommt sie. Aber da unsre Vermittlungsläden ihren Raum für Ullsteine brauchen, so werden Sie sich dieses nahrhafteste und wohlschmeckendste Brot der Gegenwart schon vom Bäcker selbst (Verlag der Fackel, Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3) beschaffen müssen. Nach dem Genuß werden Sie Ihr Gewand verkaufen, um den Erlös zu dem Denkmal beizutragen, das Karl Kraus, dem tapfersten Kämpfer des Krieges, nämlich seinem gewappnetsten, unermüdlichsten, unerbittlichsten Bekämpfer, deutsche und oesterreichische Soldaten errichten werden. Er war ihre Rettung. Ohne sein blutrotes Blatt wäre vielen das Leben, das die Mörderwerkzeuge ihnen ließen, nicht mehr lebenswürdig gewesen. Er war die feurige Zunge ihrer entsetzlichen Leiden. Und wenn er am Ende ‚Weltgericht' abhält und prophetisch die ‚Sintflut' malt, die jetzt, jetzt erst über die arme mißhandelte Erde hereinbrechen wird, so weiß er doch, daß diese Sintflut nicht bloß vernichtet, sondern auch reinigt, und daß dieser Tod zugleich die Erweckung ist. Sie zu beschleunigen, kann Keiner so wirksam helfen wie Karl Kraus, wenn er zu der Gewohnheit seiner Jugend zurückkehrt, sich, statt dreimal im Jahr, dreimal im Monat vernehmen zu lassen!

Emanuel W. Aus den Dutzenden von Briefen, die es auf die Schwanenarie meines Freundes Germanicus gesetzt hat, greife ich mir den Ihren heraus. „Verteufelt geschickt hat Robert Breuer von Ihnen Abschied genommen. Bei der großen Neigung, die der Deutsche für alles Bürgerliche — auch in der Revolution — hat, und bei der großen Abneigung, die der Deutsche allem Umsturz — grade in der Revolution — entgegenbringt, wird er sich ins Recht und Sie in ein schiefes Licht setzen. Aber es ist falsch, was er sagt. ‚Ich finde, daß heute alles weit notwendiger ist, als geschliffene Frechheiten, überrötete Nuancen oder sonst irgendwelche Geistigkeiten, wie sie die Pubertät ausschwitzt, gegen die Trümmer einer längst nicht mehr vorhandenen Macht zu spucken . . .' Glaubt ein so kluger Mensch Das wirklich, oder tut er nur so? Die Macht ist vorhanden! Sie ist so stark vorhanden wie zuvor! Nicht, daß wir mit einer monarchistischen Gegenrevolution zu rechnen hätten — dazu sind die Herren zu feige, auch rentiert es sich

nicht. Aber ist denn unser Bürgertum geistig revoltiert? (Wirtschaftlich verlangt es niemand so schnell von ihm.) Hat es denn etwa, befreit aufatmend, die entsetzliche, menschenunwürdige Last des Militarismus von sich geworfen? Ich kann mir das unhöfliche Bild von Eseln nicht verkneifen, die die schweren Säcke nicht mehr zur Mühle zu tragen brauchen, weil die Mühle stockt, und nun wissen sie nicht, was beginnen. Gewiß ist Freiheit etwas Negatives, aber man soll sie nutzen. Und fast scheint es, als ob weite Bürgerkreise mit einem leisen Bedauern von der alten, schönen, bunten Offiziersherrlichkeit Abschied nehmen. Die Macht ist nicht tot. Sie ist so wenig tot, daß es eine höllisch schwere Aufgabe sein wird, aus Deutschen freie Männer zu machen. Während es kinderleicht ist, einen opportunistischen Zynismus, der genau so gut anders kann, hinter gemäßigter praktischer Tendenz zu verbergen. Es wäre zu wünschen, daß die ‚Weltbühne' den Schutt aufräumt, der den Bauplatz der Zukunft noch bedeckt." Das wird die ‚Weltbühne', wenn wir leben bleiben; und das muß sie. Denn so wenig tot ist jene Macht, daß mir große politische Organisationen angetragen haben, dagegen die Wurfgeschosse, über die Germanicus lächelt, in millionenfacher Ausführung zu versenden, weil sonst allein schon die Zusammensetzung der Nationalversammlung alle freiheitlichen Bestrebungen mordet. Worauf Germanicus seit dem neunten November in seinen Wochenbetrachtungen ausging, war — nicht seines, aber meines Erachtens — Poincarismus; war der Segen einer Bourgeois-Republik; war zwar eine Enthüllung der längst enthüllten, für Jeden jede Stunde fühl- und sichtbaren Gefahr, die von den Feinden droht, aber eine Verhüllung der allgemein unterschätzten Gefahr, die, heute wie während des ganzen Krieges, die Halbheit und Verkleisterungssucht unsres Auswärtigen Amtes birgt. Zu dieser Taktik des Leitartiklers hätte die unbürgerliche Entschiedenheit der Olf und Alfons Goldschmidt, hätte insbesondere dessen Wirtschaftspolitik nur dann gepaßt, wenns mir darauf ankäme, eine Tribüne zu schaffen, von der A und B und C ihre völlig verschiedenen Heilslehren künden können. Nichts liegt mir ferner. Daß in Deutschland keine Eintracht herrscht, ist unvermeidlich. Aber ich wollte für mein Teil nicht den Wirrwarr vermehren, sondern will mit meinen Mitarbeitern einhellig auf das Ziel losarbeiten, von dessen Erreichung nach unsrer Einsicht die Zukunft unsres Landes abhängt.

Kurt Hiller. Fallen sehn Sie Zweig auf Zweig. Ein bißchen ängstlich suchen Sie, denk' ich mir, morgens und abends im Berliner Tageblatt, ob nicht schon wieder jemand aus dem Rat geistiger Arbeiter seinen Austritt erklärt hat. Nach Frank Thieß und Arthur Holitscher kam eine ganze Woche Keiner. Nun komme ich. Zu meinem Bedauern. Aber hier sitze ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen! Meine Kampfgenossenschaft war ein Experiment. Es ist mißglückt. Dessen braucht keine der beiden Parteien sich zu schämen. Ich freue mich höchstens, daß mein Instinkt recht behalten hat. Sie erinnern sich ja, was ich jahrelang erwiderte, wenn Sie mich freundlichst ermunterten, tätiges Interesse für euern ‚Tätigen Geist', für den Aktivismus zu zeigen. Ich zitierte den Volksfeind: daß der stärkste Mann der ist, der allein steht; ich zitierte meinen Michael Kramer: daß das Echte und Kräftige nur in Einsiedeleien geboren wird; und ich war so anmaßend, eine einzige Nummer meiner Zeitschrift für aktivistischer zu halten als hundert eurer Diskussionsabende, von denen ich freilich keinen mitgemacht hatte. Dabei blieb es den Krieg hindurch. Dann begann sein letzter Monat. Und Einer aus euerm Kreise bereitete mich schonend

darauf vor, daß man mich auffordern werde, Mitglied eines Bundes der Aktivisten zu werden. Ich hatte Zeit, diese Möglichkeit hin- und herzuwälzen, war heute dafür und morgen dagegen und, als am dritten November die Aufforderung einlief, dafür. Die Luft war geladen. Der Anfang des Krieges hatte mich teilnahmslos gefunden, da man mich schnell genug hinderte, meinen Abscheu vor dem Kriege zum Ausdruck zu bringen. Der Schluß des Krieges fand mich in fieberhafter Erregung. Vielleicht war jetzt wirklich der Augenblick, nicht mehr bloß zu schreiben, sondern zu handeln. Für die Zerstörung der Welt, damals im Spätsommer 1914, durfte man keinen Finger rühren: für den Wiederaufbau Deutschlands durfte man keinen entziehen. Ich ging also zu euch, am siebenten und achten November, und hörte und sah mir euch an. Lauter glühende, reine, junge Menschen, einer immer noch radikaler als der andre, die typischen Fanatiker der Idee. Ob auch der Tat? Das eben mußte sich weisen. Jedenfalls war kein Grund, das Programm, das am Abend des achten November fertig vorlag, nicht gut zu heißen. Ich stellte mein Blatt zur Verfügung und hoffte auf gedeihliche Arbeit. An Aufgaben würde es ja nicht mangeln. Die Ereignisse jagten einander. Am neunten November war Revolution. Die Bahn schien frei. Ich war entschlossen, mit euch mich ins Rollen der Begebenheiten zu stürzen. Trotzdem war ich einigermaßen überrascht, am Morgen des elften November aus den Zeitungen zu erfahren, daß ich zwölf Stunden vorher einen Rat geistiger Arbeiter hatte gründen helfen. Hätte man mich beizeiten gefragt, so hätte ich meine Einwände nicht verschwiegen. Es war, unter anderm, durchaus nicht nach meinem Geschmack, am zweiten Tage der Revolution in derartig anspruchsvoller Weise mit meinem Namen hervorzutreten. Genau so widerstrebte es mir, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken durch eine Richtigstellung, die euch kaum nützlich gewesen wäre. Ich ging also zu euch, am elften, zwölften und dreizehnten November, und hörte und sah mir euch an. Diese drei Tage im Reichstag werde ich nicht vergessen. Man tat erbaulich lehrreiche Blicke in die werdende Republik. Mir wurde eine Provision von vierundzwanzigtausend Mark angeboten, wenn ich den Segen des Vollzugsrats auf eine niedliche Schiebung herunterflehte. Für so geringe Summen pflege ich nicht zu arbeiten; aber an diesem Antrag war zu erkennen, was ringsum an dunkeln Geschäften geleistet wurde. Ahnungslos idealistisch und himmelblau unschuldig saßen in diesem Hexenkessel mittendrin die Räte geistiger Arbeiter. Sie redeten, nahmen Begriffsunterscheidungen vor, entwarfen Statuten, meldeten sich zur Geschäftsordnung, beschlossen nach vielstündiger Beratung, einen Beschluß zu fassen, sobald eine Unterkommission einen Bericht erstattet habe, ob diese Sache bereits beschlußreif sei, und waren Aktivisten, wie etwa der Trompeter des Schlachtrufes „Immer feste druff!" ein Lieblingsschüler von Simmel war. Ihre einzige Aktion bestand darin, daß sie den Republikaner G. Bernhard aus ihrem Zimmer hinauspfefferten. Das war schön und herzerquickend, aber es war nicht genug. Ich fragte mich immer verlegener, was eigentlich ich auf dieser Galeere zu suchen hätte. Der Unterschied zwischen mir und den meisten dieser sympathischen Menschen von löblichstem Willen war keineswegs unerheblich: ich hatte eine Nebenbeschäftigung. Weil mein Name ohne mein Wissen unter einen Aufruf, den ich nicht kannte, geraten war, konnte schließlich mein Blatt nicht leiden. An einen Debattierklub, für den mir durch einen eigenmächtigen Akt die Mitverantwortung aufgehalst war, wandte ich bereits zweieinhalb Tage, die meinem Blatte entzogen wurden. Mit

tiefem Unbehagen sah ich das nächste Heft schlechter werden, als meinem Künstlertrieb recht sein durfte. Die einzige Entschädigung wäre eine Befriedigung meines Tatendranges gewesen. Wir hatten ein Bollwerk errichten wollen, auf daß die geistigen Interessen nicht von den materiellen weggeschwemmt würden. Das Bollwerk mußte nun aber auch errichtet werden. Und so erschien ich am Nachmittag des dreizehnten November mit einem kleinen Katechismus von zehn konkreten Geboten, den ein handelnder Mensch von hohen Meriten mir anvertraut hatte, und den ich euch zu verlesen gedachte. Es waren Gebote der Stunde, die drängte. Hätte man davon ein einziges auf der Stelle befolgt: man hätte zum ersten Mal den Namen von Aktivisten verdient. Wissen Sie noch, Kurt Hiller, wie ungeduldig Sie mich bei dem zweiten Gebot unterbrachen und mich ersuchten, diese Verlesung irgendwann einmal später vorzunehmen? Ich klappte gelassen das Manuscript zu, durch die Praxis bestätigt in meiner lange gehegten Theorie, daß es keine Einigung gibt zwischen dem Realpolitiker und dem Ideologen, daß sie einander nicht ergänzen, sondern einfach ausschließen. Ich war nicht etwa gekränkt, behüte. Zwar stand für mich fest, daß ich niemals wieder in eine eurer nutzlosen Sitzungen kommen würde. Aber weder neigte ich zu dem Aufwand einer Austrittserklärung, noch war eure unfruchtbare Tapsigkeit mir ein Grund, euch meine publizistische Unterstützung zu weigern. Im Gegenteil: man hatte die Pflicht, solchen Kindern beizustehen. Ich druckte, am einundzwanzigsten November, euer, unser Programm, erteilte jeden gewünschten Rat und tat keinen Schritt mehr aus der Einsiedelei meines Arbeitszimmers. Von euerm Plan, eine Oeffentliche Kundgebung zu veranstalten, erfuhr ich erst durch die Presse. Auf Art und Inhalt und Aufbau dieser Kundgebung hatte ich keinen Einfluß. Was Sie für Ihr Teil kundgeben wollten, telephonierten Sie mir am Mittag. Ich war ehrlich entsetzt und warnte mit äußerstem Nachdruck. Sie antworteten, daß Sie auf meine Anwesenheit im Blüthner-Saale rechneten. Mein Lieblingssprichwort lautet: Aller guten Dinge sind drei. Ich ging also zu euch, am zweiten Dezember, und hörte und sah mir euch an. Und nun bin ich des trockenen Tones satt. Und wenn ich sage, daß ich mich in das Podium schämte, auf das eure Gastfreundschaft mich gesetzt hatte, so ist das die parlamentarischste Kritik, die ich für dieses Unglücksereignis habe. Und wenn ich nichts weiter sage, so entrichte ich damit den Zoll der Achtung, die ich meinen eigenen Irrungen, Wirrungen schuldig bin. Und was ich durchaus vermeiden wollte, ist leider noch länger nicht zu vermeiden: ich lenke in einer Zeit, wo ich am liebsten ganz untertauchte, die Aufmerksamkeit auf mich und erkläre meinen Austritt. Meiner Gesinnungs-Gemeinschaft bleibt Ihr für immer sicher. Gegen den Halbgeist der Großmanns, den Ungeist der Reventlows und den Antigeist aller Sudermänner schwing' ich mit Freuden Notung, das neidliche Schwert. Eine Arbeits-Gemeinschaft ist unmöglich. Sie für möglich zu halten, war Revolutions-Psychose eines Menschen, den die Kriegs-Psychose vom ersten bis zum letzten Tage verschont hatte. Wer Das auch von sich sagen kann, der werfe auf mich den ersten Stein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Rede an Spartacus von E. J. Gumbel

Rede, gehalten auf der ersten öffentlichen Versammlung des Bundes Spartacus am einundzwanzigsten November 1918

Ich spreche hier für die Nationalversammlung und gegen die Diktatur des Proletariats, obwohl dies schwer ist, ohne zu verschiedenen Mißverständnissen Anlaß zu geben. Denn, wenn man Liebknecht widerspricht, so könnte es scheinen, als wolle man das Verdienst dieses Mannes verkleinern, der für die Revolution Alles getan hat. Dies kann nicht meine Absicht sein. Ferner könnte meine Stellungnahme ausgelegt werden als eine Unterstützung der Regierungssozialisten. Nichts liegt mir ferner. Ich weiß, wie sie die Schuld der herrschenden Klassen am Krieg zu vertuschen suchten, wie sie das Durchhalten predigten, wie sie den Frieden von Brest-Litowsk und das Zwangsdienstgesetz unterstützten. Noch einem dritten Mißverständnis muß ich vorbeugen, nämlich als wenn ich gewisse zweideutige Maßnahmen der heutigen Regierung unterstützen wollte. Als wenn ich es für richtig hielte, daß die Offiziere bereits wieder ihr hochmütiges Gebahren zeigen dürfen, daß sie geschmückt mit den Symbolen der alten Tyrannei herumlaufen, daß man politisch unzuverlässige Leute ohne hinreichende Kontrolle in wichtigen Stellen läßt, undsoweiter. Auch verkenne ich durchaus nicht die Aufgabe der Gruppe Spartacus: durch schärfste Kontrolle die Revolution vorwärtszutreiben und ihre Verbürgerlichung, die identisch ist mit der Gegenrevolution, zu verhindern. Also nicht aus gegenrevolutionärer Ueberzeugung trete ich hier auf.

Man sagt: „Allerdings hat die Entente uns gedroht: einem Deutschland der Diktatur des Proletariats werden keine Nahrungsmittel geliefert, mit ihm wird kein Friede geschlossen. Aber vertrauen wir auf die Macht des internationalen Proletariats. Es wird nicht dulden, daß einem Land, wo die Arbeiterschaft regiert, ein Friede aufgedrungen wird. Nein, es wird solchen Versuch mit bewaffneter Hand vernichten. Die rote Fahne der deutschen sozialistischen Revolution wird das Zeichen der sozialistischen Weltrevolution sein.“ Die so sprechen, sind über die psychologischen Voraussetzungen dieser Revolution falsch orientiert. Diese Revolution war eine Militärrevolution. Das geschlagene Heer fragt nach den Gründen, nach der Kriegsursache. Es erkennt die Schuld des eigenen Landes; es erkennt, daß es jahrelang belogen worden ist; es wendet sich gegen die Regierung, die Ursache seines Elends. Es steht auf, und die Revolution soll ihm Erlösung bringen. Ganz anders bei der Entente. Die Menschen sind Erfolganbeter. Das siegreiche Heer fragt nicht nach der Schuld des Imperialismus; es vergißt die Mühen und Entbehrungen der Jahre; es fühlt sich nicht betrogen; die Regierung hat gehalten, was sie versprochen: sie hat den Sieg gebracht; die

Begeisterung, die Dankbarkeit kennt keine Grenzen. Eine Revolution dort ist höchst unwahrscheinlich. Man bedenke folgende traurige Parallele: Schon seit Jahren ist uns die Revolution in den Feindesländern prophezeit worden, und zwar von denselben Menschen, die sagten, der U-Boot-Krieg werde England in sechs Monaten aushungern. Wenn Liebknecht heute das Selbe sagt, was einst Tirpitz sagte, so wird die Behauptung dadurch nicht richtiger.

Der Hauptvorwurf, den man der neuen Regierung macht, ist: sie gehe nicht rasch genug vor. Anstatt, zum Beispiel, alles sofort zu nationalisieren, habe sie zunächst eine Kommission eingesetzt. Tatsächlich braucht man eben für technische Probleme technisch gebildete Kräfte, und man kann daher die Mitarbeit von Fachleuten aus Großbetrieben unmöglich entbehren. Uebereilte Maßnahmen würden die Gefahr der Gegenrevolution verstärken, die Reaktion unvermeidlich machen. Sie würden einen Keil zwischen Berlin und das übrige Deutschland treiben. Denn Berlin ist nicht das Reich. Die industriell zurückgebliebenen Gegenden mit geringer Arbeiterbevölkerung würden einfach nicht mittun. Schon hat Eisner erklärt, daß er mit einem bolschewistischen Preußen nichts zu schaffen haben will. Dazu kommt: die Industrie würde einen Rückgang der Produktion erleiden, und grade im Augenblick wäre eine Steigerung von größter Wichtigkeit. Man könnte dem sowieso mißtrauischen Bauern keine Produkte mehr bieten, und ein Zwang zur Ablieferung der Lebensmittel läßt sich beim besten Willen nicht wirklich durchführen. Die Entente schickt nichts. So sind denn die praktischen Folgen einer Diktatur des Proletariats: Rückgang der Produktion, Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend, was wiederum der Gegenrevolution den Weg öffnen würde.

Ja, soll denn garnichts geschehen? Tatsächlich läßt sich schon ungemein viel durchführen, und ich greife nur einiges heraus. Zunächst gilt es, die errungene Macht zu erhalten. Die Probleme der Demobilmachung und der Ernährung sind zu lösen. Hierzu muß man die technisch geschulten Leute an allen Stellen lassen, wo man Techniker braucht, also selbst der Offiziere muß man sich bedienen — bedienen! Das heißt: strengste Kontrolle durch die Soldatenräte, strengste Kontrolle, daß sie ihre Mittel nicht zu politischen Zwecken mißbrauchen. Dann gilt es, die politische Demokratie durchzuführen. Man beseitige endlich alle die Männer, die sich durch ihre Hilfe beim alten Regime befleckt und in die neue Zeit hinübergeschmuggelt haben. Das Ausland hat noch immer Recht zum Mißtrauen, solange Erzberger, David, Scheidemann und der Solf des afrikanischen Annektionsprogramms in der Regierung sitzen. Man schaffe eine wirkliche Pressefreiheit durch Verstaatlichung des Inseratenwesens und durch Papierverteilung nach Bedarf an alle Parteien. Man trenne Staat und Kirche, enteigne die Kirchen und Landesherren,

man verstaatliche die Monopole, man verkürze die Arbeitszeit. Schritt um Schritt baue man den Kapitalismus ab.

Das Mittel zu diesem Neubau ist die Nationalversammlung. Nur sie kann den Sozialismus im ganzen Volk verankern und das durch jede Diktatur hervorgerufene Gefühl der Fremdherrschaft vermeiden. Vorangehen muß eine intensive Preß-Propaganda. Denn erst, wenn die öffentliche Meinung genügend über die Schuld des ancien régime aufgeklärt, erst, wenn das ganze Volk wirklich weiß, wie es belogen und betrogen worden ist, wird sich in der Konstituante eine große sozialistische Mehrheit finden. Freilich: kann diese unter den neuen Verhältnissen überhaupt zweifelhaft sein? Besteht nicht der größte Teil des Volkes aus Proletariern? Und da fürchten sich Sozialisten vor der Konstituante? Es ist nichts als mangelndes Vertrauen in ihre eigene Stärke!

Vor der Konstituante von Olf

Nicht nur der frühere deutsche Kronprinz ist immer Pazifist gewesen, sondern auch Walther Rathenau. Im Juli 1917 schon hat er zu Ludendorff gesagt: die meisten annektionistischen Ziele der Generäle seien bei einer Kriegskarte, die London, Paris, New-York in den Händen ihrer rechtmäßigen Eigentümer zeige, nicht zu erreichen. Im Winter 1918 hat er, wie sich aus seiner Erzählung dieses Gesprächs ergibt, noch nicht eingesehn, daß ein derartiger opportunistischer Anti-Annektionismus, der den Diebstahl nur von der Gelegenheit abhängig macht, nicht besser, ja eher schlechter ist als Reventlows prinzipieller: man mußte den Annektionismus bekämpfen, weil wir nicht annektieren dürfen — nicht, weil wir es nicht konnten. Die Entente, Herr Rathenau, kann jetzt eben; und da Sie zu Ludendorff 1917 nicht anders gesprochen haben, als Sie selbst berichten, können Sie 1918 zu Foch nicht sprechen, und nicht zu Oberst House. (Was wir für Wilsonfreunde plötzlich haben!) Und daß, wie es in einer Zeitung hieß, ein Soldatenrat stürmisch Ihre Teilnahme an der Sozialisierungs-Kommission verlangt habe — ich glaub' es nicht. Höchstens konnte er, über Ihre soziale Praxis mangelhaft unterrichtet, aus Gründen des Stils über Ihre soziale Theoretik im Unklaren sein.

*

Die Tägliche Rundschau mokiert sich, wo sie von der Einrichtung eines Aufklärungsdienstes für die Osttruppen berichtet, über die „Sorge vor der reaktionären Gesinnung". Tägliche Rundschau, es besteht Verdunklungsgefahr: vier Jahre „vaterländischer Unterricht" sind gut zu machen. „Das nennt man Demokratie", spottest du in der ernsten Sorge deines Herzens. Aber es ist noch ein riesiges Stück Arbeit zu verrichten, bis auch nur deine Lügen wett gemacht sind — und dann erst kann der Meinungskampf beginnen.

*

Germanicus spricht in seinem Abschiedsbrief an die ‚Weltbühne (in Nummer 49) von einem „vom bolschewistischen Fieber zerrütteten Deutschland". Ich kann mir nicht helfen: ich erblicke die Fieberröte nicht, ich hör' nur immer eine Vokabel. Gebt dem Liebknecht kein Agitationsmaterial wie jene Schüsse am sechsten Dezember, und es wird bei Mordrufen in der ‚Roten Fahne' — der einzigen Zeitung übrigens, die einen festen Standpunkt hat; was ihr freilich leicht wird — auch weiterhin bleiben. Aber wenn ich sehe, wie der Popanz des deutschen Bolschewismus für uns und vor der Entente aufgebaut wird, entschließ' ich mich bald, sogar den russischen für eine futuristische Legende zu halten.

*

Germanicus sagt ebenda: „Politisch handeln heißt: das Notwendige tun." Das kann verwechselt werden: das aktuell Notwendige folgt aus dem ewig Notwendigen — nicht das Notwendige der Gelegenheit (das allenfalls Nützliche) ist zu tun, sondern das Notwendige des Geistes! Das Richtige!

*

Jetzt werden einige der Bekanntmachungen publiziert, die preußische Ortskommandanten in Städten des früher besetzten Gebiets erlassen haben. Einer Stadt wurde versprochen: „Es wird keine Rücksicht genommen, die Unschuldigen werden mit den Schuldigen leiden." Selbst wenn man die Frage außer Acht läßt, was denn diese Schuldigen getan haben: man darf nicht einmal Gott diese Gleichgültigkeit verzeihn — da sollte man diese Gottähnlichkeit der alten Macht verzeihn? Einer Macht, von der Naive glauben, sie sei — es wäre das erste Mal in der Geschichte — kampflos abgetreten? Aber Ihr brauchtet nur den schwarz-weiß-roten Einzug der Truppen zu sehn: niemand weiter als Wilhelm von Hohenzollern fehlte diesem Schauspiel, bei dem Keiner an die Fehlenden dachte. Scharen von Verstümmelten hätten an ihren Krücken mit durch das Brandenburger Tor humpeln sollen —

*

Gegen die endlich — von England — vorgeschlagene Abschaffung der Wehrpflicht sprechen, nach Meinung der B. Z., große politische und staatsdisziplinare, endlich auch psychologische und rassenphysiologische Bedenken. Die politischen sind der Vorwand, die „staatsdisziplinaren" der Grund; wenn wirklich psychologische vorhanden wären, würden sie einen allerdings zur sofortigen Ausrottung der Menschen berechtigen; und die rassenphysiologischen — möcht' ich endlich einmal kennen lernen.

*

Das untergeordnete Recht der Neutralen, Handel zu treiben, müsse hinter dem zwingenden höhern Interesse der Kriegführenden zurückstehn — sagte in Liverpool Sir Frederic Smith, ein Oberstaatsanwalt, der nicht bemerkt, daß er ein Recht einem Interesse unterordnet. Wenn das nach vier Kriegsjahren die Men-

talität Europas ist — sollen wir weiterarbeiten, verzweifelnde Brüder, trotzdem? Nicht trotzdem, sondern deshalb; verzweifelt und erbittert.

*

Die unsubstanziierte Schätzung, die A.- und -S.-Räte hätten bisher achthundert Millionen verbraucht, entfachte in der Presse einen Sturm der Entrüstung. Die Bezifferung der jährlichen Mehrbelastung auf neunzehn Milliarden nahm sie ruhig hin. Das Eine ist ja auch Revolutions-, das Andre Kriegsfolge.

*

Czernin will für das oesterreichische Parlament kandidieren, und schleunigst ruft die B.Z. Kühlmann, Bethmann und Bülow zum gleichen Vorsatz auf. Wie man auch über Czernin urteilen mag — er ist doch nicht Bülow! Und Bülow wieder in der Politik! Haben wir nicht allen Grund, die Kanzler unsres Kaisers satt zu haben?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLII.

Karl Liebknecht

Saht Ihr ihn von einem schwerfälligen Kasten-Automobil zur Kopf an Kopf gedrängten Menge sprechen? Saht Ihr, wie Maschinengewehre neben ihm aufgestellt waren, um ihn zu schützen? Saht Ihr mitten unter der schwarzen Zuhörerschaft die finstern Aufpasser, die in der Tasche den Zeigefinger am Revolverhahn halten, jeden Augenblick bereit, für ihren Heros da oben das Leben Andrer und das eigene zu lassen? Fühltet Ihr, wie eine unheimliche Suggestion von Liebknecht auf die zu einem festen Block erstarrte Masse ausging, wenn er redete? Wild rollen die Augen ihm im Kopf und treten hervor, als wollten sie sich fanatisch hineinbohren in Jedermanns Hirn. Die Hände fuchteln immerfort hin und her. Bald reißt er seine Joppe auf, schlägt sich mit einer pathetischen Geste an die Brust, sagt, nein, ruft, schreit, kreischt: „Hier, Brüder, Genossen, schießt mich auf der Stelle nieder, wenn nicht wahr ist, was ich behaupte!“ Dann, im nächsten Augenblick, fährt er sich durchs Haar, schnellt den Kopf vor und schleudert die Worte heraus: „An den Laternenpfahl mit den Bluthunden Ebert und Scheidemann!“

Das Volk wird erregt, Beifall umtobt ihn, rote Fahnen werden entrollt, und rasch formiert sich ein Zug, um durch das Zentrum Berlins zu marschieren.

Ist dieser kleine schmächtige Kerl von siebenundvierzig Jahren, der so gar kein rhetorisches Organ hat, bloß ein von Dämonen innerer Ueberzeugung gejagter Fanatiker? Oder haben sich die Grenzen bereits verwischt, wo Wille und Intellekt in Wahnsinn auszuarten scheinen?

Schaut auf sein Leben zurück. Vielleicht findet Ihr dann den Schlüssel. Wilhelm, sein Vater, war Revolutionär des

Jahres 48 und hat, schon als Student, an dem badischen Aufstand teilgenommen, der von preußischen Truppen unterdrückt wurde. Der Alte hat sich zeitlebens seine sozialistische Gesinnung was kosten lassen. Nirgends war für ihn Ruhe. Bald wurde er hier, bald dort ausgewiesen. Auch im Gefängnis hat er mehr als einmal gesessen. Ein Jahr nach Karls Geburt ward er zusammen mit August Bebel wegen Hochverrats zu zwei Jahren Festung verurteilt, die er auf dem historischen Schlosse Hubertusburg verbrachte. Zwischen Gefängnisstrafen und Ausweisungen war er journalistisch tätig, zuerst an der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung', dann am ‚Volksstaat' und schließlich am ‚Vorwärts'. Außerdem schrieb er eine Menge kleinerer, meist agitatorischer sozialistischer Bücher und Broschüren. Bismarck verfolgte ihn mit der ganzen Wucht seiner starken Persönlichkeit. Als zu Beginn des deutsch-französischen Krieges die Regierung eine Kreditvorlage an den Reichstag brachte, enthielten sich Liebknecht und Bebel der Stimmen.

Mit diesem Vater, der von dem Proletariat, wie kaum ein andrer Partei-Veteran, abgöttisch verehrt wurde, stand der Knabe Karl sich niemals besonders gut. Er war von früh an sehr eigenwillig und ließ sich vom Alten nicht gängeln. In Leipzig, wo er geboren wurde, genoß er die übliche Vorbildung eines Bourgeoiskindes. Er besuchte die Erste Bürgerschule, das Nicolai-Gymnasium und zog mit seinem Vater ins „Exil", als der infolge des Sozialistengesetzes aus Leipzig selbst ausgewiesen wurde und sich in einem entfernten Vorort, in Borsdorf, niederlassen mußte. Das Abiturium machte Karl Liebknecht auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium der Reichshauptstadt, deren Universität ihn dann aufnahm. Schon als Student trieb er eine wüste sozialistische Agitation, gehörte stets zu den Radikalsten und war in rauchgeschwärzten Arbeiterversammlungen des Nordens und Ostens ein gerne gesehener Gast. Nur Eins fehlte ihm: die Rednergabe. Darin hatte ihn die Natur völlig stiefmütterlich behandelt. Er sprach höchst unsauber, stieß mit der Zunge an, lispelte und hatte ein wechselndes helles Stimmchen, das der Hörer fast mitleidig belächelte. Aber mit eiserner Energie setzte er sich auch darin durch. Wie Demosthenes ließ er nicht nach, bis er seine Sprache gehörig gesäubert hatte, wenngleich er ihr eine sonore Resonanz nicht zu geben vermochte. Er wollte sprechen, er wollte reden, und wenn er den Leuten mißfiel, dann wollte er eben so lange reden, so viel verzehrende Glut in seine Worte gießen, daß sie ihm zuhören mußten. Und so wards.

In Würzburg, dort, wo es am Fuße der trotzigen Marienburg verführerisch schön zu werden anfängt, machte er den Doctor juris et rerum politicarum. In Augsburg, Paderborn und Hamm hetzte er, ungeduldig und ungebärdig, die drei, vier Referendarsjahre herunter. Immer in stramm katholischen Gegenden. Merkwürdig. Einst erzählte er in einer Versammlung,

daß er mütterlicherseits direkt von Martin Luther abstamme. (Die Antisemiten haben ihn deshalb wohl in einen Juden verwandelt.)

Nach dem Assessorexamen wurde er Rechtsanwalt und ließ sich, wie sein Bruder Theodor, in Berlin nieder. Die Praxis nahm zu. Denn er war schließlich der Sohn eines sehr berühmten Vaters. Das Proletariat strömte ihm zu. In vielen Prozessen wurde er der Verteidiger der „Enterbten" und „Deklassierten". Aber auch auf dem sozialistischen Forum wuchs sein Anhang. Er peitschte durch seinen draufgängerischen Radikalismus die Massen auf und kannte schon damals keine Grenzen. Auf den Parteitagen holte er sich oft böse Abfuhren vom alten Bebel. Der brach, verärgert, schließlich jeden persönlichen Verkehr mit ihm ab, obwohl ihn mit dem Vater eine herzliche Freundschaft verbunden hatte.

1902 wurde Liebknecht in das erste Ehrenamt berufen. Er wurde Stadtverordneter in Berlin, wurde Mitglied der Armendirektion, kam sechs Jahre darauf mit einigen andern Genossen in das bis dahin sozialistenreine Preußische Abgeordnetenhaus und paukte hier mit dem Präsidenten, dem würdigen, langbärtigen Grafen Schwerin-Löwitz, manchen Strauß aus. Wie ein ungezügelter Knabe zerrte er an dem Gitter der Geschäftsordnung, versuchte alle in diesem Hause versteinerten Traditionen umzuwerfen und einen Klassenkampf im Kleinformat auf eigne Faust durchzuführen.

Sein Spezialgebiet war die antimilitaristische Propaganda, die er bis in die Kasernen erstreckte. Ein Büchelchen: ‚Militarismus und Antimilitarismus' ließ keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen. Das Gericht schritt ein, und vor den roten Talaren des Reichsgerichts zu Leipzig bestand seine forensische Dialektik nicht. Anderthalb Jahre Festung wurden ihm — Festung, da man ihm seinen, wenn auch fanatischen, Idealismus nicht absprechen konnte. Er kam nach Glatz und hatte Zeit, in stillen Stunden über sein Leben, seine Aufgaben nachzudenken. Aber der schäumende Most klärte sich nicht. In diesen vier Wänden einer lichtarmen und freudlosen Kasematte, zwischen eintönig kommenden und gehenden Soldaten, verhärteten sich seine Ideen nur. Immer tiefer bohrte seine Abneigung, sein Haß gegen die bürgerliche, kapitalistische, militaristische Gesellschaft sich ihm in die eigene Seele, immer zwingender wurde das Postulat seines Willens, diese bürgerliche Gemeinschaft durch den Klassenkampf des Proletariats zu sprengen. Und dann trat er, nach dieser Prüfung, die ihm sein Lebensziel in Tagen und Nächten des Nachsinnens nur tausendfach bestätigt hatte, wieder in die menschliche Gesellschaft hinaus. Neue Impulse trieben ihn rasch zu neuem Handeln. 1910 reist er, wie ehedem sein Vater, nach Amerika, um eine Zeitlang der politischen Stickluft, die ihm in Deutschland den Atem benimmt, zu entrinnen und andre Eindrücke aufzunehmen. Und drüben, über dem großen Teich, ist er

nahe daran, ein Damaskus zu erleben. Da erst lernt er den eigentlichen, nüchternen, gewaltigen Kapitalismus mit seiner ungeheuern Konzentration und Organisation kennen, da erst gewahrt er, daß der deutsche Arbeiter eigentlich weit besser gestellt ist als sein Leidensgenosse in Amerika — und diesem Erlebnis gibt er auch publizistisch Ausdruck.

Aber seine Wahrnehmungen bleiben nicht lange in ihm haften. Bald nach der Rückkehr gerät er wieder in den radikalsozialistischen Strudel. 1912 wird er in Potsdam-Osthavelland, dem Kaiserbezirk, wo er in den neunziger Jahren als Einjähriger beim Garde-Pionier-Bataillon gedient hatte, in den Reichstag gewählt. Hier, auf dieser größten parlamentarischen Plattform, legt er los. Als er einen Vorstoß plante, schickte er, da nicht zuletzt eine starke Eitelkeit sein Wesen bestimmt, auf die Journalistentribüne und bat, ihn in den Berichten möglichst gut zu bedenken. Die Rede richtete sich gegen Krupp und die Rüstungs-Industrie, gegen dunkle Bestechungsgeschichten und gegen die internationale Verbrüderung des Rüstungskapitals der Krupp, Ehrhard, Creusot, Armstrong und aller der Andern. Gewaltig war das Aufsehen, das seine Enthüllungen im In- und Auslande machten. Liebknecht stand tagelang im Mittelpunkte der Diskussion. Größenwahn hob an, seine Seele zu umfächeln. Er strebte über sich selber hinaus auf einen unerreichbaren Gipfel. Als der russische Zar nach Deutschland kommen wollte, um in Darmstadt seinen großherzoglichen Schwager zu besuchen, schrie Liebknecht in einer magdeburger Versammlung: „Deutschland soll diesem Blut-Zaren die Türe weisen!" Ein neuer Eklat. Die Diplomaten mußten mit glättender Hand die Russen beschwichtigen, und Liebknecht wurde ein Prozeß angehängt.

Und nun der Krieg. Als er ausbrach, verließ Liebknecht nicht wie der (einzige) sozialistische Abgeordnete Kunert bei der Abstimmung über den ersten Milliardenkredit den Sitzungssaal des Reichstags, und mit erhobener Stimme konnte Herr von Bethmann Hollweg feststellen, daß auch die Sozialdemokratie in diesem „Verteidigungskriege" hinter der Regierung stehe. Aber Liebknecht brach bald aus der Hürde. Er wühlte und randalierte, steckte sich hinter die „Lokalisten", die anarcho-sozialistischen Arbeiter an der Peripherie der Gewerkschaften, setzte sich mit Rosa Luxemburg (die manche Bilder von frühern Parteitagen an seiner Seite zeigen) und mit allerhand russischen revolutionären Elementen in Verbindung. Radek veröffentlichte unter dem Pseudonym Parabellum seine Brandartikel wider die militaristische, die verräterische deutsche Sozialdemokratie in der ‚Berner Tagwacht', Radek, den Bebel einmal als Spitzbuben entlarvt und von der Partei abgeschüttelt hatte; und Liebknecht inszenierte eine unterirdische Flugblatt-Propaganda, gegen die die Gewerkschaften immer von neuem Stellung nehmen mußten. Im Reichstag eilte er einmal plötzlich auf die Tribüne, protestierte in wilden Worten

gegen das Völkermorden und wandte sich wider den „Kriegsanleiheschwindel". Ein ungeheurer Tumult ließ ihn nicht weiter reden. Doktor Müller-Meiningen sprang in höchster Erregung auf ihn zu, fast wäre es zu Tätlichkeiten gekommen, Andre mischten sich ein, zerrten ihn weg vom Rednerpult, der Präsident, der wacklige alte Herr Kaempf, tobte sich, in grasser Verzweiflung über solch eine Szene, mit seiner Glocke aus, auf die natürlich kein Mensch hörte, und bat nachher die Presse, das Skandalosum mit Schweigen zu übergehn. Der Blätterwald blieb denn auch stumm. So erfuhr die Oeffentlichkeit nichts von dem Zwischenfall.

Die Spartacus-Briefe tauchten auf. So um die Wende von 1915 zu 16. Mit grauer Maschinenschrift vervielfältigte Aufsätze. Länge je nach Bedarf. Flammende Proteste gegen Völkermord, gegen die Fürsten, gegen die imperialistische Sozialdemokratie, Aufforderung zum Klassenkampf des Proletariats und zur Revolution. Mehr als ein Mal ist so ein Ding in meine Hände geraten. Woher es kam, wußt' ich nicht. Spartacus stand darunter. Man legte so etwas damals lächelnd beiseite.

Im Frühling 1916 packten ihn dann die Häscher. Als Abgeordneter war er immun, es sei denn, daß er auf frischer Tat bei irgendeinem Vergehen ertappte wurde. Er war inzwischen Armierungssoldat geworden und hatte an einem Abend auf dem Potsdamer Platz aufreizende Flugblätter verteilt und dabei „Nieder mit der Regierung!" geschrien. Verhaftung, Haussuchung undsoweiter. Das Gericht ersucht den Reichstag um Zulassung eines Strafverfahrens. Und der Reichstag gibt, obwohl es sich hierbei um ein ausgesprochen politisches Delikt handelt, diesem Antrage statt. Herrn von Payer fällt die Begründung nicht schwer. Damit verläßt das Haus alle guten Ueberlieferungen, handelt aber auch politisch höchst unklug. Denn nun wird Liebknecht die Märtyrerkrone aufs Haupt gedrückt. Das Kriegsgericht verurteilt ihn zu zwei Jahren sechs Monaten Gefängnis, spricht aber die Ansicht aus, daß er nicht aus ehrloser Gesinnung gehandelt habe, sondern daß politischer Fanatismus die Triebfeder zu seinen Verfehlungen gewesen sei, und beläßt ihm daher die bürgerlichen Ehrenrechte. Berufung, Aufbegehren der reaktionären und alldeutschen Presse, und das Reichsmilitärgericht als oberste Instanz kommt zu Zuchthaus, zu fast dem doppelten Strafmaß und erkennt dem Delinquenten damit auch die bürgerlichen Ehrenrechte ab.

Liebknecht steigt ins Zuchthaus. Eine neue, jahrelange Prüfung. Aber auch jetzt kommt es nicht zur Klärung in ihm. Die Dinge sind schon zu weit gediehen. Der Haß frißt tiefer und tiefer. Der fanatische Idealismus geht in eine Idiosynkrasie über. Die Nerven werden, in den vielen, vielen Stunden beklemmender Einsamkeit, aufs Höchste angespannt. Immer Martern und wieder Martern. Sinnen und wieder Sinnen, und bloß das Eine vor Augen: Nieder mit dem System! Ihm einen

unbarmherzigen Todesstoß, und wenn dadurch vieles, alles zusammenbricht.

Das Kabinett Prinz Max mit dem Staatssekretär Scheidemann schenkt ihm die Freiheit wieder. Wird er sich jetzt zurückhalten, wird er seinen Nerven nunmehr Ruhe gönnen? Weit gefehlt. Sofort springt er mitten hinein ins politische Leben. Ein neues Rumoren beginnt, und schon wenige Tage danach bricht die Revolution aus.

Liebknecht triumphiert. Das ist seine Revolution. Das ist sein Werk. Dafür hat er gekämpft, dafür gelitten. Nun hätte er an der neuen Freiheit mitaufbauen können. Aber als das gemeinsame sozialistische Kabinett gebildet werden sollte und man ihn um seinen Eintritt ersuchte — da lehnte er ab, schlug sich seitwärts, machte neuen Krach und organisierte den Spartacus-Spektakel, den deutschen Bolschewismus. Und was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut, und was er spricht, ist Geißel, und was er schreit, ist Blut.

Karl Liebknecht? Ein Gemisch von Idealismus, Fanatismus, Eitelkeit und Psychose. Ihr erschreckt, wenn Ihr ihn auf der Rednertribüne toben seht, und möchtet nach dem Nervenarzt rufen.

Im „Zivilleben" ist er, oder wars wenigstens vor Jahren, ein netter, überliebenswürdiger Mensch, der wie ein Schüler errötete, wenn man ihn ansprach. Heute sucht er sich wie ein gehetztes Wild mal diese, mal jene Schlafstätte aus. Niemals ist seines Bleibens in einem Hotel länger als ein, zwei Tage. Ein Auto steht immer fahrbereit zu seiner Verfügung. Sind die Häscher wirklich hinter ihm her?

Wilsonismus von Carl Meinhard

Auch wenn es nur Phrase, ja sogar bewußte Lüge gewesen wäre, womit Frankreich und England allmählich die ganze Welt gegen uns mobil machen konnten; auch wenn unsre Regierung wirklich so unschuldig war, wie man sie uns seinerzeit geschildert hat; auch wenn Rußland und Frankreich allein für die Vorbereitungen und den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen wären — wenn also das ganze gegnerische Anklagegeschrei wirklich nur eine infame Kriegslist gewesen wäre: selbst dann könnte dieser falsche Schrei nach Gerechtigkeit zur Wahrheit werden, auf Grund deren dieser Krieg nicht anders enden dürfte als mit einem gerechten Frieden, mit einer Völkerversöhnung.

Als Wilson aus der Reserve heraustrat, begann das Ende der Spiegelfechterei auf beiden Seiten. Zuerst beschwichtigend, dann vermittelnd, einlenkend, schließlich drohend und zuallerletzt kämpfend, setzte er Freund und Feind in Erstaunen — begreiflicher Weise —, weil der Friedensstifter mit dem gezogenen Schwert in der Hand eine einzige Unmöglichkeit schien. Selbst wenn man von Wilsons guten Absichten nicht so überzeugt wäre,

wenn er wirklich ein solcher Falschmünzer wäre, wie man uns ebenfalls einzureden versucht hat: die Idee der Völkerversöhnung, der Gerechtigkeit und Güte, mit einem Wort: die Idee des Wilsonismus würde dennoch — dann allerdings namenlos — bestehen und fortleben, weil sie unsterblich ist.

Wilsonismus: wir müssen dieses Wort von jetzt an über die Person, deren Namen es birgt, hinaus als Begriff mit derselben Andacht aussprechen wie einen neuen Glauben. Es ist der fanatischste, durch nichts zu erschütternde Glaube an das Gute, geboren aus der Not der Zeit, geboren in der Hochspannung der Rüstungen zum Hasse, nach fürchterlichen Parteikämpfen und unausgesetzten Vorbereitungen zum Kriege. Wir müssen heute bereits, wenn wir Wilsons Idee zu glauben versuchen, unsre Meinung vom vierten August 1914 nachprüfen: es sind Beweise dafür da, daß England unsre Fähigkeiten ebenso geachtet hat, wie es unser Streben nach Gleichstellung oder gar Uebermacht fürchten mußte. Wir brauchen uns nur zu fragen, ob wir im umgekehrten Falle uns so lange mit diesem bloßen Bewußtsein begnügt hätten. Unter Führung Derer vor 1914 wohl kaum! Und wir wissen selber heute am besten, wie leicht Kriegsstimmung gemacht wird.

Ist es nicht seltsam, daß wir kriegerische Schlagworte wie von der „großen Zeit“ und von den „herrlichen Zeiten“, denen wir entgegengeführt werden, heute in ganz anderm als dem beabsichtigten Sinne verwirklicht sehen oder vorahnen dürfen? Freilich greift es uns Zeugen dieser wahrhaft großen Zeit etwas hart an. In dem Siegesrausch der Franzosen ist vorläufig noch wenig von Wilsonismus zu spüren. Aber über den Ozean sind drahtlos Botschaften gekommen, die uns aufhorchen machten, und es ist zweifellos, daß der Wilson, der uns beschwichtigte, gleichzeitig in Paris seine warnende Stimme erhob. Allerdings muß man trotzdem schon verdammt weit zu sehen versuchen, um heute in dem Chaos herrliche Zeiten zu erblicken. Es ist nicht auszudenken, wieviel Elend uns bevorstehen könnte, wenn die Gewalt, die man uns entrissen hat, gegen uns gebraucht, gegen uns mißbraucht würde.

Aber Eines ist sicher: wir dürfen uns auf den Geist des Volkes verlassen. Ueber Abenteurer und Wahnsinnige hinweg wird das Volk sich schließlich von seinen befähigten Führern leiten lassen, wie es — ohnmächtig, sich zu wehren — mit seinen Kräften der übeln Diktatur willig gefolgt ist und die Welt durch beispiellose Leistungen in Erstaunen gesetzt hat. Das Land der Dichter und Träumer ist ebenso das Land der gerechten Richter, der Vernunft und der unüberwindlichen Kraft. Das russische Vorbild der Revolution bloß äußerlich nachahmend, hat es die Welt neuerdings verblüfft durch die rasende Schnelligkeit, mit der es sich fast ohne Blutopfer des Platzes bemächtigt hat, der ihm längst gebührte. Die Herrschenden haben sich nicht etwa nur aus

Schwäche zurückgezogen, sondern auch aus der Ueberzeugung, daß der furor teutonicus gegen den Feind im eigenen Lande ebenso furchtbar werden könnte wie gegen den fremden.

Wilson, in seiner Machtstellung als Präsident der Vereinigten Staaten, ist der einzige großartige Sieger über alle Regierenden der Welt: keiner hätte für möglich gehalten, daß man sich über diplomatisierende Klugheit, über alle Logik, über jedes geschichtliche Beispiel hinwegsetzen und dennoch Recht behalten kann. Sein Wagnis war furchtbar. Seine Tat konnte nur einer Art verzückter Ideologie entspringen, die ihn im Falle des Mißlingens zweifellos persönlich zu Grunde gerichtet und zum Märtyrer seiner Idee gemacht hätte. Diesem modernen Völkerführer gebühren alle Ehren, die ihm zuteil geworden sind und noch bevorstehen. Aber erhaben über alle Denkmäler, die ihm errichtet werden, bleibt die Verknüpfung seiner Person mit der welterlösenden, weltversöhnenden Idee des Wilsonismus.

Sozialisierung des Theaters

von Max Epstein

Um es gleich zu sagen: die Vergesellschaftung des Theaters ist möglich. Sie ist ebenso gut möglich wie die jedes andern wirtschaftlichen Betriebes. Aber auch nur insoweit, wie der Betrieb ein wirtschaftlicher ist und sich in den Rahmen einer nichtsozialistischen Weltwirtschaft fügt. Sozialisierung im eigentlichen Sinne gibt es für die Kunst nicht, weil das Produktionsmittel geistige Kraft ist, deren Erzeugung andern Bedingungen unterliegt als körperliche Substanz. Soweit aber das Resultat der geistigen Arbeit sich in einen wirtschaftlichen Wert umsetzen muß, ist eine begrenzte Vergesellschaftung angängig. Sie ist grade für das Theater vom Standpunkt der Leistung und der sozialen Gerechtigkeit angemessener und wünschenswerter als bei jedem andern Betrieb. Andre Wirtschaftszweige nämlich beruhen zum größten Teil auf fungiblen Leistungen der Arbeiter und Angestellten, das heißt: auf einer Tätigkeit, die nicht aus der besondern Veranlagung eines Einzelnen stammt, sondern von jedem normal ausgebildeten Arbeiter geleistet werden kann. Schraubendrehen und Abschriften machen kann jeder, der dazu angelernt ist. Ein Kunstwerk aber ist eine persönliche Leistung. Da, wo Massenarbeit geliefert wird, ist derjenige, der die Masse fruchtbringend beschäftigt, der fast allein wesentliche Faktor. Man kann und wird natürlich auch in solchen Fällen für die Zukunft Beteiligung der Arbeiter am Gewinn gewähren müssen. Da aber, wo alle Teile gleichwertige Leistungen vollbringen, ist eine Sozialisierung großen Stils erstrebenswert. So liegt der Fall beim Theater. Normalerweise ist der Autor genau so wichtig wie der Direktor und der Darsteller. Diese drei Faktoren erzeugen den Erfolg, der wirtschaftlich auszubauen ist. Kein einziger darf von sich sagen, daß er wichtiger ist als der andre. Ohne weiteres wird das gewiß für den Verfasser zugegeben werden. Auch der Direktor

ist meist nur gleichberechtigtes Glied der gesamten Leistung. Ich möchte sogar vor seiner Ueberschätzung warnen. Wie das Ergebnis der politischen Revolution gezeigt hat, mit welchem Minimum von Vernunft wir regiert worden sind, so würde auch eine Revolutionierung des Theaters zeigen, wie leicht es sich die meisten regierenden Herren gemacht haben. Die Ausgestaltung des Spielplans in diesen schicksalsschweren Tagen zeugt gradezu von einer Gehirnlähmung der meisten herrschenden Persönlichkeiten. Was würden ganze Männer ausrichten! Von aller Kritik abgesehen, bleibt jedenfalls der Grundsatz, daß der Darsteller dem Direktor und dem Verfasser gleichberechtigt zur Seite tritt. Danach sind die Verhältnisse auch wirtschaftlich zu regeln.

Wenn das Theater sozialisiert werden soll, so darf man nicht an eine Art Vergesellschaftung des ganzen Bühnenbetriebes unter Oberleitung einer staatlichen Zentralstelle denken. Eine Kontroll-Instanz, etwa ein Ministerium zur Ueberwachung, muß als bevollmächtigte Vertretung des allgemeinen Interesses vorhanden sein. Aber es lassen sich nicht alle Betriebe unter einen Hut bringen. Dazu ist die einzelne Bühne ein geistig zu kompliziertes Gebilde. Ein Theater braucht eine Eigenart. Selbst wenn drei oder vier Bühnen in einer Stadt für dieselbe Spielart, etwa das literarische Schauspiel, gegeben sind, muß doch versucht werden, an den einzelnen Bühnen die Spielart durch neue Spielarten zu differenzieren. Die Ausbildung besonderer Eigenarten jeder Kunst, ihre stete Verfeinerung setzt ihre Pflege durch besonders gebildete und auf einen besondern Zweck gerichtete Gesellschaften voraus. Die Bühnen Berlins lassen jetzt grade diese notwendige Differenzierung vermissen. Die meisten unsrer Direktoren sind eben fungible Persönlichkeiten, und ihr Spielplan entbehrt der Prägnanz. Sie nutzen sich auch, wie die Erfahrung lehrt, nach einer kleinern oder größern Anzahl von Jahren ab und müßten, auf daß die geistige Entwicklung im Fluß bleibe, durch andre Kräfte ersetzt werden. Ein solcher Ersatz ist nicht möglich, wenn, wie es jetzt geschieht, ein Direktor sich auf zwanzig Jahre ein Bühnenhaus mietet oder sich gar das Haus kauft und bis ans Lebensende darin Theater spielt. Man soll und kann also nicht alle Theater vereinigen, sondern man muß jedes für sich arbeiten lassen, damit nicht die schlecht arbeitenden Bühnen ein Hindernis für die Entwicklung der gut arbeitenden werden. Mehr als in irgendeinem andern Beruf ist im künstlerischen wirtschaftliche Sorgenfreiheit zur Erzielung erhöhter Leistungen nötig. Je mehr ein künstlerisch produktiver Mensch zur Entfaltung und Ausbildung seiner Persönlichkeit tun kann, desto höhern Wert wird seine Leistung bekommen. Aber er braucht auch den Ansporn, daß er wirtschaftlich umso unabhängiger wird, je mehr er sich anstrengt. Beide Sätze werden durch jahrhundertelange Erfahrung bestätigt. Das alte Wirtschaftsleben hat eine Unmenge von Schaffenskraft gelähmt oder gehemmt, weil die Schaffensfreude fehlte.

Die Sozialisierung des Theaters muß also derart vor sich gehen, daß die drei Faktoren, die das Theater machen, gleichberechtigt werden. Das erleidet gewisse Einschränkungen. Das Werk des Verfassers kann vervielfältigt werden. Nicht eine einzelne Bühne spielt ein Stück, sondern Dutzende, hunderte von Bühnen. Die Tätigkeit des Autors für die einzelne Bühne ist abgeschlossen, wenn er sein Werk ihr überlassen hat. Er bekommt dann seine Tantieme. Diese Tantieme ist ja auch bereits jetzt eine Entlohnung nach sozialistischen Grundsätzen. Der Darsteller wirkt nur, wie der Direktor, an einem bestimmten Theater. Allerdings ist es keineswegs zweckmäßig, daß dieselben Darsteller jahraus, jahrein bei derselben Bühne tätig sind. Alles, was zur festen Marke, zur Erstarrung führt, sollte vermieden werden. Mehr als bisher müßten Darsteller an verschiedenen Bühnen tätig sein dürfen. Das werden die Darsteller selbst als eine Wohltat empfinden. Die Darsteller in ihrer Gesamtheit unter Zuziehung der organisierten Bühnenschriftsteller haben den Leiter sich selbst zu wählen. Da sie in einem sozialisierten Betrieb mehr als bisher von dem wirtschaftlichen Ergebnis abhängen, werden sie schon dafür sorgen, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Sie werden viel schärfer blicken und energischer vorgehen, als es bis jetzt geschah, wo man zur Finanzierung und behördlichen Genehmigung tausend und eine Rücksicht nehmen mußte.

*

Bei dem folgenden Vorschlag nun einer genossenschaftlichen Führung des Theaters für die Gesamtheit habe ich den Augenblick berücksichtigt. Die einzelnen Bühnen sind nicht immer den gleichen Bedingungen unterworfen. Ich will nur zeigen, wie sich die Dinge im Rahmen unsres Wirtschaftslebens einrichten lassen. Wo ein rein genossenschaftlicher Betrieb erfolgt, kann von festen Entlohnungen keine Rede mehr sein. Alle Teile sollen von der Stärke ihrer Leistungen abhängen. Die gesamte Einnahme eines Jahres bildet die Summe, an der die einzelnen Angestellten zu beteiligen sind.

1. Von der gesamten Einnahme sind zunächst zehn Prozent an den Verfasser abzuliefern. Es darf nicht länger gestattet werden, daß viele Autoren mit weniger als diesem Satz zufrieden sein müssen. Auch mehr soll keiner bekommen. Wo der Verfasser nicht mehr lebt, sind trotzdem nicht bloß dreißig Jahre lang, sondern für immer zehn Prozent zu erheben und dem Staat zu überweisen. Aus der Bevorzugung verstorbener Dichter sollen Theater keinen wirtschaftlichen Vorteil herausschlagen.

2. Von der übrig bleibenden Einnahme ist ein Viertel als Theatermiete abzuziehen. Auch der Hauseigentümer muß von der Leistung seines Mieters abhängig gemacht werden. Das mir gehörende Deutsche Künstler-Theater, in dem ich diesen Grundsatz schon seit Jahren wirtschaftlich durchgeführt habe, zahlt zwar

einen höhern Satz an mich; die Höhe ist aber begrenzt, sodaß sich etwa der gleiche Satz ergibt. Da, wo Theatermiete nicht zu bezahlen ist, wie bei den ehemals königlichen Theatern, fällt dieser Posten weg. Die hierdurch frei werdenden Beträge sind auf die andern Konten entsprechend zu verteilen. Opernhäuser sind auch unter den neuen Verhältnissen kaum rentabel zu gestalten. Soweit sie die großen Beträge für Miete ersparen, können sie besonders in Gagen größere Zugeständnisse machen. Soweit solche Häuser noch staatliche oder städtische Zuschüsse bekommen, wachsen diese der gesamten Einnahme zu. Nicht länger sollen Unternehmer Theater bauen und weiter vermieten. Das Ideal ist, daß alle Theater dem Staat oder der Stadt gehören, weil die jetzt beträchtlichen Unternehmergewinne nur vom Standpunkt der frühern Wirtschaftsordnung berechtigt sind. Erstrebenswert wäre, daß alle im Privatbesitz befindlichen Bühnenhäuser möglichst bald gegen angemessene Abfindung der Eigentümer vom Staat erworben würden. Ihm wären dann auch die frei werdenden Ueberschüsse herauszuzahlen.

3. Nach Abzug der bisher festgestellten fünfunddreißig Prozent sind fünf Prozent für allgemeine Betriebskosten anzusetzen. Dazu zähle ich die sogenannte Reklame und andre derartige Abgaben.

4. Alsdann sind fünf Prozent für Anschaffung von Dekorationen und Kostümen auszuwerfen. In einigen Fällen wird man vielleicht höhere Sätze bewilligen müssen. Aber auch hier kann viel dadurch geschehen, daß die Theater eigene Ateliers einrichten und sich gegenseitig aushelfen.

5. Fünf Prozent mögen zur Bildung eines besondern Fonds und für unvorhergesehene Ausgaben dienen.

6. Die übrig bleibende Hälfte ist an die Mitglieder zu verteilen. Hier beginnt nun die Hauptschwierigkeit. Es ist ausgeschlossen, daß alle Mitglieder den gleichen Anteil bekommen. Damit würde niemals eine künstlerische Leistung erzeugt werden können. Die Fähigkeiten der einzelnen Künstler und Angestellten unterliegen viel zu sehr verschiedenen Bedingungen. Ein Sänger etwa, besonders ein Tenor, ist wie eine Goldmine. Er hat nur eine bestimmte Anzahl von Jahren, wo er was wert ist. Diese Jahre muß er ausnützen dürfen. Gesteht man ihm das nicht zu, so wird er entweder in nicht sozialisierte Betriebe andrer Länder abwandern, oder er wird nichts Rechtes leisten. Dasselbe gilt fast bei allen Darstellern, und es gilt umso stärker, je tiefer das geistige und seelische Erlebnis des Künstlers sich auswirkt. Auch den Direktor kann man nicht so entlohnen, wie einen Darsteller von durchschnittlicher Begabung. Er muß nach seinem Einkommen so gestellt sein, daß er als ein hervorragendes Mitglied gilt. Man wird ihm etwa von der für Gagen zur Verfügung stehenden Gesamtsumme den fünften Teil zubilligen müssen. Dieser Satz sänke bei sehr großen Einnahmen bis auf

den zehnten Teil. Da, wo nur fungible Leistungen gefordert werden, wie etwa bei einem großen Teil des technischen Personals, bei einem Teil des Chors und des Orchesters, wird man einen Prozentsatz für die Gesamtheit ermitteln und diesen dann nach Kopfteilen den Einzelnen zuweisen. Alle diese Aufgaben werden sich unter Zuziehung der Bühnengenossenschaft und der andern Verbände überraschend schnell lösen lassen. Man wird nach kurzer Zeit zu Tarifsätzen kommen, ohne daß besondere Schwierigkeiten entstehen. Man wird bei dieser Methode auch keine unnützen Kräfte und keine Kräfte unnütz herumgehen lassen. Jeder Einzelne wird vielmehr ein Interesse daran haben, bei möglichst hoher Leistung möglichst große Erträgnisse herauszuwirtschaften.

*

So etwa hätte man sich die Sozialisierung des Theaters zu denken. Ich will zum Schluß den Plan durch praktische Zahlen erläutern. In Berlin darf ein Schauspieltheater mittlerer Größe auf eine Einnahme von etwa 600 000 Mark in einem Spieljahr rechnen. Die Sommermonate lasse ich dabei außer Betracht. Von dieser Gesamtsumme würden die Autoren 60 000 Mark erhalten. Für Hausmiete wären 145 000 Mark sowie die Abgaben der sogenannten Unterpachten zu rechnen. Diese Beträge kämen mit der Zeit der Allgemeinheit zugute. Bis dahin hat der Hauseigentümer für seine Einnahme auch alle mit dem Hause verbundenen Lasten zu tragen und ein geheiztes und beleuchtetes Bühnenhaus zu stellen. Von den verbleibenden rund 400 000 Mark gehen 20 000 für Reklame und andre Betriebskosten auf. Für Fundus sind ebenfalls etwa 20 000 Mark zu rechnen. Dann darf man noch ungefähr 20 000 Mark dem Sparfonds überweisen. Die Hälfte der Einnahme von 300 000 Mark fließt an die Mitglieder. Davon erhält 60 000 Mark der Bühnenleiter. Er muß dafür aber weit mehr leisten als bisher. Wenn ihm seine Mitglieder die Leitung anvertrauen, so müssen sie seiner Leitung auch folgen, und er muß unbedingte Autorität genießen. Es darf keine „Räte" geben, die sich einmischen. Er muß dramaturgisch und als Regisseur tätig sein. Bei zwingenden Gründen ist er absetzbar. Nach einem oder mehreren Jahren muß er neu gewählt werden. Die Mitglieder können genügend Schutz gegen Unterdrückung und Unfähigkeit erhalten. Aber Vielherrschaft darf es beim Theater nicht geben. In Fällen, wo die Leistung des Direktors weniger erheblich ist, wo er in der Ausgestaltung des Spielplans oder als Regisseur weniger Arbeit zu tun oder Begabung zu zeigen hat, kann ein andrer Satz vereinbart werden. Der Rest des Betrages wird nach den Grundsätzen des Punktes 6 verteilt.

*

Wer mit mir nicht einverstanden ist, der belehre mich, wie es besser zu machen wäre.

Der Erfolg und das Publikum

von Lucy v. Jacobi

Erfolg ist Mißverständnis. Der Erfolg kommt zu dir, o Dichter, nicht anders als der Zirkusdirektor zu Karl Hetman! Aber nicht jeder Dichter erhängt sich darüber. Dein Volk, o Dichter, bejubelt dich nicht weniger irrtümlich als das Marktgedränge den König Nicolo! Diese Erkenntnis läuft wie ein roter Faden durch alle Werke Wedekinds.

Sieh dir so eine Straßenbahn voll Menschen aufmerksam an, Gesicht für Gesicht, und denke: Strindberg. Jesus. Hölderlin. Jean Paul. Epiktet. Spinoza. Schopenhauer. Hebbel. In wessen Namen könnte ich dich ansprechen, Menschenbruder? Hunderte von teuern Namen drängen sich dir auf die Zunge, aber immer fällt dein Herz mutlos zurück. Auf keiner Stirn ein Zeichen.

O wenn ihr auf diese angewiesen wäret —! Aber nicht Herr Kunz und Herr Müller tragen eure Namen durch die rollenden Zeiten. Ihr besteht kraft eurer selbst. Eure Umrisse stehen unzerstörbar und von einem geheimnisvollen Radium strahlend in der Luft.

Wir, die wir lesen können, sind ja so verschwindend Wenige unter den Zahllosen, die Straßen, Plätze und Dreimäderlhaus füllen. Und dennoch zwingt die geheimnisvolle Kraft Herrn Kunz und Herrn Müller, Strindberg, Jesus, Hölderlin, Schopenhauer, Hebbel zu kaufen und zu vererben, obgleich diese Bücher in seinem Schrank unberührt verstauben, und Rudolf Herzog und Hanns Heinz Ewers abgegriffene Deckel und zerlesene Seiten haben. Die mystische Kraft zwingt den Herrn Müller und seinen Schulmeister, diese erlauchten Namen zu lehren und weiterzugeben an seine Enkel — ahnungslos, beziehungslos, wie die Biene den lebendigen Blütenstaub weitergibt.

Kraft welchen Wunders besteht Ihr, Erleuchtete, mit der kleinen Gemeinde? Eure geheimnisvoll quellende, lebendig unsterbliche Kraft wirkt, wirkt, wirkt; überall dringt sie durch, aus den Büchern, die Herr Hinz und Kunz nie öffnet, strömt das Fluidum heraus und wirkt. Wirkt langsam und braucht Jahrhunderte, Jahrtausende vielleicht — aber wirkt und lebt lebendig, unaufhaltsam. Gegen Herrn Hinz und Kunz.

O sieh sie an, diese Groteske, wenn das Mißverständnis, der Erfolg kommt.

Steh des Abends an der Theaterkasse und sieh, wie sie ihre dicken Scheine hinknallen. Sieh die Gesichter an, die da hineingehn, zu ihren Anklägern und Verhöhnern: zu Strindberg, Wedekind, Sternheim meinetwegen. Macht nachher diese Kürbisse auf und seht hinein, Strindberg, Wedekind, Sternheim, seht den Niederschlag, den sie in ihrem Kopf von euerm Werk heimtragen. Und geht hin und tut, wie Karl Hetman tat.

Oder baut euch von den Tantiemen des Mißverständnisses eine Villa.

Und das Licht scheinet in der Finsternis

In diesem Drama,* das keins sein will, keins zu sein brauchte und schließlich doch eins geworden ist, sind alle Adligkeiten des Herzens, auch die größte, die schönste: Gerechtigkeit. Ein Mensch stellt sich dar und wird dargestellt, dem es um nichts als um die Wahrheit geht. In dem eine Ueberzeugung, ein Glaube, eine Sehnsucht lebt, aber nicht die bornierte Sicherheit, daß er die Weisheit gepachtet hat. Der grübelt und zweifelt, mit sich ringt und für Andre kämpft, Probleme wälzt und jeden Einwand abwägt, Anläufe nimmt und zurückweicht, sich nicht ängstigt in dieser Welt und doch davor ängstigt, Unrecht zu haben und Unrecht zu tun. Aus dem Gewissen einen Feigling und einen Heiland macht. Fünf Bilder zeigen einen skeptischen Evangelisten, einen sündig-schwachen Bußprediger, einen unterliegenden Asketen: Leo Tolstoi, der sich hier Sarynzew nennt, nicht um sich zu verstecken, sondern um sich zur Strafe für seine Fehlbarkeit noch fehlbarer zu schildern, als er war. Es entsteht ein Bekenntniswerk hohen Ranges und seltenster Art zugleich: worin der Bekenner zu schlecht wegkommt, zu wenig leistet, zu glanzlos erscheint. Sarynzew führt die Worte der Bergpredigt im Munde, aber setzt es nicht durch, danach zu handeln: das war auch Tolstois Schicksal. Sarynzew will sein Hab und Gut den Armen geben, wird aber durch die Rücksicht auf seine Familie aus der Bahn gelenkt: so ist es auch bei Tolstoi gewesen. Sarynzew eifert gegen die Kunst: das hat auch Tolstoi getan. Und nur durch Eins unterscheidet er sich zu seinem und unserm Vorteil von diesem Sarynzew. Der erlahmt an der Umwelt, läßt resigniert alles beim alten und begnügt sich damit, am Grabe die Hoffnung auf bessere Zeiten aufzupflanzen. Kein Tadel soll ihn treffen: er hat immerhin einmal aufbegehrt; und das wird nicht ganz vergebens gewesen sein. Tolstoi dagegen? Auch er also ist als Täter seiner Gedanken ermattet (und erst in seinen allerletzten Tagen doch noch in den Schnee gelaufen). Vorher aber hat er — nicht bloß seine Lehre zum tausendsten Mal ausgesprochen, sondern seinen Zwiespalt, seine Halbheit, seinen Zusammenbruch gestaltet, gestaltet! Der unerschrockene Mensch hat sich vor allem Volk die Brust aufgerissen, und der Feind der Kunst hat als Künstler eine leuchtende Schönheit geschaffen.

Denn mögen die Vorgänge auch durchaus kunstlos aneinandergefügt sein: unkünstlerisch, wie die meisten Tendenzstücke sind, ist dies in keinem Zuge geworden. Man sitzt drei Stunden vor — ja, vor Gerede und würde in unermüdlicher Andacht noch einmal drei Stunden davorsitzen, weil unter der Hand, unter solchen Händen dies heilige Gerede eine Form gewinnt, von der ein hypnotisierender Zauber ausgeht. Sarynzew steckt mit seinen Ideen einen jungen Fürsten an. Der muß es deshalb ablehnen, seine Mitmenschen zu erschießen, und gerät schnell genug in Konflikt mit den Militärbehörden. Es brauchte nicht einmal undichterisch zu sein, diese Vertreter der Staatsgewalt, und gar der russischen, als besonders verhärtet zu malen; und es brauchte der Makellosigkeit der ganzen Dichtung keinen Abbruch zu tun, wenn sie für die fünf Minuten ihres Bühnendaseins hingewischt wären. Tolstoi aber kann nicht an-

ders als behaupten, daß alle Kinder Gottes im Grunde gut sind; und er kann nicht anders als aus noch so unbedeutenden Nebenfiguren runde, volle, leibhaftige Menschen machen. Man sehe diesen General, diesen Gendarmerie-Offizier, diesen Militärarzt! Man sieht sie wirklich. Sie gewinnen — wer weiß, wie das geschieht? — durch drei Sätze Gesicht, Haltung, Persönlichkeit, kommen dem Fürsten nicht mit Brutalität, sondern mit Verständnis entgegen und haben genau so recht wie er. Durch die Widersetzlichkeit dieses Fürsten wird das Bühnenstück bunt, durch seine Auslegung von Sarynzews Lehre wird es dramatisch. Es hätte nämlich nicht genügt, dessen Lehre nur durch ihn selber vertreten und ihn mit ihr Schiffbruch leiden zu lassen. Sie mußte auch, eben von dem Fürsten, konsequent befolgt werden. Wohin führt sie dann? Zum Irrsinn. Kapitulation oder Irrsinn: dies oder das ist das Ende eines hochgearteten Daseins, das nichts weiter erstrebt hat, als den Mühsäligen und Beladenen wohlzutun und mitzuteilen, als, mit einem Wort, das Reich Gottes auf Erden begründen zu helfen. Die Frauen fallen von solchen Männern ab, die sie und sich selbst enttäuschen und Schaden über Schaden anrichten. Die Welt verlacht sie oder sperrt sie ein. Die Kirche schließlich flucht ihnen. Tertullian hat gesagt: Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin. Aber wenn sie eine Christin sein will, so wirkt das als eine Unnatur, gegen die mit Feuer und Schwert angegangen wird. Das ist das Ergebnis, zu dem Tolstoi kommt, und von dem man annehmen sollte, daß es niederschmettert. In Wahrheit tröstet, stärkt und erhebt es. Warum? Weil Leo Tolstoi es ist, der zu diesem Ergebnis kommt; und weil er als Leo Tolstoi auf einem Wege dazu kommt, in dessen Finsternis das Licht scheinet: das Licht seines Genies und das Licht seines heißen, edlen, unendlich demütigen Herzens.

. . . Als vor sieben Jahren diese nachgelassene Dichterpracht auf dem Markte herumlag: wo steckte da Reinhardt? Damals war Tapferkeit nötig, um einer Doppelmacht wie Militarismus und Kapitalismus mit solch einem Frontangriff zuzusetzen. Während des Krieges wußte die Doppelmacht mit raffiniert verlogener Brutalität sich trefflich zu schützen. Bei Kriegsschluß wäre die Aufführung eine billige Spekulation auf die Aktualität des Werkes, wenn nicht diese die Wirkung jetzt eher hinderte als verstärkte. Mit tiefem Mißbehagen hört das Premierenpublikum des Deutschen Theaters die Lehren des Kommunismus predigen. Angenommen, daß Tolstois Mahnung an die Reichen, das Eigentum mit den Armen zu teilen, Gesetzeskraft erhielte: wovon sollte man dann seine Pelze, seine Brillanten und die teuern Plätze des Hauses Reinhardt bezahlen? Aber diese feindliche Gegenströmung wars kaum allein, weshalb im großen Theater nicht dieselbe Feierstimmung entstand wie seinerzeit im Kleinen Theater. Hinzu kam ein Irrtum des Regisseurs. Es schien ihm stilgerecht, eine zuständliche Moralität von russischer Breite nun auch in epischer Behaglichkeit zu entrollen. Das heißt: homöopathisch vorgehen, wo Allopathie geboten ist. Das dramatische Element in dem Szenenbündel mußte herausgeholt, betont und beschwingt werden. Statt dessen verliebte sich Reinhardt, wieder einmal, in jede Einzelheit. Dabei sind Plumpheiten eine Sache für sich. Jemand sagt seufzend: „Das Leben ist ja so unendlich kompliziert“, und tritt dabei mit

der vollen Konfektschale an die Rampe; oder ein Schreiber macht sich einen Abgang von albernster Possenhaftigkeit. Nein, auch wo keine Taktlosigkeit unterlief, war an die Ausmalung mancher Ensemble-Szenen ein höchst unangebrachter Naturalismus verschwendet. Es stimmt, daß im Alltag Dialogpartner selten säuberlich hinter einander sprechen. Aber was hat es für einen Sinn, eine Wirklichkeitsnachahmung der Art zu treiben, daß man zwei Menschen durch einander schreien läßt in einem Gespräch, von dem eigentlich jedes Wort wichtig ist! Zu welcher Sorte von Kinkerlitzchen würde das einen folgerichtigen Regisseur führen! Dessenungeachtet hatte die jauchzende Sorglosigkeit der Jugend streckenweis Charme und Farbe, Temperament und Leichtigkeit, und das trotz allzu vielen Besetzungsfehlern. Wo Reinhardts reichhaltiges Personal zur Mutter den Sohn, zum Bruder die Schwester des gleichen Blutes, des gleichen Haares und womöglich des gleichen Gesichtsschnitts hätte gesellen können, dort war ein wildfremder Typus selbst dann vorgezogen worden, wenn dadurch das künstlerische Niveau gedrückt wurde. Selbstverständlich gabs auch Erbaulichkeiten für sich. Wolle Gott, daß das zahlungsfähige München schon durch seinen Anteil an den Geburtswehen einer Prinzipalschaft Hermine Körner die Dame instandsetzt, sich von ihren berliner Verpflichtungen vollständig loszukaufen. Neben dieser pikfeinen Durchlaucht mit dem Schmiß und dem Pli und der Attitüde ist Waßmanns Holzapfel, helf er sich, eine Trauerweide. Nicht übel ferner der dramatische Unterrichtslehrer Gregori als wandelndes Oelfaß, in dem die Gerührtheit langsam, ganz langsam glucksende Wellen schlägt. Aber, Freunde, nicht diese Töne! Auf dem Zettel stand: Drama; und so blieb man vor den meisten Darstellern ernst. Der Militarismus wußte sich durch die Ausgeprägtheit seiner Vertreter noch einmal Respekt zu verschaffen. Auf den Chargenspieler Kronert wird man eine Pupille richten. Wenn die Bertens die Schärfe ihrer schwatzhaften Gräfin am Anfang ein bißchen milderte, so würde sie's späterhin leichter haben, zu der menschlichen Zuverlässigkeit der Frau Vertrauen zu wecken. Wie sie zu wenig Gräflichkeit, so hat Herr Deutsch nicht grade die Fürstlichkeit, wohl aber den geistigen Fanatismus des jungen Fürsten Boris. Sarynzews leidendes Weib: die Höflich — der Maßstab der Aufführung, welchem Sarynzew selbst, dem Gesamteindruck entscheidend zum Nachteil, sich nicht gewachsen erweist. Moissi ist kein verwichener Rittmeister, dem die Lästerlichkeit seines gutsbesitzenden Ausbeuterdaseins allmählich oder plötzlich erschreckend bewußt geworden ist. Dieser hier ist zeitlebens ein Anachoret mit dem brennenden Blick gewesen, und so wird die gedankenlose Schlemmerei seines Hauses unglaubwürdig, weil er sie niemals hätte aufkommen lassen. Ja, wahrscheinlich hätte er niemals eine Familie begründet. Bühnengestalten so betrachten, heißt: sie zu naturalistisch betrachten? Dann ist Reinhardt schuld, der den Abend über unser Auge auf diese Betrachtungsweise einstellt? Aber auch dem Ohr genügt Moissi nicht, das er nämlich zu sehr beköstigt. Er flötet zu süß und vor allem zu gedehnt. Wie der Regisseur Reinhardt in seine Einfälle, ist die Primadonna Moissi in ihre Tonfälle zu verliebt. Dieser zwiefache Mangel an entsagender Sachlichkeit, auch er, hat die reizvoll gesprenkelte Aufführung auf dem Gewissen.

Weihnachten von Kaspar Hauser

So steh ich nun vor deutschen Trümmern
und sing mir still mein Weihnachtslied.
Ich brauch mich nicht mehr drum zu kümmern,
was weit in aller Welt geschieht.
Die ist den Andern. Uns die Klage.
Ich summe leis, ich merk es kaum,
die Weise meiner Jugendtage:
O Tannebaum!

Wenn ich so der Knecht Ruprecht wäre
und käm in dies Brimborium
— bei Deutschen fruchtet keine Lehre —
weiß Gott! ich kehrte wieder um.
Das letzte Brotkorn geht zur Neige.
Die Gasse gröhlt. Sie schlagen Schaum.
Ich hing sie gern in deine Zweige,
o Tannebaum!

Ich starre in die Knisterkerzen:
Wer ist an all dem Jammer schuld?
Wer warf uns so in Blut und Schmerzen?
uns Deutsche mit der Lammsgeduld?
Die leiden nicht. Die warten bieder.
Ich träume meinen alten Traum:
Schlag, Volk, den Kastendünkel nieder!
Glaub diesen Burschen nie, nie wieder!
Dann sing du frei die Weihnachtslieder:
O Tannebaum! O Tannebaum!

Gehässigkeit von Alfons Goldschmidt

Mit unsagbarem Haß bedenkt man die Radikalen. Man bespeit ihre Ideologie, man nennt sie Narren, Bluthetzer, Ordnungsschänder, Zusammenbruchsschürer. Auch solche dreckspritzen und höhnen, die bis zum Revolutionsausbruch die Radikalen behimmelten. Jetzt nämlich soll die Probe aufs Exempel gemacht werden. Bis zur tatsächlichen Opfergefahr waren die Radikalen Schützer aller Derer, die für ihren Leib vom Kriege nichts mehr wissen wollten. Sie waren bejauchzte Pazifisten, Retter der Reklamierten, Propheten der Ruhe. Seitdem sie aber Sozialforderer geworden sind, haßt man sie. Der Geldbeutel wird gegen sie geschwungen, die dummen Relativisten möchten am liebsten eine Revolutionskirmes und nachher wieder die alte Leier. Das bißchen Gefahr würden sie in den Kauf nehmen, wenn nur nachher das Eigentum erhalten bliebe: die Automobile, die Zimmerfluchten, der Dienstmädchentroß, die ganzen Abhängigkeiten, mit denen sich so herrlich leben läßt. Man glaubt garnicht, welche Gemeinheiten begangen werden. Gesinnungsgemeinheiten übelster Art, Aufforderungen zum Auf-die-Straße-Setzen, zum Verhungernlassen aus Lohngründen. Das sind mir schöne Republikaner. Res publica heißt denn doch etwas andres, als diese Leute meinen. Diese Kapitalsflüchtlinge, Fettopfhamsterer, Griebenenthusiasten, dieses faule Gesindel, das den Riemen nicht enger schnallen will. Wo ist da die Gehässigkeit? Bei Denen, die Wirtschaftsgerechtig-

keit, Sozialgerechtigkeit wollen, oder bei Denen, die den kleinsten Schritt vorwärts verhindern möchten? Diese Schuldschieber, die vor der Revolution nichts getan haben und nun wieder Abwartende mit Grinsen sind! Wehe uns, wenn die Revolution versickert! Sie werden uns laut belachen, sie werden auf Irrenhäuser weisen, sie werden sich ihrer Ueberklugheit rühmen. Aber wir wollen bei der Stange bleiben. Unsre Sozialidee ist die Siegesidee. Kein Relativismus vermag sie zu töten: sie hat elementare Stoßkraft, sie stirbt niemals. Denn wir werden für sie fechten, wir werden die Armen schützen, wir werden für ihre Hebung in Wohlstand kämpfen. Die Idee wird nicht kompromisseln: sie wird bleiben, was sie war und ist, und eines Tages wird sie ihre Fahne, ihre jubelnd flatternde Fahne auf dem erstürmten Berge wehen lassen. Dann wird das Grinsen vergangen sein, dann werden die Magnaten keine Magnaten mehr sein, dann wird die Kapitalsknebelung beendet sein, der Geschäftsimperialismus aller Sorten und die feige Drückebergerei in das bequeme Leben zu Lasten der Vielen. Dann wird die Tüchtigkeit sprechen, der Radikalismus wird eine Selbstverständlichkeit sein, und nicht mehr werden die Dezernenten der verschlichenen technischen Kultur mit ihrer Paragraphen-Sophistik die Gerechten verdrängen. Dann wird es keine Gehässigkeit mehr geben, kein Bespucken der reinen Ideologen — die Revolution wird vollendet sein.

*

Am siebzehnten November habe ich in einer Presseversammlung die Umwandlung des ‚Reichsverbands der deutschen Presse' in eine Gewerkschaft gefordert. Zur Befreiung vom Wirtschaftsdruck und von der Geistesbedrückung durch Verleger, Verlagsdirektoren und Verlagskreaturen. Im ‚Zeitungs-Verlag', dem Organ des Vereins deutscher Zeitungs-Verleger, hat ein Redakteur, Hans Soldat, die Abwehr begonnen. Ich muß zitieren: „Wenngleich auch ich als Berufskollege es auf das Lebhafteste begrüße, daß die Redakteure, die jahrelang selbstlos für die Interessen aller möglichen Standes- und Berufsarten eingetreten sind, dabei aber nie an ihre eigenen Interessen gedacht haben, jetzt endlich auch einmal an die Besserung ihrer eigenen sozialen Lage herantreten, so muß ich es doch lebhaft bedauern, daß in diesen wirtschaftlichen Kampf, der nun einmal ausgefochten werden soll, gleich von vorn herein eine solche Gehässigkeit hineingetragen wird. Es ist, das werden vernünftig denkende Verleger selbst zugeben, manches, ja sogar sehr vieles in dem Verhältnis zwischen Verleger und Redakteur abänderungs- und verbesserungsbedürftig, aber ich glaube, es ließe sich leicht eine Brücke finden, über die eine Verständigung zwischen beiden leicht möglich wäre. Einen direkten Kampf zwischen Verleger und Redakteur hineinzutragen, wie ihn Goldschmidt angesagt hat, halte ich jedoch für gefahrbringend. Das Verhältnis zwischen Verleger und Redakteur ist eben ein so inniges Vertrauensverhältnis, wie es wohl bei keinem andern Beruf in gleichem Maße vorhanden ist."

Gehässigkeit? Das ist es ja. Man mag noch so sehr, noch so dickköpfig eine Befreiung wollen, eine radikale Befreiung: immer werden Leute da sein, die nicht befreit zu werden wünschen. Entweder — Oder-Leute. Verständigungsleute ohne Mark, Brückenleute, die jede Aggressivität fürchten. Hand aufs Herz: habt Ihr nicht gelitten unter dem Druck, leidet Ihr nicht darunter, ersehnt Ihr nicht dumpf oder inbrünstig die Befreiung? Möchtet Ihr nicht gleichberechtigt sein, eine starke Organisation hinter euch haben, lebens- und gesinnungsgesichert sein? Und glaubt Ihr wirklich, so etwas werde mit Brückenpolitik erreicht, mit einem

Tarifgeschmuse, mit An-den-Tisch-Setzen? Nein, dazu braucht man Macht, dazu braucht man Machtwillen, dazu braucht man Streikwillen, dazu braucht man Opfermut. Es geht nicht mit der alten Säuselei. Es geht nur mit Sturm. Sonst wird gerettet, sonst schachern die Großen den Kleinen das bißchen Raum weg, sonst wird weiter gependelt, weiter gepeitscht, und es bleibt Alles beim Alten, wenn auch einige Konzessionen gemacht sind. Ich weiß nicht, wie weit ich schon jetzt komme. Aber ich weiß, daß der Kampf um die Befreiung der Presse nicht ruhen darf, und ich rufe alle Kampfbereiten, alle Bedrückten zu diesem Kampfe auf. Ich generalisiere nicht, aber ich sehe und kenne das Unglück. Die Presse hat ein Richteramt, und Richter müssen frei bleiben.

Antworten

T. E. Welch ein Land! Wenn es ihm gut geht, nicht zu gebrauchen: im Siege waren Ludendorff und die Seinen oben, stampften mit mächtigen Kanonenstiefeln durch die Gefilde und machten Schulden — Schulden, die nicht sie, aber wir Andern jetzt abzubezahlen haben werden. (Herr Ludendorff ist nach Schweden abgereist. Seine Majore auf dem Lande werden Mittel, Wege und die größten Kartoffeln finden, um das furchtbare Elend, in das sie das deutsche Volk gestürzt haben, nicht zu teilen.) Welch ein Land! Erringt es erst im Elend die Sympathie? Es scheint so. Aus Norwegen schreibt mir eine Deutsche: „Die Stimmung gegen Deutschland ist hier in der letzten Zeit vollkommen umgekippt. Das gewaltige, aufs Schwert schlagende Deutschland hatte hier beinahe keinen Freund: erst jetzt besinnt man sich wieder darauf, welche Werte doch eigentlich im deutschen Volke stecken. Der Schriftsteller Johan Bojer war kürzlich in einer Gesellschaft bei seinem Schwager Chr. Lange, einem großen Tier, und berichtet als Ergebnis des Meinungsaustauschs, daß die Zahl der Freunde Deutschlands in Norwegen jetzt mit jedem Tage wächst. Teils sind ja die Bedingungen der Alliierten derart, daß sie unwillkürlich für das Volk, das unter ihnen leiden muß, Anteil erzeugen, teils scheint das deutsche Volk das Unglück auf die einzig richtige Art und Weise zu tragen, indem es nämlich im eigenen Hause gründlich großreinemacht und dabei doch Ordnung und Würde beibehält. Gott weiß, ob nicht Deutschland trotz allem gestärkt aus dieser Feuerprobe herausgeht. ‚Ich prophezeie', schreibt Bojer mir, ‚daß man Wunder erleben wird, wenn der Wiederaufbau in diesem gesunden und tüchtigen Volk beginnt.' Ich habe mich jedenfalls über diesen Ausspruch sehr gefreut. Und weiß, daß auch Sie sich freuen werden." Nun, vielleicht kommen wir aus der Bredouille heraus. Aber nur, wenn wir nicht vergessen. Aber nur, wenn wir niemals vertuschen, was uns hineingebracht hat: die schweißige Begeisterung interessierter Gehaltsempfänger, natürlich auch das Hurra-Gekreisch der dazu gehörigen Frauen — wen hat das enttäuscht? Ideologen — und die Eigenschaft, den örtlichen Bezirksverein für die Welt anzusehen. Es muß ihnen vergolten werden! Ihnen: den Bürgern, großen und kleinen, die da, mit Achselstücken, Orden und Titeln behängt, auf den Millionen herumgetrampelt haben. Es muß ihnen vergolten und darf ihnen niemals, niemals vergessen werden. Wenn das Volk Das begreift, dann werden wir möglicherweise „gestärkt aus der Feuerprobe hervorgehen"!

Berliner Juden. Laßt euch von dem Christen beschämen, der mir schreibt: „Unbegreiflich, daß das jüdische Publikum gegen die ‚Friedensverhandlungen' des Herrn Bruno Winawer nicht protestiert hat. Es

war eine Taktlosigkeit des Residenz-Theaters, die ihresgleichen sucht, in einer Zeit, wo alle Wunden offen liegen, nicht nur den Frieden zum Gegenstand albernster Witze zu machen, sondern auch ein jüdisches Kriegsgewinnlerpaar hinzustellen, das in seiner aufdringlich plumpen Zeichnung nicht als Satire, sondern als Herausforderung wirkt, und das jeder Mensch, unabhängig von seinem Glaubensbekenntnis, als eine hetzerische Geschmacklosigkeit ablehnen muß." Jeder Mensch! Aber die jüdischen Menschen lehnens nicht ab. Statt ihren Glaubensgenossen, den lästigen Ausländer Eugen Robert, mit Fußtritten in das finsterste Ungarn zurückzujagen — statt dessen tragen sie ihm ihr Geld in ein Theater, das täglich den Antisemiten willkommensten Agitationsstoff liefert. Auch wer von euch Juden durch den Theaterbesuch erfährt, welches Verbrechen dieser entartete Bursche Abend um Abend verübt, hilft nicht dazu, die Absetzung jenes schändlichen Machwerks zu erzwingen. Und dann wundert Ihr euch mit großen Augen über die Flugblätter, die zu eurer Ausrottung einladen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Grund des Mißerfolgs

von Franz Schulz

Viele Politiker bilden sich ein, Patrioten zu sein, weil sie bei den Begriffen der Wilden stehen geblieben sind.

Admiral Revellière

Man stelle sich einen bedeutenden kommerziellen und industriellen Betrieb vor, in dessen Leitung die große Geschäftsidee fehlt. Sei das Unternehmen noch so blühend, das Gebaren noch so reell: es wird hinter der Konkurrenz zurückbleiben und, greift niemand ein, früher oder später sich insolvent erklären müssen. Im Wirtschaftskampf des zwanzigsten Jahrhunderts genügt es auch nicht, mitzumachen, den Neuerungen der Konkurrenz nachzuhumpeln: ein bedeutendes Unternehmen muß schöpferische oder findige Köpfe an seiner Spitze haben, oder die offiziellen Leiter müssen von solchen beraten sein.

Im Geschäftsleben also bedeutet Furcht vor der großen Idee: Verzicht auf Erfolg. Diese Furcht war das Gemeinsame aller der Männer, die in diesem Kriege die Politik der Mittemächte bestimmten. Daß Politik, die Kunst des Möglichen, die praktische Anwendung der Idee in der Materie bedeutet, scheint diesen Herren unbekannt gewesen zu sein. Was sie dagegen sehr wohl zu wissen schienen, war die Notwendigkeit des Kompromisses an die Materie; denn ihre Politik war nichts weiter als ein Fortwursteln, ein ewiges Versuchen und Wieder-Aufgeben, Wenden und Drehen, kurz: eine Kette von lauter Kompromissen. Wobei allerdings zu bemerken ist, daß durch diese Kompromisse immer nur die Richtungen kleiner Einfälle, die selbst zumeist schon dem Kompromiß entsprungen waren, beeinträchtigt wurden, nie die Richtung einer großen Idee. Denn diese scheuten die Herren, als fürchteten sie, selber von ihr verdunkelt zu werden.

(Einer nur, der hatte die große Idee. Doch war ihre Richtung den notwendigsten Notwendigkeiten grade entgegengesetzt — eine Idee, die deshalb ganz verkehrt war, weil ihr alle, aber auch alle Voraussetzungen fehlten; weil ihre Verwirklichung bedeutete: in die Nachbarhäuser eindringen, während die eigenen Dachbalken glimmen. Das war die Idee Ludendorffs. Und was die tausend Fauxpas, die zusammen unsre Kriegspolitik bildeten, was ideenlose Fortwurstelei nicht vermocht hatte, weil die Soldaten an der Front uns immer wieder herausrissen, das haben schließlich die Konsequenzen aus den größenwahnsinnigen Plänen des Generalquartiermeisters erreicht: wir haben Pleite gemacht. Doch das nebenbei.)

Die kluge Sentenz Revellières deutet ausgezeichnet die Psychologie unsrer Diplomaten, die den Frieden von Brest-Litowsk erzwungen haben. Dieser „Friede“, durch den unsre siegreichen Feinde heute ihre brutalsten Forderungen rechtlich begründen, ist das beste Beispiel für die Ideenlosigkeit unsrer Politiker. Ohne

jede Idee nehmen, was zu nehmen ist, und dann — die Sintflut: so handeln Wilde. Graf Czernin aber glaubt wohl noch heute an seine Politik.

Graf Czernin, dieser Feuilletonist der Politik, dessen verbrecherische Gedankeneleganz Karl Kraus schon entlarvte, als die meisten Skribenten dem „geistreichen Diplomaten" noch Wortkränze wanden, ist ein eigenes Kapitel. Die Politik dieses Mannes scheint tatsächlich von der Freude an der Brillanz seines Geistes geleitet gewesen zu sein, der immer auch anders kann. (Er erinnert an das Lustspiel von Courteline, wo der während der Verhandlung zum Staatsanwalt ernannte Advokat den Angeklagten mit demselben Elan beschimpft, mit dem er ihn eben verteidigte.) Diese Brillanz war es auch, die Czernin — während er für den Völkerbund Reden hielt, denen seine Politik kraß widersprach — Vielen als den großen Ideenpolitiker erscheinen ließ. Dabei hat es sich gezeigt, daß grade Czernin der typische ideenlose Politiker ist, und wenn die Schuldigen vor einen Staatsgerichtshof gestellt werden: Czernin gehört zu den Schuldigen.

Der Mut zur großen Idee hätte zur rechten Zeit Oesterreich retten können; und in seiner neuen Gestalt nicht zum Schaden Europas. Die slavischen Völker der Monarchie erwarteten beim Regierungsantritt Kaiser Karls ein mutiges Bekenntnis zur Idee des Völkerstaates, eine mutige Verfolgung der Friedensidee. Ihre Vertreter im Reichsrat boten dem jungen Habsburger die Kronen der slavischen Länder an. Statt dessen kam die Amnestie und — der „deutsche Kurs" des Herrn von Seidler auf der einen Seite, auf der andern die schlechten Ausreden, als der Sixtusbrief publik wurde, und die Reise ins deutsche Hauptquartier. Hier beginnt die endgültige Katastrophe für Oesterreich, das eine mutige Idee erhalten hätte. Die „Nibelungen-Treue" in Ehren: aber Politik ist eben die Kunst des Möglichen, und der Krieg wird mit dem Blute der Völker gemacht.

Herr von Bethmann war es, der die Demokratisierung des Reiches anbahnte. Er bahnte sie an, doch kam ihm die Angst vor der eigenen Idee, er unterließ es, die Konsequenzen zu ziehen, und mußte schließlich der Kraft der — falschen — Idee Ludendorffs weichen.

Die größte politische Idee aber steht erst heut auf dem Spiel. Ueber sie wird jetzt in Paris entschieden; Wilson ist nach Europa gekommen, um sie zu retten, die Clemenceau und Lloyd Georg zu bedrohen scheinen. Der Himmel füge, daß die Herren Brest-Litowsk nicht kopieren, sondern ihre Lehre daraus ziehen.

. . . Der Satz Jean Pauls, daß jeder Fachmann in seinem Fach ein Esel ist, scheint niemand so zu treffen wie den Politiker. Die Forderung, daß statt des zünftigen Politikers oder gar des Kriegsmannes der Philosoph an die Spitze des Staates zu stellen sei, der Geistige mit der Liebe zur produktiven Idee — diese Forderung ist schon von Plato gestellt worden.

An unsre unbekannten Freunde

von Auguste Hauschner

Immer steiler türmen sich um Deutschland die Mauern der Vereinsamung. Anstelle von Sprengbomben und Gasgranaten fliegen ihm schmähende Worte, böswillige Taten zu; Stacheldrähte, mit Erniedrigung und Haß geladen, umschließen seinen zukünftigen Zustand. Und doch, wir ahnen es: ihm leben, jenseits dieses Hasses, Freunde. Unsre Ahnung stärkt sich zur Gewißheit an dem Glauben zu den Einzelnen, die sich seit Beginn der Zwietracht leuchtend von der Finsternis der Masse hoben. Alle Jene, die jeden Krieg, auch den siegreichen, als verbrecherisch verdammten, die unter Nationalitätsgefühl nicht Rassenhaß verstanden, die in dem Begriff ‚Vaterland' die Gemeinsamkeit in Sprache, Landschaft, Kunst, Musik zusammenfaßten, diese Eigenart auch an fremden Völkern ehrten und keinem das Recht zusprachen, durch ein Blutbad zu Macht und Bereicherung zu waten. Die, gequält durch Bosheit, besudelt von Verleumdung, unerschrocken Liebe übten, an jeglichem Geschöpf, wes Landeskind es sich auch nennen möchte, das Not litt, Unbilden erfuhr und sich ihm anvertraute. Außenseiter, Herolde der Menschenwürde und Gerechtigkeit. Einige von ihnen sind uns wohlbekannt.

Amerika: Dr. John R. Mott. In seinem Hirn entsprang der großzügige Gedanke, in ganz Europa, bis nach Rußland, zur Wirklichkeit gebracht: Leistet internationale und interkonfessionelle Arbeit an den Kriegsgefangenen aller Länder.

Deutschland: Dr. Elisabeth Rotten. Ihr Tun: Barmherzigkeit an den der Freiheit, des Erwerbs beraubten, entheimateten, in Berlin festgehaltenen, von jeder Wärme abgeschlossenen Untertanen der uns feindlichen Staaten. Rastloser Dienst, unausgesetzter Widerstand gegen die Umschnüffelung und Bedrohung durch preußische Beamte. Der Same der Dankbarkeit, in die Herzen Unglücklicher ausgesät, wird, zur Ernte gereift, in ihnen das üppig aufwuchernde Unkraut der Vergeltungsgier bekämpfen.

England: Dr. Markel. Nie durfte man in Deutschland seine Großmut rühmen. Menschheitsliebender im großen Stil. Den Häftlingen von hundertsechsundzwanzig über Britanniens Territorium verstreuten Lagern verschaffte er Gelegenheit zur Ausübung von Sport, Gartenarbeit, Malerei und Kunstgewerbe. Webeschulen wurden eingerichtet. Preisausschreiben feuerten zum Wettbewerb an. Jedes Sichtbarwerden hilfsbereiter Kameradschaft wurde reich belohnt. Neben ihm verwaltete, als Vertreter der über dreißigtausend Köpfe starken Quäkersekte, Stephen Hobhouse das Amt der Nächstenliebe. Ein Jahr lang mußte er im Gefängnis die Verweigerung des Waffeneides büßen.

Frankreich: Romain Rolland. Seine versöhnliche Vermittlung, seine geistige Gewalt. Auch er verdächtigt, eingekreist.

Den Friedensnobelpreis gibt er, ohne einen Unterschied der Nationalität zu machen, an alles Elend, das der Krieg verschuldet hat.

Italien: der Waldenser Pastor Paolo Calvino. Noch ein Verkünder echten Christentums. Nach einer kurzen Trübung seines innigen Verhältnisses zu Deutschland wird er der warmherzige Anwalt unsrer in Italien in Gefangenschaft geratenen Landsleute und ihrer Bundesbrüder. Aus derselben Religionsgemeinschaft kommt ihnen aus Venedig die Fürsorge des Pastors Grille.

Rußland: Paul Nokalay. Noch ein Jahr nach Kriegsausbruch im petersburger Reichsamt tätig, befreit er sich durch einen tapfern Entschluß aus zarischer Gewalt und führt die russischen Studenten in die Wohnstätten und Zellen, an die Krankenbetten gegnerischer Bürger und Soldaten.

Ausnahme-Naturen alle. Und dennoch: durch diese Nennung ist ihre Zahl noch lange, lange nicht erschöpft. Und steht nicht hinter ihnen ohne Zweifel eine Schar von Gleichgesinnten, die unsrer gedenken, mit uns leiden, ihre Hände zu uns herüberstrecken möchten?

Heraus mit euch, Ihr unsre unbekannten Freunde! Laßt uns von euch wissen! Wir haben ein Recht an euch, wir erwarten euch mit Sehnsucht. Nicht um euch anzubetteln: beschützt uns, gebt uns Brot. Jenseits aller wirtschaftlichen und politischen Interessen. Ganz vom Zweck entbunden. Nur um einen Laut der Sanftmut in das Wutgeschrei, das uns umtobt. Nur um am Göttlichen nicht vollends zu verzweifeln. Nur um die Scham zu mindern, Mensch zu sein. Wenn viele Finger an das Bollwerk von Grausamkeit und Tücke pochen, hinter dem wir fast ersticken: vielleicht reißen sie dem Atem einer Güte eine, wenn auch noch so enge Tür. Namen an Namen, Seele an Seele, Herz an Herz gefügt: das gibt vielleicht die Bausteine zu einer Brücke, über die ein wenig Liebe zu uns wandert. Die Berührung eines Friedens, der nicht heuchelt, der nicht hinter seiner lügnerischen Maske die Fratze neuer blutigerer Kriege trägt.

Wyneken von Arnold Zweig

Wir wissen ganz genau, daß sich unter den Männern, die, beherzt genug, sich mit öffentlichen Aemtern belasteten, nur sehr wenige befanden, von denen man aufatmend sagte: Endlich an rechter Stelle! Galt es aber überhaupt von einem, dann von Gustav Wyneken. Dieser Mann, Anstoß und Stachel zu Allem, was heute von der Schule her Junges und Wagemutiges unternommen wird, war für die Jugend Deutschlands ein ebenso großes Glück wie der Wandervogel; nur daß er sich an die

geistige deutsche Jugend wandte. Dank einem strengen und unnachgiebigen Idealismus, dessen gedankliche Fundierung in einem Buche (Schule und Jugendkultur) sich als philosophisch nicht besonders ausgiebig und einheitlich erwies — was aber ganz unwichtig ist, denn Wynekens Kraft ist die eindeutige Gerichtetheit seiner Person auf seine Sache, die intuitive Sicherheit des rechten Weges und der unaufhörlich angewendeten Mittel, die in seiner Person vereinigt ihn mit alledem zur Persönlichkeit machen — dank diesem strengen und unnachgiebigen Idealismus errang er sich überall die Führerschaft bei einem, leidenschaftlich folgenden, prachtvollen Teil der Jugend, und die heulende, jaulende, belfernde Feindschaft aller irgendwie im Wahnsinn der knechtischen Verengung befangenen Parteigänger des Alten.

Es gibt in seinem Leben, von ferne erblickt, wie es sich gehört, ein typisches Erlebnis; und in diesem Betracht ist sein Leben altmodisch und heroisch, als stamme es aus Schillers Zeit. Er kommt irgendwohin, beginnt sein Werk, die Jugend zu erregen und zu bereichern wie ein Jünger des Sokrates (zu verführen, nicht wahr? Die Jugend der Bürger zu einem unverlogenen, ungeknechteten, dem Edlen und der Reinheit jugendlicher Lebensführung zugewandten Dasein aufreizen zu wollen, heißt: sie verführen) — dann sieht irgendein Wohlwollender, der auch etwas von so den jungen Leuten versteht, ihn sich mal an, ist entsetzt über seine Verbohrtheit, Verstiegenheit, heult auf, dieser Mann wolle den Eltern die Kinder entfremden (als ob das noch ginge, bemerkt Wyneken ruhig, als Kenner) und nun schlägt die Meute an, und von nun an geht ihr der Atem nicht mehr aus. In ihr sind sie Alle zu hören, die uns gegen den Strich gehen: das heisere, blecherne Kläffen der „Kollegen“, denen ihre Macht durch Schülerräte gekürzt wird (Schulgemeinde, nennts Wyneken); der giftige Diskant der Mütter, die sich schämen, die Nuditäten ihres kahlen Familienlebens veröffentlicht zu sehen; der rollende Väterbariton Derer, denen „ihre Söhne“ (vergleiche „ihre Taschenuhren“, „ihre Schlafschuhe“) entrissen werden; der biderbe Baß des heiligen Zentrumsmannes, der für die Ordnung in der Familie als Exponent der Kirche ficht und die Fundamente der alten Macht bewacht; und ehedem — wie vermißt man es! — das schneidige, ohrenzerreißende Detonieren der Sachwalter der Uniform, des Thrones, der Jugendwehr, des Drills und des Klassenbewußtseins. Und dann werden Diejenigen ängstlich, die dem Reformator die materielle Unterstützung seiner Pläne zusicherten (wenn so viele brave Bürger opponieren, muß an dem Manne doch was Unrechtes sein), er wird weggebissen, gibt um des Friedens willen und um das bis dahin Geleistete nicht zu zerstören, schließlich ebenfalls nach, geht protestierend ab — und hebt nach einiger Zeit die Stirn zu neuem Versuch am unvergänglich mahnenden Werke.

Er ist einer der Diktatoren der Reformation, und Das ists, was ihm das Leben ebenfalls erschwert. Der aufgeklärte Despot, der die Zustände vorwärtspeitscht, ins Reinere, Bessere, menschlich Zulänglichere; den der eherne Wille zur Sachlichkeit, die unbeschränkte und unbeherrschte Hingabe an den Gegenstand und die Gewißheit, allein ganz sachverständig zu sein und alles allein machen zu müssen, ungeduldig stimmt — sollte er sich nicht aufreiben müssen im Kampf auch mit den „Helfern", von denen er die gleiche unempfindliche Willigkeit voraussetzt, die Sache und nur sie zu betreiben, und die doch in sich nicht ebenso viel Künstlerisches haben wie er? Aber das ist unvermeidlich, und so „demokratisch" ist jede Zeit, möge sich der Widerstand der Kleinen nun in stillem, verkniffenem Willen zur Schädigung oder in offener, „rechtmäßiger" Opposition äußern; nur der Künstler fühlt sich durch Widerspruch gefördert, der von Einsicht getan wird. Und darum schien man sich endlich beruhigen zu dürfen: eine oberste Stelle, die in der Revolution den gehaßten Revolutionär, den Uhu alles Reaktionären zu sich berief, konnte vielleicht doch diesem Schöpfer die geeignete Basis sein, von der aus er, ohne Widerspruch fürchten zu müssen (fürchten muß man nur den tätig lähmenden Widerspruch) endlich ans Diktat neuer Schulformen, die Reformation der Jugendgemeinschaften und an die Ethisierung des Alltags der jungen Menschen und ihrer Eltern (ja, der Eltern) zu gehen vermochte. Von allen Maßnahmen der neuen Regierung schien diese Berufung die bedeutsamste, weil sie einem zukunftträchtigen Menschen die Stelle gab, von der aus er aufbauend auf Generationen der deutschen Jugend, des deutschen Kernvolkes der nächsten Jahrzehnte, einwirken sollte; und wir freuten uns dieses Symptoms der neuen Zeit und sahen ein Sinnbild in diesem „Wyneken im Kultusministerium". Dieser Mann verbürgte Energie des Aufbaus und der Reinigung deutschen Lebens.

Und damit ist es aus. Das Ministerium muß ihn entbehren, um ihn „zu anderweitiger Verwendung seiner Kraft im Dienste der Allgemeinheit des Staates" freizugeben. Wir kennen das. Vielleicht verwendet man ihn bei der Kaninchenzucht oder im Forstwesen. Nein, meine Herren. Vorläufig vermuten wir noch immer, in einer neuen Zeit zu sein, und wir wollen wenigstens wissen, welche Mächte diesem Sachverständigsten so heftige Opposition machten — Opposition so einflußreicher Art, daß Wyneken wieder einmal geht. Der Chorus seiner Gegner wurde oben skizziert; man nenne uns den Typus, der stark genug war, einen Mann von seiner Stelle zu reißen, damit wir nicht annehmen, daß noch immer pfäffische Seelenknechtschaft und Geistesfeindschaft, daß noch immer in geistigen Dingen das bayrische Zentrum und seine Schlittenbauer, wie unter dem Kirchenlichte Hertling, die Helligkeitsgrade in Deutschland zu bemessen haben.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLIII.

Wilhelm Karl Dittmann

Allemal muß ich an Hjamar Ekdal in Ibsens „Wildente“ denken, wenn ich Dittmann sehe. Ein Mann von imponierend eindrucksvollem Aeußern. Groß, schlank, mit einer schönen, wohlgetürmten, dunkelblonden Mähne, mit einem vollen Spitzbart und einem flotten, kühn auslaufenden Schnauzer darüber. Zwei stechende Augen, die man, weil sie sich einem aufdringlich in die Seele zu bohren versuchen, nicht wieder vergißt. Aber dann noch irgendetwas, was dem ganzen Gebaren des Mannes einen Stich ins Lustige gibt. Irgendwo ist da eine Diskrepanz zwischen Können und Wollen, zwischen Sein und Schein wie zwischen dem Künstler und dem Photographen mit dem flatternden Künstlershlips, zwischen dem Gelehrten und dem Apothekerjüngling mit den hochfliegenden Plänen unter Salben und Pillen. Ibsens Hjalmar hat eine Vorliebe für hochtönende Worte, mit denen sein Handeln beständig in Widerspruch steht. Die Ekdals, den Vater, den gehaßten Leutnant, und den Sohn, den Photographen, sieht Gregers Werle im Bilde einer angeschossenen Ente. „Untertauchend hat sie sich in Tang und Algen festgebissen und kommt nie wieder herauf, wenn nicht ein besonders flinker Hund ihr nachtaucht und sie, sogar gegen ihren Willen, wieder heraufbringt.“

Auch Dittmann hat sich in seinen Radikalismus festgebissen und kann nicht wieder herauf, obwohl es ihn mit Gewalt nach oben zieht. Auch er wartet auf einen Gregers Werle, der ihn zu lösen trachte. In das sozialistische Revolutionskabinett ist er als strammer Unabhängiger eingezogen und hat nun, täglich vor neue praktische Entscheidungen gestellt, handeln, Farbe bekennen müssen. Und da sah er mit einem Male, daß es mit bloßer schwadronierender Kritik, mit dem bloßen Pathos der Ueberzeugung nicht getan ist, daß man mit Ledebourscher Leidenschaftlichkeit, die im Nu alles zu zertrümmern bereit ist, nicht weiter kommt, daß Handeln auch Verantworten heißt. Und da, in den wenigen Wochen des Regierens, fing er (zunächst innerlich) von ganz links immer mehr nach rechts zu rutschen an und näherte sich den Ebert, Scheidemann und Landsberg, den einst so verdammten Genossen der Mehrheitssozialdemokratie.

Im Rätekongreß schrie dann sein Herz auf, als Ledebour ihn, mit giftigen Pfeilen, stichelte und wieder stichelte, und er legte ein Bekenntnis ab für den großen gemeinsamen Sozialismus, der, über alle Augenblicksfragen und über alle Taktik, doch beide Richtungen vereine, und er ermahnte die Genossen, sich zusammenzuschließen, um bei den Wahlen zur Nationalversamm-

lung eine Einheitsfront wider den Kapitalismus zu bilden und die Errungenschaften der Revolution sicherzustellen. Den retten- den Gregers Werle erblickte er in den Massen, die einfach so handeln würden, ob die Führer es wollten oder nicht. Die Führer müßten dann die Werkzeuge der Massen sein. Die Radi- kalinskis der Unabhängigen, all die großen und kleinen Lede- bours bebten vor Entsetzen über diese Zumutung, vor Wut über diesen Fahnenflüchtling, der da plötzlich den Boden der „Un- entwegtheit" verlassen hatte.

Hjalmar Ekdal will, im Schlußakt, mit einer pathetischen Geste seine realistische Frau Gina verlassen, von deren Ver- gangenheit Gregers Werle den Schleier gezogen hat. Er packt seine Sachen, holt allen Krimskrams zusammen, zieht sich be- reits den Ueberzieher an, als Gina mit einem Mal Pökelfleisch, Butterbrote und Bier auf den Tisch stellt. Hjalmar siehts, schnup- pert und entschließt sich, zu bleiben, wenigstens einen Augenblick noch, und bleibt dann für immer. Dittmann war einer der Wildesten im Kampfe wider die abtrünnigen Mehrheitssozia- listen, schlug mit Händen und Füßen um sich, wenn er die Scheide- männer, die Davidsleute, die Ebertschar nur von weitem ge- wahrte. Da stellten sie ihm das Pökelfleisch in Gestalt eines Portefeuilles im Reichskabinett hin, und auch er entschloß sich, probeweise, nicht ohne genügend Vorbehalte, mit den Mehrheits- sozialisten zusammenzuarbeiten. Auch er ist dann in der Re- gierung warm geworden und hat den Andern, die draußen blie- ben, den zersetzenden Radikalismus überlassen.

Der Sozialdemokratie hat er von der Pike auf gedient. In Eutin wurde er 1874, an einem trüben Novembertage, ge- boren. Dort besuchte er auch die Volksschule und lernte, vier Jahre lang, das Tischlerhandwerk. Er hatte eine feste Faust, packte kräftig zu, und wo er hobelte, da fielen die Späne. Darin änderte sich auch nichts, als er sich auf die Agitation, aufs Ver- sammlungsreden verlegte. Hui, der Bourgeois bekam Gänse- häute, wenn Dittmann loszudonnern begann und das Prole- tariat zum Klassenkampf wider den Kapitalismus aufforderte. Mit genau einundzwanzig Jahren wurde er Mitglied der Partei und der Gewerkschaft und machte sich auf den Weg. Wilhelm Meisters Wanderjahre, ins Proletarische übersetzt, hoben an. Er zog durch fast ganz Schleswig-Holstein, verdingte sich bald hier, bald dort, drang nach Mecklenburg vor, kam nach der Provinz Brandenburg und gelangte schließlich bis nach Berlin. Hier er- hielt er, von ferne zu den Größen der Partei ehrfurchtsvoll auf- blickend, die höhern Weihen des Sozialismus, dem er fortan sich als Priester zu widmen gedachte. So wurde er 1899 als Re- dakteur an die ‚Norddeutsche Volksstimme' nach Bremerhaven entsendet. Der Weg zum Erfolg, zum Ruhm stand ihm offen. Von der Wasserkante kam er, drei Jahre darauf, in gleicher Eigenschaft nach Solingen und wurde von dort als wohlbestallter

Parteisekretär nach Frankfurt am Main berufen. Er wurde Bezirksvorsitzender, wurde Stadtrendant und zog als erster Sozialdemokrat ins Präsidium der Stadtverordnetenversammlung ein. Und die Götter sahen wohlgefällig auf ihn und sein Treiben herab. Die Parteigötter. Denn er sprach mit einer schönen, sonoren Stimme, er machte Eindruck auch auf die liebliche Schar der weiblichen Kassenmitglieder, und wenn er sich so recht in Zorn über die kapitalistische Welt hineingeredet hatte, wenn er den Schlüssel zur Verwirklichung des marxistischen Dogmas in der Hand zu halten vorgab — die geheimnisvolle Erfindung Hjalmars —: dann wurden die Zuhörer springlebendig, applaudierten, daß die Wände des Saales zitterten, und dankend durfte er, mit flatterndem Shlips und wallender Mähne, sich verbeugen, und die jungen Damen der Partei, die mit roten Bändchen ihren keuschen Busen verschnürten, flüsterten einander ins Ohr: „Welch schöner Mann! Beinah Philipp Derblay, der Hüttenbesitzer aus dem Kino."

1909 ist er wieder Redakteur in Solingen. Für manches unüberlegte Wort in Rede und Schrift muß er büßen. Die Polizei sieht ihm scharf auf die Finger, und der Herr Staatsanwalt pflegt nicht danebenzugreifen. Als Delegierter der Partei wird er nach Bremen, Leipzig, Magdeburg und Jena zu den Parteitagen gesandt und nimmt auch an den Internationalen Sozialistenkongressen in Stuttgart und Kopenhagen teil. In den Reichstag kommt er erst spät. 1912 für Lennep-Remscheid-Mettmann. Hier, wo er sich im äußersten linken Winkel ansiedelte, ließ er nicht mit sich spaßen. Dennoch stimmte auch er zunächst für die Kriegskredite, machte auch er die Politik vom vierten August 1914 mit, bis auch er die Weihen der höhern Erkenntnis erhielt und auch er, mit den Haase und Ledebour, seinem Busenfreund von gestern, von den Scheidemännern sich trennte, um eine eigene Firma: die Arbeitsgemeinschaft aufzutun. Daraus wurde dann die Unabhängige Sozialdemokratische Partei. Der Höhepunkt seines parlamentarischen Wirkens war die von ihm entfesselte Schutzhaft-Debatte, in der er durch sein wohltemperiertes Pathos fast den ganzen Reichstag auf seine Seite brachte. Hinter den Kulissen hat nicht zuletzt er den Boden für die Revolution bereitet. Schon in die Marine-Meuterei des Jahres 1917 war er verwickelt, kam damals aber mit dem blauen Auge davon. Im großen Januarstreik des Jahres darauf jedoch wurde er, als er in Berlin, mitten unter den demonstrierenden Massen redend, Oel in die Wogen der Erregung zu gießen versuchte, verhaftet und hinter die schwedischen Gardinen gesteckt.

Der neunte November brachte, wie so vielen Andern, auch ihm die Freiheit zurück. Und seitdem thront er im hohen Rate der Volksbeauftragten und entscheidet über Deutschlands Geschicke mit.

Der Hohenzoller in der eigenen Brust

von Paul Westheim

Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums. An der Veränderung dieses Geschmackes zu arbeiten, ist der ernstliche Plan meines Lebens. -- Schiller an Fichte

Auch Kunstschmock fühlt sich beflissen, wiederum dem Volk sein Verdummungspulver einzulöffeln. Vor vier Jahren, da war es, wie er versicherte, der Krieg, der der deutschen Kunst gefehlt habe, um sie endlich zu monumentaler Gestaltung anzuregen; jetzt wird uns dargelegt, daß der Abgang der Hohenzollern Befreiung sei von dem Alb, der lähmend und drosselnd auf dem deutschen Kunstgeist gelastet habe. Es hat keinen Zweck, sich wiederum durch Phrasen benebeln zu lassen. Es wäre vermessener Leichtsinn, es wäre — einem Menschen, der zehn Jahre in entschiedenem Kampf gegen wilhelminische Kunstwallungen gestanden hat, ist das wohl zu sagen erlaubt — es wäre vielleicht auch geschmacklos, gegenwärtig lediglich in dem pomphaften Gepränge eines Monarchen, der in alle Kunstäußerungen hineinzuregieren begehrte, den Quell alles Uebels erblicken zu wollen. Gewiß: grade in Kunst- und Geschmacksdingen mußte das böse Beispiel von oben weit, sehr weit reichen. Große Teile des Volkes, politisch und künstlerisch gleich unselbständig, lassen sich mitreißen, haben keinen andern Ehrgeiz, als ihr Geschmacksempfinden in Einklang zu bringen mit dem, was in den Sphären beliebt wird. Aber täuschen wir uns nicht selbst: war es nicht so, daß ein noch viel größerer Teil des Volkes — auf eigene Faust gewissermaßen — einem Kunstgeschmack huldigte, der dem des letzten Hohenzollern an Ungeistigkeit zum Verzweifeln ähnlich sah? Lassen wir uns doch nicht das Armutszeugnis aufschwatzen, daß das ganze Kunstleben eines Siebzig-Millionen-Volkes aus der Laune eines Einzelnen gelebt habe. Er hat die „Rinnsteinkunst" eines Liebermann schließlich nicht aus der Welt schaffen und Architektur wie die der Jahrhundert-Halle, die er verabscheute, nicht zu hindern vermocht. Auf seine eigenen Unternehmungen: die Cadiner Kacheln, seine Schlösser und Kirchen und die offizielle Kunstpflege des Staates — nicht weiter (und das wäre wahrlich schon weit genug gewesen!) hätte sein Einfluß sich zu erstrecken brauchen. Ein eigentlicher Zwang bestand ja nicht, daß der einzelne Bürger, der einzelne Verleger, daß Theater-, Museums- und Stadtverwaltungen grade die Künstler bevorzugten, die der Hof mit Aufträgen, Ehrungen und Auszeichnungen vor allen andern begnadete. Schließlich stand es im freien Belieben eines Jeden, sich nach seinem Gusto sein Haus bauen und einrichten zu lassen, sich einzusetzen für die Malerei und Plastik, die Literatur und Musik, die ihm innerlich entsprach. Wenn von diesem bißchen uns tatsächlich belassener Freiheit so

beschämend wenig Gebrauch gemacht worden ist, wenn selbst — oder grade — von den „Gebildeten" beifällig immer Das aufgenommen wurde, was vom Schloß oder der ‚Gartenlaube' propagiert wurde, so war für diese allzu freiwillige Gefolgschaft doch wohl nicht nur maßgebend die Kunstgesinnung des Monarchen: mindestens ebenso sehr quoll die Freude am dekorativ Aeußerlichen, am leeren Pathos und hohlen Gepränge aus dem eigenen Geschmacksempfinden; es war, wenn ich einmal das bekannte Wort von dem Schutzmann, den jeder Preuße in der eigenen Brust mit sich schleppe, variieren darf, der Hohenzoller in der eigenen Brust, der der Entfaltung einer künstlerischen Entwicklung in Deutschland überall hemmend im Wege stand. Und es ist nicht anzunehmen, daß auch er sich in den Novembertagen mit nach Holland verflüchtigt habe.

Wir müssen uns bewußt sein, was das heißt, wenn die Nation, die in der Welt als das Volk der Musik eingeschätzt wird, sich zwanzig oder dreißig Jahre an den Wagnerschen Sensualismus verlieren konnte. Das Wort von der „Großmannssucht" der deutschen Kunst, das uns vom Ausland her entgegenschallte, war ja nicht nur auf Erscheinungen wie das leipziger Völkerschlachtdenkmal oder die petersburger Botschaft gemünzt: es richtete sich gegen den ganzen Lebensstil einer Kunst, die die monumentalischen Geschäftspaläste, die Dekorationscafés und die Kulissenkunststücke der Theater hervorgebracht hat. Wenn, wie im posener Schloß, Wilhelm der Zweite sich eine Wohnung herrichten ließ, so war das gewiß schlimm; aber um wieviel besser waren die Wohngelegenheiten, die die liberalisierende Bourgeoisie des berliner Westens sich am Kurfürstendamm ausstaffierte? Man tat sich sehr viel darauf zugute, nicht so sehr Barbar zu sein wie der Mann, der in Berlin den Dom und die Siegesallee aufführen ließ: aber wie eigentlich sehen die Rathäuser von Hannover, von Leipzig oder Frankfurt aus? Wer hat die Kommune, die immer stolz darauf war, den meistbegüterten Teil der großberliner Bevölkerung zu umfassen, wer hat Charlottenburg gezwungen, einen Kitschbau wie das Deutsche Opernhaus zu errichten, und wer war damit einverstanden, daß man in Wilmersdorf Untergrundbahnhöfe aufmachte, die auf die Stimmung einer heidelberger Studentenkneipe angelegt waren, und die in Dahlem dann noch übertrumpft wurden — eine alberne Spielerei mit dem doch auch bürgerlichen, und zwar spießbürgerlichen Begriff der Heimatkunst — durch einen Untergrundbahnhof, der wie ein Kuhstall mit einem Strohdach eingedeckt ist?!

Man kann wohl nicht sagen, daß Rücksicht auf den preußischen Hof es gewesen, was den ‚Simplicissimus', als es ihm noch zweckmäßig erschien, Oppositionsorgan zu sein, dazu bestimmte, jeder Nummer ein kitzelndes Deshabillé von Reznicek beizugeben, wie man auch nicht gut behaupten kann, daß das ‚Tage-

buch einer Verlorenen', das in hunderttausend Exemplaren von der Bourgeoisie und vor allem von der satten Untugend der Bourgeoisweibsen verschlungen worden ist, seine Verbreitung der Kaiserin und ihrem Anhang etwa zu danken gehabt hätte. Der Hof war es auch nicht, der den Häuptlingen des Goethe-Bundes, den Sudermann und Fulda zu den hohen Auflageziffern verholfen hat, denen diese Herrschaften die Berechtigung entnehmen, sich immer noch und immer wieder als die Führer der „schaffenden Künstler" zu repräsentieren. Das Gedichte und Geschreibe der Presber, Rudolph Herzog, Otto Ernst, und wie sie alle heißen — wer hat es gedruckt, wer Geschäfte damit gemacht, wer es bezahlt und gierigst verschlungen? Wo kommt die Million Leser her für diese Art Schundliteratur? Der Hofschranzen waren gewiß viele in Deutschland, aber doch wohl nicht so viele!

Man vergesse nicht, daß Hugo Vogel, der von Tannenberg an eine eifrige Fabrikation von Hindenburg- und Ludendorff-Darstellungen im Stil der Chocolade-Bildchen betrieb, auch schon etwas war, bevor er zu dieser glückhaften Konjunktur kam. Seine Auftraggeber waren vor allem die Finanz-, Industrie- und Handelskreise. Als die freie Reichsstadt Hamburg glaubte, ihr Rathaus mit großen Wandbildern schmücken zu müssen, da war Hugo Vogel der Mann dieses Bürgertums. Die deutsche Industrie, die 1910 in Brüssel der Welt einen Begriff von ihrer Leistungsfähigkeit, auch der Leistungsfähigkeit ihres Geschmacks, geben wollte, hielt es für notwendig, oberhalb ihrer Maschinen und Fabrikate eine Riesenleinwand von Vogel aufspannen zu lassen. Und die deutschen Verleger, denen man, wenn nicht Geschmack, so doch etwas mehr Personalkenntnis zutrauen zu können vermeint — sie lassen sich per Gruppenbild für ihre neue deutsche Bücherei in Leipzig von Vogel porträtieren. Die gemalte Bildungsphilisterei von Max Klinger, Zierde des chemnitzer Rathauses, ist dieser Stadt Chemnitz nicht etwa von einer Behörde zugemutet worden: sie dankt das unsagbare Bild einem Bürger der Stadt, einem begüterten und zweifellos gebildeten deutschen Industriellen, der damit für die Kunst etwas zu tun glaubte. Als ich mich aufzuzeigen bemühte, was diese Klingersche Kunst eigentlich ist, da war es fast Majestätsverbrechen. Das Familienblatt, das noch immer das Wort „Jugend" im Titel führt, glaubte mich andichten und die Sezession, die das stolze Wort „frei" in ihrer Firma trägt, mir den Zutritt zu ihren Ausstellungen verwehren zu müssen.

Der Werkbund, der von sich gern behauptet, daß er die Zusammenfassung der modernen Architekten und Kunsthandwerker sei — hat diese angeblich oppositionelle Organisation, die über alles nach der offiziellen Sanktion gierte, in ihrer Praxis etwa anders gewirtschaftet als die Bau-Bürokratie und ihr oberster

Chef? Wonach hat sie ihre Bau-Aufträge verteilt: nach dem baukünstlerischen Talent oder nach der Gesinnung, der guten Werkbund-Gesinnung, wie Muthesius, Paul, Kreis, Behrens sie haben? Ist der Werkbund nicht genau so wie Majestät, weil es eben an der guten Gesinnung fehlte, an den ganz starken, eigenwertigen Baukünstlern: an Poelzig oder Tessenow etwa achtlos vorbeigegangen! In Cöln hat man eine Festhalle bauen lassen, die Hermann Obrist unter dem Beifall sogar der versammelten Werkbund-Mitglieder als einen „Stall" bezeichnete — aber man hat für einen Poelzig eine Baugelegenheit nicht gehabt. Man hat Bürohäuser gezeigt, aber nichts gewußt von einem Mann wie Höger, der in Hamburg dafür geniale Lösungen gefunden hatte. Als endlich Ballin so weit gebracht war, seine Schiffsausstattungen nicht mehr an englische und französische Dekorateure zu vergeben, da hat der Werkbund nicht den Mann präsentiert, dessen Art der alte Goncourt schon als „yachting style" bezeichnete: nicht van de Velde, sondern man hat das Paradestück: die Kaiserkabinen mehr komisch als kaiserlich ausstaffieren lassen von Muthesius. Und wie endete die Idee, die Türken mit einem „Haus der Freundschaft" zu beglücken? Nicht Poelzig, nicht Endell, nicht Bonatz, nicht Taut erhielten den Auftrag, sondern ein konventioneller, physiognomieloser Akademiker: Bestelmeyer. Das ist die Künstlerschaft, die so fortschrittlich-bürgerlich sich gebärdete. Die neue Bibliothek, die dem Kaiser gefiel, war eine künstlerische Katastrophe: aber die Ausstellung in Cöln, die den Werkbündlern und ihrem Anhang so ausnehmend gefiel — war sie es etwa nicht?

Das Bismarck-Denkmal am Rhein, das notwendig geworden war aus dem Spekulationsbedürfnis eines Terrainbesitzers heraus, ist uns durch den Krieg erspart worden. Offiziell hatte man mit diesem Plan, den Rhein mit einem zweiten Niederwald-Monument zu verunstalten, nichts gemein; „oben" war man damals ja weit davon entfernt, eine Bismarck-Ehrung zu goutieren. Was war das Resultat dieser Bemühungen? Broschüren und Zeitungspolemiken, worin eine Gruppe mit Walther Rathenau an der Spitze sich mit einer Gruppe Muthesius herumstritt, ob ein schwächlicher münchner Plastiker oder ein routinierter düsseldorfer Großbaubetrieb den Auftrag haben sollte. Und so überall. Als ein so feinfühliger Kunstfreund wie Botho Graef es endlich durchgesetzt hatte, daß die Universität Jena Hodler zum ersten Mal Gelegenheit zu einer Monumentalgestaltung gab, da war es ein Hauptorgan des fortschrittlichen Bürgertums, welches aufbegehrte, daß man einen solchen Auftrag vergebe an einen Mann wie Hodler, einen Ausländer, und welches unter dieser Flagge des Nationalismus die deutsche Künstlerschaft gegen eine solche Auftragserteilung aufzuputschen versuchte.

Man hat sich sehr entrüstet über die Zustände in der National-Galerie, über die Willkürherrschaft des Kaisers, der die besten deutschen Künstler nicht aufnehmen lassen wollte aus keinem andern Grunde, als weil ihre Art, zu malen, ihm nun einmal nicht paßte. Da man das als gottgewollt hinnehmen zu müssen glaubte, hat man sich hinter die Stadt Berlin gesteckt: sie müsse überhaupt etwas für die Kunst tun, und besonders müsse sie einmal dem Mann im Schlosse zeigen, welcher Kunst er die National-Galerie versperre. Die Stadt Berlin ist sogar auf diesen Plan einer städtischen Galerie eingegangen; aber das Unglück wollte, daß dem König von Preußen, der in die Kunst hineindilettierte, in Berlin ein Bürgermeister entspricht. Es wurde also nicht für diese Städtische Galerie ein kunstverständiger Fachmann bestellt: der Bürgermeister Reicke, der ja mit einer Malerin — unter uns: mit einer sehr mäßigen Malerin — verheiratet ist, glaubte, das viel besser selbst machen zu können, und so wurde gleichsam „hintenrum" eine Galerie zusammengekauft — nicht, wie sie die Kunst von der Stadt Berlin verlangt hätte, sondern, wie sie einem selbstherrlichen Bürgermeister gefiel. Und was hat da gefallen? Bis jetzt lauter gleichgültig mittelmäßige Kunst, die dem Kaiser zweifellos auch zugesagt hätte, und die Justi mit seiner Zustimmung für die National-Galerie ebenso gut hätte erwerben können.

Ein paar Tatsachen nur, willkürlich herausgegriffen, wie man sie in der Erinnerung hat, wenn man sich einmal befleißigt, den Sinn dieser ganzen Kunstunwirtschaft zu enträtseln. Den einen Hohenzollern ist die deutsche Kunst ja los, aber noch schlimmer ist vielleicht die Legion der kleinen Geschmackswüteriche, die nur deshalb ein posener Schloß nicht auf dem Gewissen haben, weil ihr Kunstbedarf sich erschöpft in einem Oeldruck und einem Ullstein-Buch.

Zu diesem Krieg

Eca de Queiroz (portugiesischer Dichter)

Wilhelm der Zweite läuft die schreckliche Gefahr, der Verderber seines Reiches zu werden. Kühn nimmt er die Verantwortlichkeiten auf sich, die bei allen andern Nationen zwischen mehrere staatliche Instanzen geteilt sind. Er allein urteilt, entscheidet und befiehlt, weil ihm allein — nicht seinen Ministern, nicht seinem Staatsrat, nicht seinem Parlament — Gott, der Gott der Hohenzollern, himmlische Inspiration zuteil werden läßt. Daraus folgt, daß der Kaiser unfehlbar und unbesiegbar sein muß. Beim ersten Mißgeschick, das ihm durch seine Bürger oder durch sein Volk in den Straßen Berlins oder durch verbündete Armeen auf den Schlachtfeldern Europas widerfährt, wird Deutschland erkennen, daß des Kaisers so hoch gerühmte Allianz mit Gott nur das trügerische Fundament zur Ausübung einer schändlichen Despotie gewesen ist. 1891

Die neue Serie

Die neue Serie? Nach der verschollenen der Kriegsgesänge die drohende der Kriegsverwünschungen. Jene konnte immerhin den Zweck für sich anführen. Wenn schon „Immer feste druff!“ die Losung des alten Deutschland war, dann verstärkte ein Schwank des gleichen Namens womöglich die Geneigtheit der Deutschen, sich nicht bloß mit Witzen und Tanzcouplets ran an den Feind zu machen. In zweiundfünfzig Monden aber hat beinah jeder Deutsche, den nicht der Teufel zum Alldeutschen mißgeschaffen hat, dem Kriege fluchen gelernt. Während des Krieges diese Flüche in Jamben zu bringen, war manchem Dichter sicherlich eine Notwendigkeit. Diese Jambik mitanzuhören, hätte viele Theatergäste erleichtert. Das zu verhindern, erschien den Henkersknechten als selbstverständlich, weil sie sonst früher schon Holland, Schweden, die Schweiz hätten aufsuchen müssen. Nun aber hindert die Schubfächer nichts mehr, sich gründlich zu leeren. Das Kleine Theater kündigt gleich eine Kollektion von ehmals verbotenen Kriegsdramen an. Die Konkurrenz will uns das Herz wenigstens nur stückweise brechen. Schreckt nicht den tüchtigen Thespis, heiße er Altman oder Reinhardt oder wie immer, die Billigkeit dieser seiner Betätigung? Ist nicht jetzt ebenso groß wie ihre Gefahrlosigkeit ihre Wert- und Reizlosigkeit? Verwehrt den Herrschaften nicht ihr Geschmack, nicht die Rücksicht auf ihren Ruf als „literarische“ Unternehmer, systematisch eine Konjunktur auszunutzen, die vor vier Jahren, als das Vorzeichen umgekehrt lautete, die Operettenfritzen ohne Scham wahrgenommen haben? Gräßlich, heute mit Friedensapotheosen dasselbe Publikum zu bedienen, das genau so begeistert die Hyänen des Schlachtfelds gemästet hat! Hauptgebot für das Theater der jungen Revolution: keine Krieg- und Friedens-Dichtung zu spielen, die nicht, unabhängig vom Stoff, noch in Jahrzehnten bestehen kann. Den ‚Freien Knechten‘ wird sich Das schwerlich nachsagen lassen. Hans Franck hat ersichtlich nicht geschielt. Er hat sein Werk, vor anderthalb oder drei Jahren, in Schmerzen ehrlich empfangen. Ausgetragen hat er es ebenso ehrlich, aber in allzu unverbrüchlicher Hebbel-Treue. Die Mutter, die gegen den Krieg, der Vater, der für die Pflichterfüllung, der Gendarm, der Vollstrecker seines Einziehungsauftrages ist: jeder soll eine ‚Idee‘ — der Liebe, der Ergebung ins Leben, des Staates — verkörpern und ist leider nichts als ein dürres Zeichen für sie. Der Sohn, in seinem Verhältnis zum Kriege, wechselt von Mutter zu Vater hinüber. Diese ernste Entwicklung zu zeigen, zu beglaubigen und damit zu packen: das wäre Sache des Dichters, ja die Hauptsache. Hans Franck verbirgt sie unter Tiraden, sehr gut gemeinten und teilweise sogar schwungvollen, die aber aus dem andern Ohr wieder herausgehen. „Das springt nicht durch das Gatter meiner Zähne“: stellt eine Bäuerin, die so spricht, in ein Drama, das nicht von Krieg und Frieden handelt, und fragt einen aufrichtigen Bühnenleiter, ob er solch Drama heute oder überhaupt aufführen würde! ‚Und das Licht scheinet in der Finsternis‘ ist das aktuelle Gebilde, das zur Zeit erlaubt, weil zu allen Zeiten willkommen ist — ‚Freie Knechte‘ durchaus das Gegenstück. Das sei euer Maßstab, Theaterkulturfaktoren!

Geistige Schauspielkunst von Herbert Ihering

Der Ruf nach geistiger Schauspielkunst ist immer wieder absichtlichen und unabsichtlichen Hörfehlern ausgesetzt. Man vernimmt statt geistig: klug oder intellektuell und antwortet: „Der denkende Schauspieler ist blutlos", oder: „Verstand tötet die Phantasie". Aber geistige Schauspielkunst ist keine Kunst des losgelösten Verstandes. Sie legt nicht aus, sie erklärt nicht. Sie hat keine Auffassungen und kommt nicht durch Kritik und Erkennen zum Schaffen. Sie gestaltet intuitiv. Der Geist ist der Phantasie als organisches Element beigegeben. Dieses Element bindet und erhellt. Es läßt das Stoffliche und Zufällige im Wesentlichen aufgehen. Es richtet die Phantasie und gibt ihr Stoßkraft.

Der Geist ist Energie und Wille. Die Gestaltungskraft reguliert sich selbst durch ihre Intensität und wird letzte Zusammendrängung. Geistige Schauspielkunst ist nicht psychologisch in dem alten Sinne der Entwicklung von Einzelzügen, sondern in dem neuen der Konzentration auf die seelische Atmosphäre. Sie schafft eine zweite Realität. Weil sie sich nicht als intellektuelle Kunst mit geistigen Mitteln um eine sinnliche Gestalt bemüht, sondern seherisch mit sinnlichen Mitteln eine geistige Gestalt baut, entfernt sie sich von den Gefahren einer stilisierenden Kunst, die grotesk zu sein glaubte, wenn sie die Realität verleugnete und etwas Unwirkliches schuf. Die Schöpfungen der geistigen Schauspielkunst sind real. Aber ihre Realität selbst ist phantastisch.

Geistige Schauspielkunst ist kein Problem, sondern Notwendigkeit. Kein Programm, sondern Erlebnis. Sie ist nicht nur etwas andres als kluge Schauspielkunst: sie ist ihr äußerster Gegensatz. Paul Wegener ist ein kluger Schauspieler. Als er nach Berlin kam, war seine Natur noch unverbraucht genug, um den Attacken seines Verstandes Widerstand zu leisten. Aber je mehr er sich zuletzt im Beifall des Publikums und der Presse seiner Männlichkeit bewußt wurde, desto mehr hemmte die Ueberlegung seine Leistung. Wegener enttäuschte seine Freunde: er stellte sich neben sich selbst und verlor den Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit. Er erklärte seine eigene Männlichkeit und bramarbasierte. Er verabschiedete den Instinkt und überließ sich einem Verstande, der nicht mit dem mimischen Gefühl gleichlief, sondern in die Gestaltung fremde, unschauspielerische Bestandteile hineintrug. Wegeners Figuren wurden das Resultat seines Bücherstudiums. Er gab Kenntnisse, Bildung, Kommentare. Er spielte Fußnoten.

Einer Kunst, die nur klug ist, fehlt die innere Selbstverständlichkeit. Sie ist fremden Einflüssen ausgeliefert. Wegener unterlag dem Kino. Der gestaute Schauspielertrieb schlug in den

Gegensatz um: ins Komödiantentum. Und die künstliche Bedeutsamkeit, die Wegener allmählich auch in den Film hineintrug, nahm er vergröbert auf das Theater zurück. Er grimassierte, dehnte und zog. Er wurde geheimnisvoll, larmoyant. Und entlarvte sich am neuen Drama. Als Wegener den Millionär in Kaisers ‚Koralle‘ und den fünften Matrosen in Goerings ‚Seeschlacht‘ spielte, Figuren, die darstellerische Schärfe und Präzision verlangten, da zeigte sich die Bürgerlichkeit der klugen Schauspielkunst. Wegener fand keine Melodie und keinen Rhythmus. Er nahm dem Satz das Tempo, die Elastizität und hielt sich an logische Betonungen. Wegener wurde amusisch — ein Nicolai der Schauspielkunst — und überzeugte erst wieder, als er sich in einer Rolle des gesunden Menschenverstandes zur Vernünftigkeit seiner Gestaltungsmittel bekennen durfte: als Carlos im ‚Clavigo‘.

Der kluge Darsteller sieht Teile, der geistige das Ganze. Der kluge betont, der geistige vertont. Die Entwicklung von Kurt Götz zeigt die Ueberwindung des klugen Schauspielers durch den geistigen. Als er im Anfang seiner berliner Tätigkeit noch abhängig von denkenden Schauspielern war, zerbröckelte er den Dialog und gab Stückwerk. Er war ein direkter Charakteristiker, der mit mimischen Einzelheiten die Eigenschaften der Figuren strichelte. Je vielfältiger er aber beschäftigt wurde, desto mehr bekannte er sich zu Geschlossenheit und Sammlung. Die Charakteristik ging auf in der Melodie des Menschen. Der innere Rhythmus ersetzte das äußere Gehaben. Variationen der Sprechmelodie änderten die Gestalten. Die Figuren gehorchten ihren anonymen Forderungen und wechselten ohne phantastische Knoten und stilistische Verdickungen in eine schwebendere Welt hinüber.

(Auch Ernst Deutsch gehört in die Reihe der geistigen Schauspieler. Auch er fand die Uebersetzung in eine elastische präzise, lückenlose Tonsprache, deren Takt nicht naturalistisch gestört wurde. Auch er fiebert von Energien, und jeder Satz ist geladen mit Spannungen. Aber es fehlt die Lösung ins Unbewußte, und damit öffnen sich Grenzen der Manier.)

Der geistige Schauspieler hat das zweite Gesicht und das zweite Gehör. Werner Krauß ist so besessen von seinen innern Erfahrungen, daß er mit vertauschten Sinnen spielt. Es ist, als ob er die Töne sähe und die Gebärden hörte. Brennende Intensität des Gestaltens läßt Klänge körperhaft und Bewegungen klingend werden. Die Phantasie hat letzte Stoßkraft: dämonische Gesichte werden formelhaft zusammengedrängt. Wie Werner Krauß den vierten Matrosen in der ‚Seeschlacht‘ spielt: mit gestrafftem Körper, aus knappen Kommandotönen eine gehaltene Sprechmelodie voll innerer Spannungen aufbauend, aus einem sachlichen Beruf in einen sachlichen Wahnsinn übergehend:

das ist neue Schauspielkunst. Glühende Visionen werden durch ihre eigenen Energien zusammengehalten. Phantasie wird Sachlichkeit, und Intensität ist Plastik. Werner Krauß hat ohne Absicht und Programm aus seiner schauspielerischen Persönlichkeit heraus das Pathos und den Rhythmus der modernen Dichtung und Malerei. Er entlarvt die tendenziösen Stilbestrebungen des Theaters. Er widerspricht der Regie und befruchtet sie, indem er das vollbringt, was sie nur fragmentarisch versucht hat: er verkürzt, anstatt zu vervollständigen. Wenn Expressionismus letzte Konzentration ist, gibt es eine expressionistische Schauspielkunst.

Silvester von Kaspar Hauser

Im niedern Zimmer
zieht sich der Pfeifenrauch in dicken, blauen Schwaden.
Der Nachtsturm rüttelt an den Fensterladen;
die brave Lampe leuchtet mir wie immer.

Wie stets glüht mir der rote Wein
im festen Glase mit dem Kaiserbilde;
ein stiller Wein — er mundet mir so milde —
ich träum ins Glas — was spiegelt sich darein?

Vier lange Jahre.
Es hieß sich immer wieder, wieder ducken
und schweigen und herunterschlucken.
Der Mensch war Material und Heeresware.

Das ist vorbei.
Was ist uns nun geblieben?
Wo ist das Deutschland, das wir ewig lieben?
Wofür die Plackerei?

Für nichts.
Ich tue einen Zug — die Pfeife knastert —
Was hat man uns gebetet und gepastert —
Tag des Gerichts!

Und wißt Ihr, wer uns also traf?
Der Koksbaron und der Monokelträger,
das Bürgerlamm und der Karrierejäger —
Ihr lagt im Schlaf.

So wacht heut auf!
Wir trugen unser Kreuz und jene ihre Orden —
wir sind gestoßen und getreten worden:
Muschkot, versauf!

Vergeßt ihr das?
Denkt stets daran, wie jene Alten sungen!
Ich aber komm euch in Erinnerungen
ein volles Glas —!

W. Wertheim von Alfons Goldschmidt

Am sechsten April 1914 wurde über die W. Wertheim G. m. b. H. Konkurs eröffnet. Rund 7,8 Millionen Mark Ueberschuldung, 2000 nichtbevorrechtigte Gläubiger; beinahe 4 Millionen Mark angemeldete Forderungen, ungefähr 16 % Konkursdividende. Am zweiten Dezember 1918 begann vor dem Schwurgericht des Berliner Landgerichts I der Prozeß gegen die beiden ehemaligen Geschäftsführer der Gesellschaft, Berthold Cohn und Franz Rumpel. Wegen Konkursverbrechens, einfachen Konkursvergehens und Vergehens gegen das G.m.b.H.-Gesetz. Am neunten Dezember wurden die Angeklagten freigesprochen. Wichtige Beweisanträge wurden zurückgezogen, die Sache verlief viel schneller, als die Berichterstatter gefürchtet hatten, und Manches, was hätte gesagt werden müssen, blieb ungesagt. Schade, denn dieser Prozeß hätte ein Hineinleuchten werden können, ein Sezieren, ein Aufdecken. Er hätte ein Schulprozeß werden müssen. Er hätte es grade in dieser Zeit werden müssen. Denn wir brauchen Belehrungen, wir brauchen Analysierungen gewisser Finanzmethoden, wir brauchen eine Entblößung der Geschäfte der Deutschen Bank.

*

Sie waren ja Alle aufmarschiert oder erlangbar. Nicht nur der „Kammerpräsident" Künzig, nicht nur der Madeira-Hofmann, nicht nur der Mankiewicz — auch Andre konnten hergeholt werden, und es konnte sozusagen ein Kongreß werden, ein Kongreß, an dem auch Eduard Bernstein und die Sozialisierungskommission ihr Vergnügen gehabt hätten. Ein Kongreß ist es nicht geworden, es war nur ein kleines Verhör, und der Staatsanwalt Messerschmidt wurde böse, als ein Rechtsanwalt der Deutschen Bank Vermögensschädigung vorwarf. Die Deutsche Bank hat noch niemals Vermögensschädigungen begangen. Das wird beispielsweise Fürst Hohenlohe bekunden, und auch Andre werden es bestätigen. Solche Behauptungen sind Unsinnigkeiten, Frechheiten, Sakrilege gegen die Majestät Deutsche Bank. Die kalte Wut konnte einen packen; man sah ordentlich, wie Paulchen Mankiewiecz sich die Hände rieb.

*

Es waren Probleme zu lösen. Die Hauptsache war nicht Herr Berthold Cohn, Herr Cohn-Donnay aus Brüssel, die Hauptsache war nicht eine verschwiegene Ueberschuldung von 10½ Millionen Mark: die Hauptsache war ganz etwas Andres. Die Hauptsache war die Geißelung des Hypothekenschwindels, des Ueberdenschornsteinbeleihens, der bekannten Sanierungsmanöver, die weiter nichts sind als faule, aber erfolgreiche Baisse-Manipulationen, der berliner Rekordsucht, der Bodenpreistreiberei, der Stellenbesetzung mit schwankenden Gestalten, der Ausnutzung einer feudalen Geschäftsblindheit durch Gepichte. Alles das hätte man bestrahlen müssen. Das hat man nicht getan. Der Prozeß wurde heruntergejagt, die Hauptzeugen, die Zeugen mit den Kenntnissen, wurden nicht verhört, und Herr Paul Mankiewicz konnte sich einen Reinwaschleitartikel gemischt mit lächelnden Ueberlegenheiten leisten. Schade! Man hätte ihm Einiges erwidern können, und die Regierung hätte sich vielleicht doch entschlossen, die Großbankkontrolle schleunigst zu errichten.

*

Die W. Wertheim G. m. b. H. war eine Zorngründung. Eine Gründung aus Familienentzweiung, aus Bruderzwist, also eine Hetz-

gründung, eine Todeskandidatin schon bei der Geburt. Georg, Franz, Wilhelm und Wolf waren erheblich uneinig geworden. Es kam zur Kündigung, zur Liquidation, zu Schadenersatzforderungen, zu peinlichen Zeitungsartikeln und schließlich zur Errichtung der G. m. b. H. W. Wertheim gegen A. Wertheim. Der Bruder wollte die Brüder niederkonkurrieren. Mit 4 Millionen Mark begann er das Unternehmen. Zunächst in der Potsdamer Straße. Aber das genügte ihm nicht, das war kein Palast, das war kein Ueberpalais. Deshalb mußte das Passage-Kaufhaus heran und ein großer Bau am Dönhoffsplatz. Die Sache war von vorn herein verfehlt. Keine Einheitlichkeit, keine Ruhe, kein System, nur Zorn. Spesenschleuderei. Ausnutzung, Wahnsinnsmieten, unerhörte Hypotheken. Es ging nicht, obwohl die bekannte Presse vor den Seiteninseraten des Wolf Wertheim log, daß sich die Balken bogen. Ich könnte davon erzählen. Ich könnte erzählen, wie das Seiteninserat die Pleite verdeckte, und wie hinter dem Seiteninserat sich erbauliche Dinge zutrugen.

*

Bald war der Zornige sein Geld los. Und nun beginnt recht eigentlich der Prozeß, der nicht geführt wurde. Schon die riesenhafte Ausbreitungssucht W. Wertheims war kennzeichnend für den „Amerikanismus" Neu-Berlins. Kein Auge, der Blick über die Grenzen weg, ein blödsinniger Galopp ohne Sinn und Verstand. Interessanter aber ist die Sache seit dem Auftreten der Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft. Diese Gesellschaft war Herrin der Passage-Kaufhaus A. G., die der W. Wertheim G. m. b. H. das Passage-Kaufhaus zum Jahrespreise von 1 Million Mark vermietete. Das Passage-Kaufhaus war das überkreditierteste Haus Berlins. Weit über den Schornstein hinaus, in den blauen Himmel hinein langten die luftigen Hypotheken. Wolf Wertheim hatte kein Glück in diesem Hause. Er mußte abtreten, die Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft kam an seine Stelle. Damit hatte die direkte Warenhaus-Aera des Fürstentrustes begonnen. Man hatte dem Mann eine untragbare Last aufgehalst, hatte ihn zu Verpfändungen gezwungen und saß nun selbst drin. Eine der peinlichsten Finanzierungsgeschichten Berlins. Eine Geschichte mit Lufthypotheken, mit unmöglichen Mieten, mit schnellen Belastungen des Privatvermögens, mit Rettungsängsten, mit Rauswurf und Uebernahme eines unmöglichen Risikos.

*

Wir sehen also: Zorngründung ohne Rentabilitätsaussichten, Aufdenhalsladen untauglicher Objekte, Hinnahme zweifelhafter Sicherheiten, Uebernahme der aufgelegten Pleite. Erst hatte Wolf Wertheim sich selbst reingeritten, dann ritten die Fürstendiener ihre Auftraggeber rein. Mit allerlei Unklarheiten und Verschachtelungen, mit der Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft, mit der Handels-Vereinigung und der Palästina-Bank. Schließlich war Fürst Hohenlohe der Hauptgläubiger der W. Wertheim G. m. b. H. Der Karren war verfahren, und die Deutsche Bank trat auf den Plan. Jetzt beginnt das Hauptkapitel, das Kapitel, aus dem im Prozeß nur wenig vorgelesen wurde. Es begann die „Liquidierung" des Fürstentrustes, woran die Deutsche Bank nichts verlor. Die Aktion der Deutschen Bank begann im Sommer 1913, aber die W. Wertheim G. m. b. H. ging im April 1914 in Konkurs. Es fragt sich: wie hat die Deutsche Bank saniert? Hat sie mit Rücksicht auf die Kleingläubiger, die Pintschelieferanten, die Groschenängstlichen liquidiert oder mit Abstoßung des Risikos und mit Beibehaltung der guten Objekte? Welche

Rolle hat sie bei der Verpfändung des Fürstentrust-Eigentums, bei den Berliner Terrain- und Bau-Obligationen, bei den Beleihungen, den Verwertungen, den Lombardierungen, den Zinsberechnungen gespielt? Die Passivität bei drohenden Krachs, das Laufenlassen der Unglücklichen, das ist es. Wer wird von unsern Großbanken gestützt? Wem dient der Kredit? Wem wird dargeliehen, wer wird gerettet? Die Beantwortung hätte im Prozeß erfolgen müssen. Das wäre ein Resultat gewesen.

*

Wir sehen also: Zorngründung ohne Rentabilitätsaussichten, Abgewirtschaftetsein, Rausgeworfensein von Leuten, die selbst nichts verstanden. Aus der Zorngründung war ein Kuddelmuddel geworden, und an dieses Kuddelmuddel trat die Deutsche Bank mit den edlen Absichten heran. Herr Mankiewicz trat mit den edlen Absichten heran, Paul Mankiewicz trat heran. Damit hatte die Deutsche Bank gewonnen, und die Andern hatten verloren. Dies ist die Rolle des Bankkapitals: Heruntergekommenes auf solche Weise zu retten. Und ein Staatsanwalt stellt sich fechtend vor die Deutsche Bank.

Antworten

Berta Lask. Ich habe in Nummer 49 geschrieben: „Frauen, ich bitte euch — laßt das. Ihr verfaßt Aufrufe, feuert an, ratet ab und zu — laßt das . . . Habt Ihr durch lange Haare Gemeinschaft? . . . Ihr müßt euch mit den Gesinnungsgenossen verbünden, nicht mit Genossinnen des Geschlechts." Darauf antworten Sie mir: „So mahnt und belehrt uns Siegfried Jacobsohn, weil sein Denken und Menschentum der Zeit um ein halbes Jahrtausend vorauseilt, und weil unser Gefühls- und Bluterlebnis ihm fehlt. Das ungeheure Geschehnis der Gegenwart: das Neubuchstabieren des Wortes ‚Mensch', die Entdeckung, daß ‚Mensch' Mann und Frau bedeutet, dies Geschehnis, vor zwei Jahrtausenden in Judäa vorbereitet, jetzt zur Erfüllung reifend, ist ihm schon eine triviale Selbstverständlichkeit. Es ist aber keine Selbstverständlichkeit. Und diese Nichtselbstverständlichkeit war unser erschütterndes Erlebnis, das den Kern unsres Seins mit Vernichtungsschauern bedrohte. Aus diesem furchtbaren Erleben der Infragestellung unsres Menschentums, die zu Formen geronnen uns umstarrte, und aus dem glühenden Erleben der Gleich-und-Andersartigkeit unsres Menschentums erwuchs das Erlebnis der Solidarität der Frauen. Dies läßt sich nicht Andern übermitteln und läßt sich nicht ‚beweisen'. Doch es verleiht eine Kraft der Gewißheit, die allem Nichtverstehen und Besserwissen standhält. Eine Zeit der Menschheitsvollendung kündet sich an. Die Männer rufen die Frauen zu neuer Gemeinschaft. Und wir kommen, freudig und bereit, neben und mit den Männern zu wirken, immer und überall. Gesinnungs- und Arbeitsgenossen wollen wir suchen ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht. Keine Arbeit sollen die Männer allein tun müssen. Keine Verantwortung soll auf ihnen allein lasten. Wir wollen keine Schranke ziehen und uns nicht abseits stellen. Das Bewußtsein gemeinsamen Menschentums muß unsre gemeinsame Arbeit überstrahlen, wenn der Bau gelingen soll. Doch unter der Kuppelwölbung des verbindend Menschlichen und über dem Mosaikboden gemeinsamer Arbeit wird eine Frauengemeinschaft sichtbar werden, nicht gewollt, gemacht oder zusammengerufen, sondern aus gewaltiger Notwendigkeit erwachsen, durch Blutsreligion zusammenge-

halten, die Gemeinschaft der Erwachten, Verantwortlichen. In welche Welt rufen uns die Männer? In die seit Jahrtausenden von Männern für Männer erbaute. Und welches Werkzeug geben sie uns in die Hand? Das seit Jahrtausenden von Männern für Männer geformte. (Dies wissen die Männer nicht; denn unbewußt sagen sie ‚menschlich' für ‚männlich'.) Und hinter diesen Formen steht der jahrtausendalte Gemeinschaftsgeist der Männer, der alles Frauenwesen ausschloß und — wie auch immer gelockert und durchbrochen — in allen Institutionen fortwirkt. Gehen wir einzeln in diese Welt hinein — und das wollen und müssen wir — so werden die männlichen Formen und Werkzeuge: Staat, Parlament, Dialektik, Rhetorik uns überwältigen und vergewältigen. Denn wir bringen kein fertiges eignes Werkzeug mit. Unser Geist und Wesen werden männlicher Formung nicht genug widerstehen, und wir werden der Menschheit nicht Alles bringen, was sie von uns ersehnt. Die Menschheit aber ruft und braucht uns ganz, braucht den Strahl unsrer eigensten, unverbogenen Kraft. Darum, kameradschaftlich neben den Männern stehend, rufen wir Frauen einander an, daß die Blutswärme und Geisthelle der wachen Gemeinschaft uns emporhelfe zu unsern Wegen." Sehr schön. Aber, liebe Frau, ist denn dies der erste Krieg? Hatten Frauen noch nie Gelegenheit, zu lernen? Nein — es steht fest, daß Frauen von Natur aus bei dem Erfolg sind, bei dem Sieger, bei Dem, der stärker ist. Ich will Ihnen keine Beispiele aus diesem Kriege sagen — sonst würden Sie auf Ihre Genossinnen schelten. Wie dem aber auch immer sei: wendet Ihr euch, Frauen, von dem polternden deutschen Kater ab, von dem französischen Gockel und der englischen Dogge, denkt Ihr nur noch menschlich, seid Ihr nur noch Menschen statt „Heldenmütter": so oft Ihr ruft, sollt Ihr willkommen sein!

Hermann Popert. Gern bestätige ich Ihnen, daß Georg Metzlers Frage: „Wer war denn unter den Bürgerlichen nicht alldeutsch bis auf die Knochen?" andre Leute als Sie meint und trifft. Sie warens nicht. Sie haben — wie auch aus Ihrer letzten Arbeit im ‚Vortrupp' hervorgeht, in der Sie Ihr Pseudonym Fidelis lüpfen — Sie haben immer gekämpft, aber man hat sie schikaniert, unterdrückt und unmöglich zu machen versucht. Trotzdem sind Sie nicht alldeutsch geworden. Und wenn ich Ihnen jetzt einen Rat geben darf: seien Sie nicht gar so gewissenhaft mit den kleinen und großen Preßkötern dieser Alldeutschen. Es lohnt nicht, und Ihre Aufsätze leiden unter der erdrückenden Wucht des trockenen Materials, das Sie gegen die Unheilstifter angesammelt haben. Auf die Dosierung kommts an in der Polemik; von der ich genug zu verstehen glaube, um mir diese kollegiale Belehrung zu verstatten.

Verein Berliner Presse. Ihr habt mit einer Organisation der Wäschefabrikanten, einer Zwangs-Innung Steglitzer Schornsteinfeger und einem Verband von Lehrern des Operngesanges zusammen einen Vertreter in den Arbeiterrat wählen müssen. Erspart mir die Saphir-Witze — es ist ein Zeichen mehr des großen Tohuwabohus, in das wir geraten sind, und aus dem wir bald wieder herausmüssen. Natürlich kann ein einziger Mann die Interessen aller dieser Organisationen vertreten — aber das war ja das System der alten preußischen Regierung, daß Einer, der von drei Sachen nichts verstand, aus diesem Manko eine vierte Tätigkeit machte: er verwaltete. Wir brauchen eine rein ständische Vertretung. Und nur die Tatsache, daß dieser Arbeiterrat nicht ewig leben wird, beruhigt mich. So tröste er auch euch.

Peter Panter. Sie schreiben mir: „Ludwig Hardt hat wieder einmal einen Heine-Abend gegeben, ein vollendeter Genuß für die Hörer. Nicht nur, weil sich ergibt, daß Heine springlebendig ist, als habe er gestern für die lieben Deutschen geschrieben (deutscher Bürger! vor dir sind siebzig Jahre wie ein Tag!) — sondern weil hier wirklich einmal Vortragskunst eine eigene Kunst ist. Mit den feinsten und kleinsten Mitteln werden die größten Wirkungen erzielt: Hardt hebt die Hand, ein Fakir hebt die Hand: die Masse lauscht, daß man die Atemzüge hört. Er hat alle Wirkungen ausgeschöpft, die Heine beabsichtigt hat — und noch andre, die er erst herausholt. Wie zart ist sein Humor, wie leise, wie unaufdringlich ist das alles gemacht! In den kurzen Verszeilen zittert noch der Rhythmus der langen nach, der Rhythmus herrscht, der Takt, und der Sinn ergibt sich scheinbar ganz von selber. Alle hörten ihm zwei Stunden mit Genuß zu — wir wollen doch den Lesern der ‚Weltbühne‘ sagen, daß er ein großer Künstler ist, den man lieben muß. Und wenn er gar einmal Prosa liest — er ist der einzige lebende Vortragende, der das kann — und vielleicht einmal seine geliebten Norddeutschen und dazu Volkserzählungen von Tolstoi: dann sollen sich ihn Die anhören, zu denen Kunst auch durch das Ohr dringt!“ Und vor allem Die, füge ich hinzu, die mit einer öffentlichen Erscheinung nichts anzufangen wissen, solange sie sie nicht eingekastelt haben, und die Ludwig Hardt das Unrecht antun, ihn nur für einen Schauspieler-Parodisten zu halten.

Berliner Jude. Väterlich mahnen Sie mich, die Schmählichkeiten von Juden zu übersehen und ihre Anprangerung den Antisemiten zu überlassen. Aber grundsätzlich bin ich andrer Meinung als Sie und werde sofort ein zweites Mal Ihren Wünschen zuwiderhandeln. In der Neuen Freien Presse hieß es vor einigen Wochen: „Die Gerechtigkeit zwingt, zuzugeben, daß die französischen Haß- und Rachegefühle begreiflich sind, nachdem der Krieg vier Jahre lang in Frankreich gewütet und blühendes französisches Land vernichtet hat. Man denke unter anderm nur an die systematische Verwüstung französischer Gebiete, die aus ‚strategischen‘ Gründen bei deutschen Rückzügen ausgeführt wurden!“ Das wiederholt der ‚Friede‘, und dann fährt die tapfere wiener Wochenschrift fort: „Wißt Ihr, wer das geschrieben hat, wer die deutsche ‚Strategie‘ unter höhnische, ironisierende, ablehnende, vernichtende Anführungszeichen setzt? Herr Paul Goldmann! Jenes Benedikt-Subjekt, das sich während der vier Kriegsjahre mit der gierigsten Beflissenheit im deutschen Hauptquartier umgetan, dort zwischen Hindenburg und Ludendorff getafelt und dann die enthusiastischsten Verherrlichungen deutscher Feldherrnkunst in der Neuen Freien Presse losgelassen hat. Keiner nahm zum Lobe der Hindenburg-Strategie das Maul gleich ekstatisch voll. Keiner wie er pries all die Kriegsjahre hindurch so unbedingt jeden Streich der obersten deutschen Schlachtenlenker als Geniestreich. Keiner wedelte stürmischer als er, mit begeisterungtropfender Feder, vor, hinter, neben, um Hindenburg und Ludendorff. Speziell den berühmten Zerstörungsrückzug pries er in den fettigsten Neue-Freie-Presse-Tönen. Und was hat er jetzt für die deutsche Strategie übrig? Frozzelnde, erledigende, hämische Anführungszeichen. Sozusagen: einen Gänsefüßchen-Tritt. Vomitum te[illegible]s, amici!“ Vorausgesetzt, daß Ihr könnt, meine Freunde. Der ‚Friede‘, der das gegen einen Juden unternommen hat, trotzdem ihn Juden herausgeben, redigieren und schreiben, wird nun

noch von einem Juden wie mir zitiert; und wir Alle sind sicher, damit den Juden zu nützen. Es hat keinen Sinn, daß wir vor dem Antisemitismus die berühmte Vogel-Strauß-Politik treiben. Mag er sich in der gröbsten Form ohne Wahl gegen gute und schlechte Juden richten: die gröbste Form stiftet keinen Schaden. Den Schaden stiftet die feinere Form, deren Beherrscher viel zu geschickt sind, um sich unwirksamen Materials zu bedienen. Dieses ihr Material entwerten wir ihnen, indem wir selber unsern mißratenen Glaubensgenossen das Urteil sprechen. Soll erst irgendein Hetzorgan auf Herrn Goldmann weisen und losbelfern? Empfiehlt es sich nicht vielmehr für uns, in Ruhe zu sagen: Diesen Zeitungsmann haben die bessern Vertreter des Standes von jeher abgelehnt. Daß er rechts und links schreiben kann wie sein Kollege Schmock, der durch Unauffälligkeit vorteilhaft von ihm absticht, überrascht uns nicht im geringsten. Jetzt wird auch noch die Rasse in uns gegen ihren schäbigsten Repräsentanten aufgerufen. Wir haben jeden Juden, der den Inhabern einer mörderisch rohen Gewalt bewundernd nachkroch, als Verräter am Geist und am Menschentum empfunden. Wenn solch ein Verräter aber gar heute aus Opportunismus seinen eigenen Verrat verrät, so erreicht er damit ein Maß der Verächtlichkeit, auf dessen wahrheitsgetreue Bezeichnung Gefängnis steht. Und so müssen wirs leider bei diesen bescheidenen Andeutungen bewenden lassen.

J. H. Nein! Rufen Sie auch bei den schlimmsten Harlekinaden der Spartaciden nicht nach dem alten Büttel und nach den Franzosen, die ihn etwa schwingen helfen sollen. Denn der Fasching, der ja nicht alle Tage ist, wird vorübergehen — aber der alte schwarz-weiße Zaunpfahl, mit dem man uns so manch liebes Mal gewinkt hat, ist aus hartem Holze geschnitzt gewesen. Seid froh, daß Ihr ihn gestürzt habt: er ruhe in Moder und Frieden!

Türmer. Ich will mich ja gern von allerhand Leuten bekritteln lassen: daß ich in den Rat geistiger Arbeiter getreten bin, und daß ich ihn wieder verlassen habe — aber von dir nicht. Von dir nicht, der du im Kriege tosend und brüllend mit der preußischen Meute hinter der Menschlichkeit und allem, was das Leben lebenswert macht, hinterher warst. Von dir, der du zwar zum Schauen bestellt bist, aber meistens, wie das so bei Turmwächtern üblich ist, sanft bekümmelt an einer Scharte lehnst, den Spieß in der Rechten, den schlechten Stil in der Linken — von dir will ich nichts gesagt hören. Kusch!

Konrad H. Sie teilen berichtigend mit, daß Karl Liebknecht nicht mütter-, sondern väterlicherseits von Martin Luther stammt. Johannes Fischart dankt und wird in der Sammlung seiner Charakteristiken, deren erster Band am Anfang des neuen Jahres bei Oesterheld & Co. erscheint, der lautern Wahrheit zum ungeschmälerten Recht verhelfen.

Walter Sch. Ob Reventlow noch lebt? Da er noch lügt, wird er ja wohl noch leben. Jetzt hat er entdeckt, wer „wesentlich zum Ausbleiben des Erfolges des U-Boot-Krieges beigetragen" hat. Nicht sein Tirpitz, der zu wenig Boote gebaut hatte, sondern — Graf Brockdorff-Rantzau, weil er nämlich verhindert hat, daß Dänemark sich auf die Seite der Entente schlug. Sie lehnen es ab, da noch von Lüge zu sprechen? Ganz richtig. Der Berliner murmelt da nur das eine Wort: Gummizelle.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.



